

# Ratlos oder schlecht beraten?

## Diskontinuierliche Ausbildungsbiografien von Abiturienten

Dissertation

zur Erlangung des Grades eines Doktors der Philosophie

an der

Philosophischen Fakultät

der

Technischen Universität Dresden

vorgelegt von

Dipl.-Soz. Ingo Blaich

geb. am 26.04.1978 in Lübben/Spreewald

Betreuer: Prof. Dr. Karl-Siegbert Rehberg (TU Dresden)

1. Gutachter: Prof. Dr. Karl-Siegbert Rehberg (TU Dresden)

2. Gutachter: Prof. Dr. Michael Hofmann (Universität Jena SFB 580, apl. Professor der TU Dresden).

# Inhaltsverzeichnis

<b><i>I. DIE GESELLSCHAFTLICHE UND SUBJEKTIVE BEDEUTUNG DER BERUFSWAHL</i></b> .....	<b>6</b>
<b>1.1 Einleitung und Problemaufriss</b> .....	<b>6</b>
Berufsfindung im ‚Zeitalter der Unsicherheit‘? .....	6
Vortheoretisches Verständnis des Untersuchungsgegenstandes .....	10
Thematische Einordnung und Forschungsüberblick .....	14
<b>1.2 Berufsfindung und Vergesellschaftung</b> .....	<b>18</b>
Berufswahl als sozialer Zuweisungsmechanismus .....	18
Berufsfindung oder Berufswahl? .....	27
Berufsfindungsverlauf und Berufswahltheorien .....	29
<b>1.3 Zur Theorie des Lebenslaufs</b> .....	<b>33</b>
Der institutionalisierte Lebenslauf .....	33
„Normalbiografie“ als sozialwissenschaftliches Konstrukt .....	39
<b>Konzeptionalisierung der Berufsfindung als Statusübergang und Entwicklungsaufgabe</b> .....	<b>42</b>
<b><i>2. ZWEI ‚MODERNEN‘? – GEMEINSAMKEITEN UND DIFFERENZEN ZWISCHEN OST- UND WESTDEUTSCHEM LEBENS-LAUFREGIME</i></b> .....	<b>46</b>
<b>2.1 Sozialgeschichtliche Befunde zum westdeutschen Lebenslaufregime</b> .....	<b>47</b>
Der Wandel von Jugendverläufen – Generalisierung eines ‚exklusiven‘ bürgerlichen Modells .....	47
Diskontinuierliche Erwerbsbiografien .....	58
Normative Subjektivierung der Institution Beruf .....	64
Verlagerung und Verweigerung: die Varianz privater Lebensformen .....	74
<b>2.2 Lebensbewältigung unter Transformationsbedingungen – Besonderheiten ostdeutscher Biografien</b> .....	<b>79</b>
Die Lebenswelt der DDR-Gesellschaft .....	80
Mentalitäten und Wertewandel .....	82
Jugend und Berufsausbildung in der DDR .....	84
Lebenswelt im Umbruch .....	87
Berufsfindung im Transformationsprozess .....	90
<b>2.3 Rekonzeptionalisierung in Übergangs- und Lebensverlaufsforschung</b> .....	<b>97</b>
Neue Lebensphasen: „junge Erwachsene“ und „Postadoleszenz“ .....	97
Verlaufsform und Prozesslogik des Übergangsgeschehens .....	101
Abkehr vom Übergangsparadigma - das Konzept der sozialen Lage .....	104

<b>3. <i>LEBENSGESTALTUNG IN DER ‚REFLEXIVEN‘, ‚RADIKALEN‘ ODER ‚POST‘- MODERNE? – DIE KULTURELLE DIMENSION GESELLSCHAFTLICHEN WANDELS</i></b> .....	<b>108</b>
<b>3.1 Der heuristische Rahmen: Theorie der reflexiven Modernisierung und ihre Kritik</b> .....	<b>108</b>
Von der Individualisierungsthese zur Theorie reflexiver Modernisierung .....	108
Individualisierung im Kontext der Institutionalisierungsthese .....	115
Kulturelle Postmoderne - Von Einheit zu Differenz .....	118
Ein neues kulturelles Modell – Selbstverwirklichung und Erlebnisorientierung .....	122
Erlebnisgesellschaft <i>revisited</i> – Zur Nachhaltigkeit sozio-kultureller Wandelprozesse .....	126
<b>3.2 Zur Logik biografischer Lebensbewältigung</b> .....	<b>133</b>
Biografische Unsicherheit – institutionalisierte Subjektivität.....	133
Kompetenzentwicklung statt Identitätsbildung .....	137
Subjektidealisationen im ‚neoliberalen‘ Zeitalter .....	142
<b>3.3 Kritik des auf Handlungsfähigkeit zentrierten Akteurmodells</b> .....	<b>147</b>
Bestimmung und Genese von Handlungsfähigkeit.....	147
Bedrohung von Handlungsfähigkeit in der Moderne .....	151
Biografische Kompetenz vs. biografische Lebensbewältigung .....	158
Exkurs zum Entscheidungsbegriff .....	164
<b>4. <i>ZWISCHENFAZIT</i></b> .....	<b>168</b>
<b>5. <i>METHODOLOGIE UND METHODEN</i></b> .....	<b>177</b>
<b>5.1 Standortbestimmung in der Biografieforschung</b> .....	<b>177</b>
<b>5.2 Heuristische Sozialforschung als leitende Methodologie</b> .....	<b>184</b>
<b>5.3 Methodik der Datenerhebung &amp; Datenanalyse</b> .....	<b>187</b>
Experteninterviews .....	187
Einzelinterviews .....	189
Auswertungsverfahren .....	191
Operationalisierung .....	198
<b>6. <i>AUSWERTUNG DER EXPERTENINTERVIEWS</i></b> .....	<b>200</b>
<b>6.1 Anlage der Expertenbefragung</b> .....	<b>200</b>
<b>6.2 Ergebnisse der Expertenbefragung</b> .....	<b>201</b>
Zum Verlaufstypus längerer Berufsfindungsprozesse .....	202
Relevanz der Einflussfaktoren auf den Berufswahlprozess .....	202
Einordnung der Ergebnisse .....	206

---

<b>7. AUSWERTUNG DER EINZELINTERVIEWS.....</b>	<b>209</b>
<b>7.1 Allgemeine Charakterisierung.....</b>	<b>209</b>
<b>7.2 Typologie der Berufsfindungsverläufe.....</b>	<b>212</b>
Typ 1 Hauptthema: Suchen.....	212
Typ 2 Hauptthema: Höherqualifizierung .....	223
Testing the Limits.....	225
<b>7.3 Kausale Analyse: Einflussfaktoren auf den Berufsfindungsprozess.....</b>	<b>232</b>
Berufswünsche und Präferenzen.....	232
Motivationsmängel.....	235
Entscheidungsstile .....	238
Die Rolle der Schule .....	244
Der Einfluss von Familien und Freunden .....	245
Berufsberatung .....	250
Institutionelle und strukturelle Faktoren.....	252
<b>8. KONKLUSION UND AUSBLICK.....</b>	<b>254</b>
<b>8.1 ‚Alles im Rahmen‘ - Verlängerte Berufsfindungsprozesse als vorstrukturierte Möglichkeit.....</b>	<b>254</b>
<b>8.2 Normative Subjektivität –Berufsfindung und Persönlichkeitsentwicklung.....</b>	<b>259</b>
<b>8.3 Spezifika des ostdeutschen Sozialisationskontextes .....</b>	<b>266</b>
<b>8.4 Konsequenzen für die Berufsvorbereitung und Berufsberatung.....</b>	<b>267</b>
<b>8.5 Methodische Reflexionen.....</b>	<b>269</b>
<b>LITERATURVERZEICHNIS .....</b>	<b>272</b>

## Verzeichnis der Abbildungen und Tabellen

Abbildung 1: Struktur des deutschen Bildungssystems und möglicher Übergangswege .....	24
Abbildung 2: Modell der singulären Berufswahlentscheidung .....	31
Abbildung 3: Verteilung der Schüler der 8. Klasse auf Schultypen 1952-1990 (in %).....	54
Abbildung 4: Anteil der 17-25-Jährigen in Ausbildung.....	55
Abbildung 5: Anteil der 17-25-Jährigen in Erwerbsarbeit.....	55
Abbildung 6: Übergangsquoten ins duale System nach Schulabschluss ( in %).....	57
Abbildung 7: Medianwerte der Indikatoren familialer Übergänge.....	74
Abbildung 8: Anstieg der Scheidungsraten .....	76
Abbildung 9: Demokratiezufriedenheit in Ost- und Westdeutschland 1992-2006 (in %) .....	94
Abbildung 10: Typologie jugendlicher Entwicklungswege .....	103
Abbildung 11: Erziehungsziele in der Bundesrepublik und den alten Ländern (1951-1995).....	124
Abbildung 12: Erweitertes Berufswahlmodell .....	174
Tabelle 1: Idealtypischer Verlauf von Berufsfindungsprozessen .....	27
Tabelle 2: Übersicht zu Berufswahltheorien .....	30
Tabelle 3: Gesellschaftliche Wandlungsprozesse der Nachkriegszeit in Deutschland .....	39
Tabelle 4: Entwicklung der Vertragsformen in Westdeutschland (in %) .....	59
Tabelle 5: Anteil der Absolventen in regulärer Beschäftigung.....	60
Tabelle 6: Sicherungsstrategien von Hochschulabsolventen: Vergleich zwischen 1989-2005.....	62
Tabelle 7: Der Individualberuf nach G. G. Voß.....	71
Tabelle 8: Häufigkeit des Alleinlebens 1972 und 1996 in Westdeutschland in % .....	78
Tabelle 9: Merkmale von Yo-Yo-Übergängen .....	102
Tabelle 10: Werttypen nach Klages/Gensicke.....	129
Tabelle 11: Werttypen in der gegenwärtigen Jugend.....	131
Tabelle 12: Typen der Handlungsorientierung.....	153
Tabelle 13: Typologie der Prozessstrukturen des Lebenslaufs nach Schütze .....	157
Tabelle 14: Vier-Felder-Schema der Prozesstypen .....	157
Tabelle 15: Dimensionen der Lebensbewältigung .....	161
Tabelle 16: Formen biografischer Widerständigkeit.....	163
Tabelle 17: Übersicht über hermeneutische Verfahren.....	191
Tabelle 18: Kategorien für die Textanalyse.....	199
Tabelle 19: Zusammenfassung der Einflussfaktoren auf Berufsfindungsprozesse.....	206
Tabelle 20: Institutionelle und strukturelle Faktoren .....	253

# 1. Die gesellschaftliche und subjektive Bedeutung der Berufswahl

*Lisa ist 25 und hat schon fünf Fächer studiert. Aus Begeisterung für Reisen und fremde Länder begann sie mit Tourismusmanagement und Romanistik, bis sie merkte, dass weniger Reisen, als vielmehr Business, Bilanzen, Kalkulationen das Studium bestimmten. Physik war im Gymnasium eines ihrer Lieblingsfächer, wenn auch kein Leistungskurs. Naturwissenschaftler hätte gute Beschäftigungsaussichten, hieß es in der Studienberatung. Der Enthusiasmus war groß, die Enttäuschung ebenfalls. Von der interessanten Wissenschaft blieb zwischen stundenlangen Rechenaufgaben und abstrakten teils verwinkelten und ebenfalls nachzurechnenden Theorien nicht viel übrig. Auf zur nächsten großen Leidenschaft: Germanistik, mit Informatik und erneut Romanistik, im Kulturwesen würde sich schon eine Stelle finden lassen. Mathematik erwies sich auch bei den Informatikern als zu hohe Hürde; das Interesse für Literaturwissenschaft ließ bei Mediävistik und Lyrik auch schnell wieder nach. Heute jobbt Lisa in geringfügiger Beschäftigung und ist ratlos, wie sie ihr Berufsleben dauerhaft gestalten soll.*

## 1.1 Einleitung und Problemaufriss

### **Berufsfindung im ‚Zeitalter der Unsicherheit‘?**

Weckt diese kurze biografische Skizze mehr als nur Bedauern oder Verwunderung über soviel Naivität bzw. Unbeholfenheit in der Berufsfindung? Wird darin überhaupt mehr deutlich als die offenkundige Unfähigkeit rationaler Lebensplanung und Lebensführung, deren Bedingtheit nur psychologisch aufzuklären ist? Oder ist dieser nur leicht durch Anonymisierungen verfremdete Lebensabschnitt nicht vielmehr Ausdruck sich verflüchtigender institutioneller und normativer Orientierungsstrukturen, die dem Einzelnen nicht nur die Last der (permanenten) Entscheidung, sondern auch die dauerhafte intrinsische Motivierung zur (erfolgreichen) Umsetzung biografischer Pläne als Verantwortung aufladen? Werden Schwächen in Selbstdisziplin und rationaler Lebensgestaltung so unter der Hand zu kausalen Faktoren sozialer Ungleichheit, da das mit den gesellschaftlichen Verhaltenserwartungen und seinen Kompetenzschwächen allein gelassene Individuum so leicht den Anschluss im Rennen um begehrte Ausbildungs- und Studienplätze, Arbeitgeber und Einkommenspositionen verpasst? Dass mit dieser biografischen Skizze überhaupt eine relevante Aussage über die strukturellen wie kulturellen Gegebenheiten gegenwärtiger Ausbildungsbiografien (Berufsfindungsprozesse) getroffen wird, gilt als Grundannahme dieser Arbeit, die sich das Verstehen der Genese solcher und vergleichbarer Biografieverläufe als Wechselspiel zwischen individuellen Lebensplänen und institutioneller Chancenstruktur bzw. Restriktionen zum Ziel gesetzt hat. Dabei wird sich zeigen, wie gerade solche eingangs angeführte Biografieausschnitte einen tiefen Einblick in die Strukturiertheit und normative Rahmung gegenwärtiger Ausbildungsverläufe und Modi der biografischen Lebensbewältigung ermöglichen.

Wie kommt es, so die sich stellende Frage, dass jungen Menschen, denen mit dem Abitur der höchste Schulabschluss verliehen wurde, die sich damit öffnenden Türen nicht zu einer sie befriedigenden Berufs- bzw. Studienwahl nutzen können? Sind sie zu sehr im Bildungsmoratorium verhaftet, dass sie Leistungsanforderungen und der Ernsthaftigkeit von Ausbildungsgängen nicht Folge leisten wollen oder können; oder laufen Berufsfindungsprozesse gegenwärtig in einer in sich widersprüchlichen Konfiguration von strukturellen wie normativen Einflussfaktoren ab, die sich nicht zu einer subjektiv gelingenden Lebensführung integrieren lassen.

Wie schwer Hauptschulabsolventen eine Lehrstelle bzw. Arbeitsstelle finden, ist hinreichend bekannt; Abiturienten verfügen, von kurzen Konjunkturreinbrüchen abgesehen, konstant über die besten Beschäftigungschancen – und das gilt auch für Absolventen geisteswissenschaftlicher Fächer<sup>1</sup> (auch wenn der Berufseinstieg und die Etablierung hier länger dauert als bspw. in den Ingenieurwissenschaften). Der aufmerksame Blick in die Presse registriert über die Jahre regelmäßig Artikeln zur Problematik der Berufsorientierung gerade bei Abiturienten, deren Tenor sich knapp als ‚weitgehende Ratlosigkeit‘ bezeichnen lässt.

„Mache ich eine Lehre, oder studiere ich an einer Hochschule? Soll es eine Uni oder eine FH sein, und wenn ich das weiß, welches Fach? Nur ein Viertel der Oberstufenschüler fühlt sich über die Möglichkeiten nach dem Abi gut informiert, ein Drittel nennt die Vorbereitung dagegen unzureichend. Ein knappes Drittel ist sich unklar über die persönliche Eignung für den einen oder anderen Weg. Ebenfalls einem knappen Drittel erschweren die zulassungsbeschränkten Fächer die Planung der Zeit nach der Schule. Zudem macht sich jeder dritte Schüler in der Vorbereitungszeit auf das Abitur Sorgen über die Finanzierung seiner Ausbildung oder seines Studiums. Diese Schüler sind wenig zuversichtlich und haben wenig Vertrauen in Staatshilfen wie das BAföG, in die Ausbildungsgehälter wie auch in die finanzielle Leistungsfähigkeit ihrer Eltern.“<sup>2</sup>

„Die Chancen mögen da sein“, sagt Denis Buss, Leiter des Beratungszentrums „Einstieg“. „Doch die jungen Leute sehen sie nicht, sind überwältigt von der Vielzahl der Möglichkeiten“,<sup>3</sup> es mangle an Informationen und ausreichenden Beratungsangeboten an der Universität, und der Versuch Bayerns Berufsfindung als Unterrichtsfach zu etablieren, scheint ebenso wenig von Erfolg gekrönt zu sein.<sup>4</sup>

Mit dem Griff in den Baukasten soziologischer Zeitdiagnose ließe sich dieser Befund schnell als typisches Phänomen fortschreitender Verunsicherung deuten. Diese derzeit populärste Zeitdiagnose lässt sich in zwei Diskursstränge unterteilen, wie Silke van Dyk und Stephan Lessenich aufgezeigt haben.<sup>5</sup> Einmal Verunsicherung, die nicht mehr nur die ohnehin und immer schon Benachteiligten in den Souterrains der Gesellschaft erfasst, sondern die ehemals finanziell abgesicherte Mitte der Gesellschaft erreicht hat – verhandelt unter dem Trendwort Prekarisierung.<sup>6</sup> Und zweitens Verunsicherung als basale Kontingenzerfahrung im Biografieverlauf, in der Relation von Lebensplanung und tatsächlichem Lebensverlauf, als Orientierungsproblematik in einer polykontextualen, pluralistischen Gesellschaft, welcher fraglos geltende Maßstäbe und Handlungsschemata abhanden gekommen sind.<sup>7</sup> Differenzierungs-, Desynchronisations- oder Entgrenzungsprozesse, so unisono, erschweren den Individuen heute eine integrierte Lebensführung, die Ineinanderfügung von subjektiven Lebenszielen und gesellschaftlichen Ansprüchen und Normvorstellungen.<sup>8</sup> Gleichzeitig gilt es die Folgen rasanten technologischen,

---

<sup>1</sup> Vgl. Wiarda (2006)

<sup>2</sup> Vgl. Titz (2009)

<sup>3</sup> Vgl. Wiarda (2007)

<sup>4</sup> Vgl. Schmitt (2009). Die Idee ist dabei durchaus nachahmenswert, die schlechte Resonanz der Schüler geht primär auf die schlechte Umsetzung zurück.

<sup>5</sup> van Dyk/Lessenich (2008): 13-15

<sup>6</sup> Zu einem kurzen Rückblick zur Prekarisierungsdebatte vgl. Castel/Dörre (2009) und Schmidt (2010). Der Auslöser liegt für die deutsche Öffentlichkeit wohl in den medialen Stürmen, welche die Studie der Friedrich-Ebert-Stiftung zu den *Politischen Milieus in Deutschland* im Herbst 2006 ausgelöst hat; ursächlicher für die Sozialwissenschaften ist jedoch Robert Castels Studie zu *Metamorphosen der sozialen Frage* in Frankreich und der französischen Diskussion um die *Génération Précaire*. Schmidt argumentiert dabei dezidiert gegen die Überbetonung der Neuartigkeit des Phänomens unter Rückgriff auf Hegels Ausführungen zu Anerkennungsprozessen und damit sozialen Ungleichheiten und Unsicherheiten in der sich etablierenden bürgerlichen Gesellschaft.

<sup>7</sup> Vgl. Beck (2000a)

<sup>8</sup> Schimank (2002): 240

wirtschaftlichen und kulturellen Wandels zu verarbeiten, aufgrund dessen der Bezug auf von den Eltern überlieferter Selbstverständlichkeiten und Normalitäten öfter ins Leere läuft.

„Wir haben es mit einer Krise grundlegender Selbstverständlichkeiten zu tun [...], mit dem Blick auf Heranwachsende bedeutet diese Aussage, dass die Normalitätsannahmen, die in die Identitätsprojekte der Erwachsenengeneration eingegangen sind, von Kindern und Jugendlichen nicht selbstverständlich als Grundlage für ihre eigenen Entwicklungsaufgaben und deren Bewältigung übernommen werden können.“<sup>9</sup>

„Eindeutige und unbezweifelbare Normen und Werte, feste Zugehörigkeiten und Milieus, kalkulierte und klare Abfolgen von persönlichen Lebensschritten, sichere moralische und ethische Standards, eindeutige soziale Vorbilder – alle diese Voraussetzungen für den Aufbau einer Persönlichkeit im Jugendalter sind heute nicht selbstverständlich“.<sup>10</sup>

Unsicherheit, Verunsicherung, Orientierungsschwierigkeiten kennzeichnen damit als Basiserfahrung die Lebenswirklichkeit von Jugendlichen und bestimmen ihre Lebensplanung. Sicherheit, Stabilität und Orientierung sollen sie in sich selbst finden, dem „inneren Kompass“ (Hurrelmann) folgend selbst „Planungsbüro“ (Beck) ihrer Biografie sein und deren Fäden selbst in den Händen halten. Sich dabei nicht in flüchtigen, leicht zu widerrufenen Engagements zu verlieren, scheint schlechthin *die* Herausforderung für den Heranwachsenden zu sein. Infiziert ist davon nicht nur die Jugend, ‚Unsicherheit‘ und ‚Fragilität‘ erscheinen als die Siglen der Gegenwart. Vor allem die Identität als verbürgter Stabilitätsgarant und ausgewiesenes Ziel aller Sozialisationsprozesse ist in diesem Prozess unter die Räder gekommen. „Wir sind Weltenwanderer, Grenzgänger, Fremde und Heimkehrer. Fragilität von Identität ist die Signatur unserer Existenz“.<sup>11</sup> Das Fangnetz, in welchem derart deillusionierte Lebensführungen aufgefangen werden sollen, besteht in Kompetenzprofilen, in denen Fähigkeiten und Fertigkeiten vermessen werden, die das post- oder spätmoderne verunsicherte Individuum weiterhin zur eigenständigen Lebensgestaltung befähigen. Zentral darin sind Kohärenzsinn und Kontrollüberzeugungen als emotional sicher empfundene Selbstverfügbarkeit und Selbstwirksamkeit, denn nur so kann sich subjektiv des Zusammenhangs der eigenen Biografie über alle Brüche und polykontextuale Interaktionsbezüge hinweg wirksam versichert werden.<sup>12</sup> Seitens der Individualisierungstheoretiker (vor allem Ulrich Beck, Ronald Hitzler und Heiner Keupp) wurde das selbst-autonome, vernunftbegabte Individuum der Aufklärung als Bändiger nicht nur seiner selbst sondern auch der disparaten, schwer durchschaubaren gesellschaftlichen Bedingungen prominent gemacht,<sup>13</sup> wogegen aktuell im Gefolge der Prekarisierungsdiskussion und der offenkundig ambivalenten Folgen gesellschaftlicher Wandlungsprozesse das Individuum eher als deren tragisches und überfordertes Objekt in Schutz genommen wird.<sup>14</sup> Selbstermächtigung, individuelle Handlungsautonomie haben ihren sozialutopischen Charakter verloren.

„Im Gegenteil, das reflexartige Denken und Handeln der Individuen ist die Kompensationsinstanz für alles, was in der Gesellschaft nicht mehr funktioniert. Für diesen Zweck hat man sich sogar etwas Besonderes ausgedacht: Das fragmentierte Subjekt wird auf den Thron des ‚mündigen Bürgers‘ gehoben, dem alle, die nicht mehr weiter wissen, huldigen und ihre Ratlosigkeit, ihr Versage aufhalsen.“<sup>15</sup>

---

<sup>9</sup> Keupp (2007a): 12

<sup>10</sup> Hafener (2005): 162

<sup>11</sup> Marotzki (2007): 185

<sup>12</sup> Abels (2006): 441, zur Zentralität des Kohärenzsinnens vgl. Keupp (2005).

<sup>13</sup> Vgl. Keupp (2005), Beck (2001), Hitzler (1994)

<sup>14</sup> Allerdings ist dies nur eine neue Runde im Selbstverständigungskurs der Moderne über ihre inhärenten Ambivalenzen, wie sie bereits in den Zeit- und Modernediagnosen von Emil Durkheim, Max Weber und Georg Simmel zum Ausdruck gebracht werden (vgl. Junge 2000, Bauman 1992).

<sup>15</sup> Beck (2007): 581



Identität als Arbeit (Keupp) und Biografie als Projekt schien als Flucht aus den Paradoxien postmoderner Lebenskonstellationen, bis im Zeitalter ‚neoliberaler‘ Verschärfung von Konkurrenzverhältnissen und Prekarisierung ehemals etablierter Soziallagen offensichtlich wurde, dass ‚biografische Unsicherheit‘ nicht nur als (post-)adoleszentes Unwetter im ansonsten ruhigen Fahrwasser der Lebensverläufe anzusehen ist, sondern Biografien dauerhaft hinter den Ansprüchen ihrer Träger zurückbleiben können. Dennoch bleibt die Aufforderung, sich angesichts des Zusammenbruchs „kollektiver Strukturen“ als Individuum, d. h. als autonomer gestaltungsfähiger Akteur zu verhalten, offensichtlich der einzige Ausweg.<sup>16</sup> Wobei sich ein „Sozialisationsregime der Sorge“ für jene etabliert hat, die aufgrund mangelnder Bildung, Mobilität, Fertigkeiten ‚Kapitalien‘ mit den aktuellen Leistungsimperativen und Statussymbolisierungen (und damit den Anerkennungskriterien) nicht mithalten können.<sup>17</sup>

Soziale Wandlungsprozesse haben demnach neue Gruppen von Gewinnern und Verlierern hervorgebracht. Ersteren gelingt es offenbar, wie auch immer, sich buchstäblich an den eigenen Haaren aus dem Sumpf der Orientierungslosigkeit zu einer zufriedenstellenden Lebensführung und sozialer Anerkennung zu ziehen; die anderen sehen sich einer immensen Zahl an Beratungs- und Förderungsinstitutionen gegenüber. Für Ostdeutschland gilt dieses Szenario angesichts der Radikalität des lebensweltlichen Wandels im Zuge des Transformationsprozesses in noch viel stärkerem Maße. Den Erfahrungsschatz ihrer Eltern als wertlos ansehend, empfindet sich die ostdeutsche Jugend als „unberatene Generation“.<sup>18</sup>

Nach dieser zeitdiagnostischen Unterweisung ist jedes Staunen über den an den Anfang gestellten Biografieausschnitt verflogen; nicht die Kompliziertheit sondern der unproblematische Vollzug von Lebensverläufen müsste erklärungsbedürftig sein. Gleichzeitig wäre die subjektive Betroffenheit wie ihre Hilfebedürftigkeit angesichts überdeutlicher Überlastungserscheinungen, und damit die Relevanz dieser Arbeit, augenscheinlich. Doch so einfach ist es nicht. Der zeitdiagnostische Rahmen ist zwar der Breite soziologischer Fachveröffentlichungen entnommen, taugt als Untersuchungsrahmen jedoch wenig. Zu eindeutig läuft er auf die These der Überlastung oder Überforderung des Individuums (unterschwellig mit einer anthropologischen Fundierung durch Arnold Gehlen assoziiert) und unkritische Überschätzung von Verunsicherungserfahrungen hinaus und lässt die Ebene der aktiven Lebensbewältigung der Akteure völlig aus dem Blick. Wie Robert Castel (neben anderen) richtig herausstellt, kann die Thematisierung von Verunsicherung gegenwärtig nur vor dem Hintergrund einer längeren Epoche besonderer wirtschaftlicher Prosperität, wohlfahrtsstaatlicher Rahmung sehr homogener Lebensvollzüge eine solche Konjunktur erfahren.<sup>19</sup> Oft bleibt diese Bezugnahme auf die Boomphase der Nachkriegszeit völlig unreflektiert und wird die Gegenwart ihr bruchlos kontrastiv gegenüber gestellt, als wenn die Transformation der Industriegesellschaft nicht bereits in ihrer Hoch-Zeit begonnen hätte. Für diese Arbeit soll daher der Wandel selbst noch einmal vermessen werden, um erstens dessen Radikalität abschätzen und zweitens die Adaptionsleistungen der Individuen in den Blick nehmen zu können. Der gewählte Fokus der Arbeit – Abiturienten als Untersuchungsgruppe – wird dabei wesentlich die Ausarbeitung des Untersuchungsrahmens bestimmen. Dass Abiturienten zumindest formal kaum Restriktionen hinsichtlich der Wahl ihres Studienfaches oder Berufsausbildung gegenüberstehen, hierin also das Maximum an Berufswahlfreiheit erfahren, wird als Ausgangspunkt genommen, um faktische

---

<sup>16</sup> Castel (2009): 26

<sup>17</sup> Böhnisch/Lenz et al. (2009): 63

<sup>18</sup> Machowecz/Pollmer et al. (2009)

<sup>19</sup> Castel (2009): 23

Begrenzungen durch institutionelle Regelungen aber auch herkunftsbedingte Umstände und Einflüsse aufzeigen zu können.

Unter dieser Forschungsstrategie erscheint eine enge Fokussierung auf die Berufswahl nicht opportun, vielmehr muss sie in die Strategien der Lebensbewältigung und der Lebensplanung eingebettet werden. Berufsfindung steht in Verbindung, mitunter auch in Konflikt, mit anderen Lebensbereichen und diesen Kontext gilt es zu berücksichtigen, sollen Berufsfindungsprozesse sowohl aus ihrer strukturellen Rahmung wie der Subjektperspektive heraus aufgezeigt und verstanden werden. Der Fokus der Forschungsarbeit liegt daher auf dem Prozess der Vermittlung von Ausbildungsverläufen zwischen seinen objektiv bestimmbareren Rahmenbedingungen und subjektiven Intentionen und Entwürfen. Es wird auf die modellartige Vorformulierung von Berufsfindungsprozessen verzichtet, aus welcher sich Hypothesen für eine quantitative, statistische Überprüfung gewinnen ließen. Stattdessen gilt die Grundeinsicht, dass Bildungsbiografien kontingente Prozesse sind, die in ihrer kausalen Bestimmtheit nur erfasst werden können, wenn eine elaborierte Vorstellung über das Zustandekommen von biografisch relevanten Entscheidungen existiert. Sozialtheoretisch verallgemeinert ist dies die Frage nach subjektiver Freiheit und sozialer Determination individuellen Handelns, die hier bezogen auf die Berufsfindungsproblematik verhandelt wird.

Diese Weitung des Analyserahmens ist Folge einer doppelten Distanzierung. Zum ersten, wie eben geschehen, wird von gängigen, trendartigen und zeitgeistorientierten Beschreibungen zugunsten einer historisch komparativen Beschreibung sozialer Wirklichkeit Abstand genommen, um Trendbeschreibungen überhaupt als solche ausweisen zu können (und sie eben nicht für das ‚Ganze‘ zu nehmen). Ziel ist daher die differenzierte Darstellung sozialer Verhältnisse, Konstellationen und sozialer Lagen. Zweitens wird dem Untersuchungsobjekt durch diesen weiten Abstand die Möglichkeit zur Entfaltung gegeben. Mit dieser weiten Rahmung sowie der expliziten Thematisierung des vorthoretischen und vor-empirischen Vorverständnisses vom Untersuchungsgegenstand (und dessen sukzessiver Anreicherung bzw. Transformation mit gesicherten Erkenntnissen) soll die Fehleranfälligkeit des Forschungsprozesses durch subjektiv-implizite Hintergrundannahmen, Denk- und Wahrnehmungsgewohnheiten verringert werden.

Insgesamt wird damit versucht, die Subjektivität des Forschers nicht auszublenden, sondern systematisch im Erkenntnisprozess in Rechnung zu stellen, so dass die hier entfaltete Untersuchungsperspektive notwendig eine subjektive Perspektive ist und bleibt, deren Triftigkeit und Relevanz sich in der Fachöffentlichkeit zu bewähren hat. Da ‚wir‘ nur „nur sehen [können – I. B.], wonach wir zu suchen vermögen“,<sup>20</sup> - im Sinne einer unhintergehbaren Seinsgebundenheit des Forschungsobjekts – bleiben, trotz aller Offenheit für unerwartete Facetten des Forschungsobjektes, Limitierungen in der Wahrnehmungs- und Denkfähigkeit des Forschers bestehen.<sup>21</sup>

## **Vorthoretisches Verständnis des Untersuchungsgegenstandes**

Sind verlängerte Berufsfindungsprozesse, wie oben beschrieben, nicht primär Folge mangelhafter Planung des Übergangs ins Studium oder in die Berufsausbildung? Wären sie nicht durch intensivere Auseinandersetzung mit sich selbst und den verfügbaren Informationen zu vermeiden gewesen? Diese Überlegung stand am Anfang der Erarbeitung der Themenstellung. Verlängerte Berufsfindungsprozesse

---

<sup>20</sup> Vgl. Breuer (2003)

<sup>21</sup> Siehe zu den methodologischen Aspekten der Arbeit Kapitel 2.2 im Empirischen Teil.

se erschienen zunächst als defizitäre Entwicklungen, und die Forschung hätte die Aufgabe, die Knackpunkte zu identifizieren, wo Entwicklungen die ‚falsche‘ Richtung nahmen. Weitere Fragen ergaben sich daraus: Wie lauteten die Berufswünsche in der Adoleszenz? Wurde versucht sie zu verwirklichen? Welche Überlegungen wurden angestellt, welche Ausbildungsetappen absolviert? Welche Umstände bewirkten Ausbildungsabbruch oder Umorientierung nach beendiger Berufsausbildung? Und worin liegt die lang andauernde Unabgeschlossenheit der Berufsfindung begründet? Im Zentrum des Interesses steht zunächst nichts anderes als diese Verlaufsform, welche, aus biografischer Perspektive, unterschiedliche Bedeutungen oder sozialen Sinn enthalten kann.

In einem ersten Zugriff wäre festzustellen, dass diese Lebensverläufe alle den Aspekt des Scheiterns gemeinsam haben. Entweder temporäres Scheitern im Sinne einer Nichterfüllung geplanter Lebenswege, was zum Umschwenken auf Alternativen zwingt, oder absolutes Scheitern als Unvermögen, überhaupt einen individuell gangbaren Weg für diese Lebenslaufpassage zu finden.<sup>22</sup> Auffällig ist dabei primär nicht ein objektiver Mangel an Möglichkeiten, sondern das subjektive Empfinden, sich erstens entweder für keine entscheiden zu können oder zweitens keine realisierbaren bzw. erstrebenswerten Alternativen zu sehen, oder drittens mehrere Möglichkeiten ausprobiert zu haben, ohne zu einem subjektiv befriedigenden Ergebnis gekommen zu sein. Idealtypisch konstruiert, handelt es sich um die paradoxe Konstellation, dass Menschen allein durch den sozial erwünschten Versuch biografische Pläne praktisch in die Tat umzusetzen, zu Betroffenen von Exklusionserfahrungen werden können. Und das nicht, weil sie an institutionellen Ausschließungsmechanismen oder Zugangsbarrieren („gatepeepern“) scheitern oder aufgehalten werden, sondern weil das bisher Erreichte oder Erreichbare nicht mit dem individuellen, oftmals gar nicht konkret reflektierten Anspruchsniveau übereinstimmt. Eher handelt es sich um Unzulänglichkeit und Unwissenheit, wie denn die eigene Subjektivität in den gesellschaftlichen Möglichkeitshorizont hinreichend harmonisch einzuordnen, bzw. dieser zur Entfaltung der eigenen Subjektivität zu nutzen ist.

Diese besondere Lebensverlaufsform darzustellen, bildet das erste Untersuchungsziel dieser Arbeit. Spezifischer geht es jedoch um die Ausformung von Subjektivität in der Auseinandersetzung mit sozialen Vorgaben, Restriktionen und Chancenstrukturen und damit in letzter Konsequenz um das Aufzeigen der selektiven und vielleicht auch vereinseitigenden Formung, die moderne Gesellschaften dem Individuum zumuten. Umgekehrt können darin auch Ausmaß und Wege subjektiver Widerständigkeit gegen Imperative und normierte Zielvorgaben der Gesellschaft für das individuelle Leben beschrieben werden. Berufsfindungsprozesse dienen exemplarisch der Analyse des Passungsverhältnisses von Subjektgenese und sozialer Integration und Normierung. Die Auseinandersetzung mit Berufswahltheorien wird dabei nur eine nachgeordnete Rolle spielen, wie unten näher begründet wird. Weder kausale Erklärung von Berufswahlentscheidungen noch deren Abhängigkeit von Milieustrukturen sind primär Thema der Arbeit, sondern Berufsfindung als Teilprozess der Subjektivierung, der Aneignung (Enkulturation) von gesellschaftlichen Normen und Einübung in sozial erwünschte Tätigkeiten. Mit der Konzentration auf den biografischen Ausschnitt zwischen Schulabschluss und aktueller Situation ist die Hoffnung verbunden, diese Aneignungsprozesse (als Ineinandergreifen von Subjektgenese und sozialer Integration) nachzeichnen zu können und auf vorhandene Friktionen, Hindernisse oder soziale Zumutungen hinzuweisen.

Dabei soll die Arbeit auch nicht aus der Perspektive kritischer Theorie egal welcher Couleur geschrieben werden. Jegliches utopische Potenzial, welches in den Vorstellungen von der durch Arbeitszwang

---

<sup>22</sup> Junge (2004a): 16

und Erwerbsarbeit nicht gebeugten, sich vielseitig entfaltenden Persönlichkeit zum Ausdruck kommt, ist verbraucht.<sup>23</sup> Außerdem wollen die allermeisten jungen Menschen arbeiten gehen. Selbstverwirklichung in und mittels Erwerbsarbeit ist das Programm, wie alle Erhebungen über die Wertvorstellungen und Lebenspläne der jungen Leute seit Jahren konstant ergeben (siehe Abschnitt „Normalbiografie“ als sozialwissenschaftliches Konstrukt); Arbeit hat sogar für Frauen einen der Familie vergleichbaren Stellenwert, so dass sie vielfach Vereinbarung beider Bereiche versuchen. Berufliche Erwerbsarbeit steht hoch im Kurs und sie ist immer noch der zentrale Vergesellschaftungsmechanismus in modernen Gesellschaften:

„Dementsprechend stellen die Übergänge in Arbeit einen entscheidenden Teil des gesellschaftlichen Integrationsmechanismus dar und können nicht losgelöst von der gesamtgesellschaftlichen Situation betrachtet werden.“<sup>24</sup>

Insofern kann das Misslingen der Berufsfindung durchaus als subjektives wie gesellschaftliches Problem angesehen werden, welches sozialpädagogischer Maßnahmen zugänglich wäre. In den empirischen Erhebungen wie in der Auswertung wird diese Perspektive eine Rolle spielen, aber sie soll die Arbeit nicht dominieren. Subjektive Betroffenheiten und Leidenszustände vorschnell dem sozialpädagogischen, psychologischen oder medizinischen Zugriff und damit deren Deutungshoheit zu überlassen, wird hier nicht als erstrebenswert erachtet. Dass diese Zugriffe auf den Einzelnen gesellschaftliche Normalisierungsstrategien darstellen, wird in Abschnitt 3.2 des theoretischen Teil näher ausgeführt. Die hier entfaltete Perspektive auf individuelle Entwicklung und Lebensläufe geht davon aus, dass Vergesellschaftung prinzipiell konfliktrichtig sein kann, subjektiv als problematisch empfunden werden kann.<sup>25</sup>

Auf den ersten Blick mag es sich bei diesem Thema um zwar Mitgefühl erregende, aber marginale Schicksale zu handeln, deren soziologische Relevanz kaum zu erhellen sein dürfte. Um dem abzuhelpen, soll auch nicht von einer wachsenden und bisher unentdeckten „Problemgruppe“ gesprochen werden,

---

<sup>23</sup> In seinen frühen Schriften sah Marx in der Erwerbsarbeit immer entfremdete Arbeit und Arbeitsverhältnisse als Grundlage von Ausbeutungsverhältnissen (vgl. Zilbersheid 1999: 36). Daran band sich die Hoffnung auf ein „Jenseits der Erwerbsarbeit“ an (vgl. Paul Lafargues Text zum „Recht auf Faulheit“), nicht im Sinne lebenslanger Untätigkeit, wohl aber im Sinne der Befreiung von den an die Erwerbsarbeit gebundenen Entfremdungs- und Herrschaftsverhältnissen. In den späteren Hauptwerken von Marx wird Arbeit zu einer anthropologischen Kategorie, beschränkt sich in seiner Bedeutung jedoch dezidiert nicht nur auf die Erwerbsarbeit, sondern auf ein allgemeines Tätigsein des Menschen als sein primärer Modus der Weltaneignung und Weltgestaltung (zum Tätigkeitsansatz als Sozialisationskonzept vgl. Kirchhöfer, 2004). Die Zielutopie besteht nicht in einer arbeitsfreien Freizeitgesellschaft, sondern in der Gestaltung der Arbeitswelt nach den Interessen und Fähigkeiten der Individuen (die in der sozialistischen Konzeption mit dem Allgemeinwohl und gesellschaftlicher Planung koinzidieren). Bei Autoren der Humanistischen Psychologie wie Erich Fromm und Carl Gustav Jung findet sich der Gedanke der Überwindung von Entfremdungsverhältnissen im Streben nach einer ‚ganzheitlichen‘ Persönlichkeitsentwicklung (vgl. Fromm 1993 und Jung 1998). Auch die Ende der 90er Jahre lebhaft geführte Diskussion um Bürgerarbeit kennt ein Jenseits der Erwerbsarbeit, nicht nur im Vorschlag gemeinnützige Tätigkeiten, sondern auch Bildungsprozesse, künstlerisches Schaffen etc. über sozialstaatliche Transferleistungen finanziell abzusichern (vgl. Beck 2000b und Mutz/Sing 2001).

<sup>24</sup> Oehme (2007): 14

<sup>25</sup> Das berührt die seit der Aufklärung vielfach diskutierte Frage, wie das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft zu denken ist. Die nahezu Allgemeingut gewordene Auffassung des amerikanischen Pragmatismus, zwischen diesen Begriffen keine Dichotomie, keine Gegenüberstellung zu sehen (eine Sicht, die auch Norbert Elias prominent vertritt), hebt sich von älteren Vorstellungen ab, welche auf ein der gesellschaftlichen Formung unzugängliches Reservoir des Individuellen insistieren (bspw. Simmel, Adorno und besonders die Psychoanalyse sowohl Freudscher wie Jungscher Ausrichtung). Wie Axel Honneth richtig feststellt, ist es für die Beschreibung konflikthafter Sozialisation bzw. prekärer Vergesellschaftung unerheblich, ob diese primär selbst schon Sozialisations- oder Vergesellschaftungsprodukt ist oder auf einen (mehr oder minder triebhaft zu denkenden) nicht-sozialisierbaren Teil des menschlichen Antriebs- und Gefühlslebens beruht. Vgl. Honneth (2010): 259ff.

welche dringend soziologischer Analyse, sozialpädagogischer Begleitung und sozialpolitische Absicherung bedürfte. Die jungen Menschen in der hier beschriebenen Lebenslage sind nicht durch das soziale Netz gefallen, weil es zu große Lücken aufwies oder an der Realität vorbei gestrickt worden ist, sondern sie vollziehen Übergangswege, deren Zusammenhang und Passung mit institutionellen und kulturellen Rahmenbedingungen erst aufzuzeigen ist. Gegen die, die ursprüngliche Fragestellung für diese Arbeit motivierende, Problemperspektive ist hier also schon einzuwenden, dass mit der Berufsfindung verbundene Problemlagen Ergebnis dieser explorativen Untersuchung sein sollten, als diese darin ihren Ausgangspunkt finden zu lassen.

Dennoch ist die Annahme einer gesellschaftlichen Strukturierung von Lebenswegen notwendig und schon aus funktionaler Sicht plausibel, da die Reproduktion gesellschaftlicher Strukturen und Funktionsbereiche über die Zuweisung von Individuen zu Positionen und Funktionen geschieht. So geraten historisch variable Strukturierungsprinzipien von Übergangswegen in den Blick (siehe Kapitel 2), welche als Bedingungen für die erfolgreiche Bewältigung der Berufsfindung fungieren. Verlängerte, diskontinuierliche vielleicht sogar prekäre Übergangswege können damit durchaus ‚normales‘ Ergebnis eines Übergangssystems sein, welches seiner ureigensten Funktion – der Moderation dieser Statuspassage – scheinbar nicht mehr vollumfänglich gerecht wird. Wirklich beurteilen lässt sich dies aber nur unter Einbeziehung der Subjektperspektive, d. h. unter der Annahme eines intentional und zielgerichtet handelnden Akteurs, der (in gewissen Grenzen) tatsächlich Entscheidungsfreiheit über Etappen seiner Biografie hat.<sup>26</sup> Zu dieser unhintergehbaren Kontingenz singulärer Biografien gehört auch der Fall, dass Jugendlichen die Berufsfindung misslingt, trotz ihrer darauf hin angelegten Sozialisation und trotz aller existierenden Hilfs- und Beratungsangebote. Im Bilde gesprochen: wenn manche Prominente auf der Überholspur leben, so stehen diese auf dem Standstreifen ohne zu wissen, wie sie sich in den fließenden Verkehr wieder einordnen können. Im nächsten Abschnitt wird deutlich werden, wie eng soziale Integration und Partizipation in Deutschland mit der Berufsfindung und Erwerbsarbeit verbunden sind.

Nun können die möglichen Lebenswege in unserer Gegenwartsgesellschaft nicht als *eine* Autobahn beschrieben werden, dafür weisen sie zu viele Unterschiede auf; aber man mag meinen, für jeden gäbe es, gemäß seinen Fähigkeiten und Interessen, einen realisierbaren Lebensweg. Georg Simmel sah darin ein Apriori, als Bedingung, welche Vergesellschaftung und gesellschaftliche Entwicklung erst möglich macht.<sup>27</sup> Werden nun Einzelfälle betrachtet, eröffnet sich der Blick auf den basalen Vergesellschaftungsmechanismus, der in kapitalistischen Wirtschaftsordnungen in der gesellschaftlichen Verteilung der Erwerbsarbeit fundiert ist. Dem korrespondiert die hohe Bedeutung, welche der Berufsfindung für die soziale Inklusion des Einzelnen zuzuschreiben ist. Mit der Fokussierung auf die subjektive Seite von Berufswahlprozessen unter Berücksichtigung deren Einbettung in einen institutionellen und normativen Kontext, bleibt Simmels These nicht nur als Apriori stehen, sondern wird zu einer empirisch zu klärenden Frage. Die ursprüngliche Problemperspektive wird daher umformuliert: Kann das Scheitern in Berufsfindungsprozessen als Effekt des, gewisse Formen von Subjektivierung ausschließenden, gesellschaftlichen Strukturzusammenhangs angesehen werden? Scheitern wie oben idealtypisch beschrieben, stellt dabei nur einen Extremfall dar. Viel interessanter wird es sein, die Abstufungen und inneren Differenzierungen in diesem Feld deutlich zu machen. Die Prävalenz verlängerter und verzögerter Berufseinmündungsprozesse soll in einem kurzen empirischen Überblick verdeutlicht werden.

---

<sup>26</sup> Die Frage der Determiniertheit von Lebensverläufen wird mehrmals in dieser Arbeit thematisiert, steht selbst aber nicht im Zentrum, so dass eine systematische Auseinandersetzung damit unterbleibt.

<sup>27</sup> Simmel (1992): 57

## Thematische Einordnung und Forschungsüberblick

In der Konzentration auf Berufsfindungsprobleme unter Abiturienten bekommt die vorliegende Studie ihre besondere Relevanz. Wie im nächsten Abschnitt ausgeführt wird, ist die Problematik des Übergangs in die Berufsausbildung und den Berufseinstieg für Schulabgänger ohne Abschluss, mit Haupt- und Realschulabschluss inzwischen sehr gut erforscht; sie initiierte in den 80er Jahren die, sich auf die Prekarisierung und Destandardisierung fokussierende Übergangsforschung<sup>28</sup> sowie die Debatte zur ‚Krise‘ des dualen Berufsausbildungssystems.<sup>29</sup> Unter dem Label Prekarisierung hat diese Übergangsproblematik, wie oben angesprochen, unlängst auch die Mitte der Gesellschaft erreicht, wird Prekariät als basales Charakteristika von gegenwärtigen Lebensvollzügen überhaupt gehandelt; haben auch verlängerte Berufsfindungsprozesse eine größere Prävalenz. „Da bei Schulende nicht klar ist, wer wo landet, bedeutet die Ausweitung des Übergangssystems auf zwei Fünftel der Neuzugänge, dass die strukturelle Unsicherheit im Berufsbildungssystem für eine ganze Generation zugenommen hat.“<sup>30</sup> Neben der Erforschung und sozialpädagogischen Begleitung von Ausbildungsverläufen Gering-Qualifizierter sind auch Übergangswege von Abiturienten Gegenstand empirischer Forschung geworden, allerdings umfassender, nicht auf die Problematik von Berufsfindungsprozessen bezogen.<sup>31</sup> Studentbiografien sind wiederum Gegenstand problemzentrierter biografischer Forschung gewesen,<sup>32</sup> was bisher fehlt, ist die Beleuchtung des Gesamtprozesses vom Schulabschluss über Ausbildungsstationen hinweg bis zum aktuellen Status quo, wobei es Teil der Forschungsfrage ist, inwiefern es sich dabei um Abweichung oder neue Normalität handelt.

Angesichts der Tatsache, dass immer mehr Bildungsgänge mit dem Erreichen der allgemeinen oder fachgebundenen Hochschulreife enden und damit die Zahl der Studienberechtigten beständig zunimmt, gewinnt die Erforschung von Übergangsprozessen, so der 2. Bildungsbericht der Bundesregierung, eine besondere Relevanz. „Die Bedeutung der Übergangsprozesse ergibt sich aus den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Erfordernissen, aus der hohen Relevanz für die Steuerung des Bildungssystems und aus den wachsenden Anforderungen hinsichtlich der Gestaltung der individuellen Bildungsbiografien.“<sup>33</sup> Denn die steigende Zahl der Studienberechtigten führt vor allem zu einer Differenzierung der nachschulischen, tertiären Bildungswege, durch Steigerung der Optionenvielfalt (vor allem Berufsakademien werden zunehmend attraktiver) so dass die Entkopplung von Studienberechtigung und Studium zu konstatieren ist.<sup>34</sup> Unabhängig davon, wie neu diese Ausbildungswege tatsächlich sind, ihre gestiegene Verbreitung diversifiziert die Chancenwahrnehmung der Heranwachsenden, da diese Vielfalt in ihrem Umfeld nun viel präsenter ist. Dabei ist zu beachten, dass die Alltagswirklichkeit in diesen tertiären Bildungsgängen vor dem Ausbildungsbeginn subjektiv nur unvollständig antizipiert werden kann, so dass jede Bildungsentscheidung unter substanziellem Mangel an relevantem Entscheidungswissen stattfindet. Neben der subjektiven Eignung oder Passung zum gewählten Ausbildungsgang liegen in den Verknüpfungsmöglichkeiten zwischen schulischem und beruflichem Bildungssystem und wiederum zwischen diesen und dem System der Hochschul- und Universitätsausbildungen weitere Passungsprobleme begründet. Die Relevanz sozialwissenschaftlicher Forschung, welche sich der biografischen Verknüpfung von Ausbildungsstationen und damit Übergängen im Bildungssystem

<sup>28</sup> Vgl. Brock (1991), Deutsches Jugendinstitut 1988, Kruse/Paul-Kohlhoff (1987), Fuchs-Heinritz/Krüger et al. (1990)

<sup>29</sup> Vgl. Mayer (2000), Konietzka/Seibert (2001)

<sup>30</sup> Baethge/Solga et al. (2007): 24

<sup>31</sup> Vgl. Knauf/Oechsle (2006), Knauf/Oechsle (2007)

<sup>32</sup> Vgl. Kokemohr/Marotzki (1989), Turrini et al. 1997

<sup>33</sup> Autorengruppe Bildungsberichterstattung (2008): 153

<sup>34</sup> Autorengruppe Bildungsberichterstattung (2008): 170

widmet, resultiert aus dem politischen Interesse an effizienten Ausbildungsverläufen und ihrer politischen Beeinflussbarkeit.

„Weiter ist aus einer institutionellen wie aus einer individuellen Perspektive zu fragen, ob die Wege durch die Teilsysteme optimal organisiert sind, vor allem hinsichtlich des Einsatzes von materiellen, zeitlichen und personellen Ressourcen. [...] Für politische Gestaltung ist daher vor allem die Frage relevant, wie Passungsprobleme bei den Übergängen gelöst sowie damit verbundenen Benachteiligungen entgegengewirkt werden können.“<sup>35</sup>

Denn die Ausweitung der Wahlmöglichkeiten im Bildungssystem führt zur Vervielfältigung von Entscheidungssituationen, die für soziale Akteure zusätzlich erschwerend wirken und dabei soziale Benachteiligungen neu evozieren, bzw. bestehende verstärken. Das Hochschulsystem, inklusive der Berufsakademien, ist zu einem intern differenzierten Handlungsfeld geworden, welches, durch die Umsetzung der Bologna-Reform als Transformation basaler Studienstrukturen noch verstärkt, implizit ein spezifisches Anforderungsprofil hinsichtlich der Kompetenzen zur Orientierung in diesem System und zum erfolgreichen Absolvieren eines Bildungsganges voraussetzt, für die es jedoch keinen Modus der Aneignung gibt. Unter diesem Gesichtspunkt leistet die vorliegende Studie einen Beitrag zur Erforschung der Sozialisationswirkung des tertiären Bildungswesens, jedoch nicht getrennt nach beruflicher Sozialisation und Hochschulsozialisation, sondern, wie oben schon ausgeführt, als Beobachtung der Subjektgenese im Rahmen institutioneller Formen der Einbindung des Einzelnen in den gesellschaftlichen Funktionszusammenhang.

Die Fragestellung liegt quer zur Fach internen Einteilung der Soziologie; sie fällt nicht allein in den Zuständigkeitsbereich der Lebenslaufsoziologie, Biografieforschung, Bildungsforschung oder Sozialisationsforschung. Die Arbeitsmarkt- und Berufsforschung liefert Erkenntnisse über die Veränderung von Arbeits- und Ausbildungsbedingungen, besonders der Berufsstruktur und der nachgefragten Qualifikationen, erwünschte Leistungsmerkmale und dergleichen. Jugendsoziologie und Entwicklungspsychologie erhellen die gegenwärtigen Bedingungen des Aufwachsens, zeigten die zeitliche wie inhaltliche Verschränkung der verschiedenen Entwicklungsaufgaben, die typischerweise im Jugendalter zu bewältigen sind. Mit zusätzlichen Daten und Erkenntnissen aus der Familiensoziologie kann so erst der empirische Rahmen aufgespannt werden, vor welchem die zentralen theoretischen Konzepte der Soziologie des Lebenslaufs diskutiert werden müssen. Diese wiederum sind primär strukturtheoretische Modelle, denen noch eine Soziologie der Lebensplanung und Lebensführung zur Seite zu stellen wäre, die ihr Wissen aus der Kulturosoziologie, der Wertewandel-, Lebensstil- und Milieuforschung bezieht. Gesellschaftstheoretische Argumente sollen der Kontextualisierung dienen und die Darstellung abrunden.

Berufswahl und Berufsfindung, Ausbildungs- und Studienabbruch, Lebensführung und Lebensplanung sind selbst intensiv erforscht, allerdings als isolierte soziale Tatbestände oder im Zusammenhang strukturorientierter Forschung, wo an Berufsfindungsschwierigkeiten Prozesse sozialen Wandels abgelesen und festgemacht werden (primär De-Standardisierungs- und Individualisierungsprozesse).<sup>36</sup> Studien und Theorien zur Berufswahl konzentrieren sich meist auf die Erklärung von singulären Berufswahlentscheidungen (s. u.) bzw. auf deren Einbettung in den familiären und sozialen Kontext sowie der Persön-

---

<sup>35</sup> Autorengruppe Bildungsberichterstattung (2008): 154

<sup>36</sup> Diese Blickrichtung entstammt der makrosozial- und strukturtheoretische orientierten Lebensverlaufsforchung, deren Konzepte für die detaillierte Erforschung des Zusammenwirkens von individueller Lebensbewältigung und institutionellem wie strukturellen Kontext zu grobmaschig sind, (vgl. Hillmert (2004), Hillmert (2002), Olk/Strikker (1990), Kohli (1994b), Kohli (2003), Mayer/Hillmert (2004)).

lichkeitsentwicklung.<sup>37</sup> Berufswahlentscheidungen werden so zwar in ihren Zusammenhängen erfasst, stehen dennoch im Zentrum der Untersuchung wodurch der Prozesscharakter von Berufsfindung ausgeblendet bleibt. Das gilt im selben Maße für Untersuchungen zum Abbruch von Berufsausbildungen bzw. Studien und Studienfachwechsel. Im Versuch, den Gegenstand umfänglich zu erfassen und beschreiben, muss dessen Einbettung in individuelle Biografieverläufe unterbelichtet bleiben.<sup>38</sup> Damit ist auf Schwierigkeiten der Entscheidungsfindung hingewiesen, die nicht mit der Beschreibung von De-Institutionalisierungsprozessen erschöpfend behandelt sind, sondern auch in ihrer subjektiven Seite der Entscheidungsfähigkeit und Entscheidungskompetenz Gegenstand zahlreicher Untersuchungen sind. Typologisch wird dabei regelmäßig der Typus der Unentschlossenheit, Zaghaftigkeit oder mangelnden Entscheidungskompetenz erfasst,<sup>39</sup> wobei allerdings dessen Zusammenwirken mit externen Faktoren nicht beleuchtet wird. Denn selbst für suboptimale Entscheidungsstile gilt doch, dass ihre Auswirkungen erst im Zusammenspiel mit anderen Faktoren in konkreten Situationen und dann in Folge des weiteren Lebensverlaufs zeigen. Auch auf diese Art getroffener Entscheidungen (oder eigentlich Entscheidungsvermeidung) können letztlich positive Auswirkungen haben. Negativ wirkt sich bspw. vermeidender oder ‚planloser‘ Entscheidungsstil nicht *per se* aus, sondern erweist sich erst in konkreten biografischen Situationen als dysfunktional. Da die Annahme einer Entkopplung von Bildung und Beschäftigung – und damit in gewissen Grenzen die De-Institutionalisierung dieser Passage – als Grundkonsens der Übergangsforschung anzusehen ist,<sup>40</sup> besteht die Notwendigkeit sich der darin angelegten Kontingenz von Ausbildungsverläufen durch, eine Struktur- und Subjektperspektive integrierende Forschungsperspektive anzunähern, soll der sich in diesen Verläufen manifestierende soziale Sinn zum Vorschein kommen.<sup>41</sup> „Die Verknüpfung von Struktur und Handeln, von institutionalisiertem Lebenslauf und biografischer Sicht ist generell ein notwendiger Zugang zu einer ganzheitlichen Sicht auf Übergänge im Lebenslauf.“<sup>42</sup> Berufswünsche, Optionenabwägung, Entscheidungen, Einflüsse von Eltern, Lehrern, Studienfachwechsel oder Studienabbruch interessieren in dieser Perspektive nicht als singuläre Tatsache, sondern als Etappen eines biografischen Prozesses der Berufsfindung, der nicht erst mit dem Schulabschluss beginnt und auch nicht mit dem ersten berufsbildenden Abschluss endet. Wird der Prozess der Berufsfindung in den Blick genommen, kann nicht nur der Einfluss von Identitätsbildungsprozessen auf die Berufswahl, sondern die Veränderung von Selbstbildern und Selbstkonzept-

---

<sup>37</sup> Beck/Brater et al. (1979) untersuchen Berufswahl mit dem milieutheoretischen Ansatz. Dimbath (2003) stellt die Verbindung zwischen Berufswünschen, Handlungsentwürfen und ihrer Realisierung her, ähnlich auch Oram (2007). Griepentrog (2001) und Raab/Rademacher (1996) beleuchten allgemeine Schwierigkeiten der Entscheidungsfindung als Folge von De-Institutionalisierungsprozessen. Dem Zusammenhang zwischen Berufswahl und Identitätsfindung wird vielfach zentraler Stellenwert in für die Berufswahlentscheidung beigemessen. Vgl. Turrini/Schilling (1997), Hirschi (2008), Mansel/Kahlert (2007), Erikson (1973), Baethge (1994), Fend (1991). Zum Zusammenhang zwischen Familie und Berufswahl vgl. Beinke (2002, 2006).

<sup>38</sup> Vgl. Griesbach/Lewin et al. (1998), Heublein/Schmelzer et al. (2005), Heublein/Spangenberg et al. (2003), Pohlenz/Tinsner (2004)

<sup>39</sup> Vgl. Hirschi (2008), Schreiber (2008), Stuhlmann (2009), Kirsch/Tuyet Vo Thi Anh (1996), Scheller/Spangenberg et al. (2007). Dazu zählt auch die Untersuchung der Informiertheit von Abiturienten über Ausbildungsmöglichkeiten und daraus resultierenden Orientierungs- und Entscheidungsschwierigkeiten von Heine/Spangenberg et al. (2007).

<sup>40</sup> Vgl. Konietzka (2010): 17-20, Walther (2008), Walther/Stauber (2007), Tosana/Faulstich-Wieland (2005), Welzer (1993), Heinz (1988), Brock (1991), Kutscha (1991)

<sup>41</sup> Die Relevanz einer strukturorientierten, makrosoziologischen Analyse von Lebensverläufen (wie von Karl Ulrich Mayer und Steffen Hillmert vorgelegt, vgl. Mayer/Hillmert (2004)) wird damit nicht bestritten; sie verfolgt ein anderes Erkenntnisinteresse. Hier wird dagegen der Versuch unternommen, von der Subjektperspektive ausgehend das Zusammenspiel von sozialer Mikro- und Makroebene und damit die Vermitteltheit von Lebensverläufen zwischen Chancen und Grenzen aufzuzeigen. Konietzka (2010) sowie Böhnisch, Lenz und Schröer (2009) entwerfen die Lebensverlauf- und Biografieforschung aktuell ebenfalls als integrative Forschungsperspektive.

<sup>42</sup> Walther/Stauber (2007): 30



ten erhellt werden.<sup>43</sup> Gleiches gilt für die Entwicklung von Berufswünschen, Pläne ihrer Umsetzung, Entscheidungsvorbereitung und Entscheidungsfindung – all diese Einzelaspekte wirken im Berufsfindungsprozess derart zusammen, dass sie sich wechselseitig beeinflussen und gemäß der bisher erzielten Resultate und ihrer subjektiven Bewertung über Lernprozesse auch verändern.

Für die theoretische Konzeptionalisierung der empirischen Studie ist der Verweis auf die Verfasstheit des Subjekts, seine Motivations- und Entscheidungsfähigkeit von hohem Wert. Denn mit dem Blick auf Kompetenzen wird die kausale Begründung von Entscheidungen nur von der Ebene institutioneller Einflüsse, bewussten Entscheidens bzw. struktureller oder habitueller Prägung/Determination auf die Ebene von Persönlichkeitseigenschaften und Charakterstrukturen verlagert, ohne das damit implizierte aktive Handlungsmodell – als einer individualisierten Gesellschaft komplementärem Akteurmodell – tatsächlich zu problematisieren. Die Individualisierungsthese wird in diesem Zusammenhang ausführlich diskutiert und ohne dem vorzugreifen kann gesagt werden, dass unabhängig von tatsächlichen Entscheidungsspielräumen und Wahlmöglichkeiten, Handlungen als intendiertes Entscheidungshandeln alltagsweltlich wahrgenommen werden und auch in institutionell geprägten Handlungssituationen die Handlungsfreiheit des Einzelnen als Platzhalter für die tatsächliche, multidimensionale und schwer überprüfbare Determiniertheit individuellen Handelns genommen wird, mit dem Effekt der Verantwortungszuschreibung an den Akteur. Von dieser Hintergrundannahme ist insofern Abstand zu nehmen, als sowohl das Insistieren auf Verantwortlichkeiten wie Kompetenzen von den situativen Ausprägungen von Handlungsfähigkeit ablenken und zu leicht in Defizitperspektiven auf Akteur und Handlung abdriften können. Lässt sich Handlungs- oder Entscheidungsdruck in einer gegebenen Situation objektiv gut bestimmen, impliziert der Blick auf das Bewältigungshandeln kaum reflektierte wertende Elemente. Beobachtungen von Berufswahlentscheidungen mithilfe der binären Unterscheidung gelungen/nicht-gelungen erfolgen zu leicht bezüglich nicht explizit thematisierter oder nicht der Logik der Alltagspraxis und Lebensbewältigung entnommenen Rationalitätskriterien. Berufsfindungsprozesse können in ihrem Verlauf dagegen nur über das Einlassen auf die Eigenrationalität individueller Biografieverläufe verstanden werden. Daher ist das aktive Handlungsmodell der Individualisierungstheoretiker mit der Überschätzung von Entscheidungshandeln und Entscheidungsfähigkeit einer Kritik zu unterziehen. In der Übernahme des sozialpädagogischen Ansatzes der biografischen Lebensbewältigung von Lothar Böhnisch wird der Versuch unternommen, eine alternative, weniger voraussetzungsvolle Konzeption zu entwickeln, in der das Ringen um Handlungsfähigkeit selbst im Zentrum steht. Insofern werden auch aus der Übergangsforschung nur Anleihen genommen, als dass die Arbeit sich komplett ihr zurechnen würde. Denn neben der Beschreibung von verlängerten Berufsfindungsprozessen steht die Frage nach ihrer inneren Ablauflogik im Mittelpunkt und damit die Frage nach Gestaltung oder Geschehenlassen, von Lebens-Führung oder Lebenserduldung.

Mit der Beschreibung institutioneller Strukturen des Bildungssystems, dem Aufzeigen möglicher Verknüpfungswege und einem kultursoziologischen Verweis auf die allgegenwärtigen Diagnosen biografischer Unsicherheit als grundlegendes Bestimmungsmerkmal gegenwärtiger Lebensführung hätte sich recht schnell der theoretische Rahmen dieser Arbeit umreißen lassen. Dieser soziologische common sense soll hier nicht unreflektiert übernommen werden. Schon allein die Tatsache, dass sich biografische Unsicherheit für Hauptschulabgänger anders darstellt als für Abiturienten, zeigt auf, dass den tatsächlichen Lebensbedingungen der untersuchten Population intensiver nachgespürt werden muss. Die gewählte Fokussierung auf Abiturienten und Studenten führt dazu, die Individualisierungsthese stark in den Mittelpunkt zu setzen, da es sich hierbei um die Personengruppe handelt, welche am

---

<sup>43</sup> So schon Heinz (1988): 19

ehesten von den verheißenen Gestaltungsspielräumen profitieren können, bzw. wo diese am ehesten überhaupt Realität geworden sind. Sozialstrukturell betrachtet, entstammen die Interviewpartner den Gewinnern sozialer Wandlungsprozesse (Individualisierung wie Systemtransformation). Gerade daher ist es wichtig, negative Begleiterscheinungen, vorhandene Schwierigkeiten oder innere Widersprüchlichkeiten der gegenwärtigen Lebenssituation und damit des Ringens mit biografischen Handlungsanforderungen und gesellschaftlichen Handlungserwartungen in den Blick zu nehmen. Strukturelle, institutionelle Restriktionen können in der theoretischen Vorarbeit eher ausgeklammert werden – da mit dem Abitur zumindest de jure keine Einschränkungen hinsichtlich der Berufswahl mehr existieren,<sup>44</sup> um in den Biografieverläufen die tatsächlichen Restriktionen und Hindernisse deutlich werden zu lassen.<sup>45</sup>

## 1.2 Berufsfindung und Vergesellschaftung

### Berufswahl als sozialer Zuweisungsmechanismus

Das Thema der Berufsfindung kann in (mindestens) zwei verschiedene theoretische Rahmen eingeordnet werden. Naheliegender scheint die Beziehung der Fragestellung auf die Mikro- und Mesoebene, um Berufsfindung in der Figuration von Familie, Peer-group, Schule, Institutionen des Arbeitsmarkts und der Berufsberatung und der Individualität des Einzelnen zu verorten. Diese Faktoren sollen im Rahmen der Auswertung auf Basis der empirischen Ergebnisse angesprochen und hier ein anderes Vorgehen gewählt werden. Zur theoretischen Beschreibung und Einordnung meines Untersuchungsgegenstandes möchte ich daher die allgemeinere Perspektive auf die Struktur von Lebensverläufen und der, kultursoziologisch zu bestimmenden, Logik der Lebensführung und biografischen Lebensplanung wählen.

Die Aufgabe der Berufsfindung und der Eingliederung in die Erwerbsarbeit ist nicht irgendeine banale Anforderung für jeden Heranwachsenden. Über bezahlte Arbeit sichert der Einzelne seinen Lebensunterhalt; Erwerbsarbeit ist demnach das zentrale Mittel individueller Existenzsicherung, wie auch alle relevanten Statuspositionen und Berechtigungen für sozialstaatliche Leistungen zumindest an die Verfügbarkeit für Erwerbsarbeit gebunden sind (ausgenommen natürlich man verfügt über legitime Zertifikate diesem impliziten ‚Erwerbszwang‘ zum Beispiel durch Invalidität zu entgehen). Von der Stellung des Einzelnen im System der Erwerbsarbeit hängen damit seine Lebens- und Gestaltungschancen in vielen anderen Lebensbereichen, vor allem bezüglich des Konsumniveaus und der Familiengründung sowie das soziale Ansehen ab.<sup>46</sup> Arbeit bzw. Arbeitswilligkeit ist rechtliche und normative Grundlage

---

<sup>44</sup> Formal eröffnet die allgemeine Hochschulreife alle Ausbildungswege an Hochschulen und Universitäten wie auch im dualen Berufsausbildungssystem. Zusätzlich bestehen vor allem an Hochschulen weitere Aufnahmeürden in Form von Eignungstests und spezifischen Bewerbungsformen (v. a. Kunsthochschulen), die ebenfalls institutionellen Charakter tragen, allerdings eben nur spezifisch für diese Ausbildungsmöglichkeiten gelten. Sie werden daher in dieser Arbeit nicht als allgemeine Restriktionen angesehen, sondern einzelfallbezogen in der Auswertung erörtert.

<sup>45</sup> Eine vergleichbare Studie über die Ausbildungsgänge von gering qualifizierten Jugendlichen würde eine andere „Erzählung“ der strukturellen und kulturellen Rahmenbedingungen ihrer Lebensführung generieren. Handfeste Restriktionen müssten wesentlich stärker betont werden und Verheißungen der Individualisierungen eher als Hoffnung oder als Anspruch bzw. als Zerrbild einer auf Mithalten und Respektabilität gerichteten Konsumorientierung erscheinen.

<sup>46</sup> Ferchhoff (2001): 97

des deutschen Sozialstaats und fest in der Alltagsmoral der west- wie der ostdeutschen Bevölkerung verankert.<sup>47</sup>

Den Zuweisungsmechanismen zu Arbeitsstellen und Berufspositionen kommt daher zentrale Bedeutung zu; in viel stärkerem Maße gilt dies für die Sozialisation heranwachsender Generationen in das Berufsausbildungs- und Erwerbssystem. Darin sind die Übergangswege von der Schul- zur Berufsausbildung resp. Studium und letztlich in den Arbeitsmarkt geregelt; ein derart strukturierter Übergang ist damit selbst Teil eines funktionierenden Integrationsmodus.<sup>48</sup>

In der sozialwissenschaftlichen Beschreibung dieses Übergangssystems hat sich das „Zwei-Schwellen-Modell“ durchgesetzt.

„Eine Standardbiografie enthält zwei wesentliche Übergangsschwellen zwischen Bildungs- und Beschäftigungssystem: Einmal den Übergang von der allgemeinbildenden Schule, die den Jugendlichen mit dem für die allgemeine gesellschaftliche Eingliederung notwendigen Bildungshintergrund ausstattet, in eine Stätte der Ausbildung für das Erwerbsleben, wo er die für die berufliche Eingliederung in die Arbeitswelt geeigneten Qualifikationen erhält. Zum anderen den Übergang aus der beruflichen Ausbildungsstätte in die eigentliche Berufstätigkeit.“<sup>49</sup>

Man kann diese Struktur auch als institutionalisiertes Übergangsregime bezeichnen. Es dient der Abstimmung von Bildungs- und Beschäftigungssystem, genauer: der Gewährleistung, dass die Absolventen der allgemeinbildenden Schulen durch das Beschäftigungssystem auf den jeweiligen hierarchischen Stufen und fachlichen Spezialisierungen (vertikale und horizontale Abstimmungsdimension) aufgenommen und weiterqualifiziert werden. Zusätzlich soll die inhaltliche Kongruenz von Lerninhalten gesichert werden, damit berufsspezifische Ausbildungsinhalte an schulisches Wissen anschließen können, Fehlqualifikationen verhindert werden und die erworbenen fachlichen Fähig- und Fertigkeiten auch den Eintritt in das Erwerbsleben ermöglichen.<sup>50</sup>

Die Statuspassagen an den beiden Schwellen können als neuralgische Punkte im Übergangssystem bezeichnet werden, denn beide sind marktförmig strukturiert, d. h. hier bestimmen Angebot und Nachfrage, sowie institutionelle Zugangsbeschränkungen die Übergangswege. Die grundgesetzlich verankerte Berufsfreiheit setzt dennoch das gesamte Übergangsregime der Kontingenz individueller Wahl- und Entscheidungshandlungen aus, welche sich aber im Rahmen institutionalisierter Zulassungsbeschränkungen sowie konjunkturellen Schwankungen in der Nachfrage nach Arbeitskräften und wirtschaftlichem Strukturwandel bewegen. Allerdings zeigt sich oftmals das Phänomen, dass Bildungsentscheidungen (wie darauf bezogene Beratungspraxis), also die ‚Konjunktur der Berufe‘, der tatsächlichen Nachfrageentwicklung hinterherhinkt. Ob es sich dabei primär um das Problem der Wissensvermittlung handelt oder nicht vielmehr Berufsfindungsprozesse vielfach auch in Ignoranz gegenüber den Beschäftigungsaussichten des angestrebten Berufsabschlusses verlaufen, wird in dieser Arbeit noch

---

<sup>47</sup> Daneben existieren Zonen legitimer Nicht-Erwerbsarbeit, wie vor allem das Studium (bislang) ein Moratorium von der Leistungsgesellschaft darstellt. Die Evaluation der neu eingeführten und – nach eigenen Beobachtungen – mit wesentlich stärkerem Leistungsdruck beladenen Bachelorstudiengänge, wie die dadurch veränderten Bedingungen der Vereinbarkeit von Studium, Erwerbsarbeit und Familie überhaupt, nötigen vielleicht dazu, diese etwas ‚sonnige‘ Sichtweise auf das Universitätsstudium zu revidieren. Gerade die Studenten, um welche es hier überwiegend geht, erleben sich seit der Jahrtausendwende als Gegenstand von politischen Maßnahmen zur Beschleunigung ihrer Ausbildung sowie effizienteren Verwertbarkeit auf dem Arbeitsmarkt.

<sup>48</sup> Oehme (2007): 14

<sup>49</sup> Mertens/Parmentier (1988): 468

<sup>50</sup> Ebd. S. 470-472

näher behandelt. Diese knappen Bemerkungen verdeutlichen hingegen schon mögliche Problemkonstellationen, die in der Struktur des deutschen Übergangssystems angelegt sind.

„Die Übergänge von der Schule in die berufliche Ausbildung und dann in den Beruf sind immer noch die prekärsten Statuspassagen innerhalb der modernen Jugendphase – und ein zentraler Gradmesser für die erfolgreiche soziale Integration der jeweils nachwachsenden Generation in die Erwerbsarbeitsgesellschaft der Erwachsenen.“<sup>51</sup>

Zahlreiche Untersuchungen belegen die zunehmende Lockerung der Passung zwischen Schulsystem – Berufsausbildungssystem und Arbeitsmarkt vor allem für Jugendliche ohne Schulabschluss, mit Hauptschulabschluss, ohne abgeschlossene Berufsausbildung bzw. allgemein geringer beruflicher Qualifikation;<sup>52</sup> die Lockerung bzw. Prekarisierung des Berufseintritts wird jedoch für die Mehrheit der nicht-akademischen Berufe diagnostiziert.<sup>53</sup>

Diese strukturelle Benachteiligung ist Effekt eines wirtschaftlichen Strukturwandels postindustrieller Ökonomien, der akademisches Wissen, kognitive, soziale, kommunikative Kompetenzen und Fähigkeiten, Innovationsfähigkeit, Flexibilität und Mobilität und zudem Berufe und Tätigkeiten im höheren Dienstleistungs-, Wissenschafts- und Bildungs-, sowie im technologischen Bereich gegenüber einfachen Dienstleistungstätigkeiten, Handwerk und Industrieproduktion prämiert.<sup>54</sup> Sind Übergangsprobleme an Schwelle 2 nur Ergebnis mangelnder Nachfrage seitens der Wirtschaft nach einfachen Qualifikationsprofilen und daher für Abiturienten, gar nicht so relevant? Trifft die „Lockerung“ an der zweiten Schwelle primär nicht-akademische Berufe und gelingt Akademikern der Berufseinstieg noch so problemlos, wie dies in den 60er und 70er Jahren für die überwiegende Mehrheit der Heranwachsenden noch selbstverständlich war? Der Eindruck kann sich angesichts des niedrigen Arbeitslosigkeitsrisikos für Akademiker einstellen, führt aber an der eigentlichen Berufsfindungsproblematik vorbei. Im Verlauf der Arbeit wird deutlich werden, dass eine stringente Arbeitsmarktorientierung, welche primär auf einen zügigen und sicheren Berufseinstieg und ansprechende Einkommensverhältnisse ausgerichtet ist, nur einen, wenn auch nicht nebensächlichen, Faktor in der Berufsfindung darstellt. Vor allem eine Entscheidung für geistes- und sozialwissenschaftliche Studiengänge kann damit kaum verstanden werden.

Berufsfindungsschwierigkeiten von Abiturienten sind eben nicht von externen Restriktionen des Arbeitsmarkts (geringe Nachfrage nach niedrigen Qualifikationsprofilen bzw. stark nachlassende Aufnahmefähigkeit von Erwerbspersonen ohne Ausbildungszertifikate) determiniert, sondern, so der Ansatz dieser Arbeit, ergeben sich aus der notwendigen Anpassung subjektiver Wünsche, Interessen und Leistungsfähigkeit (Eignung) an (vorgegebene) Inhalten von Berufsausbildungen und Hochschulstudi-

---

<sup>51</sup> von Wensierski (2008): 150

<sup>52</sup> Vgl. dazu Solga (2004a), (2004b), Solga (2009), Bühler (2007), Georg/Sattel (2006), Raab (1997), Allmendinger/Leibfried (2006)

<sup>53</sup> Konietzka/Seibert (2001) beschreiben, wie sich das Überangebot an betrieblichen Ausbildungsplätzen in den 70er Jahren zur Ausbildungsknappheit in den 80er und 90er Jahren wandelte, sowie wie wenig selbstverständlich es gegenwärtig noch ist, nach abgeschlossener Berufsausbildung vom Ausbildungsbetrieb übernommen zu werden. (vgl. auch Konietzka 2002) Dundler/Müller (2006) zeigen im Kohortenvergleich die zunehmende Betroffenheit von Arbeitslosigkeit von jungen Erwerbspersonen (vgl. dazu auch Kronauer 1999). Baethge (2001) und Baethge/Solga et al. (2007) reflektieren die nachlassende Integrationskraft des dualen Berufsausbildungssystems und formulieren Überlegungen zu seiner Transformation und Modernisierung. Denn es wird nicht generell tot gesagt, muss sich jedoch der strukturellen Benachteiligung von Jugendlichen ohne Hochschulzugangsberechtigung stellen (vgl. dazu auch Heinz 2008).

<sup>54</sup> Zu den wirtschaftshistorischen Hintergründen und dem Strukturwandel in der globalisierten Ökonomie vgl. Daheim/Schönbauer (1993) Kap. 5; Mikl-Horke (2007): Kap. VI; Mayer (2000); Bonß (2001)

engängen und institutionelle Rahmungen, Normen der Ausbildungsgängen und ihrer soziokulturellen Eigenheiten.

Berufsfindung kann daher als Passungsproblem angesehen werden – was alles andere als selbstverständlich ist, da in früheren Epochen die Frage der individuellen Passung in eine bestimmte Berufslaufbahn von nachrangigem Stellenwert war. Im Zuge der im dritten Kapitel zu entfaltenden soziokulturellen Veränderungen (als Pendant zum hier kurz angesprochenen wirtschaftsstrukturellen Wandel) hat die Beachtung individueller Interessen und Wünsche einen erheblichen Bedeutungszuwachs erfahren. Es lässt sich die Umstellung von einer stärker außengeleiteten, d. h. an Konventionen und sozialer Normalität hin zu einer subjektzentrierten Lebensführung und damit einer normativen Subjektivierung konstatieren. Individuelles Wollen und Wünschen ist damit in nahezu allen gesellschaftlichen Bereichen zu einer legitime Handlungsbegründung geworden. Der Bildungs-, Arbeits- und Berufssoziologe Martin Baethge hat dies auf die Arbeitswelt bezogen und formuliert, dass vor allem die Angestellten in modernen Dienstleistungsberufen ihre

„guten, in der vorberuflichen Sozialisation angeeigneten intellektuellen und kommunikativen Fähigkeiten nun in der Arbeit in kooperativen Vollzügen anwenden [...]. Man will sich in der Arbeit nicht wie ein Jedermann, sondern als Subjekt mit besonderen Fähigkeiten, Neigungen und Begabungen verhalten können und die Tätigkeit in der Dimension der persönlichen Entfaltung und Selbstverwirklichung interpretieren können.“<sup>55</sup>

Sinnhaft-subjektbezogene Ansprüche an die Erwerbsarbeit nehmen mit steigendem Bildungsgrad und höherer sozialer Herkunft zu, dominieren die Erwerbsorientierung aber in allen Gruppen (ausgenommen Hauptschüler, An- und Ungelernte).<sup>56</sup> Berufsarbeit ist damit nicht nur eine gesellschaftliche Norm, sondern ist für das Erwachsenenalter durch die Bewältigung arbeitsspezifischer Anforderungen privilegierte Quelle sozialer Anerkennung und Selbstwirksamkeitsüberzeugungen. Sie ist zentraler Zielpunkt des Strebens nach Selbstentfaltung und wird nahezu gleichrangig mit Freunden, Familie und Freizeit als sehr bedeutsam für das individuelle Leben eingeschätzt.<sup>57</sup> Für die berufliche Sozialisation und Berufsfindungsprozesse hat dies weitreichende Konsequenzen.

„In der industrialisierten Dienstleistungsgesellschaft verschiebt sich damit der Gravitationspunkt beruflicher Sozialisationsprozesse von der Vergesellschaftung (im Sinne des Erlernens konventioneller sozialer Rollen) auf die Individualisierung. Das bedeutet für die berufliche Sozialisation, dass die Verinnerlichung von Arbeitsnormen allmählich der Formulierung subjektiver Ansprüche an die Arbeitsinhalte und der aktiven Gestaltung von Berufsbiografien weicht.“<sup>58</sup>

Das heißt, dass Verlauf und Ergebnis von Berufsfindungsprozessen für die heutige Jugend stärker als für frühere Generationen, wesentlich von der allgemeinen Persönlichkeitsentwicklung im Sinne der subjektiven Reife für Berufsausbildung und Erwerbsarbeit abhängen. Denn vor allem für Abiturienten

---

<sup>55</sup> Baethge (1991): 6

<sup>56</sup> Witthaus (1996): 113

<sup>57</sup> So rangieren Arbeit und Beruf hinter Freunde/Bekannte, Freizeit/Erholung und Eltern/Geschwister nur auf Rang 4 der Hierarchie der Lebensbereiche, allerdings geben deutlich mehr als 80% der Befragten an, dass Arbeit und Beruf eine wichtig bis sehr wichtige Rolle in ihrem Leben spielen. Unterstrichen werden diese Ergebnisse dadurch, dass diese Zustimmungsraten in den 90er Jahren noch wesentlich niedriger ausfielen (siehe Cornelißen/Gille et al. 2002: 22f.).

<sup>58</sup> Heinz (1995): 105. Allerdings artikuliert Heinz hier ein unzureichend differenziertes Verständnis von Individualisierung, in dem er sie synonym zu Individuierung, Individualismus und Subjektivismus als Ausdruck gestiegener Bedeutung subjektiver Ansprüche in der Lebensgestaltung verwendet. In Kapitel 3.1 wird dies ausführlicher diskutiert.

gilt der Anspruch, Persönlichkeit und Beruf bzw. Entwicklungsmöglichkeiten in beiden Bereichen in Einklang zu bringen. In der Literatur wird dies meist als Problem der Identitätsbildung verhandelt.

„Die Arbeitsorientierung und die Motivation sich für die Ausbildung in einem bestimmten Beruf zu entscheiden und diesen auch auszuüben bzw. ausüben zu wollen, kann auch heute noch als ein zentraler Bestandteil der Identität einer Person erachtet werden. [...] Für junge Menschen ist deshalb die Wahl des Ausbildungsweges und die Entscheidung für einen bestimmten Beruf weiterhin mit weitreichenden Folgen für die Möglichkeiten und Chancen der personalen Entwicklung verbunden.“<sup>59</sup>

Berufsfindung steht damit im Kreuzungspunkt der über Sozialisationsinstanzen gekoppelten Prozesse individueller Entwicklung und gesellschaftlicher Reproduktion. Für beide gilt, dass Räume für Berufsfindung geschaffen werden (durch Kompetenzentwicklung einerseits, durch institutionelles Arrangement andererseits); wie ebenso, dass beide Faktoren zur Problematisierung von Berufsfindungsprozessen beitragen. Zum Teil sind diese Faktoren schon angesprochen worden; sie seien hier noch einmal systematisch erfasst, da sie sich wie Leitfäden durch diese Arbeit ziehen werden.

1. Berufsfindung innerhalb des Sozialisationsprozesses erhält seine Problematik durch die Gleichzeitigkeit und Verwobenheit mit zahlreichen weiteren, reife- wie kulturell bedingten Veränderungsprozessen in der Adoleszenz. Trotz des problematischen Gehalts des Identitätsbegriffs, erscheint dieser für die Analyse sehr brauchbar, da es sich bei der Berufswahl um die bewusste Entscheidung für soziale Rollen und damit für einen Persönlichkeitsbestandteil handelt.<sup>60</sup> Der Psychoanalytiker Erik. H. Erikson hat die Pluralität adoleszenter Reifungs- und Entwicklungsprozesse unter dem Gesichtspunkt der Identitätsdiffusion behandelt.<sup>61</sup> Klinisch konnotierte Terminologie muss nicht undiskutiert übernommen werden, dennoch bleibt im Anschluss an Erikson festzuhalten, dass Berufswahl vom Einzelnen Festlegungen im Sinne verbindlicher Entscheidungen verlangt, und genau darin besteht die Schwierigkeit: Die Jugendlichen „wissen, dass sie mit einer abgeschlossenen Berufsausbildung ein wichtiges und langfristiges *Commitment* eingehen und achten darauf, dass dieses *commitment* auch zur eigenen Lebensplanung, zu den eigenen Berufswünschen und den persönlichen Neigungen und Talenten passt.“<sup>62</sup>

Festlegung bzw. *Commitment* erscheint als zentrale Bedingung der Identitätsbildung<sup>63</sup> und, wie das dritte Kapitel zeigen wird, als durchaus problematisch innerhalb gegenwärtigen soziokulturellen Strukturen, denn:

„Auffallend ist die Abneigung vieler Befragten gegen ein Festgelegtwerden auf eine Lebensform, ihre Ablehnung einer fixierten, gleichsam eindimensionalen Identität. Sie reklamieren für sich das Recht auf Veränderung, auf ein Ausprobieren verschiedener Lebensformen und versuchen, ihre eigene Biografie ein Stück weit offenzuhalten.“<sup>64</sup>

*Commitment* verweist damit auf die Problematik der Lebensplanung, d. h. der Entwicklung längerfristiger Ziele, der allgemeinen Vorstellungen von der individuellen Zukunft, wie unspezifisch diese auch sein mögen. In diesem Rahmen biografischer Langzeitperspektive wird Berufsfindung als Teil der Persönlichkeitsentwicklung Gegenstand der theoretischen Auseinandersetzung und der empirischen Untersuchung sein.

---

<sup>59</sup> Mansel/Kahlert (2007): 7, siehe auch Wahler/Witzel (1996): 26

<sup>60</sup> Zum soziologischen Konzept des ‚Berufs‘ siehe Abschnitt: Normative Subjektivierung der Institution Beruf

<sup>61</sup> Erikson (1973): 155

<sup>62</sup> von Wensierski (2008): 150

<sup>63</sup> Pinquart/Silbereisen (2000): 77; Straub (2000): 293

<sup>64</sup> Oechsle (1990): 186

2. Sozio-strukturelle Restriktionen der Berufswahl gibt es reichlich; mit der Beschränkung der Arbeit auf Abiturienten wurde versucht, die Mehrzahl davon auszuschließen. Mit dem Abitur ist der höchste allgemeinbildende Schulabschluss erreicht. Er eröffnet nahezu alle Berufswege im Berufsausbildungssystem (zum Teil sind Zusatzqualifikationen oder Einstellungstests notwendig). Allerdings bewirkt das Berufsausbildungssystem selbst eine ganz erhebliche Kanalisierung und Eingrenzung dessen, was an Interessen und Fähigkeiten in einen Beruf überführt werden kann.

In Deutschland ist Erwerbsarbeit immer noch hauptsächlich beruflich organisiert, d. h. institutionelle Mechanismen der Berufsgestaltung, Berufsausbildung und Zertifizierung von Berufsqualifikationen – auf allen Ebenen der Berufshierarchie – reglementieren den Eintritt in das System der Erwerbsarbeit; es ist von immer noch festen institutionellen „gatekeepern“ zum Bereich der un- und angelernten Tätigkeiten abgeschottet.<sup>65</sup> Seiner Herkunft nach handelt es sich um eine ständische Berufsordnung, welche unterschiedliche Ausbildungswege zur Erreichung hierarchisch abgestufter sozialer (Berufs-)Positionen, entsprechendem Sozialprestige und Einkommens- sowie Machtchancen vorsieht. Diese Differenzierung findet sich bereits im mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Europa als Differenz zwischen Landarbeitern, Handwerk/Kleingewerbe und akademisch-bürgerlichen Berufen. In Preußen des 19. Jahrhunderts wird mit der Durchsetzung der allgemeinen Schulpflicht ein dazu äquivalentes Schulsystem (Volksschule und sozial exklusives Gymnasium) institutionalisiert, welches mit der Einführung „mittlerer“ Bildungsabschlüsse zwischen Volksschule und Gymnasium (Oberrealschule, Realgymnasium) jene auch nach dem Zweiten Weltkrieg in Westdeutschland restituierte und bis heute gültige Struktur erhielt.<sup>66</sup> Trotz dieser Differenzierung war die hohe Gleichförmigkeit der Übergangswege dadurch gegeben, dass die große Mehrheit der Bevölkerung mit dem Volksschulabschluss mit anschließendem Einstieg in die Erwerbsarbeit einheitliche Ausbildungsbiografien aufwies.<sup>67</sup> Zwar ist diese Struktur bis heute erhalten, zwischen den säulenförmig vorgegebenen Ausbildungswegen sind jedoch zahlreiche Bildungsinstitutionen geschaffen, welche die ständische Abschottung zwischen hoher und niedriger Formal- und Berufsausbildung aufweichen und die flexible Verknüpfung von Bildungsabschlüssen im Sinne einer Höherqualifizierung von der Hauptschule bis zur Studienberechtigung ermöglichen (siehe Abbildung 1). Unabhängig von allen konjunkturellen und demografischen Einflüssen erfahren Übergangswege allein aufgrund der Differenzierung des Bildungssystems und damit der Vielfältigkeit möglicher Übergangswege selbst eine Pluralisierung, weil eben nicht mehr 75% eines Jahrgangs den selben Schulabschluss haben, wie dies noch in den 1950er Jahren der Fall war.<sup>68</sup>

---

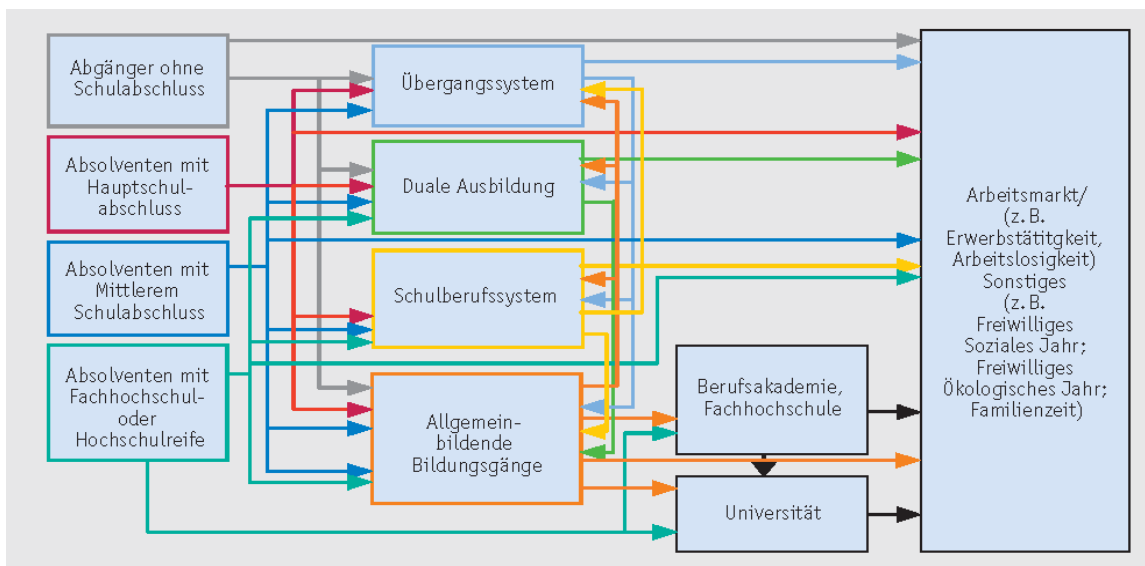
<sup>65</sup> Vgl. die Berufsdefinition von Corsten (1998): 33

Hierbei handelt es sich um eine institutionelle Ordnung des Systems Erwerbsarbeit, die natürlich ihre Ausnahmen kennt und durch gesellschaftliche Entwicklungen auch an ihre Grenzen gebracht wird. Beispielsweise führt der demografische Wandel derzeit zu massivem Fachkräftemangel in einigen Wirtschaftsbereichen, so dass bspw. auf der Basis von Zeitverträgen Lehrkräfte ohne pädagogische Ausbildung (also ohne entsprechende Bildungszertifikate) in den normalen Schulbetrieb übernommen werden (müssen).

<sup>66</sup> Vgl. Wehler (1995): 1204

<sup>67</sup> Zumindest idealtypisch sollen die Absolventen der höheren Schulen ebenso komplikationslos in ihre universitäre und berufliche Laufbahn einmünden – hier wie dort zeigt sich jedoch die Abhängigkeit der Übergangswege von Kohorten- und Konjunktureffekten, welche Angebot und Nachfrage nach Berufspositionen und Qualifikationen stark beeinflussen (vgl. Mayer 1995).

<sup>68</sup> Müller/Gangl et al. (2002): 39

**Abbildung 1: Struktur des deutschen Bildungssystems und möglicher Übergangswege**

Quelle: 2. Bildungsbericht der Bundesregierung (2008): 156

Angesichts dieser Wahlmöglichkeiten erfahren subjektive Berufswünsche und Lebensplanungen, trotz aller herkunftsbedingter Beeinflussung von Biografieverläufen, in der theoretischen Konzeptionalisierung eine erhebliche Aufwertung. Denn mögliche Berufswege sind weniger objektiv durch institutionelle Schranken determiniert; vielmehr muss danach gefragt werden, wie sich die Berufsfindung in diesem Möglichkeitsraum konkret vollzieht, warum mögliche Ausbildungswege nicht eingeschlagen wurden, bzw. wann sich Zufriedenheit mit der gefundenen beruflichen Identität oder Laufbahn einstellt. Erfolgreiche Berufsfindung ist damit in stärkerem Maße als früher Ergebnis der wechselseitigen Abstimmung von individueller Persönlichkeit und gesellschaftlichen Strukturgegebenheiten und Berufswahl somit nur verständlich, wenn dieser Abstimmungsprozess als Teilprozess der Persönlichkeitsentwicklung betrachtet wird.

„Beruf“ ist dabei die Form der Vermittlung gesellschaftlicher Normen, Leistungserwartungen und der Individualität des Einzelnen. Berufe sind „Schablonen, die den Personen zwar die soziale Integration erleichtern und durchaus (mehr oder minder große) Entfaltungsspielräume lassen, aber letztlich doch primär eine soziale Kanalisierung und Standardisierung der Menschen (ihrer Identität, Lebenslage, Biografie usw.) und ihres Handelns (und Erlebens) bewirken.“<sup>69</sup>

Über das *Wie* dieser Formung von Individualität ist damit noch keine Aussage gemacht, allerdings besteht im deutschsprachigen Raum eine auf Luther zurückgehende Tradition, den Beruf positiv zu fassen, darin die Form der harmonischen Verschmelzung gesellschaftlicher Anforderungen und dem Streben nach Selbstverwirklichung zu sehen. Eben eine „ursprünglich religiös begründete, später ethisch-vokativ empfundene Verpflichtung gegenüber der Gemeinschaft der Gesellschaft und der eigenen Person im Sinne einer ‚Berufung‘.“<sup>70</sup> In der ‚Berufung‘ treffen sich idealerweise gesellschaftliche Notwendigkeit und Subjektivität – ein Euphemismus oder bestenfalls realitätsferner Idealismus angesichts der

<sup>69</sup> Voß (1997): 208

<sup>70</sup> Scharmann (1956): 430, Die Kulturbedeutung der Berufsidee wurde von Weber in seiner Studie zur *Protestantischen Ethik* herausgestellt. Auf Luther geht sie zurück, weil dieser die Berufsarbeit als von Gott gegeben und damit religiöse Pflicht ansah (Weber 1988a: 165). Das innerweltliche Leben als Aufgabe anzunehmen und mit der Erwerbsarbeit den Gedanken der Bewährung zu verbinden, stand Luther aber sehr fern, es ist Produkt des Calvinismus (ebd. S. 76-80).



langwierigen Diskussion um das ‚Ende der Arbeitsgesellschaft‘ oder des ethnografischen Interesses mit welchem gegenwärtig Lebenslagen im Exklusionsbereich der Arbeitsgesellschaft vermessen werden.<sup>71</sup> Stets konnte nur ein kleiner Teil der Erwerbssuchenden ihrer Berufung gemäß arbeiten, zu viele Arbeiten („Jobs“) – vor allem in industriegesellschaftlicher, fordistischer Arbeitsorganisation, aber auch gegenwärtig in der kognitiven wie technischen Anspruchslosigkeit vieler einfacher Dienstleistungstätigkeiten, der lähmenden Routine vieler Angestelltenberufe – sind dem Berufungsgedanken völlig fremd.<sup>72</sup>

Hier tritt der zumindest latente Widerspruch zwischen individueller Anspruchshaltung nach subjektiver Erfüllung und Selbstentfaltung und der Realität von Berufsinhalten und Berufspraxis offen zu Tage und verweist zurück auf das oben angesprochene Passungsproblem. Es zeigt jedoch auch, dass in der normativen Rahmung der Berufsfindung ein Moment des Zwanges und der gesellschaftlichen Herrschaft liegt. Wie noch zu sehen sein wird, ist der institutionelle wie normative Rahmen für Berufsfindungsprozesse mit konkreten Zeitvorstellungen verbunden; legitim kann die Berufswahl nicht beliebig aufgeschoben werden. Sie verbleibt auch jenen als Aufgabe, die ihre „Berufung“ bzw. Neigung und Eignung noch nicht gefunden oder hinreichend entwickelt haben oder diese nicht in einen Beruf umsetzen können. Somit rechtfertigt sich die Bewältigungsperspektive auf Berufsfindungsprozesse (siehe Abschnitt: Biografische Kompetenz vs. biografische Lebensbewältigung).

Widersprüchlich sind die strukturellen Rahmenbedingungen für die Berufswahl noch in einem weiteren Sinne. Pendant zu oben angesprochenen biografischen Zielen ist das Orientierungswissen über die gesellschaftlichen Chancenstrukturen. In der alten Bundesrepublik war dies bis Ende der 70er Jahre, trotz mehrerer Wirtschafts- und Beschäftigungskrisen, größtenteils durch die konjunkturelle Entwicklung und damit die Funktionalität des Übergangssystems (duale Berufsausbildung und Hochschulausbildung) in hohem Maße institutionell abgesichert – wie das gesellschaftliche Curriculum für Lebensverläufe diese in starken Maße normierte.<sup>73</sup> Seit den 80er Jahren wird in der Soziologie, wie der deutschen Öffentlichkeit, breit die Auflösung dieses Lebenslaufregimes diskutiert (was im Rahmen dieser Arbeit nur ansatzweise nachgezeichnet werden kann). Der Fokus wird darauf gerichtet sein, dass industriegesellschaftliche Normalitätsvorstellungen – kollektiv verbindliche Muster der Lebensführung – nicht durch ein neues normatives Orientierungsmuster abgelöst wurden (die Institutionalisierung des Lebenslaufs damit nur transformierend), sondern, dass exakt die Funktion von Institutionen: sichere Handlungsorientierung zu gewährleisten, zugunsten normativer Pluralität weitgehend verschwunden

---

<sup>71</sup> Vgl. dazu schon die Verhandlungen des 21. Soziologentages 1982 (Matthes 1983) sowie die in Fn. 23 auf S. 11 angesprochene Idee der Bürgerarbeit als Lösungsversuch der ‚Krise der Vollbeschäftigung‘. Zur Vermessung der Lebenswirklichkeiten der ‚Ausgeschlossenen‘ vgl. exempl. Schultheis (2005).

<sup>72</sup> „Es ist nicht mehr nur Verhängnis des Proletariats, keinen Beruf zu haben, sondern auch das Schicksal des kleinbürgerlichen Routinearbeiters und seines weiblichen Pendant, dass ihre ‚Berufsarbeit‘ immer mehr der einförmigen Manipulation an Büromaschinen und technischen Übermittlungsgeräten weicht.“ (Scharmman, 1956: 264).

Dass die meisten Menschen mit dem erlernten Beruf zufrieden sind, ist für Scharmman kein Gegenargument. Er hält dies für ein Ergebnis beruflicher Sozialisation und entsprechender Identifizierungsprozesse mit der Arbeit zur Reduktion kognitiver Dissonanz. Da viele dieser Tätigkeiten nicht nach Eignung und Neigung der Arbeitenden fragen, bzw. dieser kaum bedürfen, kann hier die qualitative Dimension der Berufsidee nicht zum Tragen kommen.

<sup>73</sup> Ein solches gesellschaftliches Curriculum existiert a) als empirisch durchschnittlicher oder ‚normaler‘ Lebensverlauf und b) als normatives Konstrukt über die Normativität, Legitimität oder Abweichung von Lebensverläufen und Biografien in jeder Gesellschaft (vgl. Alheit/Dausien 2009: 575). Die These vom institutionalisierten Lebenslauf als hochnormative Alltagskonzeption einer Normalbiografie, mit der Martin Kohli die Regelmäßigkeit von Biografieverläufen in der Nachkriegszeit charakterisiert hat, ist davon zu unterscheiden, da dort eine historisch-konkrete Abfolge von Status- und Rollenpositionen (in Relation zu Altersnormen) beschrieben wird (siehe Kap. 2.1.).

ist. Dabei muss stets im Blick bleiben, dass dies nicht einfach als Effekt der Postmoderne oder eines überzogenen Subjektivismus abgestempelt werden kann, sondern als Reaktion auf die strukturelle Unterminierung kohärenter und langfristig planbarer Berufsbiografien angesehen werden muss. Mit der Berufswahl werden nämlich nicht mehr Entscheidungen für antizipierbare Berufslaufbahnen (und korrespondierenden Familien- und Statusbiografien) getroffen, denn die „die klassische Aufeinanderfolge von Berufswahlentscheidung, Erlernen eines Berufs, Übergang in den Beruf, weitere berufliche Entwicklung und Weiterbildung ist nicht mehr der normale Weg.“<sup>74</sup> Und das gilt nicht nur für die wachsende Zahl Nicht- und Gering-Qualifizierter, sondern wird mehr und mehr zum Charakteristikum der Jugendgenerationen im 21. Jahrhundert, denen die (retrospektiv zugewiesene) Sicherheit und Verlässlichkeit der Lebensbedingungen, zumindest in den breiten Mittelschichten, des vergangenen Jahrhunderts zunehmend völlig fremd ist.<sup>75</sup> Das Grundthema ihrer Lebensgestaltung ist daher der Umgang mit biografischer Unsicherheit, d. h. Lebensplanung und Treffen biografisch wichtiger Entscheidungen unter unzureichenden Antizipationsmöglichkeiten ihrer langfristigen Konsequenzen und nicht-intendierten Nebenfolgen.

„Das eigentliche Problem des Strukturwandels besteht [...] darin, dass sich mit ihm die alten Grenzen einer rational einsichtigen Gesellschaftsstruktur (im Sinne einer Theorie reflexiver Modernisierung: die Unterscheidungen) auflösen bzw. sie in Widerspruch zueinander geraten, aber dabei keine neue Struktur entsteht, die als Grundlage von rational herbeizuführenden ‚Entscheidungen‘ dienen könnte.“<sup>76</sup>

„Entgrenzung“ ist in diesem Zusammenhang eine viel genutzte Metapher, (ansatzweise bereits mit paradigmatischen Konnotationen)<sup>77</sup> um die Andersartigkeit der heutigen Lebensumstände zu fassen. Sie hebt sich damit gegen eine scheinbare Geordnetheit der Lebensvollzüge in der vergangenen industriegesellschaftlichen Epoche ab, um die Unübersichtlichkeit (bzw. Kurzsichtigkeit) biografischer Orientierungen besser zu akzentuieren.

„Der Blick auf gesellschaftliche Entgrenzungsverhältnisse kann aufzeigen, wie sich diejenigen Strukturen verändern oder gar auflösen, an denen sich die Menschen in ihrer Lebensführung und im Alltag allgemein orientieren und die ihnen im Handeln Sinn vermitteln. Entgrenzung darf deshalb nicht einseitig als Befreiung als alten Strukturen und gesellschaftlichen Zwängen verstanden werden“,<sup>78</sup>

sondern auch als Infragestellung von Sinnbezügen, und normativen Vorgaben seitens Arbeitgebern und sozialen Sicherungssystemen, die gerade jene mit Exklusion oder Benachteiligung bedrohen, die den Selbstverantwortungs-, Autonomie-, Mobilitäts- und Flexibilisierungsanforderungen nicht nachkommen können. Diese Konstellation wird den Hintergrund bilden, vor dem empirisch Berufsfindungsverläufe als individueller Entwicklungsprozess (Sozialisierung von Subjektivität) in strukturellen und sozio-kulturellen Rahmenbedingungen des Ausbildungs- und Arbeitsmarktes und des Bildungssystems untersucht werden.

---

<sup>74</sup> Knauf/Oechsle (2006): 2, vgl. auch Alheit/Dausien (2009): 577

<sup>75</sup> In der 15. Shell-Jugendstudie wird die heutige Jugend daher als „Génération précaire“ bezeichnet (vgl. Hurrelmann/Albert et al. 2006: 32).

<sup>76</sup> Oehme (2007): 22

<sup>77</sup> Vgl. Böhnisch/Lenz et al. (2009), wo der Versuch unternommen wird, mit dem Entgrenzungsbegriff die Lebensverhältnisse in westlichen Gesellschaften des 21. Jahrhunderts zeitdiagnostisch zu erfassen, um darauf aufbauend eine zeitgemäße um den Aneignungs- und Bewältigungsbegriff sich zentrierende Sozialisationstheorie für die gesamte Lebensspanne zu entwickeln.

<sup>78</sup> Oehme (2007): 20

## Berufsfindung oder Berufswahl?

Die Fragestellung dieser Arbeit legt eine prozessorientierte Perspektive auf Berufswahlentscheidungen nahe. Daher wird plädiert, von Berufsfindung statt von Berufswahl zu sprechen. Nicht nur, weil die Berufsfindung nach dem Schulabschluss ein längerer, von Rückschritten gekennzeichneter Prozess ist, sondern weil von ‚Berufswahl‘ zu sprechen die in die Primärsozialisation erworbenen Voraussetzungen für Berufsfindungsprozesse (Berufswahlfähigkeit) zugunsten der konkreten Berufswahlsituation in den Hintergrund drängt.<sup>79</sup>

Damit ist die Frage berührt, inwiefern es sich bei der Berufswahl tatsächlich um eine Wahl handelt, bzw. wie der Terminus ‚Wahl‘ vielleicht in Absetzung vom Alltagsverständnis zu verstehen wäre, angesichts der multiplen Einfluss- und Rahmenbedingungen, die eine Berufswahlentscheidung bedingen und begleiten. Entscheidungstheorien fokussieren zur Lösung dieses Problems auf einen eng begrenzten Zeitraum der Berufswahl, um diese als Entscheidungsproblem zwischen Alternativen bzw. multiplen Zielvorstellungen, hinsichtlich der Konsequenzen und veranschlagten Kosten und einem Modus der Entscheidungsfindung zu modellieren.<sup>80</sup> Die kausale Komplexität des Vorgangs wird dabei nicht negiert, aber aus der Analyse ebenso ausgeklammert wie der Verlaufsaspekt von Berufsfindungsprozessen. Insofern ist zwischen Berufsfindung als längerem, biografischen, sozial strukturierten und kulturell (in welcher Form auch immer) normierten Prozess und der einzelnen Episode im Berufswahlprozess zu unterscheiden. Terminologisch wurde in der soziologischen Literatur dennoch immer von Berufswahl gesprochen und diese als lebenslanger Prozess bzw. wiederkehrende Aufgabe definiert.<sup>81</sup> Um diese Unterschiede schon begrifflich stärker zu akzentuieren, wird ‚Berufsfindung‘ bevorzugt. Jedoch soll diese nicht nur auf die Entwicklungsprozesse vor der eigentlichen Phase der Berufswahl-tätigkeit begrenzt, sondern auf diese gesamte Phase bis zu einem (vorläufigen) Abschluss ausgedehnt werden. Denn die empirische Analyse verlängerter Berufsfindungsprozesse zeigt, dass es nicht nur um Berufswahl im Sinne eines Entscheidens zwischen Alternativen geht, sondern ganz wesentlich auch um

**Tabelle 1: Idealtypischer Verlauf von Berufsfindungsprozessen**

1. Entwicklung und Festlegung von Präferenzen
2. Versuch der Umsetzung der Präferenz
3. Evaluation der jeweiligen Situation

*Quelle: Eigene Zusammenstellung nach Fend (1991): 76f.*

*berufsfindung*, also die Entdeckung von Berufswünschen, individuellen Neigungen und Fähigkeiten sowie Ausbildungs- und Arbeitsmöglichkeiten. Berufsfindung wird letztlich als biografischer Prozess, als Entwicklungsaufgabe erscheinen, deren Abschluss stets nur vorläufig zu denken ist, da sich die Kohärenz einer Berufsbiografie erst ex post beurteilen lässt.

Das Forschungsthema erzwingt jedoch, dass trotz der biografischen Unabgeschlossenheit von Berufsfindungsprozessen, Kriterien zumindest für die vorläufige Beendigung der Berufsfindung zu entwickeln sind, um einzelne biografische Episoden der Berufswahl auch gegeneinander abgrenzen zu können.

Das Forschungs- und Entwicklungsthema erzwingt jedoch, dass trotz der biografischen Unabgeschlossenheit von Berufsfindungsprozessen, Kriterien zumindest für die vorläufige Beendigung der Berufsfindung zu entwickeln sind, um einzelne biografische Episoden der Berufswahl auch gegeneinander abgrenzen zu können.

Der Entwicklungspsychologe, Sozialisationsforscher und Sozialgeschichtler Helmut Fend hat einen idealtypischen Verlauf der Berufsfindung vorgeschlagen, der bewusst Beginn und Ende ausklammert (siehe Tabelle 1) und als schleifenförmiger Prozess zu verstehen ist. Das heißt, misslingt die Umsetzung

<sup>79</sup> Beinke (2004): 15

<sup>80</sup> Moser/Schmook (2006): 239f.

<sup>81</sup> Dies ist den Überblicksdarstellungen von Seifert (1977): 243 wie von Jaide (1977): 283f. zu entnehmen.

von Präferenzen im Ausbildungssystem, bzw. fällt die Evaluation einer Ausbildungssituation oder des erreichten Abschlusses bzw. des Berufsalltags negativ aus, wird der Prozess (in Teilen) von neuem durchlaufen. Idealtypisch ist dieses Modell für die konsequent neigungsbezogene Berufswahl. Diese wird aus einem einfachen Grund als implizites normatives Ideal in dieser Arbeit ständig mitgeführt: die im Grundgesetz verankerte Berufswahlfreiheit eröffnet jedem Heranwachsenden mehr oder weniger umfangreiche Möglichkeiten der Berufswahl und weist ihm vor allen Dingen die Verantwortlichkeit für seine Berufswahl unabhängig von der tatsächlichen Bedingtheit seines Berufsfindungsprozesses zu. Nun kann diese Wahl zwar auch anders als durch Rückgriff auf individuelle Präferenzen getroffen werden (was sich empirisch auch zeigt), normative Leitvorstellung und gängiges Handlungsskript ist jedoch die Orientierung an individuellen Interessen und Fähigkeiten.<sup>82</sup> Dies zum kritisch reflektierten Ausgangspunkt zu nehmen, ermöglicht wiederum den Blick auf individuelle Problemlagen, die sich aus daraus ergeben können.

Idealtypisch ist das Verlaufsmodell von Fend auch insofern, als ein mehrmaliges konsequentes Durchlaufen von ihm als unwahrscheinlich erachtet wird, da dies zu viel Lebenszeit in Anspruch nehmen würde. Das heißt, dass mit zunehmendem Verbleib im Ausbildungssystem sich Präferenzen verändern, die Konzentration auf die eigenen Interessen und Fähigkeiten zugunsten der Anpassungen an die Möglichkeiten des Ausbildungs- und Berufssystems und des Arbeitsmarkts aufgegeben wird.

„Im glücklichen Fall suchen Jugendliche im Verbund mit den Personen, die es gut mit ihnen meinen, aktiv nach Informationen über den Arbeitsmarkt, explorieren die Wege, die zu den angezielten Berufen führen, suchen nach Möglichkeiten, die entsprechenden Ausbildungsvoraussetzungen zu erfüllen und passen sich flexibel den gegebenen historischen und regionalen Arbeitsmärkten an.“<sup>83</sup>

Die Frage nach dem Ende von Berufsfindungsprozessen lässt Fend offen. Unter biografischer Perspektive mag es auch weniger relevant sein, wie viel Zeit für die Berufsfindung (auch in mehreren Etappen) aufgewendet wird. Wird allerdings berücksichtigt, dass es kulturelle Normen bezüglich des Ablaufs wie des Timings von Berufsfindungsprozessen innerhalb des Lebensverlaufs gibt, bedarf es weiterführender Differenzierungen. Dann lassen sich Verläufe, die innerhalb kultureller Normvorstellungen bleiben von jenen unterscheiden, die aus den unterschiedlichsten Gründen davon abweichen. Insofern ist es vor allem wichtig, zwischen einem verlängerten Berufsfindungsprozess und einer diskontinuierlichen Erwerbsbiografie zu unterscheiden. Während letztere sich dadurch auszeichnet, dass nach Ausbildung und einer längeren Phase der Erwerbsarbeit die ursprüngliche Berufswahl revidiert wird, (d. h. ein neuer Beruf angestrebt und dafür ins Ausbildungssystem zurückgekehrt wird), bestimmt sich ein verlängerter Berufsfindungsverlauf primär durch die Unabgeschlossenheit. Diese gilt es daher näher zu bestimmen.

Im Strukturparadigma der Lebenslaufsoziologie ließe sich das Ende durch eine abgeschlossene Berufsausbildung oder Studium und den nachhaltigen Einstieg in das Erwerbsleben mit einem längeren Verbleib in der Einstiegsposition bestimmen. Sollten sich dagegen schnelle Stellenwechsel zeigen, wären diese näher daraufhin zu charakterisieren, inwieweit es sich um eine Fortentwicklung des eingeschlagenen Berufsweges oder um eine Abkehr davon und damit berufliche Neuorientierung handelt. Im zweiten Fall wäre der Berufsfindungsprozess als unabgeschlossen anzusehen.

---

<sup>82</sup> Jaide konstatiert bereits für die Wende von den 1950er zu den 60er Jahren in der alten Bundesrepublik die Normativität einer neigungsbezogenen Berufswahl, nachdem klassische Faktoren wie Familie, Orts- und Standesgrenzen, Schulbildung, Kosten der Berufsausbildung usw. an Wirkung verloren haben (vgl. Jaide 1961: 18).

<sup>83</sup> Fend (1991): 76

Entwicklungspsychologisch bzw. sozialisationstheoretisch lässt sich das Ende des Berufsfindungsprozesses über die Identifizierung des Heranwachsenden mit einem Berufsbild und der Berufsrolle festmachen. Kommunikativ wird die Selbstbindung an eine bestimmte Tätigkeit artikuliert, die als umso verlässlicher einzustufen ist, je stärker sie von anderen Merkmalen flankiert ist. Dazu zählen die individuelle Auseinandersetzung nicht nur mit den Ausbildungsinhalten, sondern vor allem mit den Anforderungen der Berufsrollen, bestenfalls sogar schon Erfahrungen mit dem Berufsalltag; weiterhin die Tragfähigkeit der subjektiven Motivation und das Verhältnis der Berufswahlentscheidung zur Persönlichkeit wie persönlichen Erfahrungen. Berufsfindung kann als beendet angesehen werden, wenn eine berufliche Identität subjektiv reflektiert artikuliert und fixiert wird. Die generelle, biografische Unabgeschlossenheit von Berufsfindungsprozessen wird damit nicht negiert; sie ist vielmehr eng verwoben mit der ebenfalls lebenslang unabgeschlossenen Identitätsentwicklung.

### **Berufsfindungsverlauf und Berufswahltheorien**

„Theoretische Ansätze zu Berufswahlproblemen weisen ein breites Spektrum auf und sind vielfach disparat. Sie sind Indiz dafür, dass es keine schlüssige wissenschaftliche Theorie zur Erklärung des komplexen Phänomens der Berufsfindung gibt.“<sup>84</sup> Entwicklungslogischen Ansätzen, die Berufswahl als lebenslangen Prozess im Sinne einer Kette „serieller Optionen“<sup>85</sup> begreifen, und die Genese dieser Optionen als Zusammenspiel individueller, herkunftsbedingter, sozio-ökonomischer und kultureller Faktoren beobachten, besitzen das höchste Informationspotenzial hinsichtlich des Ablaufs von Berufsfindungsprozessen.<sup>86</sup> Auf eine intensive Auseinandersetzung mit verschiedenen Berufswahltheorien soll an dieser Stelle daher verzichtet werden. Tabelle 2 gibt einen Überblick über gängige Berufswahltheorie, geordnet nach ihrer jeweiligen Schwerpunktsetzung auf der Dimension von der Individual- bis hin zur Makroebene. Alle Berufswahltheorien haben drei entscheidende Schwachpunkte. Ihre Aussagen bleiben in einer relativen Distanz zum konkreten Fall, da die Kontingenz von Berufswahlprozessen nicht einbezogen wird. Wie das Zitat von Pätzold am Anfang des Kapitels pointiert herausstellt, ist eine umfassende Theorie der Berufswahl wohl nicht zu erreichen, da – selbst wenn die subjektiven wie sozialen Einflussfaktoren hinreichend erfasst sind – ihr Zusammenspiel derart kontingent ist, dass es sich der Theoretisierung versagt. Berufsfindung ist im Zeitpunkt der Realisierung von Berufswünschen auf dem Ausbildungsmarkt eben ein marktvermittelter Prozess – und solche sind Ergebnis des komplexen Zusammenwirkens unterschiedlicher situativ-spezifischer Faktoren. Eine Prognose ist – losgelöst von der sozio-ökonomischen und kulturellen Situiertheit von konkreten Berufswahlsituationen – eigentlich nicht möglich.

Der zweite Schwachpunkt besteht in der Latenz der behaupteten Einflussfaktoren, d. h. Berufswahl wird mit dem Verweis auf Selbstkonzepte, Milieueinflüsse, normativer Orientierungsfunktionen von

---

<sup>84</sup> Pätzold (2008): 597

<sup>85</sup> Wahler/Witzel (1996): 22

<sup>86</sup> Pätzold (2008): 597

**Tabelle 2: Übersicht zu Berufswahltheorien<sup>87</sup>**

Analyseebene	Berufswahltheorien	Beschreibung
Individualebene	<b>Entwicklungspsychologie</b> (Selbstkonzepttheorie nach Super)	Berufswahlreife, Entscheidungskompetenz Realisierung des Selbstkonzeptes innerhalb eines Möglichkeitshorizontes
	<b>Persönlichkeitspsychologie</b> (Kongruenztheorie nach Holland)	Typologische Zuordnung von Persönlichkeitsprofilen zu Berufsfeldern – Eignung/Interesse für Beruf resultiert aus Persönlichkeitsstruktur
	<b>Entscheidungstheorie</b>	Modellierung der Berufswahl als Mehrung der individuellen Wohlfahrt (Optimierung der positiven Konsequenzen aus der Entscheidung zwischen Alternativen)
Mesoebene	<b>Milieutheoretischer Ansatz</b>	Berufswahl als Vermittlung von subjektiven, letztlich aber herkunftsgeprägten Ausbildungsvoraussetzungen mit Berufsanforderungen und Lebenszielen
	<b>Theorie der beruflichen Ambitionen</b> (nach Gottfredson)	Entwicklung von berufsbezogenen Selbstkonzepten, Berufsbildern in der Ontogenese – als Basis der Berufsorientierung im sozialen Feld möglicher Berufe/Arbeitspositionen. Ansprüche und Realisierungschancen gleichen sich im Zeitverlauf an und befähigen zur Berufswahl.
Makroebene	<b>Allokations- &amp; Segmentationstheorie</b>	Berufswahl ist vom Angebot des Arbeitsmarktes bestimmt, die gleichzeitig die sozial differenzierende Zuweisung von Personen zu Berufsfelder (Arbeitsmarktsegmenten) regelt
	<b>Strukturtheoretischer Ansatz</b> (Laufbahntheorie nach Kohli)	Objektiv vorgegebene Berufslaufbahnen wirken als antizipatorische Struktur für individuelle Berufswahlentscheidungen

Quelle: eigene Zusammenstellung

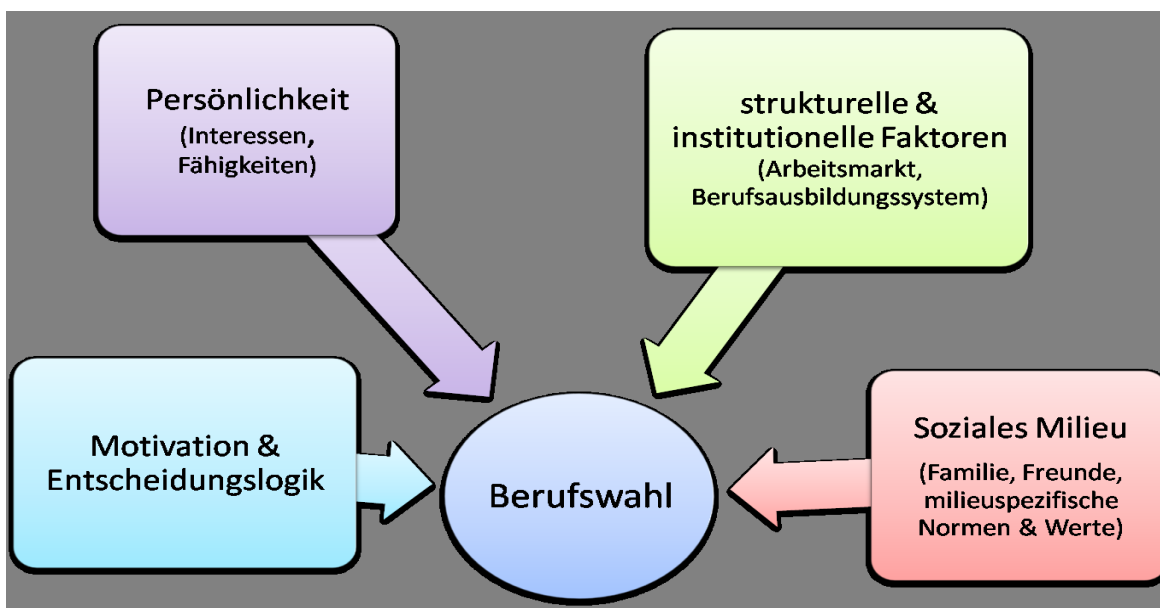
<sup>87</sup> Zur Theorie von Super vgl. Seifert (1977): 183ff.; zur Kongruenztheorie und Allokationstheorie vgl. Moser/Schmook (2006): 237f. und Beinke (2006): 32; zum milieutheoretischen Ansatz vgl. Beck/Brater et al. (1979), zur Laufbahntheorie von Kohli siehe Kohli (1975) und Seifert (1977): 256f., zur Theorie von Gottfredson vgl. Kirsten (2007): 24-32. Mit der Konzentration auf die biografische Perspektive und die Thematisierung von Identität und Identifizierung im Berufswahlprozess ähnelt die hier vorgeschlagene Herangehensweise der Selbstkonzept-Theorie von Super, nimmt allerdings zwei weitere Aspekte in den Blick: einerseits die Rolle strukturell-institutioneller Handlungskontexte und andererseits die Problematisierung der Präferenzentwicklung, von der Super ebenfalls unhinterfragt ausgeht.

Institutionen oder der spezifischen Nachfrage nach Arbeitskräften erklärt und damit die konkrete Handlungsorientierung, Intentionen und Entwürfe möglicher Ausbildungs- und Lebenswege der Individuen unterlaufen.<sup>88</sup> So bleibt der Prozess der Berufsfindung im Dunkeln. Die *Theorie der beruflichen Ambitionen* von Gottfredson sowie die Selbstkonzepttheorie von Super stellen diesbezüglich Ausnahmen dar, da sie den Vermittlungsprozess von individuellen Plänen und sozialem Möglichkeitsraum mitbeachten. Sie haben dennoch mit allen weiteren Theorien die dritte Schwachstelle gemeinsam: von der Existenz von Berufswünschen, von Konzepten bezüglich der individuellen beruflichen Zukunft, möglichen Entwürfen über deren Realisierung wird (vor allem in psychologischen Theorien) ausgegangen.

Dass Berufswünsche nicht oder nur sehr schwach bzw. undifferenziert ausgebildet sind („irgendwas mit Medien“) kann nicht explizit thematisiert werden.<sup>89</sup> Entweder erscheint dieser Fall als besonders zu erklärende Abweichung und offenbart damit eine den Berufswahltheorien inhärente Defizitperspektive, oder diese Entwicklungsphase wird übergangen und damit ausgeblendet, da Beschreibung und Erklärung erst bei elaborierten Berufswünschen oder Selbstkonzepten einsetzen.

Auf die Formulierung einer ‚neue‘ Theorie, welche diese Probleme behebt, will diese Arbeit nicht hinaus. Mit dem Grundverständnis von Berufsfindung als längerer Entwicklungsprozess wird vielmehr versucht, die Ausgangskonfiguration dieses Prozesses in der theoretischen Vorarbeit auszuarbeiten. Berufsfindung ist dabei ein Vermittlungsprozess von Subjektivität und Gesellschaft, ein Prozess der Subjektivierung, der Inkorporierung von Gesellschaft und damit der sozialen Integration neuer Generationen in ein bestehendes Sozialgefüge. Prozesse des Gegen- und Zusammenspiels von individuellen und strukturellen/institutionellen Faktoren, wobei das Herkunftsmilieu und situative Faktoren der Berufswahlsituation jeweils Orte dieses Zusammenwirkens sind. Ein Modell einer solchen singulären Berufswahlentscheidung könnte demnach wie folgt aussehen (Abbildung 2):

**Abbildung 2: Modell der singulären Berufswahlentscheidung**



<sup>88</sup> Wahler/Witzel (1996): 16

<sup>89</sup> Oliver Dimbath hat aufgezeigt, wie die häufige Aussage Heranwachsender, dass ihnen ihr Beruf Spaß machen soll, genau auf die geringe Spezifizierung sowohl eigener Berufswünsche wie konkreter, realitätsnaher Vorstellungen über Berufe verweist und als Such- und Entscheidungsheuristik den Berufswahlprozess anleitet (vgl. Dimbath 2007).

Im Anschluss an Welzer<sup>90</sup> kann diese als Figuration des Subjekts und aller relevanter Einflussfaktoren begriffen werden:

„Die reale Platzierung im System der Arbeits- und Berufswelt erfolgt dabei im Spannungsfeld zwischen den individuellen begabungsbezogenen Bildungsprozessen, der Allokationsfunktion des differenzierten, hierarchisch strukturierten Schulsystems und seiner Bildungstitel, dem kulturellen und ökonomischen Kapital des Herkunftsmilieus, den identifikatorischen und sozialisatorischen Prägungen durch signifikante Bezugspersonen sowie den jeweiligen Strukturen des Arbeits- und Ausbildungsmarktes.“<sup>91</sup>

Persönlichkeit und Charakter und individuelle Motivation und Entscheidungslogik bilden dabei interne Einflussfaktoren auf die Berufswahl. Ersteres bezieht primär persönliche Interessen, Fähigkeiten, aber auch Wertvorstellungen und biografische Ziele und Wünsche mit ein, letzteres meint Motivation und Entscheidungsregeln als emotionale und kognitive Ressourcen bzw. Handlungs- und Lebensführungsmodi. Beide Bereiche müssen zumindest analytisch auseinandergehalten werden, da durchaus Berufswünsche, Lebensziele etc. vorhanden sein können, mangelnde Motivation oder Selbstdisziplin die Realisierung dieser Wünsche womöglich hintertreiben. Natürlich gehören diese Facetten ebenso zur Persönlichkeit, beziehen sich aber weniger auf die Quelle von Berufswünschen, sondern eher auf die Fähigkeit zur Lebensplanung und Lebensbewältigung, kurz: der Umsetzung von Handlungsentwürfen und Plänen im Aushandlungsprozess zwischen individuellen Handlungsintentionen und externen Optionen und Restriktionen.

Auf dem Arbeitsmarkt wird festgelegt, wenn auch nicht rechtlich fixiert, welche Tätigkeiten und Fähigkeiten als bezahlte Erwerbsarbeit angeboten werden; im Berufsausbildungssystem (duales System und Hochschulsystem sowie die schulischen Berufsausbildungen) ist formalisiert, standardisiert und rechtlich fixiert, welche Berufe überhaupt gelernt werden können. In der berufsorientierten Organisation von Erwerbsarbeit in Deutschland ist diese Zertifizierung von Fähigkeiten mittels berufsqualifizierender Abschlüsse für die späteren Erwerbschancen von hoher Bedeutung. Per ‚Quereinstieg‘ ist der Berufseinstieg prinzipiell auch realisierbar, dennoch ist dies noch eher eine Ausnahmeerscheinung. Auch das Bildungssystem wäre hier einzuordnen, da es mit seinen Abschlüssen ebenfalls selektiven Zugang zum Berufsausbildungssystem gewährt. Durch die Konzentration auf Abiturienten ist dieser Faktor mehr oder weniger neutralisiert.

In einem dreidimensionalen, pyramiden- oder kegelförmigen Modell würden die strukturellen Faktoren den unteren Sockel, Persönlichkeit und Motivation dagegen die Spitze bilden und das soziale Milieu sich als vermittelnde Instanz in der Mitte befinden. In der zweidimensionalen Darstellung kommt dies nicht adäquat zum Ausdruck. Das ist zu verschmerzen, da das Modell nicht auf die grundsätzlich milieuspezifische Vermittlung gesellschaftlich-struktureller Einflüsse bzw. die milieuspezifische Ausformung von Charakterstrukturen, Werthaltungen und Einstellungen abzielt, sondern Berufswahlentscheidungen situativ kontextualisieren soll. Der Milieueinfluss zeigt sich am stärksten in persönlichen Beziehungen v. a. zur Herkunftsfamilie, aber auch zum Freundeskreis (evtl. zu anderen wichtigen Beziehungspersonen) sowie durch milieuspezifische Wertmuster, welche statusorientiert den Möglichkeitshorizont begrenzen und damit die Auswahl erleichtern, sowie in Entscheidungslogiken, die nahelegen, wie biografische Ziele realisiert werden sollen (z. B. wie lange ein Aufenthalt im Hochschulsystem als legitim gilt).

---

<sup>90</sup> Vgl. Welzer (1993): 37 und oben Abschnitt 2.4.

<sup>91</sup> von Wensierski (2008): 152



Die letzten beiden Faktoren sind in stärkerem Maße der kritischen Reflexion zugänglich, d. h. sie wirken mitunter nur vermittelt über die subjektive Stellungnahme des Einzelnen. Das bedeutet, dass Berufswahlentscheidungen sowohl gegen die von der Angebotsstruktur des Arbeitsmarktes nahegelegte Vernünftigkeit wie gegen konkrete Ratschläge aus dem persönlichen Umfeld oder die Normalität des milieuspezifisch Typischen getroffen werden können.

Die biografische Zeitspanne von Berufsfindungsprozessen kann mit diesem Modell nur unzureichend erfasst werden. Der so wichtige Einfluss bisheriger Berufswahlentscheidungen kommt in seiner Eigenständigkeit nicht zum Tragen, sondern wird den im Modell genannten Faktoren subsumiert. „Damit bleibt der Zusammenhang zwischen Orientierungen und Handlungen Jugendlicher und den gegebenen Voraussetzungen durch Schulbildung und Arbeitsmarkt, die zu bestimmten Übergangswegen führen, unklar.“<sup>92</sup> Nur in diachroner Perspektive auf das weltwahrnehmende, weltinterpretierende und handelnde Subjekt im Kontext seiner spezifischen Lebenssituation kann die Genese dieser Übergangswegen letztlich bestimmt werden. Und ähnlich wie der gesamte Lebenslauf ist auch die Bildungsbiografie als endogener Kausalprozess zu verstehen, in welchem frühe Entscheidungen Auswirkungen auf den weiteren Bildungsverlauf haben (v. a. als Restriktionen) gleichzeitig jedoch Korrekturen an frühen Entscheidungen institutionell ermöglicht sind.<sup>93</sup> Damit ergibt sich für den Verlauf von Berufsfindungsprozessen eine widersprüchliche Strukturierung: zum einen werden sich, so die abgewandelte These, im Zeitverlauf individuelle Berufswünsche konkretisieren und günstigenfalls zu biografischen Planungen führen; gleichzeitig verschärft sich mit der Dauer des Prozesses, dem zunehmenden Lebensalter, der Handlungsdruck und dadurch können sich neue Restriktionen für die Berufswahl ergeben (manche Optionen sind im Alter von zwanzig noch legitimierbar und finanzierbar, mit dreißig Jahren eben nicht mehr bzw. hier greifen institutionalisierte Altersgrenzen).

Der Berufsfindungsprozess ist, trotz der hohen Pfadabhängigkeit, kein Selbstläufer, an dessen Ende irgendwann schon die richtige Entscheidung und der zufriedenstellende Berufseinstieg steht. Er kann über längere Zeit unvollendet in der Schwebe bleiben oder zwischenzeitlich als Sackgasse erscheinen, wenn hemmende oder kontraproduktive Einflüsse nicht erkannt und ausgeschaltet werden. Dieses Wirkungsgefüge aus progressiven und hemmenden Faktoren (individuell wie strukturell) zu erhellen, ist Ziel dieser Untersuchung.

### 1.3 Zur Theorie des Lebenslaufs

#### Der institutionalisierte Lebenslauf

Berufsfindung berührt den Kern des Vergesellschaftungsmechanismus moderner, kapitalistisch-marktwirtschaftlich organisierter Erwerbsgesellschaften. Wie anhand der Beschreibung der Strukturen des Bildungswesens gesehen, existieren institutionelle Strukturen, welche die Zuweisung der Individuen zu Positionen im Erwerbssystem gewährleisten. Damit haben sich Regelmäßigkeiten, typische und mehr oder weniger antizipierbarer Verlaufsmuster etabliert, die wiederum – aufgrund der inneren Kausalität von Lebensverläufen – deren Gesamtverlauf wesentlich beeinflussen. Die Typik wie die Bedingungskonfiguration von Lebensvollzügen kann somit Gegenstand theoretischer Modelle werden, wie es Martin Kohli 1985 mit der These von der Institutionalisierung des Lebenslaufs vorgelegt hat. Sie

---

<sup>92</sup> Wahler/Witzel (1996): 15

<sup>93</sup> Hillmert (2009): 232

kann zwar nicht als Begründung der Biografie- und Lebenslaufforschung gelten, wohl aber als ihr theoretischer Kern – da sie bis heute als Hintergrund- und Vergleichsfolie für die empirische Forschung herangezogen wird. Ihr Geltungsbereich ist zwar von Kohli selbst auf die in den 1980er Jahren selbst schon beendete Epoche des westdeutschen Nachkriegsbooms beschränkt worden – strukturelle wie normative Auswirkungen zeigen sich gleichwohl bis heute. Den sozialhistorischen Implikationen dieser These wird sich das folgende, zweite Kapitel widmen; hier soll zunächst die Kernthese vorgestellt werden: die Ausbildung eines subjektiv antizipierbaren und realisierbaren, d. h. sicher erwartbaren Lebensverlaufs – über die einzelnen Stationen Ausbildung, Erwerbsarbeit, Ruhestand hinweg. Zentral ist dabei die Verklammerung von Struktur- und Kulturebene, von Vergesellschaftung und Individuation.<sup>94</sup> Aus faktischer Gleichförmigkeit vieler Lebensvollzüge entwickelte sich normative Vorstellungen von einem ‚normalen‘ Leben – mit entsprechender Rückwirkung auf die Ebene der biografischen Lebensbewältigung. Denn, „was wir als Institution erleben, stellt sich uns in kollektiven Überzeugungen dar, Überzeugungen, denen je nach Attraktivität eine beachtliche Menge Menschen folgen. Institutionen entstehen aufgrund von Habitualisierungen und Typisierungen, die das Alltägliche ordnen und es Ad-hoc-Konzeptionen entreißen, um es ‚allgemein‘ verbindlich zu machen.“<sup>95</sup>

Kohli führt aus, dass unter den Bedingungen des Wirtschaftswunders in der Bundesrepublik sich zwischen 1954-1973 ein bis dato unbekanntes und seit dem auch nicht wieder erreichtes Maß an tatsächlichen Entwicklungschancen eröffnet hat. Über die kontinuierliche, sichere und gut entlohnte Einbindung zunächst nur der Männer in die berufliche Erwerbsarbeit (für die Frauen ist spätestens seit den 60er Jahren ein Aufholprozess zu verzeichnen, der durch die Bildungsexpansion zusätzlich befördert wurde) über den gesamten Zeitraum einer Erwerbsbiografie ergab sich eine relativ stark ausgeprägte Homogenität in den Lebensverläufen, bildete sich ein dreigliedriges Lebenslaufregime mit entspre-

---

<sup>94</sup> Karl Ulrich Mayer hat in vielen Arbeiten einen alternativen Ansatz zur Deutung des modernen Lebenslaufregimes vorgelegt, verzichtet allerdings auf die Verknüpfung von struktureller und normativer Ebene, d. h. seine Beschreibung konzentriert sich auf die institutionellen Einflussfaktoren auf individuelle Lebensverläufe. Mayer wendet sich gegen Kohli wie gegen die Individualisierungsthese, da ersterer die Stabilität und Gleichförmigkeit gesellschaftlicher Lebensverhältnisse überzeichne und sich daher für letztere ein schroffer, empirisch aber unzutreffender Gegensatz zwischen Stabilität und Auflösung konstruieren lässt (Mayer 1996: 49f.). Mayer kommt auf Basis der Analyse dreier Geburtskohorten (1929-31; 1939-41; 1949-51) zu dem Schluss, dass die sozio-ökonomischen Verhältnisse nicht stabil genug sind, um ein stabiles Lebenslaufregime mit obligatorischer Geltung zu ermöglichen, weder im von Modernisierung und Industrialisierung erfassten 19. noch im kriegsgeschüttelten 20. Jahrhundert. Das gilt für Deutschland, welches von den Umwälzungen des 2. Weltkrieges mit am stärksten betroffen war, noch in besonderem Maße (ebd. S. 51). Im Gegensatz zu Kohli versucht Mayer jedoch nicht, Struktur und Kultur – also die zweidimensionale Bestimmtheit von Lebensverläufen zu analysieren, sondern konzentriert sich auf die makrosoziale Strukturierung von Lebensverläufen durch institutionelle Mechanismen. Mayer sieht individuelle Lebensläufe grundsätzlich in Abhängigkeit von der gesellschaftlichen Konfiguration, d. h. vor allem dem Grad funktionaler Differenzierung. Strukturelle Determinanten – rechtliche Regelungen von Ausbildungs- und Erwerbsarbeitszeiten, wohlfahrtsstaatliche Absicherungen von Krankheit, Krisen und Ruhestand – ergeben den Rahmen, in welchem sich individuelles Leben ereignet und geordnet wird. Mayer zufolge beruht die Ordnung allein auf dem Ineinandergreifen unterschiedlicher institutioneller Regelungen und Inklusionen der Individuen, Altersnormen wie handlungsleitendes Wissen spielen nur eine sekundäre Rolle (Mayer 1995: 29). Für die Subjektperspektive scheint kein Interesse oder kein Raum vorhanden zu sein, denn „aus der Perspektive des Individuums wird der kontinuierliche Fluss des Lebens transformiert in eine Serie von Situationen, in denen jeweils andere administrative Bedingungen gelten.“ (Mayer 1989: 51f.). Dass Individuen diesen Bedingungen folgen, beruht auf der individualistisch-ökonomischen Handlungsrationalität, die Mayer ihnen unterstellt. Aufgrund eigener Nutzenkalküle würden sie den institutionell gesetzten Anreizen, Optionen folgen (vgl. Scherger 2007: 25).

<sup>95</sup> Hoerning (1995): 16

Dieses Verständnis von Institution und Institutionalisierung beruht auf der Konzeption von Berger/Luckmann (1980) die Institutionalisierung mit der Habitualisierung von Handlungsentwürfen und Handlungsabläufen aufgrund der Gleichförmigkeit typischer Formen sozialen Handelns.

chenden begleitenden normativen Wertvorstellungen und Verhaltenserwartungen aus. Dieses Wechselspiel von tatsächlicher Normalität und Normalitätsvorstellungen stehen im Zentrum der folgenden Analyse. Sie werden als Ausdruck einer gesellschaftlichen Realität genommen, die empirisch natürlich nie so homogen gewesen ist, wie sie sich in ihren Selbstbildern darstellt und wie sie als normative Leitvorstellung nachwirkt. Wobei diese Normalität den Zeitgenossen selbst scheinbar nicht vertraut war, von Nachgeborenen unter der Perspektive des (drohenden) Verlustes jedoch umso deutlicher erkannt wurde.

„Erst eine Entwicklung in jüngerer Zeit, [...] brachte zum Vorschein, dass sich über ein rundes Vierteljahrhundert hierzulande etwas vollzogen hatte, was offenbar für ‚normal‘ gehalten wurde und als Standard eine gewisse Allgemeinverbindlichkeit beanspruchen konnte.“<sup>96</sup>

Die ersten Nachkriegsjahrzehnte, genauer die Zeit des ‚Booms‘ zwischen dem letzten Drittel der 50er Jahre und dem ersten Drittel der 70er Jahre, werden als Epoche dieser ‚Normalität‘ angesehen.<sup>97</sup> Die gesellschaftliche Organisation der Reproduktion macht eine relativ durchschnittliche Gleichförmigkeit individueller Lebensverläufe wahrscheinlich, da Gesellschaft allgemein auf diese Ordnung und damit berechenbaren Zugriff auf die Individuen angewiesen ist. Ablauf von Lebensabschnitten wie auch deren Übergänge sind daher sozial vorgezeichnet, und insofern als Institution anzusehen, „da ihre Strukturhaftigkeit mehr oder weniger verbindliche Verlaufsvorschläge von Entwurfsprozessen macht, bzw. das mühevoll Entwerfen durch die Bereitstellung gesellschaftlich akzeptierter Lösungsmöglichkeiten teilweise ersetzt und vereinfacht.“<sup>98</sup> ‚Institutionalisierung des Lebenslaufs‘ meint dabei primär die sozial positive Sanktionierung eines zeitlich normierten Durchlaufs durch die fest gefügten Abschnitte und Übergänge, und beschreibt damit den primären Vergesellschaftungsmodus von Individuen, die Vermittlung von subjektivem Lebensvollzug und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen.<sup>99</sup> Diese bestehen erstens in der Zentralität der Erwerbsarbeit sowohl für den gesellschaftlichen Reproduktionsmechanismus wie auch für den individuellen Lebensverlauf. Alle nicht direkt produktiven Lebensphasen sind entweder funktional auf die Erwerbsarbeit ausgerichtet (Ausbildung) oder von ihr ausgehend als Erholungszeit definiert und abgesichert (Ruhestand).<sup>100</sup> Abweichungen davon sind jedoch (bspw. unter dem Anspruch der Verwirklichung von Individualität) ebenso institutionalisiert, wie Schütze ausführt, z. B. im sozialen Typus von Künstlerkarrieren oder tendenziellen Negativkarrieren die mit einem „brotlosen Studium“ zu beginnen scheinen.<sup>101</sup>

„Lebenslauf als Institution bedeutet also zum einen die Regelung des sequenziellen Ablaufs des Lebens, zum anderen die Strukturierung der lebensweltlichen Horizonte bzw. Wissensbestände, innerhalb derer die Individuen sich orientieren und ihre Handlungen planen.“<sup>102</sup>

Daraus ergibt sich die handlungsleitende Wirkung auf individuelle biografische Lebensgestaltung. Institutionen haben dabei ermöglichenden wie restriktiven Charakter; die Pointe von Kohlis These liegt m. E. jedoch in der Wirkung von kulturellen Institutionen. Kohli bezieht sich mit der Heraushebung des

---

<sup>96</sup> Osterland (1990): 351

<sup>97</sup> Schildt (2007): 30, 80

<sup>98</sup> Dimbath (2003): 59

<sup>99</sup> Kohli (1986): 183

Die Ordnung durch Vergesellschaftung stiftende Funktion des Lebenslaufs als Institution stellt auch Weymann 1989: 6, heraus. Er bewahrt Individuum wie Gesellschaften vor anomischer Regellosigkeit und Instabilität.

<sup>100</sup> Kohli (1986): 184

<sup>101</sup> Schütze (1983): 67 und 75

<sup>102</sup> Kohli (1985): 3

Entlastungsaspekts als zentrale Leistung von Institutionen<sup>103</sup> mehr implizit als explizit auf die anthropologische Fundierung einer Institutionentheorie bei Arnold Gehlen,<sup>104</sup> und deren Ausarbeitung bei Berger/Luckmann im Anschluss an den Sozialkonstruktivismus der Lebenswelttheorie von Alfred Schütz. Die ‚Institutionalisierung des Lebenslaufes‘ bedeutet Entlastung, sie gibt der Lebensführung ein festes Gerüst vor und setzt Kriterien dafür, was erreichbar ist und was nicht. In gesellschaftlich erzeugten biografischen Entscheidungssituationen wird durch die Orientierung an ‚typischen‘ Biografieentwürfen bzw. -verläufen der Möglichkeitshorizont eingengt, indem unhinterfragt Optionen ausgeschlossen und andere bevorzugt werden.<sup>105</sup>

Das Konzept des institutionalisierten Lebenslaufs kann also deutlich machen, wie sich individuelle Handlungs- und Lebensorientierung im sozialstrukturell determinierten Horizont der Möglichkeiten und Restriktionen realisiert und beleuchtet den Vergesellschaftungsmechanismus moderner Gegenwartsgesellschaften.

Der Aspekt der zeitlichen Regelung des individuellen Lebens und damit seine Integration in den gesellschaftlichen Zusammenhang als Vergesellschaftungsmechanismus wird besonders im Vergleich zu vormoderner Lebensweise deutlich, wie Kohli sie hier skizziert.<sup>106</sup> Dort war das Leben stark geografisch an den (Geburts-)Ort gebunden und an die wiederkehrende Sequenz von Jahreszeiten und Ereignissen im überschaubaren dörflichen Sozialmilieu, welches als wichtigste Ressource sozialer Sicherung in jener Zeit anzusehen ist. Die Lebensspanne bot nur begrenzt absehbare Positionsänderungen (innerhalb der Familie und der Gemeinde, aber nicht innerhalb der Wirtschafts- und Sozialstruktur oder der Herrschaftsordnung). Darüber hinaus fehlte aufgrund der Unabsehbarkeit der individuellen Lebensspanne überhaupt der Anlass, subjektiv eine langfristige Zukunftsperspektive zu entwickeln bzw. in den uns heute selbstverständlichen zeitlichen Kategorien zu denken und biografisch zu handeln. Die moderne Lebensweise zeichnet sich also durch den Wandel von situativer zu lebenszeitlicher Lebensweise aus. Leben vollzieht sich nicht einfach nur in der Bindung an den Alltag, sondern immer auch im Horizont einer individuellen Zukunft. Als zentrale Determinanten hierfür nennt Kohli die enorme Steigerung der

---

<sup>103</sup> Kohli (1985): 19

<sup>104</sup> Für Arnold Gehlen liegt in der Institutionalisierbarkeit von Gewohnheiten, Normen und Werten, von Handlungsmustern und Wahrnehmungsschemata die Kulturfähigkeit des Menschen überhaupt begründet. Nur indem sich Menschen von der Erfüllung basaler Bedürfnisse (nach Nahrung, Schutz und menschlichen Kontakt) über die Institutionalisierung der Wege zur Bedürfnisbefriedigung entlasten können, gewinnen sie Handlungsressourcen für den Aufbau komplexer kultureller Formen. Institutionalisierung ist damit gleichbedeutend mit einer sozialen Ordnung, in welcher Handlungsgewohnheiten zu generalisierten Verhaltenserwartungen avanciert sind, sich tradiert und gleichzeitig von der bewussten Reflexion der Akteure über diese Gewohnheiten abgekoppelt haben (vgl. Gehlen 1986, Rehberg 1990, Berger/Luckmann 1980: Kapitel 1 und 2 in Abschnitt II). Gehlen bezeichnet den Menschen weiterhin gleichzeitig als antriebsschwach wie mit einem Antriebsüberschuss ausgestattet, so dass Institutionen sowohl aktivierenden (externe Motivation durch soziale Verhaltenserwartungen) wie begrenzenden, disziplinierenden Charakter haben. Gehlens negative Einschätzung des Subjektivismus und einer darauf beruhenden sozialen Ordnung wird unten ausgeführt (siehe Fn. 132 auf S. 171). In der Debatte um Institutionalisierung und Individualisierung wird meist explizit mit der Warnung vor Überlastung gearbeitet (so sehr explizit Vetter 1989), auch die anwachsende Zahl an Veröffentlichungen zum ‚erschöpften Selbst‘ nutzen diese Gedankenfigur (siehe den Abschnitt Subjektidealisationen im ‚neoliberalen‘ Zeitalter). In zeitdiagnostischer Absicht mag diese Gegenüberstellung von Entlastung und Überforderung als heuristisches Mittel angebracht sein; eine empirische Untersuchung sollte darauf zielen, die Bewältigungsformen von Belastungserscheinungen, Bewältigungsaufforderungen oder Entwicklungsaufgaben herauszuarbeiten.

<sup>105</sup> Berger/Luckmann (1980): 57

Entlastung wird unter dem Stichwort der „Komplexitätsreduktion“ auch in der Systemtheorie und der Rational Choice Theorie diskutiert und gleichsam anthropologisiert, da als generelle notwendige Voraussetzung für menschliches Handeln und Verhalten konzipiert (vgl. Esser 2000: 19f.).

<sup>106</sup> Kohli (1986): 189

Lebenserwartung und Absenkung der Sterblichkeitsraten, welche eine Lebensspanne über die Zeit der Erwerbstätigkeit hinaus überhaupt erst erwartbar machte. Zweiter Punkt ist die Ausweitung staatlichen Handelns in den ehemals gemeinschaftlich oder familiär organisierten Sektor – also die während der Moderne in ihrer Intensität noch zunehmende außerfamiliäre Kinderbetreuung, Schul- und Berufsausbildung, bis hin zur außerhalb des Familienzusammenhangs zu leistenden Erwerbsarbeit.<sup>107</sup>

Im institutionalisierten Lebenslauf hat die Vielfalt individueller Lebensläufe nach dem Überwinden der vormodernen, feudal-agrarischen Lebensweise, neue stabile Form gewonnen. Verzeitlichung bedeutet dabei die Bindung von Inklusionen in Organisationen des gesellschaftlichen Systems (Schule, Ausbildung, Wehrdienst, Arbeit) an bestimmte Lebensalter. System-funktionell wurde damit der gesellschaftliche Zugriff auf die Individuen weitreichend standardisiert und rationalisiert. In dem der Lebensverlauf um die Erwerbsarbeit zentriert ist, orientieren sich die Regelungen für Ausbildung und Ruhestand wie für die soziale Absicherung gleichsam an dem funktionellen Primat der Erwerbsarbeit wie auch den Altersnormen.<sup>108</sup> Idealtypisch kann damit von einer Homologie zwischen normativ vorgegebenem ‚Normallebenslauf‘ (in seinen Sukzessionsschritten wie in der auf das chronologische Lebensalter bezogenen zeitlichen Folge der Statusübergänge) und der Gestaltung gesellschaftlicher Rollen, Arbeitsplätze und staatlicher Regelungen ausgegangen werden.<sup>109</sup> Konformität oder Uniformität dürfen dabei nicht übertrieben werden: entsprechende Annahmen beziehen sich in erster Linie auf den groben Verlauf des Lebens und der Verbindung von Lebenslaufpassagen zum chronologischen Lebensalter. Das meint vor allem die schiere Unausweichlichkeit der Dreiteilung oder des Dreischritts von Ausbildung – Erwerbsarbeit – Ruhestand.

Welchen Wandel diese normative Wirkung genommen hat, wird unten weiter erörtert; an dieser Stelle gilt noch hinzuzufügen, dass Kohli etwa zehn Jahre vor seinen Veröffentlichungen zum institutionalisierten Lebenslauf hinsichtlich der Berufsfindung und der beruflichen Entwicklung ein ähnliches Konzept vorgeschlagen hat, welches als „Laufbahn-Konzept“ bekannt geworden ist. Demnach lassen sich Lebensvollzüge durch Institutionen und Organisationen bzw. innerhalb von ihnen als Laufbahnen beschreiben. Objektiv sind diese Laufbahnen, indem institutionelle Regelungen bestehen, welche die Verknüpfung unterschiedlicher Positionen innerhalb einer wie über verschiedene Organisationen bzw. Institutionen hinweg festlegen, und auf diese Weise antizipierbar machen (und damit institutionalisieren). So können sie subjektiv handlungsorientierend wirken, da sie in Entscheidungssituationen „mögliche Zukünfte“<sup>110</sup> für den Einzelnen darstellen, zwischen denen er wählen und woraus sich eine, auch subjektiv geplante, Karriere ergeben kann. Umgekehrt wird der tatsächliche Lebenslauf mit allen möglichen Brüchen, Umwegen und Verzweigungen als subjektive Laufbahn erfahren (bzw. sinnhaft konstruiert). Kohli beugt einer strukturdeterministischen wie rein voluntaristischen Auffassung vom Lebensvollzug vor, in dem „das Laufbahnkonzept [zeigen will – I. B.], wie der einzelne die soziale Wirklichkeit, in die er gestellt ist, erfährt und übernimmt und sie, in dem er sie übernimmt, selber gestaltet.“<sup>111</sup> Mit der Annahme, dass sich die subjektive Laufbahn (also die Bildungs- und Berufsentscheidungen) des Einzelnen den Vorgaben der objektiven Laufbahn annähern werden, individuelle Handlungsautonomie letztlich der kollektiven Normierungsmacht von Lebensverläufen sowie institutioneller

---

<sup>107</sup> Kohli (1986): 185; Kohli (1985): 5f.

<sup>108</sup> Kohli (1986): 187

<sup>109</sup> Und nicht nur an die zeitliche Strukturierung des Lebenslaufs, sondern auch an eine mehr oder weniger gleichförmige Lebensweise v. a. im Bereich von partnerschaftlichem Zusammenleben und Familie.

<sup>110</sup> Kohli (1975): 138

<sup>111</sup> Kohli (1975): 159

Anreizstrukturen nachgeordnet ist,<sup>112</sup> bleibt Kohlis Laufbahnkonzept m. E. auf das industriegesellschaftliche-fordistische Lebenslaufregime bezogen.

Das Konzept des institutionalisierten Lebenslaufs behauptet demnach für die Vergangenheit ein über institutionelle Regelungen gestütztes Curriculum individueller Lebensverläufe; auf die Berufswelt bezogen eine über Leistungsanreize gesteuerte Orientierung individueller Berufsfindung an der Nachfrage nach Arbeitskräften und daraus hervorgehend: eine hohe, und hier im Sinne Gehlens gemeinte, Institutionalisierung einer Normalbiografie als sozial weithin akzeptiertes Muster für individuelle Lebensplanung und Lebensführung. Übergänge sind in diesem Lebenslaufregime eher Statuspassagen, die aufgrund ihrer kurzen Dauer nicht den Charakter einer eigenständigen Lebensphase annehmen und selbst normativ geregelt sind.

Struktur- und Kulturebene sind in diesem Konzept miteinander verbunden, ohne das dies als nicht-marxistischer Materialismus interpretiert werden darf. Es wird nur der Einsicht Rechnung getragen, dass Trends kulturellen Wandels eine sozialstrukturelle und sozialdemografische Basis haben, wie sich umgekehrt dortige Veränderungen auch auf kultureller Ebene auswirken. Diese enge Verbundenheit gilt es im Folgenden stets im Blick zu behalten, wenn der Versuch unternommen wird, Wandlungen sowohl in der Struktur von Lebensverläufen wie in der normativen Orientierung der Individuen, ihren Lebensplanungen und Lebenszielen ins Auge zu fassen. Im dritten Kapitel wird die Diskussion der Theorie des institutionalisierten Lebenslaufs wieder aufgenommen. Aus heuristischen Gründen beabsichtige ich eine polarisierende Gegenüberstellung der Argumentation von einer im Wesentlichen konstanten sozialen Strukturierung des Lebenslaufs mit jenen, auf der Individualisierungsthese beruhenden und in den Diskussionszusammenhang um die „Zweite Moderne“ oder „Postmoderne“ zu stellenden Thesen der Entstrukturierung des Lebenslaufs. Eine umfassende Rekonstruktion dieser, die Soziologie v. a. in den 1980er und 1990er Jahren prägenden Debatte, ist dabei weniger beabsichtigt, als vielmehr der Versuch die Konvergenz beider Thesen herauszuarbeiten.

Ausgangspunkt ist dabei, dass der institutionalisierte Lebensverlauf wie Kohli ihn als institutionelles Regelungssystem und kulturelle Normstruktur entworfen hat, in einer starken Lesart keine zutreffende Beschreibung gegenwärtiger Lebensverhältnisse mehr abgibt und Biografien nicht mehr als durch institutionelle Regelungen angeleitete Karrieren zu deuten sind.<sup>113</sup> Die Auflösung zwischen den widersprüchlichen Annahmen der Standardisierung und De-Standardisierung wird im Auseinandertreten von der objektiven Strukturiertheit von Lebensverläufen und den subjektiv wahrgenommenen und empfundenen Handlungsspielräumen und Autonomitätszuschreibungen zu finden sein<sup>114</sup>

Im Folgenden soll ein Modell aufgezeigt werden, welches sowohl strukturelle wie kulturelle Veränderungen im Lebenslaufregime beschreibbar und erklärbar macht. Darin wird davon ausgegangen, dass diese Veränderungen im Wesentlichen in der Verallgemeinerung ehemals auf das Bürgertum beschränkter Jugendverläufe (Institutionalisierung des Bildungsmoratoriums), einem Strukturwandel der Erwerbsbedingungen (Abschied vom klassischen innerbetrieblichen Laufbahnmodell und vom Normal-

---

<sup>112</sup> Kohli (1975): 145

<sup>113</sup> Vgl. Heinz (2000): 174

<sup>114</sup> Schon Kohli formuliert diesen Fluchtpunkt zwischen beiden Standpunkten (vgl. Kohli 1994b, 2003), so dass er, anders als K. U. Mayer, weniger eindeutig als Verfechter konstanter Strukturiertheit von Lebensverläufen gelesen werden kann; seine eigene Fokussierung auf die Strukturmomente von Lebensverläufen – und Vernachlässigung der kultursoziologischen Perspektive auf subjektive Handlungsorientierungen, Motivbildungen etc. – diese Interpretation selbst aber nahelegt.

arbeitszeitverhältnis) wie in der Pluralisierung der Lebensformen und Lebensführungsmuster ihren Ausdruck finden.

### „Normalbiografie“ als sozialwissenschaftliches Konstrukt

Im Zentrum des hier diskutierten Phänomens steht die subjektive Erwartungssicherheit eines planbaren, kontinuierlichen Lebensverlaufs auf Basis sicherer Beschäftigungsverhältnisse, materieller Absicherung und stabiler Partnerschafts- und Familienbeziehungen. Allein diese Stabilität und Normalität von Lebensverläufen in der Bundesrepublik der 50er bis 70er Jahre konnte zur tatsächlichen Institutionalisierung entsprechender Normalitätsvorstellungen führen. In der Fachliteratur wird so eine Sicht auf die Jahre des Nachkriegsbooms von immerwährender Prosperität und hoher Stabilität und Selbstverständlichkeit der tatsächlichen Lebensverläufe konstruiert; die mit der historischen Realität wenig zu tun hat. Näher betrachtet zeigt sich, dass diese Epoche nicht arm an gesellschaftlichen Wandlungsprozessen gewesen ist. Im Gegenteil, „die 60er Jahre [sind] als eine ‚Phase der Gärung‘ zu verstehen, in der sich eine Fülle von Veränderungsimpulsen wechselseitig verstärkten, als eine wechselvolle Phase des Übergangs, ja der Zeitenwende.“<sup>115</sup> Politisch führten diese Umbrüche in die Ära der sozialliberalen Koalition, gesellschaftlich und kulturell lassen sich die Ursprünge folgender Transformationsprozesse benennen, die zu einer „neue Stufe postindustrieller Modernität“ oder „Postmoderne“ oder „Zweite Moderne“ (Beck) führen.

**Tabelle 3: Gesellschaftliche Wandlungsprozesse der Nachkriegszeit in Deutschland**

1. Der Wandel von fordistischer Industriegesellschaft zur postindustriellen Dienstleistungsgesellschaft,<sup>116</sup> mit einer Schwerpunktverlagerung der Beschäftigungsverhältnisse, Arbeitsformen und Arbeitsinhalte vom sekundären in den tertiären Sektor;
2. Die Entwicklung einer auf Konsum (von Gütern der industriellen Massenproduktion, von Dienstleistungen und der Kulturindustrie) beruhenden individualisierten Freizeit- und Erlebnisgesellschaft<sup>117</sup>, mit rapide wachsender technischer Ausstattung der Haushalte und Intensivierung der Mediennutzung;
3. Mobilitätsbedingte Umstrukturierungen in der Sozialstruktur, zunächst in Richtung einer Homogenisierung aufgrund des kollektiven Aufstiegs von Arbeiterschichten in die Mittelschicht, nahezu gleichzeitig jedoch interne Differenzierung der Mittelschichten entlang „feiner“ Unterschiede in verschiedene Lebensstilmilieus.<sup>118</sup>
4. Ausbau des Wohlfahrtsstaates zu einem umfassenden System zur Absicherung gegen Lebensrisiken und des erreichten Lebensstandards.
5. Einsetzender Wandel in den Geschlechterverhältnissen und der rechtlichen Stellung der Frau durch Ausweitung weiblicher Erwerbstätigkeit und langsamen Ausbruch aus der auf Familie beschränkten Frauenrolle

*Quelle: eigene Zusammenstellung*

<sup>115</sup> Schildt (2000): 23

<sup>116</sup> Vgl. Mikl-Horke (2007): Dritter Teil S. 201ff.; Hirsch/Roth (1986), Deutschmann (2002)

<sup>117</sup> Vgl. Schulze (2005)

<sup>118</sup> Vgl. Vester/von Oertzen et al. (2001); Geißler (2006): Kap. 5 & 16; Richter (2005); Groß (2008)

Die in Tabelle 3 aufgeführten Entwicklungsprozesse werden, neben anderen, für die Transformation der Industriegesellschaft hin in die, wie auch immer zu bezeichnende, Gegenwartsgesellschaft verantwortlich gemacht, beförderten also die Auflösung des hier interessierenden Normallebenslaufes, sind jedoch auch wesentlich daran beteiligt, dass sich diese Normalitätsfiktion überhaupt entwickeln konnte. Damit sind vor allem Homogenisierungstendenzen gemeint: zum einen kollektive Aufstiegsprozesse der Arbeiterschaft in die Mittelschicht als nun klar dominierende soziale Lage (wie das für die Sozialstruktur der 60er Jahre typische „Zwiebel-Modell“ von Bolte zeigt<sup>119</sup>). Stabile Beschäftigungsverhältnisse, konstantes und steigendes Lohnniveau kennzeichneten damit die Erwerbsverläufe der meisten Erwerbstätigen zu Zeiten der Vollbeschäftigung. Auf der ökonomischen Basis steigender Haushaltseinkommen gelang der Bevölkerungsmehrheit die Teilhabe am Massenkonsum und bewirkte zum anderen kulturelle Homogenisierungseffekte, die als Standardisierung des ‚normalen‘ Lebens wahrgenommen wurden. Und auch empirisch zeigte sich die grundlegende Struktur des Lebenslaufs aus dem Dreischritt von Ausbildung, Erwerbsarbeit und Ruhestand (wie oben dargelegt) ohne nennenswerte strukturell erzeugte Brüche, Diskontinuitäten oder Exklusionseffekte. So entwickelte sich in der langen Prosperitätsphase ein Normalarbeitszeitverhältnis als arbeits- und sozialrechtlich abgesicherte, im Einklang mit tarifrechtlichen Vereinbarungen stehende, kontinuierliche und auf Dauer angelegte Vollzeitbeschäftigung, „die es erlaubt, über einen hinreichenden Lohn die Reproduktion zu sichern, ohne dass während der Beschäftigungszeit finanzielle Leistungen des Familien- bzw. Haushaltsverbundes und/oder Existenz sichernde Transferzahlungen des Staates in Anspruch genommen werden müssen.“<sup>120</sup>

In dem Maße, wie große Bevölkerungsteile einer sozialen Lage angehörten, konnte deren standardisierte Lebensweise die Selbstwahrnehmung der Gesellschaft prägen. Die Stabilität des Übergangsmusters von der Schule in den Beruf beruhte auf den gesetzlichen Regelungen der Schulpflicht und verpflichtenden Berufsausbildung (standardisierte Ausbildungszeiten), die der Kontinuität von Erwerbsbiografien auf der prosperierenden Ökonomie. Damit standardisierten sich auch Statusübergänge im privaten Bereich (Ehe und Familiengründung) in dieser Phase, in dem sie zeitlich näher zusammenrückten und wurden als Altersnormen, wie Kohli ausführt, Bestandteil der Institution Lebenslauf.

Die Normalbiografie als institutionalisierter Lebenslauf beruht also auf mehreren faktischen Standardisierungsprozessen, die der Industriegesellschaft ihr einheitliches, fordistisches Antlitz gaben.

„Die ‚Industriegesellschaft‘ entstand als eine Gesellschaft, in der die industrielle Produktion die führende Rolle als Wachstumsmotor der Wirtschaft spielte, die Industriearbeit als typisches Beschäftigungsverhältnis angesehen wurde und die industriellen Arbeitnehmer die dominante Beschäftigungsgruppe in der Gesellschaft wurden, gleichzeitig aber auch Bürger der Wirtschaftsgesellschaft und Konsumenten.“<sup>121</sup>

In der zeitgenössischen Betrachtung hob sich diese Standardisierung gegen die Differenziertheit einer stärker polarisierten Klassengesellschaft und differenzierteren Berufsstruktur (größere Anteile an Beschäftigten im sekundären Sektor und bei mittelständischen Selbstständigen) als neu und modern ab

---

<sup>119</sup> Geißler (2006): 98

In der Sozialstrukturforschung sind Verschwinden oder Transformation des Proletariats zwischen „Entproletarisierung“ und „Verbürgerlichung“ im Zusammenhang mit der versuchten Ablösung klassen- und schichttheoretischer Ungleichheitsmodelle durch Milieu- und Lebensstilforschung ausführlich diskutiert worden (vgl. Vester 1998, Hradil 1987, 1990).

<sup>120</sup> Osterland (1990): 351

<sup>121</sup> Mikl-Horke (2007): 72f.



und wurden bereits als Auflösung bisher etablierter sozialer Milieus und Beziehungsformen gesehen. Urbanisierung, Mobilität, funktional-regionale Differenzierung zerstörten allmählich überkommene verwandtschaftliche, gemeindliche und nachbarschaftliche Lebenszusammenhänge, so dass „eine weitgehend homogenisierte und individualisierte Massengesellschaft entstand“.<sup>122</sup> Eine solche Aussage belegt dabei eher, wie auch Schelskys These von der nivellierten Mittelstandsgesellschaft in den 1950er Jahren, die soziale Polarisierungen und Konflikte ausblendende Sichtweisen auf die Gesellschaft als deren reale Strukturiertheit. Zwar fielen Einkommensunterschiede in der Bundesrepublik nicht mehr so drastisch aus, wie vor der Weltwirtschaftskrise, was schon Theodor Geiger zur These der Auflösung einer Klassengesellschaft im Marxschen Sinne ermutigte. Relativ konstant geblieben ist jedoch die berufsständische Prestigestruktur und entsprechende Schichtfraktionierung auf allen Ebenen der Sozialstruktur (wie bereits Max Weber und Theodor Geiger als Korrektur zur Klassenkonzeption des Marxismus formulierten).<sup>123</sup> Tatsächlich geeint hat die deutsche Bevölkerung über alle Differenzen hinweg die normative Konzentration auf die Erwerbsarbeit und die Realisierung erwerbsarbeitszentrierter Lebensverläufe<sup>124</sup> (dazu komplementär die weniger auf Berufsarbeit bezogenen normativen Leitbilder für Frauen) und die darüber ermöglichte gesellschaftliche Teilhabe (Konsum und Medien).<sup>125</sup>

Unabhängig von allen tatsächlichen Unterschieden in der Lebensführung, in den Erwerbsbiografien (die stark schichtspezifisch differenziert waren) existierte die Fiktion der Normalbiografie als herrschende Fiktion mit strukturbildender Kraft. Alle relevanten gesellschaftlichen Akteure (Staat, Unternehmen, Gewerkschaften) orientierten sich daran und legten dies zur Regelung ihrer Beziehungen miteinander zugrunde. Der westdeutsche Wohlfahrtsstaat stützte sich auf diese Modellannahme. Und auch in Akteurperspektive wurde die Normalbiografie als hegemoniales Leitbild zum unhinterfragten Bestandteil lebensweltlichen Alltagswissens,<sup>126</sup> ohne dabei die teilweise gravierenden gesellschaftlichen Wandlungsprozesse wie soziale Heterogenität in den Lebensführungen aus den Augen zu verlieren.

„Dennoch stellten *Kontinuitätserwartungen* und *Zukunftsgewissheit* eine wesentliche Grundlage für den Entwurf beruflicher Strategien und für die private Lebensführung dar und gestatteten nicht nur eine längerfristige berufliche und außerberufliche Lebensplanung, sondern auch deren weitgehende Realisierung.“<sup>127</sup>

Allein vor diesem Hintergrund ist die in der sozialwissenschaftlichen Literatur seit den 80er Jahren gebräuchliche Semantik der Krisen-, Auflösungs-, und Entstrukturierungs- und Verfallsdiagnosen verständlich, wobei es dennoch erstaunt, dass sozialer Wandel mehrheitlich „unter dem kulturkritischen Blickwinkel der *Erosion* von Sicherheit“<sup>128</sup> diskutiert wurde. Eine Tendenz, die sich mit der Verstetigung des sozialen Wandels und der Etablierung neuer Realitäten und Normalitäten in den letzten Jahren jedoch deutlich abgeschwächt hat – jedoch mit der Allgegenwärtigkeit der Entgrenzungs- und Unsicherheitsbegrifflichkeit aktuell eine beachtliche wie unerklärliche Renaissance erlebt.<sup>129</sup>

---

<sup>122</sup> Hirsch/Roth (1986): S. 56

<sup>123</sup> Vgl. zu dieser Diskursgeschichte soziologischer Sozialstrukturkonzepte Geißler (2006): 113f.

<sup>124</sup> Auf den *gender bias* im Konzept der Normalbiografie ist vielfach hingewiesen worden (vgl. Brose 2003: 590). Die Konzentration auf typisch männliche Lebensverläufe relativiert nicht die Gültigkeit der damit verbundenen These, ist vielmehr selbst Ausdruck der hohen normativen Bedeutung von Erwerbsarbeit in der bundesrepublikanischen Gesellschaft, womit diese sich aber gleichzeitig als arbeitszentriert und männlich dominiert outet.

<sup>125</sup> Vgl. Schrage (2009)

<sup>126</sup> Schöneberger (2007): 67

<sup>127</sup> Osterland (1990): 352, Hervorhebungen im Original

<sup>128</sup> Wohlrab-Sahr (1992a): 217

<sup>129</sup> Vor allem für die Ausführungen von Böhnisch (wie auch in Kooperation mit Lenz & Schröer) dient die Gegenwartsdiagnose der Entgrenzung sozialer Orientierungsmuster (Lebensphasen, Geschlechtsrollen) als theoretische Basis

Weiterhin auffällig ist die Fixierung auf die Epoche der Nachkriegszeit mit ihren historisch einmaligen Bedingungen und Phänomenen, so als wenn der gesellschaftliche Erinnerungs- und Vergleichshorizont allein zwei Generationen – Jugend und jeweilige Elterngeneration – umfassen könne, und länger zurückliegende Epochen, die zumindest in den Erinnerungen der Großeltern noch präsent und damit kommunizierbar sind, kein vergleichbares Gewicht für die Wahrnehmung und Beurteilung der Gegenwart und ihren Entwicklungstendenzen aufweisen.<sup>130</sup> In Ausweitung der sozialhistorischen Perspektive auf die Zwischenkriegszeit oder gar die klassische bürgerliche Epoche zwischen Reichsgründung 1871 und Erster Weltkrieg, ist Diskontinuität in den strukturellen Lebensbedingungen aufgrund deutlicher historischer Zäsuren (Weltkriege, Weltwirtschaftskrise, Inflation wie auch lange Prosperitätsphasen in der Durchsetzung der Industrialisierung 1890-1914), und damit auch die Kontingenz individueller Lebensverläufe (Erwerbsbiografien wie privater Lebensverhältnisse) viel augenscheinlicher.

Die historische Relativierung soll ‚Normalbiografie‘ und ‚Normalarbeitsverhältnis‘ nicht als Artefakte oder realitätsferne wissenschaftliche Konstrukte diskreditieren. Die Normalität stabiler Lebens- und Erwerbsverhältnisse auf struktureller Ebene wie in der gesellschaftlichen Selbstwahrnehmung ist für die 60er und 70er Jahre auf jeden Fall als soziale Tatsache anzusehen, ebenso deren normative Wirkung. Im historischen Vergleich wird jedoch deutlich, dass weniger die Transformation dieser stabilen Gesellschaftsstruktur, sondern die lange Stabilität und Homogenität von Lebensverhältnissen und Lebensverläufen erklärungsbedürftig wäre; ein Hinweis, der den meisten empirischen Untersuchungen wie theoretischen Reflexionen über den sozialen Wandel seit den 60er Jahren allerdings fehlt.

Nach dieser theoretischen Grundlegung gilt es, vor dem Einstieg in die sozialgeschichtliche Betrachtung über Konstanz und Veränderung des von Kohli beschriebenen Lebenslaufregimes, die begrifflichen Differenzen zwischen Lebenslauf, Lebensführung und Biografie herauszustellen und die Bedeutung der Übergänge zwischen einzelnen Lebensphasen innerhalb dieser Verläufe zu verdeutlichen und auf das Thema der Berufsfindung anzuwenden.

### **Konzeptionalisierung der Berufsfindung als Statusübergang und Entwicklungsaufgabe**

Sozialwissenschaftlich kann mittels verschiedener, jeweils einen Aspekt betonender, Konzepte auf das empirische „Leben“ zugegriffen werden. *Lebenslauf* ist die Konstruktion einer zeitlich geordneten Abfolge von Ereignissen und Stufen im Leben eines Einzelnen, die mitunter auch als Karriere im Sinne eines mehr oder minder absichtlich vorangetriebenen Verlaufs bezeichnet werden kann, im wesentlichen aber auf Inklusionen in Organisationen und Institutionen beruht (Bildungsinstitutionen, Unternehmen oder Behörden, institutionalisierter Anspruchsberechtigter sozialer Leistungen wie Renten und Pensionen). *Biografie* meint dagegen die individuelle Konstruktion einer subjektiv kohärenten, weil – über alle Brüche hinweg – sinnstiftenden Erzählung des gelebten Lebens.<sup>131</sup> Wobei korrekter-

---

zur Plausibilisierung des Ansatzes der biografischen Lebensbewältigung (vgl. Böhnisch, 1997, Böhnisch/Lenz et al. 2009). Grundbegrifflichen Status besitzt „Entgrenzung“ auch bei Beck (vgl. Beck et al. 2004) sowie weithin in der zeitgenössischen Betrachtung der Veränderungen von Erwerbsbiografien und der Arbeitswelt (vgl. Bosch 2000, Gottschall et al. 2005, Kratzer/Sauer 2005, Minssen 2000). Vgl. weiterführend Abschnitt 2.2

<sup>130</sup> In der These vom kulturellen oder sozialen Gedächtnis wie sie Maurice Halbwachs und Jan und Aleida Assmann entfalten wird davon ausgegangen, dass dieses Gedächtnis als kollektiv verfügbare, lebensgeschichtliche Erinnerungen etwa 80-100 Jahre umfasst (Knoblauch 2005: 305). Interessant hieran ist dabei nicht, dass dieses Wissen nicht vorhanden wäre, das ist zweifellos durch die Angehörigen der Kriegsgeneration bis in die Gegenwart präsent; auffallend ist die primäre Bezugnahme auf die Nachkriegsepoche unter Verzicht, den historischen Bogen auf die nationalsozialistische Epoche auszudehnen.

<sup>131</sup> Sackmann/Wingens (2001): 29

weise von Biografisierung gesprochen werden muss, da Biografie kein abzuschließendes Produkt, sondern eine soziale Praxis darstellt, deren Aufgabe gegenwärtig darin besteht, durch Reflexion die individuellen Erlebnisse und Lebensabschnitte von einem Gegenwartspunkt aus in einen Zusammenhang zu bringen, darin einen Sinn zu stiften, Linien einzuziehen, die das Leben verstehbar machen.<sup>132</sup> Hinter dieser Dynamisierung des Biografiebegriffs zeigt sich bereits die Einsicht, dass die alltägliche Lebensführung – als lebensbewältigender Aushandlungs- und Anpassungsprozess zwischen subjektiven Zielstellungen und gesellschaftlichen Restriktionen verstanden<sup>133</sup> – als Sinnstruktur dem Biografieträger nicht hinreichend selbstverständlich im Rahmen seines lebensweltlichen Hintergrundwissens gegeben ist. „Die Zufälligkeit des Faktischen wird nicht mehr durch eine intuitiv einsehbare Wesensordnung aufgefangen“,<sup>134</sup> entsprechende Ordnung kann erst durch die reflexive Aneignung und Durchdringung des eigenen Lebens geschaffen werden. Damit ist die Grenze markiert zwischen dem, was in einem individuellen Leben passiert und der Art und Weise, wie dies sich dem Erlebenden sinnhaft präsentiert, bzw. von ihm gedeutet wird.

Statuspassagen oder Übergänge – beide Begriffe werden synonym benutzt – liegen als Scharniere zwischen Lebensphasen und bezeichnen Umbrüche oder Zeiträume intensiver Persönlichkeitsentwicklung, gravierender Veränderungen in der Lebensführung wie im Zugriff der Gesellschaft auf den Einzelnen. „Sie markieren Brüche, die es zu überbrücken gilt, sie sind das Nadelöhr für gesellschaftlichen Erfolg, aber auch Situationen des Scheiterns und Misserfolgs.“<sup>135</sup> Und auch sie laufen auf zwei Ebenen ab: zum einen bewegen sie sich im institutionellen Rahmen möglicher Verknüpfung von Lebensabschnitten, bzw. von sozialen Inklusionsformen. So ist der Übergang von der Jugend bzw. dem Berufsfindungsalter in den Ruhestand nicht nur höchst ungewöhnlich, sondern institutionell auch nicht vorgesehen – allein finanzielle Absicherung durch Privatvermögen könnte einen solchen Verlauf ermöglichen (und würde ihn sozial nicht als ‚Ruhestand‘ sondern Rentierleben o. ä. etikettieren). Das heißt, auf die Berufsfindung bezogen, dass in jeder Situation eine gewisse Bandbreite an Anschlussmöglichkeiten (Verzweigungen von Entwicklungspfaden) existiert, die im wesentlichen von der Elastizität der institutionellen Rahmung und der gegebenen Position des Biografieträgers determiniert ist, die wiederum im Wesentlichen von den bisherigen Ereignissen im Lebensverlauf abhängt.<sup>136</sup>

Gleichzeitig weisen Statusübergänge eine normative Rahmung auf, die sich zum einen aus während der Sozialisation aufgenommenem Hintergrundwissen über den ‚normalen‘ Vollzug dieser Übergänge ergeben, und zum anderen Ergebnis von Verhaltenserwartungen seitens institutioneller Akteure sind. Durch diese Form der Institutionalisierung erhalten Übergänge etwas von Zwangsläufigkeit; der Lebensverlauf mit der Sukzession durch die einzelnen Lebensphasen gewinnt dadurch etwas Allgemeingültiges; es etablieren sich Normalitätsvorstellungen von Statusübergängen mit (typischen) Optionen

---

<sup>132</sup> Marotzki (2007): 178f. Fritz Schütze hat nachdrücklich auf die Möglichkeit einer dauerhaft „sinnlosen“ Biografie hingewiesen und als „Verlaufskurve“ bezeichnet, da hier die Lebensereignisse in ihrem Eintritt und ihrer subjektiven Bedeutung nicht mehr verstanden werden können – eben eine phasenübergreifende Sinnstiftung der Biografie aus Binnenperspektive nicht gelingt. In Abschnitt 3.3 wird dieser Aspekt unter der Diskussion von Handlungsfähigkeit wieder aufgegriffen.

<sup>133</sup> Zur Verbindung von Fragen der sozialen Integration mit dem Konzept der alltäglichen Lebensführung vgl. Lange (2003), Kudara (2000).

<sup>134</sup> Marotzki (2007): 177

<sup>135</sup> Kutscha (1991): 113

<sup>136</sup> Lebensverläufe sind in hohem Maße pfadabhängig; Mayer versteht sie als „endogene Kausalzusammenhänge“ Mayer (1990): 11. Auch Heinz Bude (1998) verweist mit seinem Begriff der „Lebenskonstruktionen“ auf eine innere Kausalität bzw. Gestalthaftigkeit des Lebensverlaufs, weckt dabei aber eher Assoziationen an das Konzept des unbewusst wirkenden und psychodynamisch aufzuklärenden „Lebensplans“ von Alfred Adler.

und Restriktionen in diesem Übergang, sowie über die häufigsten Schwierigkeiten und Belastungen.<sup>137</sup> Statusübergänge sind daher selbst institutionell gerahmt und bilden Übergangsregime.<sup>138</sup> Strukturanalytisch lassen sich diese

„(1.) durch die institutionellen und rechtlichen Beziehungen zwischen den gesellschaftlichen Einrichtungen, die die Mitglieder einer Gesellschaft in der Regel durchlaufen (müssen) und zwischen denen ein Übergang stattfindet; (2.) durch Verhaltensgleichungen, in denen die von Individuen realisierten Übergänge zwischen abgegebenen und aufnehmenden Einrichtungen erfasst sind [...]; (3.) durch die Identität der Individuen auf der Herkunfts- und Verbleibsseite von Übergangssystemen und schließlich (4.) durch zeitliche Referenzen“<sup>139</sup> beschreiben.

Aus struktureller und institutioneller Sicht lässt sich so etwas wie ein Übergangsregime als Set institutioneller Regeln beschreiben, welche den Vollzug des biografischen Übergangs unter durchschnittlichen Bedingungen mehr oder weniger problemlos ermöglichen sollte. Darauf ist auch das Bildungssystem nach wie vor ausgelegt, wenn zumindest rein formal geregelt ist, welche Bildungstitel zu welchem weiteren Bildungsgang berechtigen, wie fehlende Bildungszertifikate u. U. nachgeholt oder (durch andere Leistungen) umgangen werden können, bzw. wann Bildungsabschlüsse berufsqualifizierende und damit auf dem Arbeitsmarkt (theoretisch) verwertbar sind.

Mit dieser Ablaufstruktur von Ausbildungsmöglichkeiten sind im Alltagswissen Altersvorstellungen verbunden, welche den normativ legitimen zeitlichen Rahmen abstecken, in dem Ausbildungen abzuschließen sind. So ist es ganz selbstverständlich, dass Studenten auch mit Mitte 20 noch nicht ins Arbeitsleben eingestiegen sind, weil sie in diesem Alter eben noch studieren. Für jeden Nicht-Studenten (und nicht in familiäre Versorgungspflichten Eingebundenen) ist die Legitimierung von Nicht-Erwerbstätigkeit in diesem Alter wesentlich schwieriger, da für Ausbildungsberufe eine andere Zeitstruktur existiert – wie sie gewöhnlich auch von den Auszubildenden reproduziert wird. Daher würde ein solcher Status auch nicht als mit dem Bildungswesen verknüpft kategorisiert werden, sondern unter die Betroffenheit von Arbeitslosigkeit fallen.

In individueller Perspektive sind Übergänge entscheidende Phasen in der Persönlichkeitsentwicklung, wie bspw. der Eintritt in den Kindergarten, in die Schule oder eben der Eintritt in Berufsausbildung und Erwerbsarbeit. Kutscha sieht sie generell als „sensible Phasen“ im sozial strukturierten Lebenslauf,<sup>140</sup> da hier zentrale biografische Weichenstellungen erfolgen. Was in Lebenslaufperspektive als Abfolge von Rollenübernahmen erscheint, ist aus individueller Sicht eine Abfolge von zu bewältigenden Entwicklungsaufgaben. In deren aktiver Bewältigung erfolgt zum einen eine Orientierung an den im lebensweltlichen Wissensvorrat verfügbaren, milieuspezifischen Mustern der Gestaltung derartiger Übergänge (was in aller Regel bereits deutliche Präferenzen für gewisse Ausbildungswege bereitstellt);<sup>141</sup> wie auch an den ebenso über milieuspezifische Sozialisierungseffekte vermittelten individuellen Werten, biografischen Zielen und Interessen. Damit ist die zweite Seite von Lebensbewältigung oder Lebensführung erfasst. Nur wenn struktureller Möglichkeitsrahmen, individuelle Aspirationen und biografisch relevante Entscheidungen zusammen betrachtet werden, kann das gegenwärtige Übergangsregime tatsächlich in seiner Struktur wie in seinen Auswirkungen aufgezeigt werden. Denn nur in der alltäglichen Lebensführung als Lebensbewältigung angesichts biografischer Herausforderun-

<sup>137</sup> Sackmann/Wingens (2001): 23

<sup>138</sup> Brock (1991): 9

<sup>139</sup> Kutscha (1991): 115f.

<sup>140</sup> Kutscha (1991): 118, auch: Brock (1991): 11

<sup>141</sup> Vgl. Vester (2006), Grundmann/Groh-Samberg et al. (2003)

gen zeigen sich Zusammenspiel wie Antagonismen zwischen strukturellem Kontext und Persönlichkeit (als Träger von Interessen wie von Handlungskompetenz). So betrachtet ist nicht das gegenwärtige Übergangsregime zwischen Jugend und Erwachsenenalter bzw. zwischen Schule und Berufsausbildung bzw. Berufseinstieg zentraler Gegenstand der Untersuchung, sondern die Modi der Lebensführung, welche sich in der Bewältigung dieser Übergänge herausbilden. Erst die Analyse der Lebensbewältigung erlaubt den Blick auf den gegenwärtigen Vergesellschaftungsmechanismus, wie er sich hinsichtlich der Problematik der Berufsfindung zeigt.<sup>142</sup>

---

<sup>142</sup> „Mit dem Ausgang von Lebensführung als Medium der Vergesellschaftung rückt anstelle eines supponierten, linear deterministischen Zusammenhangs von Sozialstruktur und Subjekt der Prozess der individuellen Aneignung und Gestaltung als eine Ebene von Strukturbildung sui generis, auf der soziale Ungleichheit zugleich produziert und reproduziert wird, ins Zentrum der Analyse.“ (Kudera 2000: 110).

## 2. Zwei ‚Modernen‘? – Gemeinsamkeiten und Differenzen zwischen ost- und westdeutschem Lebenslaufregime

Ziel der nächsten beiden Kapitel wird die Darstellung struktureller und kultureller Veränderungen in modernen Gesellschaften sein, mit dem besonderen Fokus auf Transformationen von Normalitäts- und Normativitätsmuster im Laufe der gesellschaftlichen Entwicklung der letzten 40 Jahre. Im Falle Westdeutschland handelt es sich hierbei um evolutionäre, über Generationenfolgen und soziale Konflikte vermittelten Wandlungsprozesse, deren Übertragung auf Ostdeutschland angesichts der spezifischen sozio-kulturellen Bedingungen der sozialistischen Gesellschaft erst überprüft und detailliert aufgezeigt werden muss. Mit dem Systemwechsel von 1989/90 wurden eher umbruchartige Wandlungsprozesse in Gang gesetzt, die im engeren Sinne als Anpassungsprozess an westdeutsche Institutionen- und Handlungsmuster zu bezeichnen sind, im weiteren Sinne des „doppelten Transformationsprozesses“<sup>1</sup> jedoch auch Anpassungsleistungen an Prozesse transnationalen sozio-ökonomischen, politischen und kulturellen Wandels erzwingen.

In aktuellen lehrbuchartigen Publikationen zur Lebensverlaufsforschung bleibt auch zwanzig Jahre nach der deutschen Wiedervereinigung die ostdeutsche Lebenswirklichkeit und Lebensverlaufstypik unterbelichtet, wenn nicht gar ausgeklammert.<sup>2</sup> Dieser Mangel soll hier behoben und das Projekt in Angriff genommen werden, die Lebensverlaufs- und Biografieforschung auf die Analyse und Beschreibung des „doppelten Transformationsprozesses“ zu gründen. Bei allen existierenden Unterschieden zwischen Ost- und Westdeutschland stellt allein diese integrative Perspektive den angemessenen Zugang zur gegenwärtigen Lebenswirklichkeit in Deutschland dar. Dennoch ergibt sich die Notwendigkeit, die Analyse und theoretische Erfassung der jeweiligen Lebenslaufregime für beide deutschen Gesellschaften separat durchzuführen. Durch die Zweistaatlichkeit wurden zwei (nicht grundsätzlich) verschiedene historische Prozesse in Gang gesetzt, deren Folgewirkungen im Wesentlichen die gegenwärtige Situation und weitere Entwicklung in Deutschland bestimmen. Um dies aber darstellen zu können, muss ihr jeweiliges Eigengewicht, Prozesse der Überlagerung oder der wechselseitigen Beeinflussung exakt erfasst werden. Ein solches Projekt kann im Rahmen dieser Arbeit nicht vollumfänglich eingelöst werden, denn die theoretischen Ausführungen dienen primär der Rahmung für die empirische Untersuchung. Es können daher eher nur Perspektiven eröffnet werden, die eine solche, der Realität des wiedervereinigten Deutschlands gerecht werdenden, Grundlegung der Lebenslauf- und Biografieforschung umreißen.

Heuristisch lässt sich die Gesamtheit der Wandlungsprozesse als Gestaltwandel des Normalismus beschreiben, wie Thomas Link dies durch die Gegenüberstellung von (industriegesellschaftlichem) Proto-normalismus und (gegenwärtigem) Flexibilitäts-Normalismus zu erfassen versucht:

„Die Stabilisierung fixer Normalitätsgrenzen im Protonormalismus setzt ‚außengelenkte‘ Subjektivität, ‚Disziplinierung‘, ‚Dressur‘ und ‚Repression‘ voraus. Hier befinden wir uns also ganz auf dem Terrain von *Überwachen und Strafen*. Die Individuen müssen häufig gegen ihren Willen und auf Wunsch auf geplante Vorgaben hin ‚normalisiert‘ werden. [...] Sie brauchen also ein ‚starkes Über-Ich‘, ein psychoterroristisches Gewissen. Solche Außenlenkung ist mit dem Flexibilitäts-Normalismus unvereinbar. Damit er funktionieren kann,

---

<sup>1</sup> Vgl. Ostermann/Rehberg et al. (2006)

<sup>2</sup> Reinhold Sackmann hat 2007 ein Lehrbuch zur Lebensverlaufs- und Biografieforschung vorgelegt, welches die theoretischen Konzepte wie die empirischen Befunde zur Veränderungen von Lebensläufen in der Bundesrepublik bündelt, zu Lebensverläufen in der DDR oder in unter Bedingungen des Transformationsprozesses wenig Informationen liefert (vgl. Sackmann 2007).

müssen die Subjekte sich selber zu ‚normalisieren‘ imstande sein. Diese Fähigkeit zur Selbst-Normalisierung (im dynamischen Sinne der Selbst-Adjustierung) setzt eine wirkliche ‚Innenlenkung‘ voraus“.<sup>3</sup>

Hier soll versucht werden, Pluralität und Flexibilität gegenwärtiger Lebensverhältnisse zu verdeutlichen, dabei nicht unkritisch eine Zunahme von Unsicherheit annehmend, sondern zumindest mit dem Versuch einer wissenssoziologischen Reflexion über Genese und Karriere sozialwissenschaftlicher Stabilitätsannahmen im Lichte einer weiteren sozialhistorischen Perspektive. Auch dabei bleibt es eher bei einem Problemaufriss, die Integration von Sozialgeschichte und Lebenslauf- und Biografieforschung wäre für diese Arbeit ein zu umfangreiches Unterfangen. Gleichwohl bedürfte vor allem die theoretische Auseinandersetzung vielfach des sozialgeschichtlichen Blicks, um sich nicht zu sehr in der Diskussion von Trendphänomenen zu verheddern, wie dies in der Auseinandersetzung um Ulrich Becks Individualisierungsthese teilweise der Fall gewesen ist (vgl. die Einleitung zum dritten Kapitel).

Doch auch wenn, wie hier folgend dargelegt, biografische Unsicherheit im Endeffekt unter historischer Perspektive viel selbstverständlicher erscheint als alle soziale Stabilität, ändert dies zunächst nichts an den Rahmenbedingungen gegenwärtiger Berufsfindungsprozesse, welche sowohl in Ost- wie in Westdeutschland, vor dem Erfahrungshintergrund vergangener und als stabil empfundener Epochen ablaufen. Daher legt das dritte Kapitel seinen Schwerpunkt auf die Modi des Umgangs mit dieser biografischen Unsicherheit, nach ihrem Herleiten aus sozio-kulturellen Wandlungsprozessen, mit dem Ziel, individuelle Interessenlagen und existierende gesellschaftliche Verhaltenserwartungen sowie normative Identitätsideale in ihren Wechselwirkungen in den Blick zu bekommen. Wenn ‚Sicherheit‘ nicht mehr unhinterfragter Hintergrund biografischer Entscheidungen wie der Lebensführung ist, welche funktionalen Äquivalente sind hierfür auffindbar? Oder überspitzt formuliert:

„Eine ‚offene Gesellschaft‘ die auf prinzipiell unbegrenzter (offener) Dynamik gründet, steht vor dem anthropologischen Problem, ihren Subjekten genügend ‚innere Ruhe‘ zu liefern, um sie vor proliferierenden Panikreaktionen zu bewahren. Daher das alles überwältigende Bedürfnis nach ‚Sicherheit‘ und ‚Versicherung‘ in diesem Gesellschaftstyp.“<sup>4</sup>

Die Lösung des Problems lautet, siehe Zitat oben: „Innenleitung“, wobei darin eher das Problem für die biografische Lebensbewältigung zu sehen ist.

## 2.1 Sozialgeschichtliche Befunde zum westdeutschen Lebenslaufregime

### Der Wandel von Jugendverläufen – Generalisierung eines ‚exklusiven‘ bürgerlichen Modells

Berufsfindung ist in unserer Gesellschaft hochgradig institutionell in den gesellschaftlichen Gesamtzusammenhang wie in den Ablaufplan einer individuellen Biografie eingebettet. Mit der *Jugend* als gesonderte Lebensphase ist der strukturelle und biografische Ort beschrieben, in welchem Berufsfindung vorrangig zum Thema wird; während die Jugendlichen auch zu diesem Zweck institutionell in das Bildungssystem eingebunden und vom allgemeinen gesellschaftlichen Reproduktionsprozess abgekoppelt werden. Jugend als Lebensphase weist damit zwei Bestimmungen auf. Zum einen ihr funktionaler Cha-

---

<sup>3</sup> Link (1998): 266

<sup>4</sup> Link (2006): 351

rakter, d. h. der Vorbereitung des Heranwachsenden auf seine Rolle als Erwachsener.<sup>5</sup> Hier werden die zentralen Kompetenzen eingeübt und Rollenmuster gelernt, um sowohl als Erwerbstätiger wie als Staatsbürger und Ehepartner bzw. Elternteil handlungsfähig zu sein. Sozialisationstheorien aus der Mitte des 20. Jahrhunderts sehen daher die Jugendphase auch mit der Übernahme spezifischer Erwachsenenrollen (Arbeitnehmer, Ehepartner, Elternteil) als abgeschlossen an.<sup>6</sup> An deren Ende steht die Ausbildung „einer sozio-kulturellen Persönlichkeit, die sich durch eine feste Wertbindung („Commitment“) an das kulturelle System auszeichnet. Die kulturellen Standards werden zum konstitutiven Bestandteil des Persönlichkeitssystems.“<sup>7</sup> Die Jugendphase ist damit der biografische Raum der „Integration des jungen Gesellschaftsmitgliedes in ein zunehmend komplexer werdendes Netz von sozialen Erwartungen und Verpflichtungen, die mit der Herausbildung entsprechender Kompetenzen zur Teilnahme an den sozialen Interaktionsprozessen einhergeht.“<sup>8</sup>

Zum anderen bewirkt die Separierung der Jugendlichen vom gesellschaftlichen Reproduktionsprozess, den spezifisch ‚unernten‘ Charakter des Jugendmoratoriums. „Die sozial und arbeitsmarktpolitisch in die Länge gestreckte Jugendphase wird eine Zeit des Moratoriums, des quasi zwecklosen Verweilens in der Gesellschaft, ohne eine feste Perspektive und ohne klare Verantwortung für gesellschaftliche Belange“.<sup>9</sup> Dem Jugendlichen als sozialer Typus wird ein „unfertiges Selbst“ zugeschrieben, was die autoritativ-pädagogischen Beeinflussung durch Erwachsene bzw. die „Verfertigung u. a. durch Eltern und Lehrer“ rechtfertigt.<sup>10</sup> Gegenüber dem Kind verfügt er schon über umfangreichere Handlungskompetenzen, die bis zur Volljährigkeit jedoch gegenüber dem Erwachsenenstatus defizitär bleiben.<sup>11</sup>

Zukunftsorientiertheit und Autonomie der Jugendphase widersprechen sich dabei nicht, sondern bilden zwei Seiten der gleichen Medaille, wie Heinz Reinders es in seiner Konzeptionalisierung der Jugendphase auch ausführt.<sup>12</sup> Hintergrund dieser zweidimensionalen Modellierung von Jugend (einmal als transitionsorientiert (vertikal) und einmal als moratoriumsorientiert (horizontal)) ist bereits die Anerkennung, dass der Moratoriumscharakter gegenüber der funktionalen Bestimmtheit von Jugend eigenes Gewicht gewonnen hat. Damit sind bedeutende qualitative wie quantitative Veränderungen in der Strukturierung der Jugendphase wie ihrer Auswirkung auf das Erwachsenenalter verbunden. Wenn Jugendverläufe, wie heute vielfach notiert, gegenwärtig kein ‚Ende‘ finden, bzw. sich Jugend- und Erwachsenenphase ineinander verschieben und damit weniger unterscheidbar werden, wird damit gleichzeitig auf das biografische Hinausschieben wichtiger Statuspassagen und damit das längere Ver-

---

<sup>5</sup> In der strukturfunktionalistischen Jugendtheorie nach Talcott Parsons und Shmuel N. Eisenstadt geschieht in der Jugendphase der Wechsel bzw. der Übertritt zwischen zwei Vergesellschaftungsformen. Mit der an Ferdinand Tönnies und Weber angelehnten Terminologie von der primären Vergesellschaftung über den Gemeinschaftsverband der Herkunftsfamilie zur sozialen Einbindung mittels funktional spezifischen und affektiv neutralen Vergesellschaftungsprozessen (vgl. Eisenstadt 1965) So auch Schelsky (1963): 40: „Der Schritt aus der Rolle des Kindes in die des Erwachsenen in der modernen Gesellschaft ist ein Übergang zwischen zwei sozialen Verhaltenshorizonten, die weitgehend gegensätzlich strukturiert sind.“

<sup>6</sup> Hier ist vor allem die Entwicklungstheorie von Erikson angesprochen (vgl. Erikson 1973: 107). Aus psychodynamischer Sicht gewinnt die Adoleszenz ihre Bedeutung aus der innerpsychischen Umgestaltung und Neuformierung von Charakterstrukturen, die zur nun erwachsenen Persönlichkeit und Identität integriert werden (vgl. Bohleber 1993). Um diese Bedeutung zu akzentuieren spricht Peter Blos sogar von der Chance einer „zweiten Geburt“ (vgl. Blos 1980)

<sup>7</sup> Abels (2006): 296

<sup>8</sup> Hurrelmann (2004): 32

<sup>9</sup> Hurrelmann/Albert et al. (2006): 35

<sup>10</sup> Harney (2006): 88

<sup>11</sup> Neidhardt zitiert nach Liebel (1974): 50

<sup>12</sup> Reinders (2003): Kap. 3



weilen in einem jugendlichen Lebensstatus mit jugendkulturellem Habitus verwiesen.<sup>13</sup> Daraus ergeben sich Rückwirkungen auf die normative Rahmung von Berufsfindungsprozessen, die im dritten Kapitel im Zusammenhang mit dem sozio-kulturellen Wandel seit den 60er Jahren näher diskutiert werden. Hier soll es noch um die strukturellen Grundlagen dieses Wandels gehen, der mit der Ausweitung der höheren Schulbildung für Angehörige des Bürgertums um 1900 beginnt. So wird sich zeigen, dass lange Übergangsphasen in die Erwerbsarbeit sowie Schwierigkeiten in der Identitätsbildung keine Erfindungen der Gegenwart sind, sondern strukturell auf dem institutionellen Arrangement gymnasialer Schulbildung und Hochschulausbildung beruhen. Verändert haben sich jedoch die Relationen zwischen den Gruppen, die diese Bildungsinstitutionen durchlaufen und jenen, die außen vor bleiben. Verändert hat sich damit aber auch die soziale Sichtbarkeit von Jugend wie darauf gerichtete Normalitätskonstruktionen.

Der historische Überblick zeigt, dass es zwischen eigentlicher Kindheit und vollem Erwachsenenstatus immer eine Zwischen- oder Übergangsphase gegeben hat. Gewandelt haben sich nur die Grenzen und Bedingungen dieser Phase, vor allem der ihr zugestandenen Unabhängigkeit, der Freizügigkeit der Jugend, bzw. das Maß an Abhängigkeit und Kontrolle der Jugend von und durch die Erwachsenen. Die vormoderne Jugend (und selbst noch jene des 19. Jahrhunderts) hatte zunächst transitorischen Charakter, wobei die Länge der Jugendphase von der sozialen Schicht abhing. In ländlichen Regionen stand neben der allenfalls elementaren Schulbildung bereits die Integration in die landwirtschaftlichen Arbeitsverhältnisse, welche nach dem Schulabschluss nur intensiviert wurde. Der Übergang ins Erwachsenenalter vollzog sich so nahezu bruchlos, Jugend als eigenständige Lebensphase mit spezifischen Freiheitsgraden existierte in dem Sinne nicht, vielmehr verharren die Heranwachsenden in einem Status ‚defizitärem Erwachsenseins‘ solange der Familienbesitz noch nicht durch Erbfall oder Rückzug der Eltern übertragen worden war.<sup>14</sup> Jugend als gesonderte Lebensphase konnte aufgrund der direkten Assimilierung der Heranwachsenden an die Erwachsenenwelt (Arbeit und gesellschaftliche Rollen) nicht existieren.

Jugendverläufe proletarischer Kinder oder jener mit kleinbürgerlicher Herkunft unterschieden sich vom ländlichen Verlauf nicht durch die schnelle Integration in die Erwerbsarbeit, sondern durch die in den Städten leichter mögliche häusliche Trennung von der Herkunftsfamilie. Insofern die materiellen Ressourcen durch eigenes Einkommen vorhanden waren, wurde diese Unabhängigkeit recht schnell angestrebt; daher die Konzentration auf die Arbeit wie auf eine schnelle Eheschließung bei Männern und Frauen.<sup>15</sup> Patriarchalische innerfamiliäre Beziehungsstrukturen bildeten den Hintergrund für diese rasche ‚Flucht‘ aus der Herkunftsfamilie, welche der bürgerlichen Jugend aufgrund längerer Schulbesuchszeiten und evtl. sich anschließender Studienzeiten größtenteils versagt blieb. Vor allem das Universitätsstudium eröffnete den biografischen Raum für Identitätsfindungsprozesse stellte damit ein Moratorium dar. Die finanzielle Abhängigkeit vom Elternhaus und die daran gebundene kritiklose Unterordnung unter die herrschende (wilhelminische) Kultur der Väter verhinderte jedoch die Entfaltung der in dieser Jugendzeit eingelagerten Freiheitspotenziale.<sup>16</sup>

---

<sup>13</sup> Ferchhoff (2007): 93, Hurrelmann (2004): 42, Oehme/Schröer (2008) vertreten dagegen die einseitige Vereinnahmung der Jugendphase durch das Erwachsenenalter, in dem sie komplett unter die Direktiven der Humankapitalakkumulation und des erwerbsgesellschaftlichen Konkurrenzmechanismus um das knappe Gut sozial hoch geschätzter Arbeitsplätze gerät.

<sup>14</sup> Berg (1991): 123, Gillis (1994): 23-40

<sup>15</sup> Berg (1991): 124

<sup>16</sup> Gilles (1994): 160

„Jugendzeit gilt seither im bürgerlichen Lebenskreis als Moratorium, das vor allem gekennzeichnet ist durch Fremdbestimmung in Familie und Schule, Aufschub von Bedürfnisbefriedigung und durch ‚gestreckte Pubertät‘ (Siegfried Bernfeld), lange Ausbildungszeiten (in der Regel bis in die Mitte des dritten Lebensjahrzehnts) und hohes Heiratsalter (bei den jungen Männern).“<sup>17</sup>

Den Frauen blieb die Persönlichkeitsbildung in Bildungsinstitutionen und die Auseinandersetzung mit Bildungsinhalten vorenthalten; wenn junge Männer durch Schul- oder Universitätsbesuch breite außerfamiliäre Beziehungsnetzwerke verfügten, blieben junge Frauen im familiären Binnenraum unter Kontrolle der Erwachsenen, ergingen sich in „Schwärmereien“ über das „draußen“ ohne sie ablaufende Leben<sup>18</sup> – bis sie mit der Hochzeit nur die Herrschaftsbeziehung wechseln, aber kaum Eigenständigkeit gewinnen konnte. „In der Tat war das Leben der bürgerlichen Jugend ebenso privilegiert wie leer und verantwortungsfrei. Was den bäuerlichen und proletarischen Jugendlichen verwehrt blieb, eine Zeit der Selbstfindung, dauerte den Gymnasiasten eher zu lange.“<sup>19</sup>

Spätestens mit der Jahrhundertwende dynamisierte sich diese so eben beschriebene Konstellation. Über die Standardisierung des Schulbesuchs<sup>20</sup> wie über die bereits im Kaiserreich beginnende Ausweitung weiterführender Schulbildung gelang (allerdings sehr langsam) die Altershomogenisierung der Schülerschaft (vor allem in ländlichen Regionen bestand bis nach 1945 ein deutlicher Rückstand gegenüber den Entwicklungen in den Städten) und damit die Durchsetzung einer Jugendphase als Schuljugend zumindest für die Dauer des Elementarschul- oder Volksschulbesuchs meist bis zum 14. Lebensjahr. Standardisierter Schulbesuch allein genügte nicht, um jenes zweite Kriterium auszubilden, welches für moderne Jugend typisch werden sollte – Jugend als Moratorium, worin nicht der Übergangsaspekt, sondern die Eigenständigkeit der Jugendphase betont wird.<sup>21</sup> Erst durch soziale Mobilität, des Zustroms nicht-bildungsbürgerlicher Gruppen mit starkem Aufstiegswillen auf Gymnasium und Hochschulen wurde der autoritäre Zusammenhang zwischen bürgerlicher, wilhelminischer Kultur, Erziehungsstilen und Jugendverläufen aufgebrochen.<sup>22</sup> Es waren Aufsteiger aus dem Kleinbürgertum, die Jugend des mittleren und gehobenen Wirtschaftsbürgertums, welche die Ausweitung weiterführender Bildung über die Einrichtung neuer Sekundarschulen unterhalb dem traditionellen neuhumanistischem Gymnasium (Realgymnasium, Oberrealschule) und Studienmöglichkeiten nutzten,<sup>23</sup> dabei jedoch nicht

<sup>17</sup> Herrmann (1982): 19

<sup>18</sup> Berg (1991): 125

<sup>19</sup> Berg (1991): 126f.

<sup>20</sup> Der Realbesuch der schulpflichtigen Kinder lag in den 1880er Jahren bei knapp 100%, Analphabetenquote 1891 bei unter 1%. (Wehler 1995: 1193).

<sup>21</sup> Reinders (2003): 25

<sup>22</sup> Martin Doerry (1986) gibt eine sehr gute Charakterisierung der spezifischen Generation der ‚Wilhelminer‘. Sie sind in die soziale Führungsrolle des Bildungsbürgertums hineinsozialisiert, erleben selbst aber schon das Zurückbleiben des Bildungsbürgertums hinter neuen mittelständischen Gruppen naturwissenschaftlich-technischer Intelligenz und hinter der neuen sozialen Führungssicht des Wirtschaftsbürgertums. Da sich diese Ablösung in der sozialen Hierarchie aber nicht in Verschiebungen der politischen Macht ausdrückte – Adel (und daher das Militär) und bildungsbürgerliche Staatsbeamte blieben als anachronistische Vertreter des vorindustrialisierten Deutschlands an der ihnen von der Reichsverfassung zugewiesenen Machtspitze – kristallisierte sich eine spezifische Konfliktsituation heraus. Den drohenden Abstieg spürend, war die autoritäre Starrheit der Kultur des wilhelminischen Bildungsbürgertums eine defensive Reaktion gegen das ‚geistlose‘ Wirtschaftsbürgertum (welches aufgrund wachsender Bildungsbeteiligung auch nicht mehr so ungebildet war) mit dem Ziel der Statussicherung. Die symbiotische Bindung an den, einer modernen industrialisierten Gesellschaft inadäquaten Staat und seinen Führungsschichten, stellte das Bildungsbürgertum letztlich in den Widersprüchen zwischen eigenlogischer gesellschaftlicher Modernisierung und politisch-aristokratischen Steuerungsversuchen.

<sup>23</sup> Das neuhumanistische Gymnasium blieb zwar Eliteschmiede des Kaiserreichs, seine Absolventen blieben aber schon sehr stark auf akademische Professionen und den Staatsdienst orientiert. Dennoch kamen nur rund 70-80% der Abiturienten aus dem klassischen Bildungsbürgertum (vgl. Wehler 1995: 1204). Diese Relation sollte sich weiterhin

im selben Maße die typisch bildungsbürgerliche Autoritätsfixierung aufwiesen. Sie strebten nicht auf die sozial abgesicherten, prestigeträchtigen Posten im Staatswesen oder den freien Berufen, sondern Ingenieure und Unternehmer verstanden sich als Vertreter einer neuen, offeneren, dem Fortschritt zugewandten Gesellschaft.<sup>24</sup>

Jugendkultureller Vergesellschaftungs- und Vergemeinschaftungsformen widersprechen nicht der These von der starken Kontrolle der Jugend durch die Erwachsenen sondern sind als Medium dieser Kontrollwirkung anzusehen. So kannten zahlreiche Verbände und Vereine entsprechende Jugendstrukturen, welche jedoch nicht Raum für eigenständiges Jugendsein boten, sondern der Imitierung der Erwachsenenwelt dienten. Die Abhängigkeit der Lebenschancen vom vollumfänglichen Erwachsenenstatus brachte es für die (bildungs-)bürgerlichen Schichten mit sich, dass Jungsein nicht erstrebenswert war, keinen Wert an sich darstellte und so schnell wie möglich hinter sich gelassen werden wollte.<sup>25</sup> Jugend besaß damit bis 1890 kaum Autonomiespielräume jenseits der Erwachsenenengesellschaft, gleichzeitig wurde dies aber auch mehrheitlich noch nicht angestrebt.

Erst die beschriebenen sozialen Auf- und Abstiegsprozesse brachten Veränderungen, hier spielen Kohorteneffekte und berufsstruktureller wie allgemein gesellschaftlicher Wandel eine große Rolle. Nun trat eine Generation ins Jugendalter ein, welche bereits nur im Kaiserreich sozialisiert worden war, gleichsam erlebten sie etwa ab 1890 einen rasanten gesellschaftlich-technologischen Wandel, der die Ordnung und Lebensverhältnisse ihrer Väter und Großväter sichtbar hinter sich ließ und damit eine gewisse Distanz zwischen den Generationen über differierende Adaptionsformen dieses Wandel erzeugte. Jugendkulturelle Autonomisierungen wie die „Wandervogel“- Bewegung, zeugten davon, auch wenn sie selbst nur Teile der bürgerlichen Jugend erfasste.<sup>26</sup> Aber darin drückte sich allgemein ein kultureller Bruch im der Generation der Reichsgründer aus, welcher sich in zahlreichen, nicht nur die Jugend erfassenden Alternativbewegungen zum inzwischen schon fast abschätzig betrachteten bürgerlichen Leben, niederschlug (bspw. Lebensreformbewegung).<sup>27</sup>

Diese knappe historische Skizze macht deutlich, wie sehr eine ausgedehnte Jugendphase mit Moratoriumscharakter auf sozialstrukturellen Bedingungen beruht. Sie konnte sich nur in den wohlhabenden bürgerlichen Milieus der Mittel- und Oberschicht etablieren und halten, wo einerseits die ökonomischen Ressourcen zur längeren Freistellung des Nachwuchts von der Erwerbsarbeit gegeben waren, wie andererseits höhere Bildung an sich und die damit verbundenen Chancen selbst erstrebenswertes Ziel und Mittel der Statusreproduktion bzw. des Aufstiegs darstellte.<sup>28</sup>

---

verschieben, da die inzwischen vollumfänglich industrialisierte Gesellschaft zunehmenden Bedarf an naturwissenschaftlich und technisch gut ausgebildeten Nachwuchskräften hatte.

<sup>24</sup> Berg (1991): 127

<sup>25</sup> Vgl. Doerry (1986): 104

<sup>26</sup> Ferchhoff (2007): 41

<sup>27</sup> Diese bürgerliche Bürgerlichkeitskritik oder die bürgerliche ‚Antibürgerlichkeit‘ sollte sich erst nach dem verlorenen Weltkrieg und Kaiserreich voll entfalten und Hort antirepublikanischen, reaktionären Geistes werden (vgl. Heidbrink 2007). Zahlreiche Studien versuchen die Spezifität der Wilhelminischen Mentalität und Kultur zu erfassen. Ein zeitgenössisch wichtiges Stichwort ist die „Nervosität“ als Folgeerscheinung des raschen sozialen Wandels im Industrialisierungsprozess (vgl. Simmel 1995a), worin sich ein spezifisches Unbehagen der Bürger an ihrer Gegenwart, an ihrer Bürgerlichkeit und der ‚Moderne‘ artikulierte.

<sup>28</sup> Gilles (1994): 141

So gibt es mehrere Phasen, in denen die Ausweitung der Bildungszeit in Schule, Universität oder anderen institutionalisierten Bildungsformen primär dem Ziel folgte, Beschäftigungskrisen auf dem Arbeitsmarkt für Mittelschichtabkömmlinge möglichst ohne Statusverlust auszugleichen und auszusitzen.

Die faktische Ausdehnung der Jugendphase hängt, wie das Kriterium des Berufseintritts bereits vorwegnimmt, von der Ausbildungsdauer ab. Und hier zeigen sich über die historische Entwicklung der letzten Jahrhunderte hinweg konstante Grundtendenzen. Die kürzeste Jugendphase erlebten jene Jugendliche der Landbevölkerung und Arbeiterschaft, die bereits im Kindesalter zur Erwirtschaftung des Familieneinkommens herangezogen wurden (bzw. werden mussten). Kein, kurzer oder diskontinuierlicher Schulbesuch und ebenso kurze Ausbildungszeiten für den Arbeitsmarkt boten keinen Raum für eine eigentliche Jugendphase. Im Zuge des wirtschaftlichen und technologischen Strukturwandels, des gesellschaftlichen Wohlstandsgewinns und der Durchsetzung der Schulpflicht verschwand der Typus des Unausgebildeten fast völlig; die Minimalversion von Jugend erlebten nun jene Kinder der unteren Sozialmilieus, welche nach der Pflichtschulzeit eine obligatorische Berufsausbildung aufnahmen und damit bereits mit 14 oder 15 Jahren dem Arbeitsmarkt zur Verfügung standen. Der Gegenpol wurde durch die akademische Jugend der Gymnasiasten und Studenten gebildet, die bereits im 19. Jahrhundert über eine ausgedehnte Jugendphase aufgrund ihrer langen Ausbildungszeit verfügten.

Die Ausführungen zeigen, dass die tatsächliche Dauer des Übergangs von der Schule in die Erwerbsarbeit – und damit der Jugendphase selbst – entscheidend vom Bildungsniveau abhängt. Zwei Grundfiguren kristallisieren sich heraus: auf der einen Seite Abiturienten und zum Teil auch Absolventen der Realschule, die einen längeren und mitunter mehrstufigen Ausbildungsweg bis hin zum Berufsabschluss absolvieren. Diese Gruppe weist auch im Kohortenvergleich grundsätzlich die längste Übergangsphase auf,<sup>29</sup> die sich je jünger die Kohorten sind, zusätzlich verlängert und heute durchaus zehn Jahre betragen kann. „Hauptschüler der gleichen Geburtskohorte hingegen verzeichnen zwischen dem Ende der Schulausbildung und dem ersten Hauptberuf nur eine Zeitspanne von dreieinhalb Jahren.“<sup>30</sup> Diese Gruppe markiert die zweite Grundfigur: früher Schulabschluss, schneller Übergang in die Berufsausbildung und die erste Arbeitsstelle, sofern sie nicht von Arbeitslosigkeit betroffen sind. Dieser rasche Übergang vom Jugendlichen in den Erwachsenenstatus war früher der dominierende Typus. Moratorium blieb ein Spezifikum bürgerlicher Jugend, und damit nur eines kleinen Teils der Bevölkerung.<sup>31</sup>

Von dieser sowohl für die Zeit des Kaiserreichs wie für die Aufbauphase der Bundesrepublik zutreffende Konstellation hinsichtlich der Bildungsbeteiligung verschiedener Bevölkerungsgruppen ausgehend, kann schnell der Prozess der Ausweitung ehemals rein bürgerlicher Jugendverläufe hin zur gesellschaftlichen Normalität verdeutlicht werden. Er ist zunächst als Verschiebung der Größenrelation zwischen den beiden Grundfiguren zu beschreiben, wobei es sich hierbei um einen längeren historischen Prozess handelt, der sich nicht auf die Effekte der Bildungsexpansion in den 60er und 70er Jahren beschränken lässt. Industrialisierung und kapitalistische Wirtschaftsordnung brachten zunächst den Fabrik- oder Industriearbeiter als neuen, beherrschenden Typus in der Arbeitswelt hervor; in der weiteren wirtschafts- und berufsstrukturellen Entwicklung ereignete sich eine bis heute anhaltende Ausweitung des Fachkräftebedarfs für Verwaltungspositionen, im Wissenschafts- und Dienstleistungsbereich.<sup>32</sup>

<sup>29</sup> Ausführliche Untersuchungsergebnisse finden sich dazu bei Konietzka (1998).

<sup>30</sup> Lauterbach/Weil (2008): 71

<sup>31</sup> Selbst wenn man Ende des 19. Jahrhunderts den neuen Mittelstand aus Angestellten, Beamten, und neuen freien Berufen (Medienbranche) hinzu zählt, umfasst das Bürgertum nicht mehr als 15% der Gesamtbevölkerung des Deutschen Reiches (vgl. Kocka 1995: 10, auch Abels/Honig et al. 2008, wo die Länge der Jugendphase im der sozialstrukturellen Stellung der Jugendlichen in Beziehung gebracht wird.).

<sup>32</sup> Hierbei ist an die schubweise immense Ausweitung der Beschäftigungszahlen im Staatsdienst und im Öffentlichen Dienst zu denken, wie es schon in der preußischen Staatsbürokratie nach der Reichsgründung, aber auch in den 20er Jahren im Zuge der Ausweitung des Wohlfahrtsstaates und in den 60er und 70er Jahren durch massiven Stellenausbau im Schul- und Wissenschaftsbereich, sowie zur Verwaltung der umfangreicheren wohlfahrtsstaatlicher

Schon die Einrichtung naturwissenschaftlich ausgerichteter Sekundarschulen (neben dem neuhumanistischen Gymnasium) im Kaiserreich verdankt sich dieser Nachfrage nach qualifizierten Fachkräften (Ingenieuren, Technikern, Wissenschaftlern), die wiederum auf einem enormen Aufstiegswillen der Mittelschichten stieß, die primär von dieser Eröffnung sozialer Mobilitätschancen durch Bildung profitierten. Arbeiterhaushalten fehlte nicht nur die finanzielle Basis hierfür, auch scheinbar unüberbrückbare Mentalitätsunterschiede hielten sie von den Einrichtungen höherer Bildung überwiegend fern.<sup>33</sup> Über alle folgenden politische Umbrüche änderte sich daran wenig, nur sehr langsam stieg die Bildungsbeziehung der Arbeiter im Sekundarbereich an. Weltkrieg und Inflation bewirkten vielmehr den Aufbruch des Bildungsmonopols des Bildungs- und Wirtschaftsbürgertums<sup>34</sup> und die Öffnung der höheren Schulen für die Abkömmlinge der Mittelschichten, die dort im Verlauf der 1920er Jahre zur dominanten Gruppe wurden. „Aus dem alten und neuen Mittelstand, aus den Familien von Kleinunternehmern in Gewerbe, Handel und Handwerk, aus der mittleren und unteren Beamten-, Angestellten- und Volksschullehrerschaft stammte insgesamt 60% aller Studierenden.“<sup>35</sup> Neben dem alten Mittelstand aus Handwerkern und Gewerbetreibenden hatte sich der neue Mittelstand der Angestellten und Beamten nun endgültig etabliert und sollte sich in Zukunft als neue Trägerschicht von gymnasialer und akademischer Bildung erweisen.

Die Ausweitung der Schulbesuchsquote auf Gymnasium und Realschule beruhte also auf Veränderungen in der Berufsstruktur und in der Nachfrage nach Arbeitskräften; Prozesse, die auch während des Nationalsozialismus anhielten und sich auch sehr bald in der jungen Bundesrepublik zeigten, die allerdings das stark hierarchisch gegliederte dreistufige Schulsystem nach 1945 restaurierte (mit der faktischen exklusiven Beschränkung des Gymnasiumbesuchs auf Abkömmlinge der bildungsnahen Schichten), anstatt das Bildungssystem hinsichtlich veränderter Berufsstrukturen zu modernisieren.<sup>36</sup> Als nachholende und längst überfällige Modernisierung sind daher die Reformen der Bildungsexpansion in den 60er und 70er Jahren anzusehen, welche allerdings weniger eine strukturelle Reform des Bildungswesens als vielmehr dessen quantitativen Ausbau brachte. So verdoppelte sich nahezu die Anzahl der Lehrer,

---

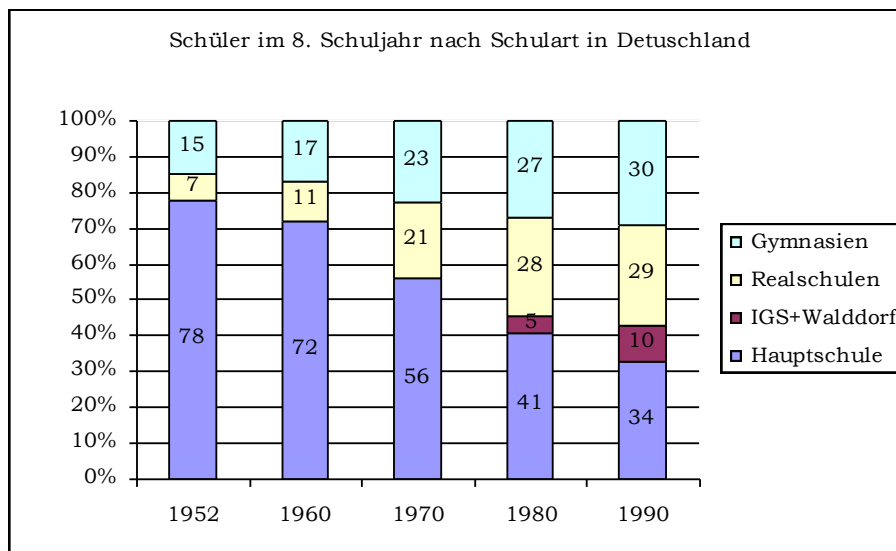
Leistungen gekommen ist. Aber auch innerhalb der Wirtschaftsunternehmen stieg der Bedarf an Verwaltungspersonal (Buchhaltung und Rechnungswesen, Personalwesen, Einkauf und Vertrieb), bzw. nahmen Branchen reiner Dienstleistungstätigkeiten wie Versicherungen, Finanzwesen (aber auch die großen Staatsbetriebe von Post und Fernmeldewesen) einen enormen Aufschwung. So ist über das gesamte 20. Jahrhundert ein beständiges Wachstum der Beschäftigungszahlen im tertiären Sektor zu beobachten, bis er im letzten Fünftel die Mehrheit der Beschäftigten in sich aufnahm und unlängst als Wandel zur Dienstleistungs- und Wissensgesellschaft registriert wurde. Tertiärisierung und berufsstruktureller Wandel wurden vielfach beschrieben, vgl. exemplarisch Deutschmann (2002) und Baethge/Solga et al. (2007).

<sup>33</sup> Wehler (1995): 1216. Um 1900 waren entstannten nur 6% aller Studenten der Arbeiterschaft.

<sup>34</sup> Sie stellten nach Weltkrieg und Inflation nur noch 22% der Abiturienten und nicht mehr die Hälfte wie 1914; demgegenüber kamen 59% aus dem neuen und alten Mittelstand (Wehler 2003: 459).

<sup>35</sup> Wehler (2003): 465

<sup>36</sup> Es gab durchaus von den Alliierten unterstützte Modernisierungsversuche, die sich jedoch nicht durchsetzen konnten, so dass die Restauration des Schulsystems aus der späten Weimarer Zeit als Minimalkonsens und Notvariante verblieb, zumal hier – strukturell – im Nationalsozialismus wenig Veränderungen geschehen sind. Ganz offensichtlich gelang es den bürgerlichen Bildungsschichten, sich hier erneut ihren Status durch die Exklusivität von Bildungspatenten und damit verbundenen Karrierechancen zu sichern. Begleitet und legitimiert von Ideologien wie sie der konservative, und durch seine Systemnähe im NS-Staat eigentlich hinreichend desavouierte Soziologe Karl Valentin Müller vertrat, in dem er „höchstens fünf Prozent eines Jahrgangs“ für eine höhere Ausbildung befähigt hielt (Wehler 2008: 374).

**Abbildung 3: Verteilung der Schüler der 8. Klasse auf Schultypen 1952-1990 (in %)**

Quelle: BMFB (2004), 15. Sozialberichterstattung des Deutschen Studentenwerks, S. 97. Daten für 2004 sind (Statistisches Bundesamt (2006)): 54 Abb. 4, entnommen. Zahlen sind gerundet.

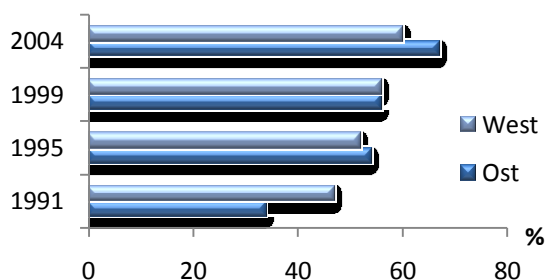
24 neue Universitäten und Technische Hochschulen wurden gegründet und lediglich in sozialdemokratisch geführten Bundesländern mit der Gesamtschule ein letztlich missglückter Versuch einer Strukturreform gewagt.<sup>37</sup> In Folge dieser Expansion veränderten sich die Schulbesuchsquoten wie aus Abb. 3 hervorgeht. Das Gymnasium ist damit inzwischen zur eigentlichen „Hauptschule“ geworden, da es relativ die meisten Schüler in sich aufnimmt;<sup>38</sup> der Drang hin zum Gymnasium blieb auch nicht auf die Bildungsexpansion beschränkt, sondern setzte sich bis in die Gegenwart fort,<sup>39</sup> so dass immer mehr Jugendliche sich in irgendeiner Form im Ausbildungssystem befinden anstatt erwerbstätig zu sein (siehe Abb. 4 und Abb. 5).

<sup>37</sup> Wehler (2008): 376f.

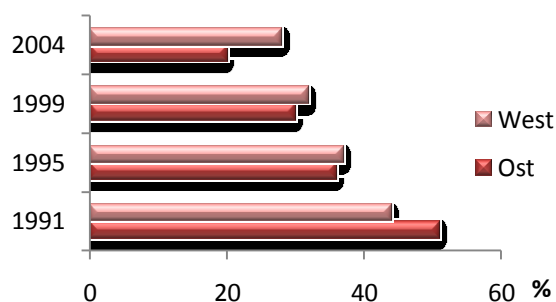
Das Scheitern der Gesamtschule beruht zum einen auf den falschen Hoffnungen, die sich mit ihrer Einführung verbundenen. Effekte der Reproduktion sozialer Ungleichheit über Bildung ließen sich eben nicht schnell durch die Egalisierung der Schulbiografien und des längeren gemeinsamen Lernens umkehren. Hier wurde der wesentlich bedeutendere Effekt der Sozialisationsumwelten in den Herkunftsfamilien vernachlässigt. Zum anderen erlangte die Gesamtschule nie die Akzeptanz der etablierten Bildungsmilieus, die ihre Kinder möglichst davon fern hielten und sogar ein Volksentscheid gegen die flächendeckende Einführung der Gesamtschulen in Nordrhein-Westfalen gewannen. Prozesse der Statuskonkurrenz, die gegenwärtig in Hamburg anlässlich jüngster – und für ein CDU-geführtes Bundesland revolutionärer – Schulstrukturereformen erneut zu beobachten sind.

<sup>38</sup> Damit veränderte sich sehr stark die soziale Zusammensetzung der Schülerschaft in den jeweiligen Schultypen. Vor allem das Gymnasium wurde sozial wesentlich heterogener, während die Hauptschule durch die Aufnahme der Mehrheit der Kinder ausländischer Herkunft einen völlig anderen Charakter bekommen hat (nach Wehler besuchen 86% aller Kinder mit Migrationshintergrund lediglich die Hauptschule, (vgl. Wehler 2008: 379). Gleichzeitig zeigt sich eine geringe Mobilität innerhalb des dreigliedrigen Schulsystems. Rund 93% aller Gymnasiasten der 11. Jahrgangsstufe kamen aus dem gymnasialen Bildungsweg der Sekundarstufe I; nur 7% aus anderen Schulformen, allerdings nutzen Schüler der Haupt- und Realschule innerhalb von Gesamtschulen in zunehmendem Maße die Gelegenheit dort in den gymnasialen Bildungsweg zu wechseln (Autorengruppe Bildungsberichterstattung 2008: 68).

<sup>39</sup> Autorengruppe Bildungsberichterstattung (2008): 39

**Abb. 4: Anteil der 17-25-Jährigen in Ausbildung**

Quelle: Statistisches Bundesamt (2006): 543 Abb. 1

**Abb. 5: Anteil der 17-25-Jährigen in Erwerbsarbeit**

Quelle: Statistisches Bundesamt (2006): 544 Abb. 2

In der Ausweitung höherer Schulbildung und des Hochschulzugangs ist der Motor zur Veränderung der Größenrelationen zwischen den beiden oben angeführten Grundfiguren zu sehen. Indem vor allem das Abitur die Türen der Hochschulen öffnet, und das Studium vor der Einführung des Bachelor/Master-Systems selbst wesentlicher Bestimmungsgrund verlängerter Jugend- und Adoleszenzverläufe (aufgrund seiner Mindestdauer von 4,5 Jahren in den meisten Studiengängen und den als gering zu veranschlagenden Kosten von wesentlich längeren Studienzeiten bis zur Einführung von Studiengebühren für Langzeitstudenten) war, können verlängerte Berufsfindungsprozesse wie Jugendphasen bereits dann sozial augenfälliger und gleichzeitig auch normaler werden, wie zunehmend mehr Angehörige einer Geburtskohorte das Gymnasium besuchen und ein Studium aufnehmen. So verwundert es nicht, dass mit der Bildungsexpansion ‚Jugend‘ als eigene Lebensphase und eigene Lebensform mit spezifischen Wertvorstellungen und Habitusformen sozial sichtbar wurde.<sup>40</sup> Zwar beruht die Entstehung der Jugendkultur als Autonomiebestrebung Heranwachsender (schon in den 1950er Jahren beginnend)<sup>41</sup> nicht auf der Bildungsexpansion im Sinne einer kausalen Verbindung. Wohl aber lässt sich die These aufstellen, dass die enorme Ausweitung höheren Schul- und Universitätsbesuchs im Zuge der Bildungsexpansion – und damit eine sozialstrukturelle Verallgemeinerung des Jugendmatoriums – erst den Raum für die breite jugendkulturelle Entwicklung gegeben hat.

Für die immer größer werdende Zahl an Abiturienten und Studenten wurde die Jugendphase zu einem Bildungsmatorium,<sup>42</sup> welchem bis in die 80er Jahre die kürzeren Übergangswege der Auszubildenden kontrastierend gegenüber standen. Veränderungen unterliegt diese modellartige Gegenüberstellung in der sozialen Wirklichkeit nicht nur durch Größenverschiebungen zwischen beiden Gruppen von Jugendverläufen (steigende Abiturienten- und Studienanfängerzahlen), sondern auch durch weitere Diversifizierung. Denn seit einigen Jahren ist zu beobachten, dass der am schlechtesten formal gebildete Teil der Lehrstellensuchenden immer weniger direkten Einstieg in den Lehrstellenmarkt findet.<sup>43</sup> Wo-

<sup>40</sup> Vgl. die Ausführungen bei von Friedenburg (1965) und Tenbruck (1965), die das Erstaunen über dieses Phänomen noch gut zum Ausdruck bringen und gleichzeitig schon eine Ahnung davon vermitteln, warum diese Jugend in den 60er/70er Jahren eine kulturelle Revolte ausführen konnte.

<sup>41</sup> Jürgen Zinnecker sieht im Jahr 1955 eine Art Epochenschwelle; fortan waren Jugendliche als eigenständige Sozialgruppe sozial sichtbar und Gegenstand öffentlicher Wahrnehmung und gesellschaftlicher Diskussion (vgl. Zinnecker 1987: 85-87).

<sup>42</sup> Zinnecker (2003b): 52f.

<sup>43</sup> Steigende Jugendarbeitslosigkeit seit den 70er Jahren ist dabei, neben erheblichen demografischen Effekten, stark als Folge wirtschaftlichen Strukturwandels anzusehen, der sich hier im Wegfall an Ausbildungsstätten für einfache d. h. gering qualifizierte Tätigkeiten in Produktion und Handwerk bemerkbar machte und der Wettbewerbsdruck für Hauptschulabsolventen derart verschärfte, dass aus ihnen, neben jenen ohne Schulabschluss, eine Gruppe her-

bei dieses Mismatch inzwischen weniger konjunkturbedingt ist,<sup>44</sup> als vielmehr die Ausbildungs- und Berufsfähigkeit der Schulabgänger von Hauptschulen bzw. jenen ohne Schulabschluss (und zum Teil auch von Realschulen) dafür verantwortlich gemacht wird.<sup>45</sup> Abbildung 6 zeigt die Übergangsquoten von den allgemeinbildenden Schulen und weist für die Gruppe ohne Schulabschluss einen enorm hohen Prozentsatz aus, die lediglich ins berufsvorbereitende Übergangssystem<sup>46</sup> wechseln können, also keine Lehrstelle bekommen – selbst mehr als 25% bei den Realschulabsolventen sind beachtlich hoch. Der Berufseinstieg verschiebt sich hier ebenfalls biografisch stark nach hinten, allerdings darf bezweifelt werden, dass Betroffene diesem Moratorium viel Positives abgewinnen können. Als Bildungsmoratorium kann es dennoch angesehen werden, allerdings nicht zur Verbesserung, sondern zum Erreichen von Konkurrenzfähigkeit. Der geringen Aufnahmefähigkeit des Arbeitsmarktes in den 80er Jahren für diese Jugendlichen ist der Etablierung und Ausbau des Übergangssystems als Auffangstation für anderweitig nicht inkludierte Jugendliche zu verdanken.<sup>47</sup> Hinsichtlich einer ‚Normalität‘ und Normativität von Übergangswegen lässt sich feststellen, dass die soziale Basis des dualen Systems als jene Institutionenordnung, auf welchem bisherige Normalitätsvorstellungen beruhten, seit mehr als einem Jahrzehnt beständig schmaler wird. Nach oben zum Hochschulsystem wie nach unten zum Übergangssystem gehen Anteile verloren, so dass die Übergangsquoten von der Schule ins duale Berufsausbildungssystem rückläufig sind.<sup>48</sup>

---

anwuchs die systematisch in der Konkurrenz um Ausbildungsplätze benachteiligt war. Entsprechende Wettbewerbsvorteile hatten demnach gute Realschulabsolventen und Abiturienten. Für den Verdrängungseffekt der Gering-Qualifizierten vgl. Weil/Lauterbach (2009): 327f., ebenso: Müller (2001): 37, Autorengruppe Bildungsberichterstattung (2008).

Jugendarbeitslosigkeit und Ausbildungsplatzknappheit steht seit Ende 70er Jahre im Fokus wissenschaftlicher Forschung und der Arbeitsmarktpolitik, geändert haben sich die Dimensionen des Problems. Vor dem Hintergrund der Prosperitätsphase erregte schon ein leichter Anstieg von Jugendarbeitslosigkeit immenses Aufsehen und gesellschaftlichen Handlungsbedarf (vgl. dazu Wahler 1997, Stegmann 1988, Kutscha 1991). Mayer kann zeigen, dass trotz schwieriger ökonomischer Rahmenbedingungen in den späten 80er und 90er Jahren vielfach eine der Herkunft angemessene Berufsposition erreicht wird, allerdings unter größerem Aufwand: längere Ausbildungszeiten, Mehrfachausbildungen, Zusatzqualifikationen (vgl. Mayer 2004: 204f.).

<sup>44</sup> Im Sinne eines linearen Zusammenhangs der Ersetzung einfacher Arbeiten und Berufe durch höher qualifizierte ist dies dennoch nicht zu verstehen. Vor allem im Dienstleistungsbereich ist durchaus ein Wachstum einfacher Tätigkeiten und Ausbildungsplätze für entsprechende Berufe zu beobachten gewesen (bspw. Hotel- und Gaststättengewerbe). Auf der anderen Seite ist die Expansion neuer, qualifizierter Berufsfelder im IT- & Kommunikationsbereich festzustellen, so dass dieser Prozess am ehesten als starker „Verlust qualifizierter Fertigungs-, Handwerks- und kaufmännischer Berufe, die bisher für Haupt- und Realschulabsolventen einen Zugang zur qualifizierten Berufsbildung eröffneten“ in der Mitte der Berufshierarchie anzusehen ist (vgl. Baethge/Solga et al. 2007: 34).

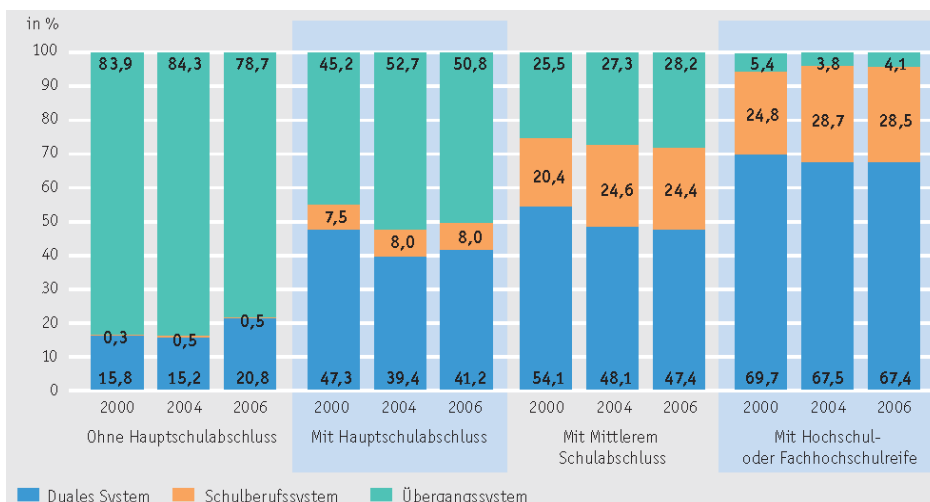
<sup>45</sup> ‚Ausbildungsfähigkeit‘ ist ein umstrittenes analytisches Konzept, sein Realitätsgehalt zwischen den auf unterschiedlichen Interessen der am Wirtschaftsleben beteiligten Akteure beruhenden Ansichten nicht leicht einschätzbar (vgl. Großkopf 2005). Im dritten Kapitel wird „Ausbildungsfähigkeit“ im Zusammenhang mit dem Konzept des „Arbeitskraftunternehmers“ kurz als gouvernementale Strategie der Externalisierung gesellschaftlicher Ordnungsleistungen auf das Individuum diskutiert (vgl. insgesamt zum Thema: Schlemmer et al. 2008).

<sup>46</sup> Das Übergangssystem besteht aus Berufsfachschulen (ein- oder zweijährig), welche zur Sicherung der Berufsschulpflicht, dem Erreichen des Realschulabschlusses oder der Fachschulreife dienen und keinen berufsqualifizierenden Abschluss anbieten. Sie nehmen den Großteil der Jugendlichen auf. Berufsvorbereitende Maßnahmen (bspw. BVJ & BGJ) der Arbeitsagentur sind als zweiter wichtiger Bestandteil zu nennen; sie verzeichnen seit 2003 die höchsten Zuwachsraten (Baethge/Solga et al. 2007: 23, vgl. auch Walter/Walther 2007: 72ff.).

<sup>47</sup> Hurrelmann (2004): 23

<sup>48</sup> Baethge/Solga et al. (2007): 20f., vgl. besonders Abb. 2.1 auf S. 21 zu den unterschiedlichen Übergangsquoten



**Abbildung 6: Übergangsquoten ins duale System nach Schulabschluss ( in % )**

Quelle: 2. Bildungsbericht der Bundesregierung S. 158

Die bisherigen Ausführungen zeigen zweierlei. Ganz offensichtlich münden im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts immer größere Anteile der Geburtskohorten in längere Übergangswege ein. Geändert hat sich nicht die Grundstruktur des Übergangsregimes in der Erwerbssphäre wie Konietzka in seiner Untersuchung über das 20. Jahrhundert belegt,<sup>49</sup> sondern die Relation zwischen der Zahl jener, die einen kurzen bzw. einen längeren Ausbildungsverlauf aufweisen. Die in der Literatur vielfach bezeugten Veränderungen sind Folge der verstärkten Inanspruchnahme höherer Bildungsgänge und steigenden Studienanfängerzahlen (sowohl an den Universitäten, wie auch an Fachhochschulen und Berufsakademien) und dem seit den 1980er Jahren zunehmenden Prozess der Marginalisierung jener Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die auf dem Ausbildungsmarkt nicht konkurrenzfähig sind. Doch nicht allein strukturell determinierte Faktoren unterminieren das klassische Übergangsregime der dualen Berufsausbildung; auch Ausbildungsverhältnisse weisen eine, dem Studienabbruch vergleichbar auf subjektive Faktoren beruhende, Abbruchquote auf (die zwischen den Branchen stark variiert).<sup>50</sup>

Für den Berufsfindungsprozess bedeuten diese Veränderungen, dass er an Kontur verliert. Während Schulbesuchszeiten standardisiert sind, eröffnet vor allem das Abitur Wege und Möglichkeiten, Berufsausbildungszeiten weiter auszudehnen, und je größer die Zahl der Abiturienten (und Studenten) ist, um so weniger sozial auffällig sind verlängerte Berufsfindungsprozesse, Studienfachwechsel, Studienabbruch und Mehrfachausbildungen. Schon anhand der bisherigen Ausführungen ist deutlich geworden, wie wenig Erkenntnis leitend eine einseitige Pathologisierung oder Defizitwahrnehmung verlä-

<sup>49</sup> „Insgesamt weisen damit die Verschiebungen der Mittelwerte und der Streuung der Übergangsdauern in den Beruf über die Kohorten einen eher graduellen und partiellen Charakter auf. Sie folgen dabei weder einem linearen Trend über alle Kohorten, noch sind sie für Männer und Frauen in gleichem Maße zutreffend.“ (Konietzka 1998: 113, Hervorhebungen im Original hier weggelassen). Auch Karl Ulrich Mayer (vgl. Mayer 1996) wählt diesen weiten historischen Horizont, um in der Individualisierungsdebatte vorschnelle Interpretationen gesellschaftlicher Wandlungstrends zu relativieren. Scherger kommt bei ihrer Literaturdurchsicht zu einem ähnlichen Ergebnis: „Die Reihenfolge und ungefähre zeitliche Verortung der einzelnen Schritte, also die Grobstruktur des Übergangs, haben sich nicht in umwälzender Weise verändert, so können die Befunde der Literatur zusammengefasst werden. Die in ihren Messinstrumenten genaueren Studien finden jedoch vermehrte Uneindeutigkeiten und Diskontinuitäten. Diese sind nicht als Auflösung der zeitlichen Struktur zu sehen, sondern als tendenzielle Aufweichung von Grenzen und immer stärkere Überlappung von Phasen.“ (Scherger 2007: 138).

<sup>50</sup> Zwischen 1977 und 1991 verdoppelte sich die Abbruchquote von fast 10% auf mehr als 25%, um sich bis in die Gegenwart bei ca. 22% einzupegeln (Baethge/Solga et al. 2007: 33).

gerter Berufsfindungsprozesse wäre, da sie als mögliche Biografieerläufe im Bildungs- und Berufsausbildungssystem angelegt sind.

### **Diskontinuierliche Erwerbsbiografien**

Soziale Wandlungsprozesse die zur Transformation der strukturellen Bedingungen der Nachkriegszeit geführt haben, wurden oben schon kurz angesprochen. Sie sind in der Fachliteratur inzwischen in allen Facetten dokumentiert und seien daher oben stichpunktartig in Tabelle 3 angeführt. Auf den Punkt bringen lässt sich dieser Wandel als Ablösung industriegesellschaftlicher Homogenität und Standardisierung von Arbeitsformen und Lebensweisen, Mentalitäten und kulturellen Praktiken, durch wachsende soziokulturelle Differenzierung und Pluralisierung.

Empirisch überprüfen lässt sich dies über den Nachweis wachsender Diskontinuität und Unsicherheit in Beschäftigungsverhältnissen wie in persönlichen Beziehungen. Zu beiden Bereichen liegen umfangreiche empirische Untersuchungen vor, so dass ich mich hier auf die Darstellung zentraler Befunde und Trends beschränken kann.

Die Stabilität westdeutscher, männlicher Erwerbsbiografien resultierte aus langen Betriebszugehörigkeiten und fehlender, nennenswerter Arbeitslosigkeit. Veränderungen zeigen sich daher durch die Zunahme von Arbeitslosigkeitserfahrungen und sinkenden Betriebszugehörigkeitszeiten sowie durch den Anstieg sogenannter atypischer Beschäftigungsverhältnisse an.

Auch wenn es damals heftige politische Auseinandersetzungen darum gab, ist die Arbeitslosigkeit von unter 1 Million Ende der 70er Jahre aus heutiger Sicht nahezu unerheblich, wengleich zu Beginn des Jahrzehnts noch Vollbeschäftigung mit weniger als 200.000 Arbeitslosen geherrscht hatte. Einen ersten Höhepunkt der Arbeitslosenzahlen gab es Mitte der 80er Jahre mit 2,3 Millionen, 1997 und 2007 waren es 3,8 Millionen Arbeitslose, nach einem zwischenzeitlichen Hoch von 4,9 Millionen im Jahr 2005.<sup>51</sup> Hinter diesen Bestandszahlen verbirgt sich eine enorme Dynamik die deutlich macht, dass die tatsächliche Betroffenheit von Arbeitslosigkeit wesentlich größer ist. Im Jahr 2007 beläuft sich der Zugang zur Arbeitslosigkeit auf 8,23 Millionen Erwerbspersonen und der Abgang auf 8,8 Millionen Erwerbspersonen.<sup>52</sup> Mehr als ein Fünftel der Beschäftigten im Jahr sind von Arbeitslosigkeit betroffen, wobei mehr in 61,6% der Fälle die Arbeitslosigkeit länger als 6 Monate andauert, in 23,1% sogar länger als 12 Monate.<sup>53</sup> Arbeitslosigkeit ist damit ein verbreitetes soziales Phänomen geworden, wengleich wir in Deutschland noch keinen „Hochgeschwindigkeitsarbeitsmarkt“ mit hoher Fluktuation der Beschäftigten haben.<sup>54</sup> Weiterhin zeigen Kohortenanalysen, dass erste Arbeitslosigkeitserfahrungen heute früher im Lebenslauf gemacht werden, bzw. verweisen darauf, dass sie am Übergang von der Berufsausbildung in die Vollerwerbstätigkeit keine Seltenheit mehr sind.<sup>55</sup> Die damit verbundene Instabilität von Lebensverläufen wird durch die Umstellung wohlfahrtsstaatlicher Politik verschärft. Durch den Umbau sozialstaatlicher Leistungen weg von der Sicherung des einmal erreichten Lebensstandards hin oder zurück zur grundlegenden Absicherung zentraler Lebensrisiken und Beschränkung auf die Garantie des Existenzminimums ist über längere Phasen der Arbeitslosigkeit hinweg der Erhalt des Lebensstandards allein durch sozialstaatliche Transferzahlungen nicht mehr möglich.

<sup>51</sup> Vgl. Bundeszentrale für politische Bildung (2008a)

<sup>52</sup> Vgl. Bundeszentrale für politische Bildung (2008c)

<sup>53</sup> Vgl. Bundeszentrale für politische Bildung (2008b)

<sup>54</sup> Vgl. Knuth (1998)

<sup>55</sup> Dundler/Müller (2006): 3, Konietzka/Seibert (2001): 79, Müller (2008): 64

Arbeitslosigkeitserfahrungen wie die Chancen auf schnelle Rückkehr in Beschäftigungsverhältnisse sind sozialstrukturell deutlich ungleich verteilt. Vor allem die Nachfrage nach gering qualifizierten Erwerbspersonen sowie das Angebot an einfachen Tätigkeiten ist in den letzten 30 Jahren stark gesunken, bzw. sozialversicherungspflichtige Vollzeitarbeitsplätze wurden in verschiedene Formen atypischer Beschäftigungsverhältnisse transformiert.<sup>56</sup> So ergibt sich ein differenziertes Bild der Arbeitsmarktintegration in Abhängigkeit vom Qualifikationsniveau der Erwerbsfähigen. Die Arbeitsgesellschaft scheint sich aufzuspalten in einen Pol jener sicheren Zone der Normalität in denen das Normalarbeitsverhältnis noch gilt, und jener „Zone der Entkopplung“, wo die „Überflüssigen“ und „Entbehrlichen“ dauerhaft von legaler Erwerbsarbeit ausgeschlossen sind. Dazwischen ist eine „Zone der Prekarität“ anzusiedeln, die Zeit- und Leiharbeit, geringfügige Beschäftigung, marginale Selbstständigkeit, befristete Projektarbeit und Vollerwerbsarbeit im Niedriglohnssektor umfasst.<sup>57</sup>

Die quantitative Ausweitung der sogenannten atypischen Beschäftigungsverhältnisse sind ein zweiter Indikator für die nachlassende Geltungskraft des Normalarbeitsverhältnisses.<sup>58</sup>

**Tabelle 4: Entwicklung der Vertragsformen in Westdeutschland (in %)**

	1985	1991	1995	1998	2000	2004
<b>Normalarbeit</b>	59,30	57,46	56,13	53,32	52,17	48,75
<b>andere Formen abhängiger Vollzeitbeschäftigung (Beamte, Soldaten)</b>	8,40	8,16	7,72	7,33	6,79	6,56
<b>Auszubildende</b>	5,80	4,38	3,73	3,74	4,04	4,69
<b>befristete Beschäftigung ohne Leiharbeit</b>	3,20	5,12	5,03	5,57	5,68	5,61
<b>Leiharbeit</b>	0,20	0,36	0,43	0,70	0,96	1,00
<b>Teilzeit (ohne geringfügig Beschäftigte)</b>	9,00	10,08	11,87	11,00	11,72	12,34
<b>geringfügig Beschäftigte</b>	2,40	3,65	3,75	6,68	7,33	8,82
<b>Selbstständige und mithelfende Familienangehörige</b>	11,70	10,80	11,33	11,67	11,31	12,23

Quelle: Struck (2006): 36, Abb. 1

Tabelle 4 zeigt die Entwicklung verschiedener Arbeitsvertragsformen und deutlich die sinkende Verbreitung von Normalarbeit (von Struck definiert als Vollzeit und unbefristet beschäftigter Arbeiter und Angestellter), und gleichzeitig der enorme Anstieg vor allem geringfügiger Beschäftigungsverhältnisse und damit in toto den deutlichen Trend zur Pluralisierung von Erwerbsformen. Man kann diesen Trend nicht generell als Prekarisierung bezeichnen, da sich dahinter die verschiedensten sozialen Wirklichkeiten verbergen – so übernehmen Schüler und v. a. Studenten einen bedeutenden Teil der geringfügigen Arbeitsverhältnisse. Hierbei handelt es sich also nicht prinzipiell um den minderwertigen, instabilen (prekären) Ersatz von Normalarbeitsverhältnissen durch atypische Formen der Beschäftigung.

<sup>56</sup> Vgl. Daheim/Schönbauer (1993), Kronauer (1999), Bonß (1999), Reinberg/Hummel (2005)

<sup>57</sup> Kraemer (2003): 661, vgl. auch Vogel (2008)

<sup>58</sup> Ähnliche Daten auch bei Kratzer/Sauer (2005): 251

Die Zuteilung in den sicheren oder den prekären Teil der Erwerbsarbeit erfolgt zum einen, wie viele Studien übereinstimmend berichten, über Bildung. D. h. je geringer die formale und berufliche Qualifikation umso größer ist die Wahrscheinlichkeit prekärer Inklusion in die Erwerbsarbeit und dauerhaft diskontinuierlicher Erwerbsbiografien sowie generell das Erleben negativer Effekte sozialer Ungleichheit.<sup>59</sup> Zum zweiten handelt es sich um einen deutlichen Kohorten- und geschlechtsspezifischen Effekt, welche die Wirkung der Bildung nicht außer Kraft setzen, aber weitere Risikogruppen schaffen. Wie Blossfeld und Hofäcker et. al. jüngst feststellen, sind von wachsenden Flexibilisierungszumutungen, atypischen Beschäftigungsverhältnissen und diskontinuierlichen Erwerbsverläufen besonders Berufseinsteiger und Frauen (aufgrund ihrer familiären Reproduktionstätigkeit) betroffen.<sup>60</sup> Wie schon angesprochen zeigen sich deutliche Kohorteneffekte: die in der langen Prosperitätsphase zwischen den 1950er und 1970er Jahren begonnenen Berufskarrieren weisen trotz inzwischen geänderter wirtschaftlicher Rahmenbedingungen nach wie vor eine größere Kontinuität (in Abhängigkeit von Bildung und Geschlecht) auf, als jene jüngerer Kohorten.<sup>61</sup>

**Tabelle 5: Anteil der Absolventen in regulärer Beschäftigung 12 Monate nach Abschluss (in %)**

Studienfach	Anteil
Studienfach	Anteil
Elektrotechnik	ca. 100%
Informatik	> 90%
Pharmazie	> 90%
Maschinenbau	90%
Wirtschaftsingenieure	90%
Physik	80%
Mathematik	70%
Wirtschaftswissenschaftler	ca. 70%
Chemie	70%
Biologie	70%
Psychologie	65-70%
Pädagogen	60%
Sprach- & Kulturwissenschaften	50%
Magisterstudiengänge	40%

Quelle: Briedis (2007): 106, Abb. 3.1.2

Akademiker haben seit Jahrzehnten das geringste Arbeitslosigkeitsrisiko (2004 etwa 3,5% in West- und 6,0% in Ostdeutschland<sup>62</sup>) und stellen damit einen Großteil jener noch stabilen Beschäftigungsverhältnisse. Gleichzeitig sind prekäre und hochmobile Beschäftigungsverhältnisse unter Höher-Qualifizierten ebenfalls weiter verbreitet: letzteres bei Führungskräften im Management, ersteres beim akademischen Nachwuchs vor allem im engeren Bereich der Hochschulen, aber auch der hoch qualifizierten Erwerbstätigen in Kultur- und IT-Berufen, wo Stabilität und Kontinuität von Erwerbsbiografien zum Teil auch gar nicht angestrebt werden.<sup>63</sup> Hier etablieren sich v. a. mit projektbezogenen Arbeitsverhältnissen und Alleinselbständigkeit mit stark schwankendem Arbeitsvolumen neue Arbeitsformen, die noch nicht durch sozialstaatliche Regelungen abgesichert sind. Sie führen damit schnell zu einer Prekariisierung auf hohem Niveau, „die sich durch eine radikal marktvermittelte und fragmentarische, gesellschaftliche Teilhabe ausweist.“<sup>64</sup>

<sup>59</sup> Nach dem ‚PISA-Schock‘ von 2001 hat es eine Vielzahl von Studien und ÜbersichtsDarstellungen zum Zusammenhang zwischen Sozialstruktur und Bildung, Bildung und Erwerbschancen sowie soziale Differenzierung anhand kultureller, sehr stark auch über Bildung vermittelter Merkmale gegeben, die in ihrem Grundtenor allesamt für Deutschland einen starken Zusammenhang zwischen sozialer Herkunft, Bildungsniveau, Berufsposition und Einkommen aufweisen (vgl. exemplarisch Vester 2006; Grundmann/Bittlingmayer et al. 2004, zum Ungleichheitsregime in „Wissensgesellschaften“ vgl. Bittlingmayer 2005).

<sup>60</sup> Blossfeld/Hofäcker et al. (2008): 29

<sup>61</sup> Müller (2008): 65

<sup>62</sup> Reinberg/Hummel (2005): 2

<sup>63</sup> Vgl. Koppetsch (2006), zu Kulturberuflern siehe Gottschall/Betzelt (2005)

<sup>64</sup> Manske (2006): 696

Grundsätzlich sind Absolventen von Fachhochschulen und Universitäten im Vergleich zu anderen Berufsabschlüssen den geringsten Arbeitsmarktrisiken ausgesetzt.

„Insgesamt befinden sich etwa drei Viertel der Fachhochschulabsolventen und etwa 50 Prozent der Universitätsabsolventen, von denen ein erheblicher Teil in eine zweite Ausbildungsphase oder eine Promotion einmündet und deshalb zunächst nicht erwerbstätig wird, ein Jahr nach dem Examen in einer regulären Erwerbstätigkeit.“<sup>65</sup>

Dahinter verbergen sich jedoch deutliche fächerspezifische Differenzen, welche die unterschiedliche Betroffenheit von instabilen Beschäftigungsverhältnissen und Arbeitslosigkeit aufzeigen. Es ist dabei nahezu eine Binsenweisheit, dass Ingenieurs- und Naturwissenschaften hiervon kaum betroffen sind (Ausnahmen: Bauingenieure, Architekten und Biologen), und sich die Beschäftigungsrisiken und prekären Erwerbsverhältnisse bei Geistes- und Sozialwissenschaften konzentrieren. Leider differenziert die Studie des Hannoveraner Hochschul-Information-Systems (HIS), welcher die Daten der Tabelle 6 entnommen sind, nicht hinreichend innerhalb der Geisteswissenschaften – sie sind zusammen mit den Sozialwissenschaften (Soziologie, Politologie) unter die Kategorie „Magisterstudiengänge“ gefasst. Enorme Abstufungen zwischen den einzelnen Fächern werden deutlich, allerdings geht aus der Tabelle nicht der Verlauf während der ersten 12 Monate nach Beendigung des Studiums hervor. So zeigt sich bei den Fächern, in denen nach einem Jahr nahezu alle Absolventen eine Vollzeitbeschäftigung haben eine sehr steile, zum Ende hin abfallende Verlaufskurve als Kennzeichen für einen schnellen Übergang der Mehrheit der Absolventen in geregelte Erwerbsarbeit. Bei den anderen Fächern verläuft der Anstieg wesentlich flacher; hier sind Honorar- und Werkarbeit sowie Arbeitslosigkeit wesentlich häufiger.<sup>66</sup>

Als weiteres Indiz für die Pluralisierungsformen von Übergangsmustern können Mehrfachausbildungen angeführt werden. Marita Jacobs umfangreiche Studie hat ergeben, dass diese nicht als Randerscheinungen angesehen werden können, sondern bereits 1/3 eines Jahrgangs im Erwerbsverlauf mehrere Ausbildungen absolviert.<sup>67</sup> Komplexität und Unübersichtlichkeit der Mehrfachausbildungen geraten besser in den Blick, wenn nicht nur nach abgeschlossenen, sondern auch begonnenen und abgebrochenen Ausbildungsphasen gefragt wird. Unter der Einbeziehung von vorbereitenden Bildungsangeboten, Teilausbildungen und Überbrückungen gaben in der Studie von Raab u. a. in den 1990er Jahren 66% der Befragten an, mehrere Ausbildungsphasen absolviert zu haben.<sup>68</sup> Bei Jacob findet sich eine Typologie der Mehrfachausbildungen die verdeutlicht, wie umfangreich Bildungsanstrengungen auf allen Ebenen des Qualifikationsniveaus unternommen werden.<sup>69</sup> Dominant sind dabei Höherqualifikationen, aber diese finden sowohl nach einem Hochschulstudium (Promotion), häufig nach einer betrieblichen Ausbildung und ebenso im Streben nach einem höheren allgemeinbildenden Schulabschluss statt. Arbeitslosigkeit spielt scheinbar dabei gar keine große Rolle, da die meisten Zweitausbildungen entweder direkt an die Erstausbildung angeschlossen oder aus der Erwerbsarbeit heraus aufgenommen werden.<sup>70</sup>

Die Dynamik der Mehrfachausbildung ergibt sich sehr stark aus dem Bildungsniveau der Auszubildenden selbst wie auch deren Eltern. Je höher die formale Bildung, umso eher werden

---

<sup>65</sup> Briedis (2007): 103

<sup>66</sup> Ebd. S. 112-130

<sup>67</sup> Jacob (2004): 235

<sup>68</sup> Raab (1997): 6

<sup>69</sup> Jacob (2004): 94ff.

<sup>70</sup> Ebd. S. 93

Höherqualifikationen angestrebt. Typisch sind hier Abiturienten, die nach der betrieblichen Lehre ein Hochschulstudium anstreben. Man kann dies als Doppelstrategie vor allem von leistungsschwächeren und risikoscheuen Abiturienten interpretieren, die eine bestehende Studierneigung aus „Sicherheitsgründen“ zugunsten einer betrieblichen Ausbildung zurückgestellt hatten.<sup>71</sup> Betriebliche Ausbildungen haben mit ihrer Praxisnähe im Vergleich zu manchem Universitätsstudium entscheidende Vorteile, die sich in der Kombination als bessere Startchancen auf dem Arbeitsmarkt auswirken können. Trotz generell niedrigstem Arbeitslosigkeitsrisiko haben sich auch die Übergangsbedingungen für Hochschulabsolventen verändert, wie die jüngste Absolventenbefragung des Hochschul-Information-Systems aufzeigt, denn auch hier zeigen sich deutliche quantitative Veränderungen in den Bildungsstrategien.<sup>72</sup>

Wie in Tabelle 6 zu sehen, hat vor allem das berufliche Umsatteln stark an Bedeutung gewonnen; der Wert für ein zweites Studium hat sich zwar mehr als verdoppelt, bleibt dennoch auf relativ geringem Niveau. Dem Trend nach sind die Ergebnisse für Fachhochschul- und Universitätsabsolventen vergleichbar. Ebenso ist der Trend prinzipiell fächerübergreifend stabil, auch wenn das Ausmaß stark variiert. Z. B. sind weniger als 10% der Pharmazie- und Informatikabsolventen davon betroffen, allerdings 34% der Sprach- und Kulturwissenschaftler und 43% der Absolventen mit Magister Atrium, jedoch liegen auch Ingenieurs- und Naturwissenschaften bei über 20% der Absolventen.<sup>73</sup>

**Tabelle 6: Sicherungsstrategien von Hochschulabsolventen: Vergleich zwischen 1989-2005**

Berufliches Umsatteln 3% → 22%
Regionale Mobilität 24% → 40%
Auslandserfahrung 22% → 37%
Zweites Studium 4% → 9%

Quelle: Briedis (2007): 163, Tab. 4.4a

Diese Befunde zeigen erst einmal nur auf, dass Berufsausbildung heute viel stärker als in früheren Jahrzehnten ein Pluralbegriff ist. In globaler Betrachtung ist die einfache Berufsausbildung (v. a. betrieblich und akademisch) mit anschließender Erwerbstätigkeit natürlich noch in der Mehrheit, aber der Anteil jener, die mehrere Ausbildungsphasen aufweisen können, ist nicht mehr zu vernachlässigen. „Der Vorstellung, dass nach der Schule im direkten zeitlichen Anschluss eine berufliche Ausbildung absolviert wird und danach die erste

Hauptberufstätigkeit beginnt, wird der Anteil von jungen Erwachsenen mit mehreren Ausbildungen nicht mehr gerecht.“<sup>74</sup> Deutlich wird, welche zentrale Rolle (Weiter-)Bildung als Strategie zur Bearbeitung von Übergangsschwierigkeiten bzw. zum Erreichen angestrebter Berufs- und Statuspositionen spielt (und das auf allen Qualifikationsniveaus) und wie sehr bereits bildungsnahe Milieus dabei im Vorteil sind. „Aus- und Weiterbildungen sind ein quantitativ bedeutsamer Ausweg aus Arbeitslosigkeit, den vor allem diejenigen mit ohnehin relativ guten Erwerbchancen wählen.“<sup>75</sup> Anhand quantitativer Daten ist zunächst nur die langsame Verabschiedung von Normallebensverlauf und darin eingeschriebenen Übergangsregime selbst festzustellen. In welchem Verhältnis dabei strukturelle Zwänge und ihre Auswirkungen auf die Lebensplanung und individuelle Gestaltungsmacht der eigenen Erwerbsbiografie stehen, kann hieran nicht beurteilt werden, wird aber Gegenstand der empirischen Untersuchung sein.

<sup>71</sup> Vgl. Büchel/Helberger (1995)

<sup>72</sup> Briedis (2007): 160ff.

<sup>73</sup> Ebd. S. 163, Tab. 4.4a

<sup>74</sup> Lauterbach/Weil (2008): 68

<sup>75</sup> Jacob (2004): 239

Im Resümee der Befunde zeigt sich, dass Heterogenität und Pluralität von Beschäftigungsverhältnissen zu einem wesentlichen Teil auf dem wirtschaftlichem Strukturwandel im Zusammenhang mit Tertiärisierung und dem sukzessiven Übergang von der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft und entsprechendem Wechsel dominanter Beschäftigungsverhältnisse beruht. Vor allem der massive Arbeitsplatzabbau im Bereich niedrig qualifizierter Tätigkeiten, aber auch klassischer arbeitskräfteintensiver Industrien durch Automation und Rationalisierung, entließ Erwerbspersonen ohne Berufsabschluss oder mit niedrigsten Qualifikationen aus gesicherten Beschäftigungsverhältnissen. Sie bilden heute einen Großteil der Langzeitarbeitslosen und prekär Beschäftigten, da neu entstandene Arbeitsplätze im Dienstleistungssektor überwiegend höhere Qualifikation verlangen.<sup>76</sup> Hier zeigen sich also deutliche Verunsicherungseffekte als Folge gesellschaftlichen Strukturwandels, welche in ihren negativen Konsequenzen (Prekarisierung, wachsende Armut und Abhängigkeit von Transferzahlungen) vorwiegend die Unterschichtmilieus betreffen, jedoch die Mittelschicht bereits erreicht haben. So sind auch 25-30% der Facharbeiter und der einfachen sowie qualifizierten Angestellten in den Mittelschichten von zunehmender Diskontinuität der Erwerbsbiografie betroffen. Auch weitere 25% der oberen Mittelschichten (Journalisten, Computerfachkräfte) haben mit dieser Unsicherheit am Arbeitsmarkt bereits Bekanntschaft gemacht,<sup>77</sup> was zur Ausbreitung der Prekarisierungsangst beiträgt. Die Angst liegt darin begründet, dass private Finanzierungsmodelle von Lebensstandard, Wohneigentum oder Altersvorsorge auf dauerhafter Erwerbsarbeit gründen und im Falle erzwungener Erwerbslosigkeit wie ein Kartenhaus zusammenbrechen. „Die Ausbreitung derartiger Verunsicherungen und Prekarisierungssängste verweist auf den Grad der Verallgemeinerung sozialer Verunsicherung.“<sup>78</sup>

Wie gesehen sind atypische Beschäftigungsverhältnisse, instabile Übergänge von der Hochschulausbildung in die Erwerbsarbeit auch für bestimmte Fächergruppen der Hochschulen zu beobachten, was sich auch in der individuellen Perzeption der Studenten und Absolventen niederschlägt (auch wenn dies nicht als Existenzangst wahrgenommen wird). Die subjektive Erwartungssicherheit der erfolgreichen Bewältigung der zweiten Schwelle hängt damit generell vom Bildungsniveau und der absolvierten Berufsausbildung ab, denn sowohl Hochschulausbildungen wie Berufsausbildungen im dualen System ermöglichen grundsätzlich einen relativ sicheren Übertritt ins Erwerbsleben;<sup>79</sup> Veränderungen in diesem institutionellen Arrangement der letzten Jahrzehnte führten nicht zu dessen Auflösung, wohl aber zu einer begrenzten „Lockerung der Passung von Ausbildung und Beruf an der zweiten Schwelle“.<sup>80</sup> Aktuelle Produktions-, Distributions- und Akkumulationsbedingungen erzeugen zusätzlich zu konjunkturellen Einflüssen spezifische Nachfragestrukturen, die daher in bestimmten Branchen und Qualifikationen den Übergang ins Erwerbsleben erleichtern, in anderen erschweren. Die Informatisierung der Arbeit, d. h. die wachsende Relevanz von wissenschaftlichem und produktionsrelevantem Wissen, Information und Kommunikation (und entsprechender Technik), wird gegenwärtig als linearer Trend angesehen, der im Zeitalter von Computer, Handy und Internet Arbeits- und Produktionsbedingungen im Inneren bestimmt.<sup>81</sup> Dies sei nur als Beispiel angeführt für die guten Verwertungschancen von beruflichen Qualifikationen in diesem weit gespannten Bereich der IT & Massenkommunikationstechnik vom Ingenieur, Informatiker zum Installateur und bis hin zu Kommunikationstrainern.

---

<sup>76</sup> Dieser Trend ist relativ konjunkturunabhängig, ebenso der starke Beschäftigungszuwachs für Akademiker in den letzten Jahrzehnten (vgl. Reinberg/Hummel 2005: 2).

<sup>77</sup> Vester/von Oertzen et al. (2001): 88f.

<sup>78</sup> Kraemer (2003): 665

<sup>79</sup> Konietzka/Seibert (2001): 67

<sup>80</sup> Konietzka/Seibert (2001): 88, Hervorhebungen im Original hier weggelassen

<sup>81</sup> Boes/Pfeiffer (2006): 35

Übergangsschwierigkeiten können aber nicht nur an konjunkturellen Schwankungen festgemacht werden. Die Gleichung: hohe Nachfrage = stabile und dauerhafte Beschäftigung geht so nicht auf. Es liegt eben auch im Strukturwandel von Erwerbsarbeit, Produktion und Akkumulation begründet, dass die Flexibilisierung von Arbeitsverhältnissen und Arbeitszeit, die sich als Diskontinuitäten in der alltäglichen Lebensführung und im Lebenslauf auswirken, in gewissen Branchen zu den Erfolgsbedingungen gehören, um bspw. schnell auf eine schwankende Auftragslage reagieren zu können und entsprechende Kosten zu sparen.

Unter diesen Bedingungen stellen, wie oben schon erwähnt, Berufseinsteiger eine besondere Risikogruppe da. Nicht in allen Branchen, aber als Trend ist dennoch zu beobachten, dass gegenwärtig für Berufseinsteiger eine mehr oder weniger lange Phase instabiler Beschäftigung durchaus normal ist.<sup>82</sup> Als solche sind auch aneinander anschließende Projektverträge oder befristete Arbeitsverträge zu sehen, die in der Rückschau Stabilität suggerieren, da keine Arbeitslosigkeit aufgetreten ist, jedoch in biografischer Perspektive jeweils nie jene Sicherheit bezüglich der wirtschaftlichen Existenzsicherung empfunden werden konnte, wie dies unbefristete Vollzeit-Arbeitsverhältnisse ermöglichen.

In globaler Betrachtung der Statuspassage Schule – Erwerbsarbeit zeigen sich nur geringe Veränderungen. „Insgesamt fällt ein Durchgang durch die Empirie hinsichtlich eines Umbruchs der Erwerbsarbeit eher ernüchternd aus. Dass die Normalerwerbsbiografie von völliger Auflösung begriffen sei, ist daraus nicht zu erkennen.“<sup>83</sup> Destabilisierungen von Erwerbsverläufen und Prekarisierung von Lebensläufen trifft hauptsächlich die Gruppe der Gering-Qualifizierten; diskontinuierliche Erwerbsbiografien in hohem Maße auch Frauen, wenn sie aus familiären Gründen zeitweise aus der Erwerbsarbeit ausscheiden. Allerdings darf dies nicht mit subjektiv empfundener Stabilität und Erwartungssicherheit von Lebensläufen gleichgesetzt werden. Unter der Oberfläche struktureller Kontinuität, die sich auch erst in der Beobachtung längerer Zeiträume ergibt, verbergen sich qualitativ bedeutsame Transformationen der Bedingungen von *Lebensführung* und biografischer *Lebensplanung*. Ganz allgemein betrachtet, ist dem gegenwärtigen Übergangsregime in die Berufsarbeit aufgrund der geringen Beeinflussbarkeit der Rahmenbedingungen ein größeres Unsicherheitspotenzial und Risiko des Scheiterns eingeschrieben als im Vergleichszeitraum der 1950er bis 1970er Jahre. Erst eine Untersuchung der biografischen Strategien der jungen Erwachsenen kann jedoch aufzeigen, inwiefern sich dahinter strukturelle Zwänge, Destabilisierungen und Entsicherungen oder Zugewinne an individueller Gestaltungsfähigkeit des eigenen Lebens verbergen. Grundlegend zeigt sich aber eine deutliche Hierarchie, d. h. Anpassungszwänge individueller Strategien an die Funktionsimperative der Wirtschaft bzw. des Beschäftigungssystems, so dass systemisch erzeugten Kontingenzumutungen (Arbeitslosigkeit, Flexibilitäts- und Mobilitätserwartungen) mittels subjektiver Strategien nur unzureichend vorgebeugt werden kann.

### **Normative Subjektivierung der Institution Beruf**

Der vergangene Abschnitt zeigte es: die Wege in den Beruf wie die Berufsbiografien selbst sind vielfältiger geworden. Nach dem soeben gegebenen empirischen Überblick schließt sich hier die Frage nach Rückwirkungen auf die normative Ebene an. War nicht der „Lebensberuf“, im Sinne einer kontinuierlichen Beschäftigung im einmal gewählten Berufsfeld (was beruflichen Aufstieg sowie Wechsel von Tätigkeiten innerhalb von Unternehmen oder Verwaltungen nicht ausschloss, sondern gerade – siehe das Laufbahnkonzept – implizierte) nicht integraler Bestandteil zumindest der männlichen Normalbio-

<sup>82</sup> Blossfeld/Hofäcker et al. (2009): 28f.

<sup>83</sup> Kohli (2003): 535, vgl. auch: Mayer (1995): 42, Konietzka (1998): 129



grafie? Angesichts der Prävalenz von Arbeitslosigkeit, Mehrfachausbildungen, Studienabbruch und freiwilligem Jobwechsel gilt es nach den Auswirkungen auf die Institution Beruf, auf das Berufskonzept und die Vorstellung der Prägung eines Lebensverlaufs durch berufliche Erwerbsarbeit zu fragen.

Von einer völligen Beliebigkeit darf auch hier nicht ausgegangen werden; sehr gut ist der Zusammenhang zwischen gesellschaftlicher Position der Herkunftsfamilie und der Berufswahl belegt, wonach der berufsstrukturelle Wandel der letzten Jahrzehnte weniger zur Steigerung vertikaler sozialer Mobilität beigetragen hat, vielmehr die Statusreproduktion über horizontale Mobilitätsprozesse, (d. h. Modernisierung sozialer Lagen) zu beobachten ist.<sup>84</sup> Doch handelt es sich dabei um latente, erst im makrosoziologischen Zugriff sichtbare Prozesse, deren mikrosoziologischen Pendanten in der sozialen Praxis als nicht weniger subtil ablaufenden Distinktionsmechanismen ebenfalls nachzuspüren ist. Ein orientierender Effekt für die Berufsfindung von Jugendlichen ist davon nur indirekt über relevante Beziehungspersonen des jeweiligen Milieus und entsprechende milieuspezifische Sozialisationserfahrungen zu erwarten, die ebenfalls nicht auf der Ebene bewusster Berufsfindungsprozesse (um die es ja hier gehen soll) ablaufen. Ähnlich makroskopisch ist der Blick von K. U. Mayer und W. Müller, welche den Übergang der Berufsfindung durch institutionelle Regelungen des Wohlfahrtsstaates und Bildungssystems hinreichend strukturiert sehen.<sup>85</sup> Die Subjektperspektive kann allerdings in einem solchen Erkenntnisrahmen nicht problematisiert werden; die durchaus amüsante Quintessenz lässt mehr Fragen offen, als beantwortet werden: „Aus der Perspektive des Individuums wird der kontinuierliche Fluss des Lebens transformiert in eine Serie von Situationen, in denen jeweils andere administrative Bedingungen gelten.“<sup>86</sup>

Ausgangspunkt für diesen Abschnitt ist die These, dass jene „administrativen Bedingungen“ nicht im oben aufgezeigten Verständnis von ‚Institution‘ institutionalisiert sind und damit entlastend wirken, wie bereits im Kapitel 2.1 mit dem Argument zu hoher Formalität und Allgemeinheit dieser Vorgaben diskutiert wurde. Alltagsweltlich relevanter Orientierungsbedarf kann damit, einzelfallbezogen, nur begrenzt gedeckt werden, denn in der formalen Festlegung von Zugangskriterien und Verknüpfungschancen von (Aus-)Bildungs-, Arbeits- sowie Aufstiegsmöglichkeiten sind Informationen über das biografische Gelingen von Berufsbiografie-Entwürfen nur unzureichend enthalten. Zugangschancen zu Berufspositionen sind über den Arbeitsmarkt von der allgemeinen konjunkturellen und damit auch der wirtschaftstrukturellen Entwicklung des produktiven und tertiären Sektors abhängig. Eine Rückschau über das zurückliegende Jahrzehnt der Konjunkturentwicklung in Deutschland zeigt, dass selbst in Boom-Branchen kurzfristig erhebliche Schließungsprozesse eintreten, wie generell die Beschäftigungsbedingungen in vielen Branchen permanenter Anpassung an konjunkturelle und technologische Entwicklungen unterliegen und daher seitens der Arbeitssuchenden Flexibilität, Bildungsbereitschaft und Mobilität verlangen.

Dies verweist auf eine generelle Problematik: Allen Karriereratgebern zum Trotz ist jeder Berufsverlauf eine kontingente Abfolge von Ereignissen, die subjektiv nur begrenzt antizipiert werden kann. Anstelle

---

<sup>84</sup> Vester (2006): 178 Gleiches ist auch im Mikrokosmos universitärer Studienfächer zu beobachten, wo soziale Distinktions- und damit latent wirkende Ausschlussprozesse mehrheitlich für die Statusreproduktion der einzelnen Fraktionen der Sozialstruktur sorgen (vgl. Liebau/Huber 1985).

<sup>85</sup> Schulpflicht und institutionelle Regelungen des Berufsausbildungssystems mit seinen formalisierten Zugangskriterien bestimmen a) in hohem Maße wie viel der individuellen Lebenszeit im Bildungssystem verbracht wird und stiftet b) gleichzeitig biografische Orientierung, da klargestellt wird, welche Schritte zur Realisierung bestimmter v. a. beruflicher Ziele zu unternehmen sind. Weiterhin stecken sozialstaatliche Transferleistungen den Rahmen der Freistellung der Einzelnen von Erwerbsarbeit ab (Mayer/Müller 1989, vgl. auch Mayer/Hillmert 2004).

<sup>86</sup> Mayer/Müller (1989): 51f.

der Orientierung an einer institutionalisierten innerbetrieblichen Karriereförderung ist die Bereitschaft getreten, jenen Einsatz und Opfer zu leisten, welche der angestrebte Erfolg letztlich verlangt.<sup>87</sup> Man kann diese unbedingte Hingabe mit einer an Selbstaufgabe grenzenden Bereitschaft zu Mobilität und Flexibilität als Sicherungsstrategie für Ehrgeizige ansehen, die nicht Lösung des Problems unkalkulierbarer Erwerbsverläufe, sondern untrügliches Merkmal dafür ist. Der amerikanische Kulturkritiker und Soziologe Richard Sennett hat diese Beobachtung mit der These von der „Unlesbarkeit“ betrieblicher, aber in letzter Konsequenz allgemein gesellschaftlicher Verhältnisse zu fassen versucht. Danach gibt es „eine Oberfläche, die alle auf einer Ebene zeigt, aber diese Logik zu durchbrechen mag einen Code erfordern, der den Menschen nicht zur Verfügung steht. Und wenn das, was die Menschen über sich selbst wissen einfach und unmittelbar ist, so mag dies zu wenig sein.“<sup>88</sup>

Auch Michael Corsten spricht von einem Auseinanderdriften von beruflicher Leistung und Karriereerfolg, was auf der Ebene lebensweltlichen Wissensvorrates für Verwirrung sorgt, wenn „berufliche Leistung immer weniger zum Richtwert für den Erfolg innerhalb aktueller Erwerbsbiografien taugt. [...] Ein stetiges Bemühen um eine systematische Entfaltung eigener beruflicher Kompetenzen im Erwerbslebensentwurf verliert damit an Plausibilität.“<sup>89</sup> Neckel und Dröge argumentieren ähnlich: weniger Leistung, sondern formale Bildungsabschlüsse und habituell inkorporierte Kapitalien entscheiden über Berufslaufbahnen, wobei letztlich Marktprozesse den Verwertungswert dieser Kapitalien bestimmen – und Marktprozesse *per se* und im gegenwärtigen schnelllebigen Kapitalismus erst recht im Wechselspiel von Angebot und Nachfrage keine stabilen Ordnung, sondern labile Konjunktoren erzeugen.<sup>90</sup>

Hier wird deutlich, wie der Beruf die ihm bspw. von Weber zugewiesene Funktion der auf „Spezialisierung und Kombination von Leistungen einer Person“ ausgerichteten Sicherung einer „kontinuierlichen Versorgungs- und Erwerbschance“<sup>91</sup> nur noch eingeschränkt gerecht wird, was auf einen grundlegenden Wandel der Bedingungen der Berufsarbeit und damit auch des Berufskonzepts verweist. Die Ausführungen zum Normalarbeitsverhältnis in der Industriegesellschaft haben es bereits verdeutlicht, wie in der ‚Institution Beruf‘ die gesellschaftliche Organisation von Arbeit, der Zuweisung von Individuen zu Tätigkeiten und sozialen Positionen sowie die individuelle Persönlichkeit nachhaltig verknüpft waren. Kern der industriegesellschaftlichen Berufskonzeption war die Langfristigkeit der damit eingegangenen sozialen Beziehungen und Bindungen mit rationalisierenden und methodisierenden Effekten auf die Lebensführung, da die Rentabilität von Investitionen in das individuelle Bildungskapital und Arbeits-

<sup>87</sup> Die Beliebtheit des öffentlichen Dienstes als Arbeitgeber verdankt sich nicht zuletzt einer heute fast einzigartigen Stabilität der Beschäftigungsverhältnisse und Aufstiegsmöglichkeiten und damit Verringerung von Konkurrenz und Leistungsdruck am Arbeitsplatz.

<sup>88</sup> Sennett (1998): 97

<sup>89</sup> Corsten (2006): 401, siehe auch Heinz (2000): 174, Von beiden wird aus diesem Grund der Karrierebegriff als Beschreibungsform moderner Biografien abgelehnt. Luhmann hingegen, so argumentiert Schmeiser zur Unterstützung seiner These von der inneren Institutionalisierung des Lebenslaufs, sieht in der Orientierung an langfristigen Erträgen früher Investitionen in die eigenen Fähigkeiten und Fertigkeiten (Humankapital) jedoch genau dieses Karrieremodell als Grundtypus moderner Lebensverläufe (vgl. Schmeiser 2006: 81). Die Empirie zeigt jedoch, dass diese Orientierung immer nur einen Typus neben anderen darstellt. Im Alltagsverständnis ist Karriere mit Vorstellungen von beruflichem Erfolg verbunden; wovon Nicht- oder Negativ-Karrieren – im Sinne Schützes Verlaufskurven – unterschieden werden können.

<sup>90</sup> Neckel/Dröge (2002): 94

Vgl. auch hierfür die Untersuchungen von Michael Hartmann zu Rekrutierungsprozessen in Elitepositionen (vgl. Hartmann 2004)

<sup>91</sup> Weber (1972): 80

vermögen überwiegend abzuschätzen war.<sup>92</sup> Insofern muss die Beruflichkeit der Arbeitsorganisation in Deutschland als institutionelles Arrangement einer Marktwirtschaft zur „Bereitstellung von Arbeitsvermögen“,<sup>93</sup> zur Zuweisung von Personen auf Positionen, Verteilung materieller Güter und sozialem Prestige angesehen werden. Berufe gelten als Ausdruck individuellen Leistungsvermögens, welches dadurch zum wesentlichen Faktor für die soziale, hierarchische Strukturierung der Gesellschaft wurde. Berufe waren (und sind) gleichzeitig aber auch primäres Medium sozialen Aufstiegs, solange mit bestimmten Berufen konkrete Einkommenschancen und Sozialprestige verbunden waren und sind.<sup>94</sup> Dies gilt bis heute, auch wenn die meritokratische Leistungslogik durch berufsständische Schließungstendenzen und herkunftsbedingte Bildungsungleichheit konterkariert wird.

Für den aktuellen Zusammenhang ist wichtig, dass während der langen Prosperitätsphase nach 1945 dieser Vergesellschaftungsmodus für die Akteure ein hohes Maß an Erwartungssicherheit produzierte, da „Umweltstabilität“ mit stabiler Handlungsorientierung und „Innenstabilisierung der Person“ verknüpft wurde.<sup>95</sup> Helmut Schelsky beschreibt im Anschluss daran, wie sich der Beruf aufgrund der Stabilität arbeitsweltlicher Interaktionsbezüge und individueller Verhaltensnormen als soziale Institution etablierte, da ihm aufgrund dieses integrativen Momentes eine primäre Bedeutung für die „seelische Gesundheit des modernen Menschen“ zukam.

„Man kann ja den Wohnsitz, ja man kann das Land und die Gesellschaft heute verhältnismäßig leicht vertauschen, ohne ‚entwurzelt‘ zu werden, wenn man seine Berufsmöglichkeiten und seine beruflichen Leistungen in dem Wechsel bewahren kann. [...] So ist der Beruf heute zwar nur eine Lebensachse neben anderen, aber für die meisten Menschen ist er immer noch die lebensnotwendigste.“<sup>96</sup>

Martin Baethge und Volker Baethge-Kinsky sehen Schelskys Sichtweise als „konservative Beschwörungsrhetorik“, in dem sie bereits für die damalige Zeit mehr Diskontinuität und Ambivalenz in Berufsverläufen annehmen.<sup>97</sup> Auch Karl Ulrich Mayer bezeichnet den „Lebensberuf“ als romantische, dem Berufungsideal entstammende Überzeichnung, da sich empirisch für die Geburtskohorten zwischen 1920 und 1960 zeigt, dass sich weder die Verweildauer im Erstberuf wesentlich verändert hat, noch überhaupt für ca. 50% der Ausbildungsberufe der Lebensberuf gewesen ist. Sichtbar sind demnach vor allem Diskontinuitäten an der zweiten Übergangsschwelle und den ersten Jahren nach der Berufsausbildung.

„Solche lebenslaufspezifischen Veränderungen haben jedoch keine starken Auswirkungen auf die Logik der Verknüpfung von Ausbildung und Beruf gehabt. Von einem Ende des ‚Lebensberufes‘ kann daher in seiner üblichen Bedeutung im Sinne einer ‚Erosion‘ einer ehemals stabilen Basis für soziale Identitätsbildung keine Rede sein.“<sup>98</sup>

<sup>92</sup> So sieht Corsten in Anschluss an Weber den Beruf als Arrangement zur „Absicherung einmal erreichter sozialer und ökonomischer Positionen“, damit als Stabilitätsgarant einer fordistischen Arbeits- und Gesellschaftsorganisation („Fordistic life circle“) (vgl. Corsten 1998: 33f.).

<sup>93</sup> Beck/Brater et al. (1980): 128

<sup>94</sup> Mikl-Horke (2007): 232 & 235

<sup>95</sup> Schelsky (1972): 32

Hier zeigt sich erneut die Parallelität stabilisierender Faktoren: standardisierte und formalisierte Arbeitsorganisation, kontinuierliche Beschäftigungsverhältnisse und damit stabile Beziehungsnetzwerke zwischen allen Akteuren im Wirtschaftsleben (zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber, unter den Kollegen, Gewerkschaften etc.) und einer methodischen und auch standardisierten Lebensführung.

<sup>96</sup> Ebd.

<sup>97</sup> Baethge/Baethge-Kinsky (1998): 461

<sup>98</sup> Konietzka/Lempert zitiert in Mayer (2000): 389

Trotz dieser empirisch belegten Widersprüche gilt das Berufskonzept als soziale Institution, wie sie sich auch in der oben dargestellten industriegesellschaftlichen Normalbiografie einfügt, innerhalb der Arbeits- und Industriosozologie konsensuell als Charakterisierung für die soziale Wirklichkeit der Industriegesellschaft.<sup>99</sup> Allerdings wohl weniger, weil es tatsächlich eine hinreichend differenzierte und adäquate Beschreibung der damaligen sozialen Realität beinhaltet, sondern weil diese Konzeption als heuristisches Mittel für die gegenwärtige Analyse genutzt wird. Gleichzeitig erweisen sich die damaligen Verhältnisse vor dem Hintergrund aktueller Entwicklungen eines flexibilisierten Arbeitsmarktes und der Zunahme diskontinuierlicher und prekärer Erwerbsverläufe als wesentlich geordneter, stabiler und nicht zuletzt sozial integrierter.

Im Rahmen der oben angeführten gesellschaftlichen Wandlungsprozesse erfuhren Beruf- und Beruflichkeit ebenfalls gravierende Veränderungen. Für das Ende der 90er Jahre wird diagnostiziert, dass „erst jetzt das Berufsprinzip bzw. die Beruflichkeit als Organisationskern für Ausbildungs- und Arbeitsprozesse wie für soziale Sicherung und gesellschaftliche Integration insgesamt an Funktionsfähigkeit einbüßt und immer mehr in Abwind gerät.“<sup>100</sup> Dafür verantwortliche Faktoren sollen im Folgenden kurz erläutert werden.<sup>101</sup>

1. Im Diskurs um die Wissensgesellschaft, der Informatisierung von Arbeit und Wirtschaft wird einerseits die hohe Relevanz von Fachwissen und Fachkompetenzen stark gemacht, andererseits aber auf das schnelle Veralten erworbenen Wissens und die Notwendigkeit permanenter Lern- und Weiterbildungsbereitschaft hingewiesen.
2. Damit verbunden (aber nicht drauf zu beschränken) ist die Umstellung der Arbeitsorganisation von Berufs- und Funktionsorientierung hin zu einer prozess- und projektorientierten Arbeitsorganisation im dominanten tertiären Wirtschaftssektor
3. Nicht nur konjunkturbedingt, sondern strukturell verfestigt, ist die dauerhafte Prekarisierung von Arbeitsverhältnissen und Lebenslagen in bestimmten Berufssegmenten. In erster Linie betrifft dies, wie oben dargelegt, die Anbieter geringer Formal- und Berufsqualifikationen; aber auch, für diese Arbeit relevanter, die Absolventen jener Studiengänge mit chronisch prekären Arbeitsmarktaussichten.
4. Relativer Bedeutungsgewinn nicht-beruflicher Lebensbereiche (Freizeit und Familie) für Identitätsbildung, Lebensführung und soziale Lagerung der Individuen
5. Gestiegene und stärker subjektorientierte Ansprüche v. a. hochqualifizierter Erwerbstätiger an ihren Beruf wie an ihre Erwerbstätigkeit

Die letzten beiden Punkte mögen nur auf den ersten Blick paradox wirken. In der Diskussion um die ‚Erlebnisgesellschaft‘ wird unten verdeutlicht, wie die Zentrierung der Geschlechtsrollen auf ein Betätigungsfeld (Männer = Beruf; Frauen = Familie) zugunsten einer ganzheitlichen Gestaltung des individuellen Lebens nach subjektzentrierten Maßstäben (nach Schulze: „erlebnisrational“) und damit die

<sup>99</sup> Mikl-Horke erwartet die Auflösung des Berufs als soziales Konstrukt. „Zwei Merkmale zeichneten diesen in der Vergangenheit aus: fachliches Berufswissen über welches der Mensch selbständig verfügen kann, und lebenslange Ausübung des einmal erlernten Berufs („Lebensberuf“); der Beruf war daher der primär prägende Faktor der Lebensweise, er stellte eine spezifische Lebensform dar“ (Mikl-Horke 2007: 238). Baethge und Baethge-Kinsky teilen im Endeffekt diesen Konsens, da sie ihn als Ausgangspunkt für Analysen von De-Institutionalisierungsprozesse von Beruflichkeit in der Arbeitswelt wie darüber hinaus im sozialen Kontext nutzen.

<sup>100</sup> Baethge/Baethge-Kinski (1998): 462

<sup>101</sup> Voß (2001): 284 sieht die „Krise des Berufs“ auf drei Ebenen angesiedelt (beruffachliches Wissen; Sicherung des Lebensunterhalts durch Berufsarbeit; Relevanzverlust des Berufes für die „allgemeine Sozial- und Lebenslage“ der Individuen). Daran orientiert sich hier Darstellung, geht aber darüber hinaus.

standardisierende Wirkung von Berufen aufgehoben wurde. Denn der sozialen Seite der Institution Beruf – als formalisierte Bereitstellung von Fähigkeiten korrespondierte ja auf individueller Seite die persönliche Bindung (wenn nicht gar Fixierung) an diese Tätigkeitsformen, weshalb aus Akteurperspektive Berufe auch als „Schablonen“ definiert wurden, „die den Personen zwar die soziale Integration erleichtern und durchaus (mehr oder minder große) Entfaltungsspielräume lassen, aber letztlich doch primär eine soziale Kanalisierung der Menschen (ihrer Identität, Lebenslage, Biografie usw.) und ihres Handelns (und Erlebens) bewirken.“<sup>102</sup> Berufe in diesem Sinne fördern daher nicht die im Zentrum gegenwärtiger Lebensführung stehende individuelle Entwicklung, sondern behindern sie eher, da sie marktbezogenen, herkunftsgebundenen und ökonomisch bedingten Gesichtspunkten folgend Fähigkeiten selektiv ausbilden. Berufe sind damit eine problematische und ambivalente „Basis sozialer Identität und Selbstidentifizierung“.<sup>103</sup>

In der „normativen Subjektivierung der Arbeit“ (Baethge) zeigt sich, wie die besonders für Deutschland typische normative Überhöhung der Erwerbsarbeit durch die semantische und sinnhafte Verknüpfung von Beruf und Berufung (als „innerer Ruf“),<sup>104</sup> über die Idee der Selbstverwirklichung im „Projekt des schönen Lebens“ (Gerhard Schulze) zum realen Anspruch an die Erwerbsarbeit wurde. Bei konstanter Bedeutung von Beruf und Erwerbsarbeit hat sich lediglich deren Begründung gewandelt. Die „ursprünglich religiös begründete, später ethisch-vokativ empfundene Verpflichtung gegenüber der Gemeinschaft der Gesellschaft und der eigenen Person im Sinne einer ‚Berufung‘“<sup>105</sup> – als externe, mittels einer um Askese, Pflicht und Disziplin zentrierten Semantik aufrecht gehaltene soziale Norm – transformierte sich zu einer Vorstellung von Beruf als „Medium der persönlichen Sinnrealisation und Daseinsdeutung und der Verwirklichung biografischer Intentionen und Interessen“.<sup>106</sup>

Vielleicht ist es gar nur eine Minderheit an Berufen und Tätigkeitsfeldern, wo sich diese Ansprüche tatsächlich verwirklichen lassen, zumal im Laufe der beruflichen Sozialisation oft eine Anpassung subjektiver Ansprüche an die realen Möglichkeiten des gewählten Berufes und damit eine Identifikation mit dem Berufsbild und der Berufsrolle geschieht. Wo dies partiell oder dauerhaft nicht möglich ist, wie bei vielen unqualifizierten, routinehaften Tätigkeiten, bleibt die Alternativstrategie Ansprüche auf Selbstverwirklichung und Erlebnisorientierung auf nicht-berufliche Tätigkeiten zu verlagern. Gleichzeitig verstärkt diese Depravierung subjektbezogener Ansprüche an die Erwerbsarbeit durch klassische Berufsausbildungen den Trend zu höheren Bildungsabschlüssen und qualifizierteren beruflichen Tätigkeiten.

„Wenn nun das Fähigkeits- und Aspirationsprofil junger Facharbeiter immer häufiger (und nachhaltiger) mit den betrieblicherseits zur Verfügung gestellten Facharbeiterpositionen und Aufstiegsmöglichkeiten kollidiert, dann entscheiden sich Jugendliche für solche Bildungs- und Berufswege, die ‚die Chance einer selbstbestimmteren sowie entfaltungs- und aufstiegsöffneren Form von Lebensführung‘ anbieten.“<sup>107</sup>

<sup>102</sup> Voß (1997): 208

<sup>103</sup> Beck/Brater et al. (1980): 233

<sup>104</sup> Ferchhoff (2001): 93

<sup>105</sup> Scharmann (1956): 430

<sup>106</sup> Beck/Brater zitiert in Ferchhoff (2001): 96

<sup>107</sup> Witthaus (1996): 116, vgl. auch Hillmert (2004): 29, und Schiener (2006)

Alle Autoren weisen auch darauf hin, dass damit immer nur die eine Seite beleuchtet wird. Es also auch jene gibt, die dem Trend zur Höherqualifizierung nicht folgen können und wo es fraglich ist, ob der Versuch aus anderen Lebensbereichen als der Erwerbsarbeit subjektive Zufriedenheit zu gewinnen, nachhaltig gelingt. Bei der in dieser Arbeit mehrfach angesprochenen Zentralität von (berufsförmiger) Erwerbsarbeit für die soziale Inklusion in vielerlei Hinsicht, muss dies für jene bezweifelt werden, die dauerhaft oder temporär aber wiederkehrend vom Erwerbsleben trotz Erwerbsorientierung ausgeschlossen sind.

Insofern sind die nachlassende wie die wachsende subjektive Bedeutung der Berufsarbeit gleichermaßen Aspekte eines Wandels von Beruflichkeit, da in beiden Fällen die abnehmende Prägekraft des Berufes auf die Lebensführung postuliert wird. Zutreffend ist dies dort, wo Berufe mehr und mehr zu Jobs degradiert werden (v. a. einfache Dienstleistungen aber auch Handwerks- und Produktionstätigkeiten) und damit Sozialprestige wie Einkommenschancen verloren gegangen sind. Übrig geblieben ist hier die hohe normative Wertschätzung, Arbeit zu haben, jedoch mit vergleichsweise geringem Identifikationspotenzial und die systemintegrative Wirkung sozialversicherungspflichtiger Beschäftigung als nach wie vor solider Basis sozialer Integration, welche erst durch längere Erwerbsunterbrechungen prekär wird.

Insgesamt zeigen Umfragesurveys und steigende Erwerbsquoten bei den Frauen<sup>108</sup> die hohe Wertigkeit von Erwerbsarbeit für die Lebensentwürfe von Jugendlichen und jungen Erwachsenen auf. Laut dem Familiensurvey des Deutschen Jugendinstituts war der „adaptive Lebensstil“ (Vereinbarung von Familie und Erwerbsarbeit) mit 65% der von den Frauen am stärksten präferierte, (zwischen 1995 und 2000 mit einem Zuwachs von 5%), Konzentration auf die Berufsarbeit allein hat um 5% abgenommen, nur 14% der Frauen bevorzugen das Hausfrauenmodell.<sup>109</sup> Nach persönlichen Beziehungen in der Familie und zu Freunden sind für beide Geschlechter Beruf und Arbeit mit hohen Zustimmungswerten der drittwichtigste Lebensbereich, noch vor Partnerschaft und Freizeit, aber eigene Familie mit Kindern stehen in dieser Alterspanne noch etwas hinten an (Bei den Frauen 10% weniger Zustimmung, bei den Männern 20%).<sup>110</sup> Wie der DJI-Jugendsurvey zeigt, geht dieser Bedeutungsgewinn der Erwerbsarbeit nur begrenzt auf Kosten anderer Lebensbereiche: Schul- und Berufsausbildung, eigene Familie und Kinder, sogar Politik, die Partnerschaft legen an Wichtigkeit bei den 16-29-Jährigen zwischen 1992 und 2002 ebenfalls zu, nur Freizeit und Erholung verlieren leicht (auf hohem Niveau, von 90-88%).<sup>111</sup>

Die in den 1980ern und 1990ern intensiv beobachtete ‚Krise‘ der Arbeitsgesellschaft<sup>112</sup> oder ihr diagnostiziertes ‚Ende‘ und der gleichzeitig registrierte Bedeutungsgewinn von Freizeit- und Erlebnisorientierung haben demnach nicht zur Verringerung der Erwerbsneigung der nachwachsenden Generationen und zur schwindenden Relevanz der Berufsarbeit geführt. Im Gegenteil, die gesamtgesellschaftliche Wertschätzung hat in den letzten 15 Jahren – wohl gerade als Effekt auf die Krise der Vollbeschäftigungsgesellschaft – weiter zugenommen,<sup>113</sup> auch wenn sich Erwerbsbiografien und Übergangswege in die Berufsarbeit stark gewandelt haben. Was sich im Umbau der Arbeits- und Erwerbsgesellschaft beobachten lässt, ist eine Polarisierung zwischen jenen, die kaum dauerhaft und sicher in den Arbeitsmarkt integriert sind, und jene, denen diese Integration auf hohem Qualifikationsniveau und größtenteils angemessener Entlohnung aber auch nur noch unter intensiverem Einsatz persönlicher Ressourcen gelingt.

---

<sup>108</sup> Von 1991 bis 2004 stieg der Anteil der erwerbstätigen oder arbeitslos gemeldeten Frauen an der Gesamtbevölkerung von 40,1% auf 42,3% (Statistisches Bundesamt, 2006: 89).

<sup>109</sup> Gille (2006): 188

<sup>110</sup> 92% der 16-29-Jährigen stimmten diesem Item von leicht bis sehr stark zu (Gille 2006: 196)

<sup>111</sup> Gille (2006): 201

<sup>112</sup> In der Diskussion um die „Krise der Arbeitsgesellschaft“ als Reaktion auf das „Ende der Vollbeschäftigung“ wurde von Ulrich Beck, Wolfgang Bonß und anderen in dieser Relevanzverschiebung ein grundsätzlicher Bedeutungsverlust von Arbeit und Beruf für das individuelle Leben und für die Gesellschaft als Ganzes gesehen, da scheinbar offensichtlich nicht hinreichend bezahlte Erwerbsarbeit für alle Arbeitswilligen zur Verfügung gestellt werden konnte – mit stark negativer Prognose. Als neue Utopie erschien die „plurale Tätigkeitsgesellschaft“ als (nicht-ökonomische) Lösung des Beschäftigungsproblems, in der andere Tätigkeiten (v. a. ehrenamtliche und soziale) in ihrer sozialen Akzeptanz der traditionellen Berufsarbeit gleichgestellt und damit die Nachfrage nach letzterer gesenkt werden sollte (vgl. Beck 2000b: Abschnitt IV + V).

<sup>113</sup> Vgl. Bonß (2001): 346

Durch Arbeitslosigkeit erzwungen oder subjektiv gewünscht durch das Streben nach weiterer Erfüllung im Beruf, höheren Einkommens- und Karrierechancen aber auch besserer Vereinbarung von Erwerbsarbeit und anderen Lebensbereichen verliert die kontinuierliche, erwerbsarbeitszentrierte Normalbiografie unter dem Signum der Entgrenzung von Arbeit und Leben weiter an sozialer Relevanz und erweisen sich weiterhin neue Fähigkeiten des Selbstmanagement, der Mobilitäts- und Flexibilitätsbereitschaft, der Lernfähigkeit u. a. m. als funktional für eine dauerhafte Inklusion in den Arbeitsmarkt unter Beachtung subjektiver Erwartungen an die Arbeit.<sup>114</sup>

**Tabelle 7: Der Individualberuf nach G. G. Voß**

Kennzeichnung des Individualberufs
<ul style="list-style-type: none"> <li>➤ Keine Auflösung aller Ordnung und strukturierten Berufsfelder, sondern individuell flexible Nutzung und Erwerb von institutionellen Aus- und Weiterbildungsangeboten, institutionalisiertes Bildungssystem bildet den Chancenpool für interindividuell unterschiedliche Bildungsvläufe</li> <li>➤ Es kommt zu einer individuellen Kultivierung und Stilisierung dessen, was man dann als Arbeitnehmer kann.</li> <li>➤ Individualberuf ist es deshalb, weil die Kombination von Fähigkeiten und Fertigkeiten eben spezifisch individuell sind – auch wenn Personen ähnlicher sozialer Herkunft auch ähnliche Profile aufweisen werden.</li> <li>➤ Institutioneller Zertifikate muss man sich aber weiterhin bedienen, da sie als Ausweis für Fähigkeiten auf dem Arbeitsmarkt funktionieren.</li> <li>➤ Arbeitskraftmobilisierung verlangt Einsatz der gesamten Persönlichkeit wie die Ausrichtung der gesamten Lebensführung auf den Beruf („Entgrenzung von Arbeit und Leben“).</li> </ul> <p style="text-align: right;"><i>Quelle: Eigene Zusammenfassung nach Voß (2001): 300-304</i></p>

Für akademische Berufe, vor allem für Leitungsfunktionen muss von einer Transformation von Beruflichkeit ausgegangen werden, wie Günther G. Voß und Klaus Pongratz es versucht haben, mit dem Konzept des Individualberufs zu veranschaulichen (siehe Tabelle 7). Danach wird der Beruf seine zentrale Stellung für die gesellschaftliche Verortung der Menschen und ihre Lebenschancen nicht verlieren. Aber nicht mehr die fachliche Seite des Berufs bestimmt soziale Position und Lebenschancen, sondern das Set an ökonomischen Bedingungen welche sich in einer Person bündeln (Qualifikationen, Nachfrage, Region, Beschäftigungstypus etc.).<sup>115</sup>

Nicht mehr die Orientierung an fachspezifischen (extern vorgegebenen) Berufsmustern steht hier im Vordergrund, sondern Investitionen in Humankapital, um Arbeitspositionen erreichen zu können, die sich (bisher) einer berufsförmigen Kodifizierung (und damit der Logik des Berufsausbildungssystems) entziehen, wie dies in Branchen mit hohem Innovationstempo und Internationalisierungsgrad zu be-

<sup>114</sup> vgl. Bosch (2000); Kratzer/Sauer (2005); Pongratz/Voß (2000) (vgl. weiter unten die Ausführungen zum Subjekttypus des „Arbeitskraftunternehmer“).

<sup>115</sup> Voß (2001): 306

obachten ist. Hier kann nicht auf tradierte Berufsbilder zurückgegriffen werden, sondern müssen die persönlichen Ressourcen der Mitarbeiter den Anforderungen entsprechend eingesetzt, entfaltet bzw. entwickelt werden.<sup>116</sup>

„Im Allgemeinen muss das ‚Humankapital‘ an die beruflichen und betrieblichen Erfordernisse, die sich auf Grund des technischen Wandels, des wissenschaftlichen Fortschritts, der Restrukturierung der Betriebe und der wechselnden Strategien der Unternehmen immer rascher verändern, laufend angepasst werden. [...] Für den Arbeitenden bedeutet dies, dass die universelle fachspezifische Qualifikation hinter anderen Kriterien, wie Lernfähigkeit, Anpassungsfähigkeit, Teamfähigkeit, Akquisition von Informationen, Aufbau von ‚Beziehungskapital‘ in ihrer Bedeutung für die ‚Beschäftigungsfähigkeit‘ zurücktritt.“<sup>117</sup>

Voß betont explizit den visionären Charakter des „Individualberufs“, will darin also keinen dominanten Typus erkennen, wohl aber eine Entwicklungsmöglichkeit. Werner Dostal sieht ebenfalls keine De-Professionalisierung, da abgewartet werden sollte, ob bisher offene und flexible Tätigkeitsprofile nicht zu Berufsbildern zusammengefasst oder erweitert werden, wie es längst in der Anpassung des Berufsausbildungssystems an den technologischen und wirtschaftlichen Wandel geschieht.<sup>118</sup>

Bezüglich der Zukunft des Berufs stehen diese beiden Thesen konträr zueinander, in der Beschreibung der gegenwärtigen Bedingungen herrscht hingegen ein großer Konsens. Obwohl der Übergang von der Schule über Berufsausbildung oder Studium in den Arbeitsmarkt institutionell reguliert und koordiniert ist, zeigt sich eine tendenzielle Entkopplung von Ausbildung und Erwerbsarbeit im Sinne von Einbußen der Koordinierungsfähigkeit von Übergangsverläufen.

„Die heute bestehenden Übergangsstrukturen können insgesamt zunehmend weniger gewährleisten, was sie ihrem gesellschaftlichen Auftrag gemäß versprechen (müssen). Sie bilden immer weniger die Ordnung, über die die Menschen zur Integration in die Erwerbsarbeitsgesellschaft geführt werden.“<sup>119</sup>

Entkopplung heißt dabei, dass ausbildungsadäquate Erwerbspositionen längere Zeit nicht erreicht werden können. Betroffen davon sind, wie schon mehrfach erwähnt, in zunehmendem Maße die Anbieter von einfachen Tätigkeiten sowie jene Berufsfelder, in denen die Nachfrage an Arbeitsplätzen das Angebot erheblich übersteigt, wie dies bei Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaftlern, Architekten, mit konjunkturellen Schwankungen aber auch Juristen, Ökonomen und Betriebswirten der Fall ist. Empirisch zeigt sich daher, wie das Vertrauen auf die Abfolge von Schulabschluss, Berufsausbildung und Einstieg in die Erwerbsarbeit (trotz der Schwierigkeit aller einzelnen Übergänge auch in früheren Epochen), von einer allgemeinen Offenheit und Aufmerksamkeit für Entwicklungsmöglichkeiten und Beschäftigungschancen abgelöst wurde.

„Mit dem Fehlen einer einigermaßen tragfähigen Planungssicherheit, die ein zentrales gesellschaftliches Versprechen war, erhält das Sich-Kümmern um Arbeit einen spezifischen Rhythmus: ‚Optimierung‘ [...] – bezeichnet heute eine Art von Suchbewegung, eine permanente Selbstpräsentation.“<sup>120</sup>

Bei Abiturienten und Studenten zeigt sich weit verbreitet eine Bereitschaft zu freiwilliger, mehrgleisiger und gleichzeitig unspezifischer Qualifikation in Sprachen, Weltgewandtheit und den Künsten von Rhetorik und Selbstpräsentation, ohne dass dies direkt mit einer angestrebten Arbeitsstelle oder Berufsprofil verbunden ist. Unsicherheit bezüglich des Erfolgs subjektiver Bildungsbemühungen, Zweifel

---

<sup>116</sup> Dostal (2002): 181

<sup>117</sup> Mikl-Horke (2007): 238f.

<sup>118</sup> Dostal (2002): 182 & 188

<sup>119</sup> Oehme (2007): 30; vgl. Hillmert (2002): 70; Mayer (2004): 384; Berger/Konietzka et al. (2001): 219f.

<sup>120</sup> Kruse/Paul-Kohlhoff (1987): 137



über die subjektive Stimmigkeit der eingeschlagenen Bildungsrichtung überhaupt, bewirken diese Anhäufung vielfältiger Qualifikationen, Zertifikate und ausbildungsrelevanten Einträgen im Lebenslauf, die wiederum Inklusionschancen auf dem Arbeitsmarkt erhöhen und mehrere biografische Optionen offen halten sollen.<sup>121</sup> Und das nicht einmal primär unter dem Aspekt der Absicherung, sondern verstanden als rationale Strategie zur Selbstverwirklichung und Selbstentfaltung.

Es sind also Konkurrenzverhältnisse, welche die Platzierung auf dem Arbeitsmarkt bzw. die erfolgreiche Bewältigung der zweiten Schwelle erschweren. Durch arbeitsmarktpolitische Maßnahmen ist der Konkurrenzdruck zusätzlich verschärft worden. Die Ausweitung des (Weiter-)Qualifizierungssystems für Arbeitslose, Gering-Qualifizierte, Bildungsaufsteiger vergrößerte den für bestimmte Tätigkeiten in Frage kommenden Personenkreis (vor allem in Trendbranchen), ohne jedoch ihre Benachteiligung wirklich aufzuheben, da sie mit ihren Bildungspatenten gegenüber den Absolventen klassischer Berufsausbildungen oder Fach- oder Hochschulstudien meist nicht konkurrenzfähig sind. Damit ist, trotz „Krise des Berufs“, auf die gestiegene Bedeutung von Bildungszertifikaten verwiesen, die allerdings immer weniger Zugangspatent für konkrete Berufspositionen, sondern nur mehr Grundvoraussetzung für Beschäftigungsfähigkeit überhaupt darstellen. Absolventen und Auszubildende sind demnach an Kriterien oder Vorgaben interessiert, die Hinweise darauf geben, welche Qualifikationen auf dem Arbeitsmarkt zwingend notwendig sind bzw. einen Wettbewerbsvorteil mit sich bringen.

Zusammenfassend können vier Problemkomplexe benannt werden, welche gegenwärtig die Berufswahl erschweren bzw. zu diskontinuierlichen Ausbildungsverläufe beitragen:

1. Wahrnehmung vermehrt diskontinuierlicher Erwerbsbiografien verunsichert bezüglich der Erfolgskriterien und dem Wunsch nach Beschäftigungsstabilität.
2. Fehlen institutionalisierter Berufsausbildungen für angestrebte Tätigkeiten bzw. fehlender Berufsbilder für v. a. universitäre Ausbildungen im geisteswissenschaftlichen Bereich (bei gleichzeitig hoher Nachfrage nach entsprechenden Studiengängen).
3. Mismatch zwischen Nachfrage und Angebot von Qualifikationen (was im Falle der gering Qualifizierten auch nur begrenzt, trotz erheblicher arbeitsmarktpolitischer Bemühungen, verändert werden kann).
4. Dominanz subjektbezogener Ansprüche an Studium, Berufsausbildung und Erwerbsarbeit, aufgrund derer Verzögerungen im Ausbildungsverlauf in Kauf genommen werden.

In diesem Kontext wird die spezifische Funktionalität des Bildungsmoratoriums noch einmal anschaulich. Den Heranwachsenden wird sozialstaatlich, kulturell-normativ wie biografisch die Gelegenheit gegeben, Qualifikationen und Bildungszertifikate unterschiedlichster Art zwecks der subjektiv optimalen Positionierung auf dem Arbeitsmarkt zu akkumulieren, ohne dass dies im sozialen Curriculum des Lebenslaufs explizit gemacht wäre. Unter den Bedingungen grundgesetzlich geschützter Berufsfreiheit und relativ hoher institutioneller Flexibilität im Arrangement von Ausbildungs- und Teilerwerbsmöglichkeiten, bieten sich hinreichend Realisierungschancen für die unterschiedlichsten Biografieentwürfe bzw. deren Ausprobieren, Scheitern und Revision.

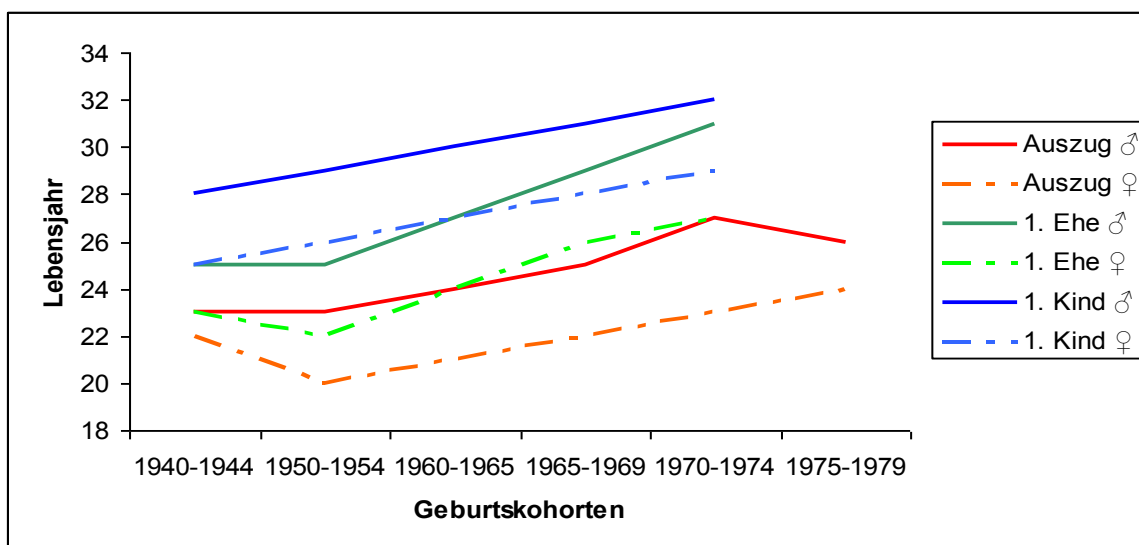
---

<sup>121</sup> Wie wenig auf antizipierte Übergangsschritte und Berufsbiografien vertraut werden kann, zeigt die aktuelle weltweite Wirtschaftskrise, die nicht nur als allgemeine Absatzschwäche daherkommt, sondern das Wirtschaftssystem an seiner Basis – den Finanzmärkten und Finanzinstituten – schwächt und gleichzeitig einen ganzen Berufsstand desavouiert: die Banker und Finanzdienstleister. Es werden nun nicht nur weltweit zehntausende Arbeitsplätze in diesem Bereich wegfallen. Zusätzlich steht, kurzfristig und evtl. nur vorübergehend, nun ein ganzer Jahrgang an Absolventen von Berufsausbildungen und Studienabschlüssen für den Finanzsektor vor verschlossenen Türen.

## Verlagerung und Verweigerung: die Varianz privater Lebensformen

In dem Maße wie das Jugendmatorium primär Charakter eines Bildungsmatoriums annahm und als biografische Phase sich annähernd bis zum 30. Lebensjahr ausdehnt, verschoben sich auch andere relevante Statuspassagen ins Erwachsenenleben nach hinten, bzw. etablierten sich Statusinkonsistenzen auch im Erwachsenenalter. Abbildung 7 zeigt den biografischen Zeitpunkt des Eintritts wichtiger Lebensereignisse und damit wichtiger Wegmarken des Erwachsenwerdens. Die zeitliche Verlagerung von Statuspassagen sticht bei den Lebensverläufen der Männer deutlicher hervor als bei Frauen. Es wird deutlich, wie diese sich biografisch immer weiter nach hinten verschieben, bei Männern dabei weiter als bei Frauen.

**Abbildung 7: Medianwerte der Indikatoren familialer Übergänge**



Quelle: eigene Zusammenstellung der Daten aus: Scherger (2007): S. 158 Abb. 9.1; S. 161 Abb. 9.3; S. 166 Abb. 9.6 (Zur besseren Übersichtlichkeit wurden die Kohortenabstände zu Beginn etwas größer gewählt).

Statusinkonsistenzen sind typisch für die Jugendphase aufgrund der ungleichzeitigen Verleihung von Mündigkeit und Verantwortungsfähigkeit in so unterschiedlichen Bereichen wie dem Konsum, der Arbeitswelt und der rechtlicher Selbstverantwortlichkeit. Schon Kinder aber erst recht Jugendliche stellen und stark umworbene Konsumentengruppen dar, auch wenn ihre Geschäftsfähigkeit noch eingeschränkt ist. Auch Formen der Erwerbsarbeit sind bereits häufig vor dem Erreichen der Volljährigkeit zu beobachten. Gleichzeitig tragen Rollenübernahmen vor allem im privaten Bereich der Lebenspartnerschaft vorläufigen oder leicht revidierbaren Charakter. Klaus Hurrelmann sieht deren objektives Charakteristikum – die geringe Dauer von Partner- und Arbeitsbeziehungen angesichts der Scheidungs- und Trennungsstatistiken sowie der Betroffenheit von Arbeitslosigkeit – zunehmend auch für das Erwachsenenleben als typisch an („Juvenilisierung der Erwachsenenphase“<sup>122</sup>). Wesentlich relevanter für den gegenwärtigen Modus des Erwachsenwerdens ist dagegen die Tatsache zu bewerten, dass gewisse, früher nahezu selbstverständliche Statuspassagen und Rollenübernahmen wie Eheschließung und Entscheidung für Kinder von einem nicht geringen Teil der Bevölkerung gar nicht mehr vollzogen werden. Der Ehe wurden als Lebensform die weniger formalisierten nicht-ehelichen Lebensgemeinschaften

<sup>122</sup> Hurrelmann (2004): 25, Hervorhebungen im Original hier weggelassen

ten zur Seite gestellt (als Beispiel für Übernahme jugendlicher Verhaltensmuster ins Erwachsenenleben)<sup>123</sup>, wobei auch die Zahl der Singles im Zeitverlauf zugenommen hat. Kinder sind hingegen eine biografische Option geworden, deren Realisierung in Relation zu anderen Alternativen abgewogen wird, unabhängig davon ob dauerhafte Kinderlosigkeit auf einen bewussten Verzicht zurückgeht oder das Resultat einer mehrfach aufgeschobenen Familiengründung ist.<sup>124</sup> Zwar ist der allgemeine Geburtenrückgang stark auf eine Verringerung der Zahl der Mehrkinderfamilien zurückzuführen,<sup>125</sup> dennoch hat es einen massiven Anstieg der kinderlosen Ehen gegeben. „So bleiben heute von allen Frauen einer Geburtskohorte ca. 20-25% in der (alten) Bundesrepublik und ca. 11% in Ost-Deutschland zeit ihres Lebens kinderlos und gründen somit keine Familie.“<sup>126</sup>

Mit den Formen des partnerschaftlichen Zusammenlebens wie der Familienbeziehungen sei hier ein weiterer Bereich angesprochen, wo sich deutliche Veränderungen hinsichtlich der Normalität von Lebensverläufen aufzeigen lassen. Zum männlichen „Normalarbeitsverhältnis“ komplementär verhält sich die dominante Familienform des verheirateten heterosexuellen Ehepaars mit Kindern, womit diese Form der partnerschaftlichen Lebensführung selbst Bestandteil der Normalbiografie geworden ist.

„Das moderne Ehe- und Familienmuster, die *moderne Kleinfamilie* (...) – d. h. die selbständige Haushaltsgemeinschaft eines verheirateten Paares mit seinen unmündigen Kindern – war eine kulturelle Selbstverständlichkeit und wurde von der überwältigenden Mehrheit der Bevölkerung auch unhinterfragt gelebt.“<sup>127</sup>

Die Normativität der Ehe speist sich dabei jedoch nicht nur aus der realen Homogenität der Lebensverhältnisse, kann nicht als Effekt struktureller Bedingungen der Industriegesellschaft angesehen werden. In der christlichen Religion (und der davon geprägten bürgerlichen Kultur) liegt eine eigenständige Wertschätzung und normativen Überhöhung der monogamen und lebenslangen Ehe begründet.<sup>128</sup> Das romantische Liebesideal kann als säkularisierte Form dieser Wertschätzung verstanden werden und leitet bis heute die Partnersuche und individuelle Lebensplanung. Es gilt also auch bezüglich privater Lebensformen zwischen dem makrosozialen strukturellen Abbild und den mikrosozialen Mustern der Lebensführung und biografischen Orientierung zu unterscheiden. Auf struktureller Ebene transformierten sich Ehe und Familie von einer wirtschaftlichen Lebensgemeinschaft zur Versorgung v. a. der Frauen, Kinder wie auch der Alten („Oikos“, „ganzes Haus“) hin zu einer gesellschaftlich geschützten Institution, die letztlich jedoch allein auf emotionalen Bindungen beruht. Äußere Faktoren wirkten als Ehestabilisatoren, Gefühle traten dahinter zurück; mit dem Wegfall der ökonomischen Funktion der Ehe

<sup>123</sup> Meyer zitiert in Geißler (2006): 341

„Von 1972 bis 2004 hat sich die Zahl der NELG in Westdeutschland von 137.000 auf über 1,8 Millionen erhöht. Auch in Ostdeutschland ist von 1981 bis 2004 ein kontinuierlicher Anstieg von 327.000 auf 580.000 festzustellen.“ (ebd.)

<sup>124</sup> Hill/Kopp (2004): 197. Wie anders dies auch sein kann, zeigte die DDR, wo Kinder eben nicht als „mögliche“ Option angesehen wurden, sondern eher eine Selbstverständlichkeit für Eheleute darstellte. Kinderlosigkeit war in der DDR „ein randständiges Phänomen. Ihre Bürger waren sozusagen auf ‚Zweisamkeit und Kinder‘ programmiert.“ (Meyer zitiert in Geißler (2006): 343).

<sup>125</sup> Engstler/Menning (2003): 218, 1972 gab es noch in 22% der Familien drei und mehr Kinder unter 18 Jahre im Haushalt, 2000 waren es nur noch 14, gleichzeitig nahm die Zahl der Ein-Kind-Ehen um 2%, die der Zwei-Kind-Ehen um 6% zu.

<sup>126</sup> Nave-Herz (2002): 54

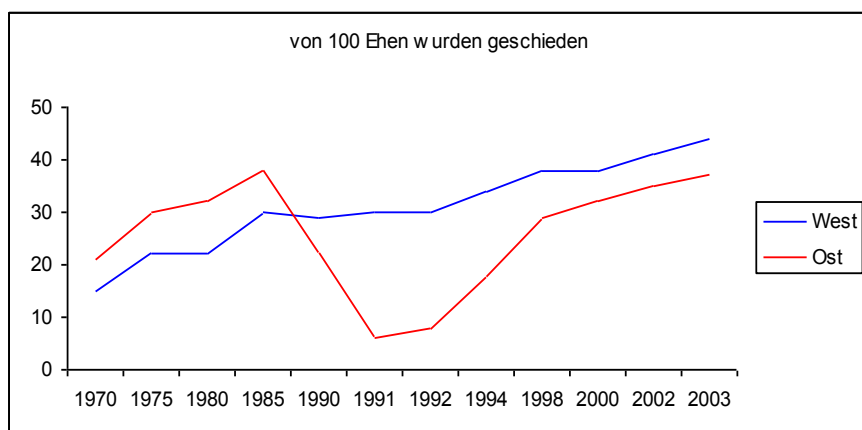
<sup>127</sup> Peukert (2005): 20, Hervorhebungen im Original

<sup>128</sup> Greß (1995): 22

durch wirtschaftliche und rechtliche Unabhängigkeit der Frauen wurden Ehen daher instabiler, da ihre entscheidende Basis – die romantische Liebe – an sich als fragiler anzusehen ist.<sup>129</sup>

Auf normativer Ebene zeigt sich jedoch eine deutliche Differenz zu der strukturell zu konstatierenden Vervielfältigung (post-)familialer Lebensformen. Je brüchiger Lebenspartnerschaften und andere enge persönliche Beziehungen aufgrund gesellschaftlicher Wandlungsprozesse erlebt und wahrgenommen werden, umso höher ist die Wertschätzung dauerhafter persönlicher Bindungen, die leicht zu einer „Überhöhung“ von Ehe und Partnerschaft, zu übertriebenen Ansprüchen an die Beziehung und den Lebenspartner führen können, als „Gegenbild“ zu den Verlusten an nachbarschaftlichen, verwandtschaftlichen und religiösen Bindungen in der (Zweiten) Moderne.<sup>130</sup> Alle empirischen Untersuchungen zu diesem Thema zeigen die ungebrochene Präferenz für dauerhafte, monogame Partnerschaften, die weit verbreitete Vorrangigkeit von Familie vor anderen Lebensinhalten.<sup>131</sup> Wenn im Folgenden empirische Hinweise für eine Pluralisierung familialer und partnerschaftlicher Lebensformen vorgelegt werden, so gilt es diese Differenz zwischen struktureller, d. h. faktischer Ebene der Lebensführung und normativer Ebene der individuellen Werthaltungen im Auge zu behalten, also nachlassende Dauerhaftigkeit von Beziehungen, abnehmende Heiratsneigung und sinkende Eheschließungszahlen nicht vorbehaltlos im Sinne gewandelter Präferenzen für partnerschaftliches Zusammenleben zu interpretieren.

### Abbildung 8: Anstieg der Scheidungsraten



Quelle: Meyer (2006): 228, Abb. 15.2

Oben ist bezogen auf Statusübergänge im privaten Bereich die Pluralisierung von Lebensformen schon daran deutlich geworden, dass sich besonders das Erstheiratsalter wie auch der Zeitpunkt der Geburt des ersten Kindes erstens deutlich im Lebenslauf nach hinten verlagern, und zweitens beide Übergän-

<sup>129</sup> Peuckert (2005): 186; vgl. ausführlicher Beck/Beck-Gernsheim (1990)

Für Anthony Giddens und Niklas Luhmann hat das romantische Liebesideal seinen Zenit bereits überschritten, da die Egalisierung der Geschlechterverhältnisse die Basis für dieses, der frühmodernen bzw. nachaufklärerischen Empfindsamkeit entstammenden Ideals veränderte: die jeweilige Bezogenheit der Geschlechter aufeinander. An deren Stelle sei eine partnerschaftliche, nicht nur auf heterosexuelle Paare beschränkte Liebessemantik getreten (vgl. Lenz 2005: 249f.), in welcher der Eigenwert des jeweils anderen eine größere Akzentuierung erfährt. Tatsächlich, so resümiert Lenz, lassen sich Romantisierung und Entromantisierung gleichzeitig beobachten (ebd. S. 253f.), wie schon Ulrich Beck aufzeigte: „Liebe wird nötig wie nie zuvor und unmöglich gleichermaßen.“ (vgl. Beck/Beck-Gernsheim 1990: 9). „Unmöglich“ mag übertrieben sein, allerdings stehen die Handlungsorientierungen hinsichtlich partnerschaftlicher Beziehungen in der Spannung zwischen dem Festhalten an romantisierten Vorstellungen vom Lebenspartner und von der Partnerbeziehungen und den individuellen Enttäuschungserfahrungen bzw. dem Beziehungsalltags selbst geschuldeten Frustrationserfahrungen.

<sup>130</sup> Beck (1986): 188

<sup>131</sup> Statistisches Bundesamt (2006): 512

ge von einer wachsenden Personengruppe aufgrund dauerhafter Kinderlosigkeit und Nichttheirat im Lebenslauf gar nicht vollzogen werden. Kinderlosigkeit, nicht-eheliches Zusammenleben – wobei Trennungen und neu eingegangene Partnerschaften statistisch quasi nicht zu erfassen sind – sowie längeres Singledasein werden damit zu akzeptierten und verbreiteten Lebensweisen, akzentuieren die verloren gegangene Monopolstellung von Ehe und Familie.<sup>132</sup> Hierzu zählen auch die legitimierten Formen gleichgeschlechtlichen Zusammenlebens als weiteres Anzeichen pluralisierter Lebensweisen.

Steigende Scheidungsraten werden zusätzlich als Beleg für eine zunehmende Entstrukturierung des Lebensverlaufs bzw. der privaten Lebens- und Haushaltsorganisation angeführt. Abbildung 8 zeigt die kontinuierlich ansteigende Scheidungsrate für Westdeutschland seit den 70er Jahren bis in die Gegenwart und den deutlichen Effekt der Wiedervereinigung auf die Scheidungsrate in Ostdeutschland, die sich davor über westdeutschem Niveau befunden hatte und sich diesem nach der Wiedervereinigung langsam wieder angleicht.

Die tatsächliche Stabilität von Ehen lässt sich allerdings erst in der Lebenslaufperspektive beurteilen. So waren in Westdeutschland nach 20 Ehejahren noch knapp 95% aller Ehen der Heiratsjahrgänge 1951-1960 verheiratet, knapp 90% der Heiratsjahrgänge 1961-1970, und etwa 84% der Heiratsjahrgänge 1971-1980.<sup>133</sup> In Ostdeutschland lagen die Werte aufgrund der höheren Scheidungsrate deutlich darunter. Damit zeigt sich eine große Stabilität der Ehen über den Lebensverlauf, denn mehr als vier Fünftel der Ehen im Westen und mehr als drei Viertel der Ehen im Osten überdauern den langen Zeitraum von 20 Jahren. Die Institution Ehe weist damit eine nicht zu vernachlässigende Stabilität auf, wenngleich die Tendenz zu kürzeren Ehen, früheren Scheidungen ebenso offensichtlich ist.

Für die strukturorientierte Betrachtung des Lebenslaufs ist die Ehedauer von besonderer Relevanz, denn zwischen kurzen Ehen, die episodhaften Charakter im Lebenslauf haben und auch eine (oder mehrere) Wiederverheiratung(en), bzw. neue dauerhafte Partnerschaft(en) wahrscheinlich machen, und Jahrzehnte währenden Ehen besteht ein deutlicher Unterschied. Für die Heiratsjahrgänge bis 1960 lässt sich diesbezüglich noch eine relative Stabilität eingegangener Ehen wie auch geringe Differenzierung der Partnerschafts- und Haushaltsformen beobachten. Der Trend zu kürzeren Ehen wie zur Ehelosigkeit überhaupt beschränkt sich daher auf Heiratsjahrgänge ab 1961 mit zunehmender Tendenz je jünger die Verheirateten sind. Die durchschnittliche Ehedauer hat hingegen in Westdeutschland, in der ehemaligen DDR und auch im vereinten Deutschland seit den 1970er Jahren stetig zugenommen.<sup>134</sup> Der Durchschnittswert kann allerdings weder als Argument für nachlassende Stabilität noch für steigende Stabilität von Ehen und damit Lebensläufen genommen werden; zu heterogen und komplex sind Phänomene und Prozesse, die sich dahinter verbergen. Anzeichen dafür ist das besonders hohe Scheidungsrisiko nach 5-7 Ehejahren wie auch nach längerer Ehedauer.<sup>135</sup>

Noch kann die Stabilität partnerschaftlicher Lebensmuster bei den heute 25-35-Jährigen nicht abschließend beurteilt werden. Sie sind im Lebenslauf noch nicht weit genug fortgeschritten um verlässliche Daten hierfür zu liefern. Offensichtlich scheint nur, dass sie noch nicht in jener großen Zahl partnerschaftliche Stabilität erreicht haben, wie dies für frühere Generationen typisch und selbstverständlich gewesen war. Offen ist, ob es sich dabei um ein grundlegendes Muster oder nur eine längere Phase des Nichtfestgelegtseins handelt, woraus sich noch an die Normalbiografie angelehnte Lebensverläufe ergeben werden. Empirische Daten zeigen, dass Single-Dasein und Nicht-eheliche Lebensgemein-

<sup>132</sup> Meyer zitiert in Geißler (2006): 340, Huinink/Konietzka (2007): Kap. 4, Peukert (2005): 29ff.

<sup>133</sup> Statistisches Bundesamt (2006): 551, Abb. 3

<sup>134</sup> Engstler (1998): 90, Tab. 38

<sup>135</sup> Engstler (1998): 91

schaften unter jungen Erwachsenen am weitesten verbreitet sind. 12,6% der 18-24-Jährigen und 17,3% der 25-34-Jährigen lebten 1996 in einer Nicht-ehelichen Lebensgemeinschaft; von den 35-54-Jährigen waren es nur 5,8%, die Vergleichsdaten von 1972 weisen jeweils einen Verbreitungsgrad von unter 1% für alle Altersgruppen auf.<sup>136</sup>

Auch Tabelle 9 zeigt die deutlichen Unterschiede im Verbreitungsgrad des Alleinlebens bzw. von Ein-Personen-Haushalten zwischen 1972

**Tabelle 8: Häufigkeit des Alleinlebens 1972 und 1996 in Westdeutschland in %**

Alter der Personen in Jahren	1972	1996
20-24	10,2	20,4
25-29	9,2	24,5
30-34	6,3	18,6
35-44	5,0	13,2
45-54	7,9	12,4
55-64	18,6	15,9
65-69	26,2	23,1
70-74	33,2	34,6
über 75	39,1	54,1

Quelle: (Engstler, 1998): 67, Tab. 27

und 1996 sowie die deutliche Konzentration dieser Lebensform während des jungen Erwachsenenalters, bzw. die geringste Verbreitung während des mittleren Erwachsenenalters, denn durch Tod des Lebenspartners steigt die Zahl der Alleinlebenden mit zunehmendem Lebensalter wieder an. Bemerkenswert sind deutliche Unterschiede in den Formen des Zusammenlebens zwischen West- und Ostdeutschland. „In allen Altersgruppen ist der Anteil nicht verheirateter, in einem Haushalt zusammenwohnender Paare in Ostdeutschland höher als in Westdeutschland. Besonders ausgeprägt ist der Unterschied im jungen Erwachsenenalter und damit in der Hauptphase der Familiengründung. So leben drei Viertel (76,1%) aller ostdeutschen Paare, bei denen die Partnerin jünger als 25 Jahre ist, unverheiratet zusammen. Der westdeutsche Vergleichswert liegt bei 43,2%.“<sup>137</sup> Bei den 25-29-Jährigen sind es im Osten noch 46,6% im Westen nur 26,2%

In der Interpretation dieser empirischen Befunde ergibt sich eine differenzierte Sicht. Die Partnerschaftsverläufe werden mit den jüngeren Kohorten heterogener und

pluralisieren sich insofern, von einem „anything goes“ kann jedoch nicht gesprochen werden.<sup>138</sup> Im empirischen Vergleich mit anderen europäischen Ländern kommen Klein, Lengerer und Uzelac zu dem Ergebnis,

„dass verbindliche Formen der Partnerschaft, wie sie durch das Zusammenleben in einem gemeinsamen Haushalt zum Ausdruck gebracht werden, eine im Zuge der Individualisierungsdebatte fast erstaunlich konstante Verbreitung aufweisen, wobei der Rückgang der Ehen durch eine Zunahme nichtehelicher Lebensgemeinschaften teilweise oder ganz kompensiert wird. Man kann daher in den meisten Ländern eher von einer Strukturverschiebung in Bezug auf formale Gesichtspunkte des Zusammenlebens sprechen denn von einer Umwälzung real praktizierter Lebensformen.“<sup>139</sup>

Wie eingangs schon erwähnt, verrät diese strukturzentrierte Betrachtungsweise wenig bis gar nichts über die subjektiven Perzeptionen, biografische Orientierungen und tatsächlichen Mustern partnerschaftlichen Verhaltens und partnerschaftlicher Beziehungen. Es zeigt sich jedoch, dass die Befunde schon auf makrostruktureller Ebene verdeutlichen, wie vor allem für junge Erwachsene eine große

<sup>136</sup> Engstler (1998): 62, Tab. 24

<sup>137</sup> Engstler/Menning (2003): 45

<sup>138</sup> Kohli (2003): 534

<sup>139</sup> Klein/Lengerer et al. (2002): 359

Vielzahl von Formen des Alleinseins und Zusammenlebens typisch – und in Lebenslaufperspektive Ehe und Kinder alles andere als selbstverständlich sind.

## 2.2 Lebensbewältigung unter Transformationsbedingungen – Besonderheiten ostdeutscher Biografien

Die Durchführung der empirischen Studie in einer sächsischen Großstadt legt eine gesonderte Behandlung der spezifisch ostdeutschen Verhältnisse nicht nur nahe, sondern erzwingt dies geradezu, aufgrund der durch die Systemtransformation nach der Wiedervereinigung entstandenen besonderen Bedingungen. In der bisherigen Darstellung wurde versucht, die Gegenwart vor dem Hintergrund der vergangenen alten Bundesrepublik zu erhellen. Das bedeutet nun nicht, dass die bisher umrissenen gegenwärtigen strukturellen und kulturellen Rahmenbedingungen für den individuellen Lebensvollzug für Ostdeutschland keine oder nur eingeschränkte Gültigkeit beanspruchen können. Wohl aber gilt es zu überprüfen, wie sich diese Effekte des Strukturwandels mit den historisch einmaligen Transformationsprozessen nach der Wiedervereinigung verbunden haben. Im „doppelten Transformationsprozess“ musste eine autoritäre, sozialistische, wirtschaftlich ruinierte Gesellschaft in einer Zeit beschleunigter Globalisierung, Deregulierung und fortschreitender gesellschaftlicher wie globaler Differenzierung abgewickelt werden.<sup>140</sup> Die Zukunft Ostdeutschlands nach der politischen Wende 1989/90 war damit, anders als von politischen Eliten und der ostdeutschen Bevölkerung erhofft, nicht die Vergangenheit der alten Bundesrepublik, sondern eine Region jahrzehntelanger finanziellen Abhängigkeit vom Westen, unter hohem Anpassungsdruck an globale Produktions- und Distributionsstrukturen (welcher zu disparater regionaler Entwicklung innerhalb Ostdeutschlands geführt hat), mit gravierenden Veränderungen in der Siedlungs- und Wirtschaftsstruktur, Bevölkerungszusammensetzung, politischen Kultur und sozio-kultureller Differenzierung.

Da mag es auf den ersten Blick naheliegen, für die ostdeutschen Sozialisationsbedingungen nach der Wende im besonderen Maße das Unsicherheitsparadigma zu bemühen, da Veränderungen sich hier nicht allmählich, sondern geballt und umbruchartig vollzogen haben. Dennoch darf, für die Biografien der ostdeutschen Bürger, ihre Mentalitäten und Lebensplanungen, der Systemumbruch nicht als neue ‚Stunde Null‘ verstanden werden. Auch wenn Staat und Gesellschaft nicht mehr existieren, in welchem biografische Erfahrungen angesammelt wurden und Mentalitäten ihre Prägung erfahren haben, bilden sie dennoch das Reservoir, auf welches – in Verbindung mit transformationsbedingten Lern- und Entwicklungsprozessen – zur Bewältigung der Transformation, spezifisch ostdeutscher Problemlage wie der biografischen Lebensbewältigung allgemein zurückgegriffen wird.<sup>141</sup>

Mit der ‚Friedlichen Revolution‘ vom Herbst 1989 ist dennoch nicht nur ein Staat von der Bildfläche verschwunden, sondern auch eine Lebenswelt zusammengebrochen. Internalisierte Mentalitäten und Präferenzmuster können die sie hervorbringenden sozialen Verhältnisse erheblich überdauern. Für eine Lebenswelt gilt dies nicht. Sie bedarf der intermediärer Instanzen (Betriebe, Vereine, Gewerkschaften, politische Gruppierungen, Verwaltungsstrukturen private Geselligkeitsformen) deren Funktionslogik, Sinnstiftung, relevantes Handlungswissen (sowie Formen abweichenden Verhaltens) sie aufgenommen hat und dessen Ausdruck sie selbst ist. Mit dem Institutionentransfer von West nach Ost in allen gesellschaftlichen Bereichen wie mit der grundlegenden wirtschaftlichen Restrukturierung (zu-

---

<sup>140</sup> Rehberg (2006): 212

<sup>141</sup> In einer Studie zur Individualisierung in Ostdeutschland weist Scheller daher auch die Überspitzung der Zusammenbruchserfahrung als ‚Zusammenbruchsindividualisierung‘ (Beck) zurück (vgl. Scheller 2005: 342)

nächst hauptsächlich Deindustrialisierung) fielen diese institutionellen Stützen der DDR-Lebenswelt fort, bzw. mit dem Untergang des sozialistischen Gesellschaftssystems erübrigte sich jegliches an diese spezifische Gesellschaftsform angepasstes Handlungswissen (sozialistische oder kommunistische Ideologeme sind dagegen langlebiger).

Für jene, die noch in der DDR geboren und/oder in Ostdeutschland aufgewachsen sind, ergibt sich daher eine andere Zusammensetzung ihres intergenerationell vermittelten ökonomischen, sozialen und kulturellen Kapitals als bei ihren Altersgenossen in Westdeutschland. Ihr Lebensvollzug spielt sich vor dem Hintergrund eigener Erfahrungen mit der DDR und der ‚Wende‘, wie im Besonderen der akkumulierten Lebenserfahrung und Transformationsbewältigung ihrer Eltern (und Großeltern) ab. Dieser sozio-kulturellen Kontext soll in diesem Abschnitt ausgeleuchtet werden – weniger in Abgrenzung als vielmehr explizit in Ergänzung zum bisher Gesagten, um den oben entfalteten Anspruch einer ‚gesamtdeutschen‘ Biografie- und Lebensverlaufsforschung einlösen zu können.

## Die Lebenswelt der DDR-Gesellschaft

Die Alltags- und Lebenswelt der DDR-Bürger spannte sich zwischen den zentralen Punkten der Berufsarbeit und der Privatwelt auf, wobei die Erwerbsarbeit - und damit die arbeitende Bevölkerung - durch die sozialistische Staatsideologie eine besondere Wertschätzung erfuhr. „In der westdeutschen DDR-Forschung war lange vor der Systemwende von dem nahezu ‚geheiligten‘ Charakter der Arbeit die Rede. Dieser Topos erweist sich als geeignet, spezifische Seiten der Lebensweltlichkeit in der Arbeitssphäre der DDR zu erfassen.“<sup>142</sup>

Im Wesentlichen war die gesamte Lebensführung um die Erwerbsarbeit gruppiert: neben der hohen Wertschätzung der Arbeit zwang über lange Zeit auch das niedrige Lohnniveau Männer wie Frauen in die Berufsarbeit, so dass staatliche Unterstützungssysteme die Freistellung v. a. der Frauen von der Familienarbeit wie der Kinderbetreuung ermöglichten. Flächendeckende Versorgung mit Betreuungsplätzen für Vorschul- und Schulkinder (Schulhorte) sorgten für relativ reibungslose Integration von Berufs- und Familienleben in den Alltagsablauf. Allerdings waren dies nicht nur staatliche Unterstützungssysteme, sondern in vielen Fällen waren sie betrieblich organisiert. Das heißt, die Betriebe und Kombinate der DDR waren nicht nur Arbeitsplätze, sondern übernahmen eine wichtige Rolle in der gesellschaftlichen Integration. Sie fungierten als Vermittler von Wohnungen, Kindergartenplätzen, Urlaubsorten und den verschiedensten Freizeitangeboten (Hobbys, Kleingärten, kulturelle Aktivitäten). „Vieles, wenn nicht fast alles, was in den westlich-kapitalistischen Gesellschaften über öffentliche Räume, - zu denen u. a. Betriebe zählen, [...] – konzentrierte sich in der DDR auf und um den Betrieb.“<sup>143</sup>

Das unübersehbar Trennende zwischen Ost und West ist jedoch die enge Verquickung von Beruf und Freizeit, sowie das Übergreifen lebensweltlicher Handlungsorientierungen und Verständigungsformen

<sup>142</sup> Woderich (1992b): 26, vgl. auch Richter (1999): 182

Wolfgang Engler bezeichnete die DDR daher als „arbeiterliche Gesellschaft“ (Engler 2002: 71ff.), Rehberg drückt die sozialintegrative Rolle des Arbeitsplatzes in der DDR sinnverwandt zu Englers These mit dem Begriff der „Arbeitsplatzgesellschaft aus“ (vgl. Rehberg 2006). Diese Überhöhung der Erwerbsarbeit liegt zum einen in der marxistisch-leninistischen Lehre mit ihrer Konzentration auf Proletariat und Industriearbeiterschaft, und zum anderen in der steten Legitimationsnot des DDR-Regimes, des permanenten Arbeitskräftemangels und der Erzielung dringend notwendiger Wachstumsraten begründet. Die soziale Wertschätzung des Arbeiters – in bewusstem Kontrast und direkter Benachteiligung traditionell bürgerlicher Gruppen – sollte die Identifikation der Arbeiterschaft mit dem „Arbeiter-und-Bauern-Staat“ befördern.

<sup>143</sup> Zoll (1999b): 252



in den eigentlich formellen Bereich der Erwerbsarbeit. Die Trennung zwischen Öffentlichkeit und Privatheit zeigte sich in viel stärkerem Maße in anonymen Öffentlichkeiten sowie in allen politischen Interaktionskontexten. Nicht gegen den Nachbarn oder Kollegen richtete sich primär die privatisierende Abschirmung des eigenen Lebens, sondern gegen die schiere Allgegenwart „der Partei“ und der politischen Durchdringung des gesamten Lebens. Als geplanter Weg der Modernisierung und Gesellschaftsentwicklung zu einem sozialistischen Staat, war es Anspruch der Staats- und Parteiführung, diese Entwicklung auf allen Ebenen zu beeinflussen und zu kontrollieren. Denn alle Bereiche der Gesellschaft waren dem vorgegebenen Ziel untergeordnet, eine „konfliktfreie, harmonische und material gerechte Gesellschaft herzustellen.“<sup>144</sup> So lassen sich die umfangreichen über die Betriebe vermittelten staatlichen Leistungen einerseits als Fürsorge bzw. Legitimationsbeschaffung verstehen, andererseits waren sie ebenso Akte der Bevormundung und Möglichkeiten sozialer Kontrolle und Beeinflussung. Das betrifft insbesondere die Brigaden und Kollektive im Betrieb. Die enge Verbindung von Beruf- und Privatleben, der lebensweltliche Beziehungscharakter eröffnete auch die Möglichkeit einer weitreichenden politischen Einflussnahme und Kontrolle. Leistungsanreize wurden an politische Loyalität und Unterstützung gekoppelt.<sup>145</sup>

Die Privatwelt war nicht nur über persönliche Beziehungen eng mit der Arbeitswelt verbunden, sondern von vielen politischen Einfluss- und Kontrollmaßnahmen durchsetzt, bzw. diesen ausgeliefert. War das Ziel dieser politischen Erziehung vom Schulkind bis zum Facharbeiter eine allgemeine Politisierung des individuellen Lebens im Sinne einer tatkräftigen Unterstützung des Aufbaus einer sozialistischen Gesellschaft, so erreichte sie angesichts der Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit eine wachsende und Loyalität zersetzende Staatsferne der Bevölkerung.

Diese Widersprüchlichkeit in der alltäglichen Erfahrung und der ebenso erfahrenen Machtlosigkeit führte zur Ausbildung einer kollektiven Schizophrenie.<sup>146</sup> Einerseits äußere, oberflächliche Anpassung an die gewünschte politische Meinung, praktizierte *political correctness*, andererseits Distanz, Kritik und Ablehnung im privaten Bereich. Als unmittelbare Folge davon ist der weitreichende Rückzug der DDR-Bevölkerung in das Privatleben anzusehen, was nachträglich mit dem Begriff der Nischengesellschaft gekennzeichnet wurde (Gaus).<sup>147</sup> Nischen im Privatraum, als Enklaven und Freiräume von der allgegenwärtigen politischen Lehre; als Gegengemeinschaften gegen die offiziell verkündete Staatsgemeinschaft unter dem Stern des Sozialismus. So wurden die „offiziellen Inhalte der Feiern [im Betrieb/Kollektiv – I. B.] unterminiert, um sie dann mit einem anderen Sinn aufzufüllen, der sich in fröhlichem Beisammensein äußerte.“<sup>148</sup> Damit wurde Solidarität und lebensweltliche Sicherheit gespendet, die Beziehungsnetzwerke halfen im Krisenmanagement und besonders bei (allgegenwärtigen) Versorgungsengpässen. Der verordneten Unterordnung unter die politische Doktrin und das Staatsziel wurde eine durch Selbstbestimmung und Gegenseitigkeit geprägte Sozialwelt gegenübergestellt. Seitens des Staates wurde diese von den Bürgern gewahrte Distanz mittels der Durchsetzung der privaten Beziehungsnetzwerke mit inoffiziellen Mitarbeitern der Staatssicherheit konterkariert und damit zunichte gemacht. In dieser Dichotomie von Herrscher und Beherrschten wurde die Verantwortung für die Zustände im Land und in der Gesellschaft der Staats- und Parteiführung zugeschrieben, nicht aus Bequemlichkeit, sondern, wie schon gesagt, aus der Erfahrung realer Machtlosigkeit. Völlig entpolitisiert war die Lebenswelt dennoch nicht. Im privaten Kreis stellte die Politik immer ein wichtiges Gesprächs-

---

<sup>144</sup> John (1999): 89

<sup>145</sup> Pollack (1992): 273

<sup>146</sup> Schroeder (1990): 167; Richter (1999): 235

<sup>147</sup> Segert/Zierke (1997): 19

<sup>148</sup> John (1999): 91

thema dar, es herrschte sogar eine recht offene Diskussionskultur, die vor Kritik am System nicht scheute. Dennoch artikulierte sich diese Alltagssolidarität und die Übereinstimmung über die Missstände im Land bis zum Herbst 1989 nicht in wirkungsvollem politischem Protest.<sup>149</sup>

## Mentalitäten und Wertewandel

Wie jede moderne Gesellschaft wies auch die DDR deutlich sichtbare sozio-kulturelle Differenzierungen, Linien der Distinktion in Habitus und Konsum, erheblich Differenzen in Bildungsgrad und kulturellem Kapital auf. Dennoch lohnt es sich, diese Pluralität für einen Moment zu suspendieren und die DDR-Gesellschaft als Ganzes der westdeutschen gegenüber zu stellen, zeigen sich hier doch in der Milieudifferenzierung und den Mentalitäten erhebliche Unterschiede, letztlich allerdings ein uneinheitliches, gar widersprüchliches Bild.

Anders als in Westdeutschland bestimmt „Kleinbürgerlichkeit in ganz spezifischen, näher zu bestimmenden soziokulturellen Konfigurationen den, allgemeinen Lebenszuschnitt der Gesellschaft“.<sup>150</sup> Rund die Hälfte der DDR-Bevölkerung ist um 1990 noch in den sehr traditional geprägten Arbeitermilieus oder im Kleinbürgertum zu verorten, welche einen großen Kontrast zu einer individualisierten Gesellschaft wie der Westdeutschen darstellen. Insgesamt sind die sozialen Milieus in Ostdeutschland viel norm-, konventions-, und traditionsgebundener als in Westdeutschland.<sup>151</sup> Bei grundlegender Vergleichbarkeit der Milieustrukturen Ost- und Westdeutschlands zum Zeitpunkt der Wende (horizontale wie vertikale Differenziertheit) zeigen sich deutliche Unterschiede einerseits in der schichtspezifischen Größenverteilung (West: Oberschicht 19%, Mittelschicht 60%, Unterschicht 21%; Ost: 23:37:40) und andererseits sind die traditionellen Milieus der DDR erheblich größer im Umfang, als ihre westdeutschen Pendants, und die gesellschaftliche Mitte als traditional statt modern eingestuft.<sup>152</sup>

Die Hauptorientierungen der DDR-Bürger bestanden in den traditionellen Tugenden von Ordnung, Fleiß, Disziplin und Ehrlichkeit und besonders der Gemeinschaftlichkeit in persönlichen Beziehungen. „Die Mehrheit wollte ordentliche Arbeit leisten und dafür ordentliches Geld verdienen, für das man ordentliche Waren kaufen kann.“<sup>153</sup> Arbeit war in stärkerem Maße Eckpfeiler der persönlichen Identität und Sinnstiftung als im Westen, wo im Zeitverlauf ein relativer Bedeutungsverlust der Erwerbsarbeit zugunsten von Freizeit, Erholung und Konsum zu beobachten war (s. o.). Von einem „Projekt des schönen Lebens“ kann für die DDR-Bevölkerung nur begrenzt gesprochen werden. Zu gering waren die finanziellen Ressourcen und Verbesserungsmöglichkeiten, zu eingeschränkt das Warenangebot, und

<sup>149</sup> vgl. John (1999): 92f.

<sup>150</sup> Woderich (1992a): 81

<sup>151</sup> Hradil (1995): 9

<sup>152</sup> Müller/Hofmann et al. (1997): 248f., vgl. auch Vester/Hofmann et al. (1995): 16ff.

Diese strukturelle Dominanz traditioneller Arbeiter- und Mittelstandsmilieus ist einerseits Folge von Enteignung und Exodus des Bürgertums aus der jungen DDR in der unmittelbaren Nachkriegszeit bzw. des Statusverlusts verbliebener bürgerlicher Gruppen sowie der Etablierung neuer politischer wie akademisch-technokratischer Eliten, die aber zu großen Teilen dem Arbeiter- oder kleinbürgerlichen Milieu entstammen. Ihren Aufstieg verdanken sie der politischen Loyalität und des Engagements im System, d. h. im Eigentlichen des politisch gesteuerten Laufbahnprinzips und der ‚Strukturdominanz des Politischen‘. Die soziale und kulturelle Privilegierung traditioneller Milieulagen sowie das wirtschaftsstrukturelle Verharren in einer planwirtschaftlichen, industriegesellschaftlichen Massenproduktion und Agrarverfassung verhinderten a) die Ausbildung einer breiten Basis für einen Aufstiegswillens in höhere Gesellschaftsschichten (der ohnehin nicht aus eigener Kraft sondern nur durch persönliches Engagement in der SED und für den Sozialismus zu schaffen war) und b) die Schaffung einer „erwerbsstrukturellen Grundlage“ für eine moderne arbeitnehmerische und unternehmerische Mitte.

<sup>153</sup> Pollack (1992): 275

Güter jenseits des täglichen Bedarfs zu teuer.<sup>154</sup> Rückständigkeit in der eigenen Konsum- und Gebrauchsgüterproduktion, Engpässe in der Nahrungsmittelversorgung sowie fehlende Importe westlicher Konsumartikel bewirkte, dass sich eine der Bundesrepublik vergleichbare Konsumgesellschaft mit ihrer Zur-Schau-Stellung sozialer Unterschiede und der Zentralität des Konsum im Lebensstil nicht entfalten konnte. Im Gegenteil, der permanente Mangel betraf alle Gesellschaftsgruppierungen in gleichem Maße (die Spitzen der Funktionseliten ausgeschlossen) und beförderte zusätzlich die Nivellierung der Sozialstruktur, denn dem Mangel war mittels individueller Anstrengungen und Initiative kaum abzuwehren.<sup>155</sup> DDR-spezifische Konsumstile zeichneten sich dagegen primär durch die Bewältigung dieses Mangels aus: Schlangestehen, Herumrennen, Beziehungen nutzen, auf Vorrat kaufen sowie möglichst wenig wegwerfen.<sup>156</sup> Wenn auch Engpässe durch Beziehungen und Devisen, falls verfügbar, kompensiert werden konnten, gab die DDR doch nach außen in den Lebensbedingungen und -verhältnissen ihrer Bevölkerung ein sehr homogenes, und sich vom Westen stark abhebendes Bild ab. Daher wundert es nicht, dass

„in einer vom Weltwind kaum gestreiften Gesellschaft mit reduzierter Sozialdynamik, gebrochener Subjektivität der Akteure und umfassender Nivellierung (...) Habitusformen der Distinktion, der Selbstinszenierung und -stilisierung kaum zu erwarten und nur schwer auszubilden [sind]. Allenthalben fehlte das Bunte, das Freche, das Extravagante“.<sup>157</sup>

So zutreffend diese Charakterisierung auch sein mag und in der Literatur weithin geteilt wird, war die DDR nicht nur das Land der „kleinen Leute“. Eine klare Typisierung der DDR-Mentalität als kollektivistisch, antiindividualistisch, konventionell, obrigkeitstgläubig und anpassungswillig würde an der Realität vorbeigehen. Auch wenn die Verfasstheit der DDR-Gesellschaft eben jene Eigenschaften gefördert haben mag, wurde dieser Wirkung durch die Existenz des durch die Verständigungs- und Gemeinschaftsorientierung geprägten informellen Sektors konterkariert. Anders als beim idealtypischen Kleinbürger fehlte hier überwiegend Ressentiments und Abwehrreaktionen gegen das Moderne. Wenn auch Mentalitätsstrukturen deutlich in die Weimarer Zeit zurückweisen, fand sich bei der DDR-Bevölkerung zu keiner Zeit ein Anklammern an durch Wandel bedrohte gesellschaftliche Strukturen; im Gegenteil, war die Arbeits- und Leistungsbeflissenheit der DDR-Erwerbsbevölkerung stets in die Zukunft auf die Erarbeitung eines (bescheidenen) Wohlstands, auf das Nacheifern der westdeutschen Erfolgsgeschichte gerichtet. Diese Einstellung motivierte u. a. den hohen Exodus an Fachkräften bis zur Grenzschließung 1961; die Konsolidierung der DDR und das Anwachsen des Lebensstandards in den 60er Jahren, wie das Anschwellen der Ausreisewilligen seit Mitte der 80er Jahre (bis hin zur Massenflucht im Sommer und Frühherbst 1989), nachdem seit Anfang der 1980er Jahre die Hemmung individueller Leistungsbereitschaft und Entwicklungsbestreben durch politische Blockade und schleichendem wirtschaftlichen Zusammenbruch mehr und mehr offensichtlich geworden war.

---

<sup>154</sup> So lag der Preis für einen Farbfernseher Ende der 80er Jahre zwischen 4000 und 6000 Mark, was mehreren Monatsgehältern entsprach. Die langjährigen Wartezeiten auf ein Auto oder Telefonanschlüsse sind ebenfalls bekannt.

<sup>155</sup> Adler (1992): 46

<sup>156</sup> Siehe dazu die sehr informative Studie von Merkel (1999), in der allerdings auch deutlich gemacht wird, wie selbst unter derart restriktiven Bedingungen noch Distinktionsbemühungen zu beobachten sind. So zeigten sich, wenn auch geringe, soziale Unterschiede bspw. über Verfügbarkeit von D-Mark, welches in den Intershops (Enklaven der westdeutschen Konsumgesellschaft in der DDR, in denen nur mit D-Mark bezahlt werden konnte) für westeuropäische Produkte verwendet werden konnte, wie auch in der Nutzung der Delikat-Läden, welche ein höherwertiges Sortiment bei allerdings auch höheren Preisen anboten.

<sup>157</sup> Woderich (1992b): 28f.

Bei der Beurteilung der Mentalitäten der ehemaligen DDR-Bürger ergibt sich daher die Schwierigkeit, dass einer auf dem Modernisierungsniveau der Industriegesellschaft stehen gebliebenen Wirtschaftsstruktur eine Alltagskultur gegenüberstand, die ein hohes Maß an Eigensinn und Selbstbestimmung aufgrund gesicherter Lebensverhältnisse ermöglichte und teilweise modernere Züge aufwies als in Westdeutschland (so bspw. in den Geschlechterverhältnissen, Akzeptanz pluralisierter familiärer Lebensformen).<sup>158</sup> Trotz institutionell „verregelter“ und mobilitätsgehemmter beruflicher Entwicklungswege, hat sich über soziokulturelle und medial vermittelte Lernprozesse „in gewisser Weise eine Modernisierung des Alltagskulturellen“ ergeben. „Im Zuge der Verschärfung der gesellschaftlichen Krise sind beide Prozesse immer deutlicher auseinander getreten.“<sup>159</sup>

Zur Überraschung aller Wertwandelforscher ergaben sich in vielen Dimensionen zwischen Ost und Westdeutschen nach der Wiedervereinigung kaum nennenswerte Unterschiede in den Werthaltungen und Einstellungen. Selbstbestimmung war besonders im privaten Bereich zentral und auch für Frauen zu verwirklichen. Die (notwendige) Erwerbsarbeit der Frauen (fast 90%) und die flächendeckende institutionelle Kinderbetreuung ermöglichten eine von einem männlichen „Versorger“ unabhängige Lebensweise. Dafür spricht weiterhin die im Vergleich zur alten Bundesrepublik höhere Scheidungszahl und Anzahl allein erziehender Mütter. Die Ehe hatte schon in einem größeren Maße als in Westdeutschland an Verbindlichkeit eingebüßt. Die Familie besaß dennoch einen hohen und besonderen Stellenwert. Auch in den Erziehungszielen lässt sich alles andere als ein traditionaler oder gar autoritärer Stil erkennen.<sup>160</sup> In der Betonung von Selbstständigkeit, Eigenverantwortung, Durchsetzungskraft und Leistungsorientierung existierten nur marginale Differenzen zwischen den beiden deutschen Landesteilen. Auch die Anpassungsbereitschaft an gegebene Verhältnisse ist nicht stärker ausgeprägt. Spezifisch ostdeutsch ist jedoch, dass diesen modernen Werten, traditionelle wie Fleiß, Höflichkeit, Sparsamkeit, Ordnung in gleicher Bedeutung nebenan stehen.<sup>161</sup>

Trotz der unbestreitbar hohen gesellschaftlichen Wertschätzung der Arbeit existierten zum Teil erhebliche Defizite in der Arbeitsmotivation, Arbeitsqualität und Arbeitsdisziplin. Die Ursachen dafür sind überwiegend in der Ineffizienz der Planwirtschaft (Lieferschwierigkeiten, Unterforderung der Belegschaft durch Überbelegung, ausbildungsinadäquate Beschäftigung, das Fehlen von Leistungsanreizen) zu sehen. Die spezifische „Arbeitermentalität“ zeichnet sich weniger durch intrinsische Arbeitsmotivation aus, sondern durch stärkere materielle Orientierung, stärkeres Bedürfnis nach Verbesserung der Lebensumstände, nach Ruhe und Erholung in der Freizeit bei weniger anspruchsvoller Freizeitgestaltung, bei geringem kulturellem wie politischen Interesse.<sup>162</sup>

## Jugend und Berufsausbildung in der DDR

An den Jugendgenerationen der 1970er und 1980er Jahre soll diese erstaunliche Parallelität in der soziokulturellen Entwicklung- sowie markante Unterschiede – verdeutlicht werden. Wer in der DDR nach 1961 sozialisiert wurde, wuchs unter signifikant anderen Bedingungen auf, als vorhergehende Generationen. Die Grenze nach Westdeutschland war geschlossen, der Lebenshorizont damit weitestgehend auf die DDR beschränkt, die größten Versorgungsschwierigkeiten waren ebenso überwunden, angesichts des für DDR-Verhältnisse beträchtlichen Wohlstandsgewinns im Jahrzehnt nach dem Mauerbau,

---

<sup>158</sup> Geißler (2006): 363f.

<sup>159</sup> Kühnel (1990): 105f.

<sup>160</sup> Gensicke (1998): 120

<sup>161</sup> Gensicke (1998): 117

<sup>162</sup> Geißler (2006): 241

womit der Staat vor allem bei den älteren Generationen eine Art Aussöhnung und das Aufkommen einer direkten Loyalität für die DDR bewirkte.<sup>163</sup> Die in diese Zeit Hineingeborenen konnten diese Erfahrung der Überwindung des Mangels, der Rationierungswirtschaft zugunsten eines bescheidenen Wohlstands nicht machen. So wuchs eine kritischere, der ideologischen Einflussnahme ablehnender gegenüberstehende, die Defizite in Wirtschaft und Gesellschaft und Widersprüche zwischen Anspruch und Wirklichkeit der DDR stärker wahrnehmende Jugend heran.<sup>164</sup> Sie zeigte einerseits weniger Anpassungsbereitschaft bei gleichzeitig stärker ausgeprägter Rückzugsorientierung. Beides spiegelt sich in der Ausdifferenzierung neuer, jugend- und gegenkultureller Milieus auf der horizontalen Achse des sozialen Raumes wieder,<sup>165</sup> die als Effekt des die gesamte westliche Welt erfassenden Wertewandels anzusehen ist. Eine stärkere Ich-Betonung, ein Streben nach Selbstständigkeit und Selbstgestaltung, wie auch eine Zunahme von hedonistischen und materiellen Orientierungen, als dem Wandel zu post-materialistischen Wertorientierungen im Westen adäquate Entwicklung, zeigte sich auch bei der DDR-Jugend, allerdings ohne gleichzeitigen Rückgang der Pflicht und Akzeptanzwerte.<sup>166</sup> Autoritäre Denk- und Verhaltensstrukturen fanden kaum noch Verbreitung; im Gegenteil, als Folge des anwachsenden Bildungsniveaus, der Nutzung von Unterhaltungselektronik und westlicher Populärkultur, der Autonomie selbstgeschaffener Räume zur Freizeitgestaltung und Netzwerkausbildung zeigte sich in den 1980er Jahren eine geringere Beeinflussbarkeit durch offizielle Institutionen und Indoktrinationsbemühungen.<sup>167</sup> Dem steht die feste Eingebundenheit der DDR-Jugend in die (politisch kontrollierten) Reproduktionsstrukturen individueller Lebensverläufe gegenüber. Trotz nachlassender Bindung an die DDR, Glaube an eine Zukunft des Sozialismus und ideologischer Ferne zum Marxismus-Leninismus waren noch im Jahr des Mauerfalls 94% der Befragten der Sächsischen Längsschnittstudie überzeugt, in der DDR eine gesicherte Zukunft zu haben.<sup>168</sup>

In der DDR herrschte damit in hohem Maße (eine nicht zwingend positiv bewertete) Erwartungssicherheit bezüglich der individuellen Zukunft. Früher Partnerbindungen (durchschnittliches Heiratsalter deutlich niedriger als in der BRD), meist zwei Kindern (höhere Geburtenrate und frühere Erstgeburt als in Westdeutschland) umreißen die private Normalität, jenseits dessen allerdings weiterhin kaum Entwicklungsmöglichkeiten vorhanden waren. Die Frage der Schaffung von Wohneigentum stellte sich meist nicht; hinlänglich bekannt waren die notwendigen Schritte um begehrte Güter wie ein Auto, Telefon, Schrebergarten zu bekommen, die beruflichen Entwicklungsmöglichkeiten waren ebenso begrenzt.

Formal herrschte zwar auch in der DDR freie Berufswahl, dennoch war es erklärtes Ziel der Staats- und Parteiführung „Bildungsumwege“ und „Warteschleifen“ zu verhindern, da sie als Wachstumshemmer angesehen wurden. „Eine rechtzeitig in Schulen und Betrieben einsetzende Bildung, Beratung und Lenkung soll zu einer derart ‚bewussten‘ Berufswahl führen, in der die individuellen und gesellschaftlichen Interessen und Motive in Einklang gebracht worden sind.“<sup>169</sup> Dahinter verbarg sich der staatliche Lenkungsversuch von Berufseinmündungsprozesse Heranwachsender. Auf Bezirks- und Kreisebene wurde

<sup>163</sup> Lindner (1997): 28

<sup>164</sup> ebd.

<sup>165</sup> Müller/Hofmann et al. (1997): 280-289

<sup>166</sup> Kuhnke (1997): 121, auch Friedrich (1997): 47f.

<sup>167</sup> Friedrich (1997): 47

<sup>168</sup> Förster (2003): 7

Sehr starke und starke Zustimmung zu den Items der Bindung an die DDR zeigten 1989 noch 67% der Befragten; zu einer möglichen Zukunft des Sozialismus noch 66%, eine persönliche Bindung an die Lehre des Marxismus-Leninismus nur 24%.

<sup>169</sup> Hille (1977): 20

der Arbeitskräftebedarf festgelegt. Entscheidungsbefugnis über die Einstellung von Lehrlingen oblag zwar den Betrieben, allerdings hatten sie festgelegte Kontingente, die nicht überschritten werden konnten. Daher waren die Abschlussnoten wichtigstes Kriterium zur Einstellung – was bei den Jugendlichen eine hohe Leistungsorientierung erzeugte.<sup>170</sup>

Ein Mismatch zwischen Berufswünschen und dem Angebot an Ausbildungs- und Studienplätzen konnte dennoch nicht verhindert werden. Im Gegenteil, die staatlich forcierte Bildungsexpansion der 1950er und 1960er Jahre, die zahlreiche Heranwachsende aus Arbeiter- und Bauernhaushalten an die Hochschulen führte (Arbeiter- und Bauernakademien), hat eine dauerhafte Nachfrage nach höherer Schulbildung erzeugt, dem jedoch die soziale Schließung dieser Qualifizierungswege seit den 1970er Jahren gegenüber stand. „Die Zugangswege zu den Universitäten verstopften für Arbeiterkinder immer mehr, das bürgerliche Bildungsprivileg wurde allmählich durch ein Bildungsprivileg der sozialistischen Intelligenz ersetzt“,<sup>171</sup> die sich als neue Führungsschicht gegen den Zugang von unten (wie gegen Reste bürgerlicher Gruppen) abschottete.

Vielen blieben damit angestrebte Berufsziele verwehrt, nur rund 12% eines Jahrganges wurden überhaupt zum Abitur zugelassen (ein Drittel davon zur immer begehrteren Berufsausbildung mit Abitur).<sup>172</sup> Auch darüber hinaus zeigten sich teils große Disparitäten zwischen Berufswünschen und der staatlichen Planung. Neigungsbezogene Berufswahlentscheidungen, als Ausdruck gestiegener Ansprüche auf Autonomie, Entfaltung von Fähigkeiten dominieren gegenüber gemeinwohlorientierten Kriterien (wie es der Theorie nach für eine sozialistische Persönlichkeitsstruktur angemessen gewesen wäre). Umgekehrt wurde diese Ich-Bezogenheit von den staatlichen Stellen sehr negativ bewertet. De facto handelte es sich bei den Berufseinmündungsprozessen der DDR-Jugendlichen um einen teilweise gelenkten Prozess, in welchem vor allem die Wünsche all jener auf der Strecke blieben, die nicht zur Leistungsspitze der allgemeinbildenden Polytechnischen Oberschule zählten. Hier blieb vielfach nur die Wahl dessen, was an Ausbildungsstellen noch übrig war.<sup>173</sup> Weithin klar war den Jugendlichen, wie wenig sie berufsbezogene Qualifizierungs- und Entfaltungswünsche unter immer schwierigeren Arbeitsbedingungen umsetzen konnten. Etwa 50% der Facharbeiter und 30% der Hochschulabgänger waren recht bald nach Berufseintritt nicht mehr ausbildungsadäquat beschäftigt. Die Diskrepanz zwischen den durch Berufsberatungsinstitutionen gegebenen Informationen und der Berufspraxis war den meisten durchaus bewusst.<sup>174</sup>

Der durchschnittliche Lebensverlauf in der DDR zeichnete sich, unabhängig vom Wertewandel, von der sozialen Stellung und von Mentalitätsstrukturen, durch eine hohe Planbarkeit und Überschaubarkeit aus. Das galt für den Facharbeiter wie für den Hochschulabsolvent und die Kaderlaufbahn des Partei-

---

<sup>170</sup> Thomas (1986): 60

<sup>171</sup> Geißler (2006): 288, Hervorhebungen im Original hier weggelassen, vgl. auch ebd. S. 327

<sup>172</sup> Schmeling (1995): 57

<sup>173</sup> Natürlich war das staatliche Planungssystem als Versuch der Abstimmung von Angebot und Nachfrage hochgradig ineffizient. Angesichts des Arbeitskräftemangels wurde auf regionaler Ebene stets versucht, den eigenen Bedarf zu decken. Und anstatt überregional Angebot und Nachfrage zu koordinieren, wurden für alle nicht besetzten Stellen „Umlenkungsmaßnahmen“ der regional verfügbaren Schulabgänger durchgeführt. So kam es zu keiner nennenswerten Mobilität von Lehrlingen, die aber so manchem Berufswunsch entgegen gekommen wäre. Für den Zugang zur Erweiterten Oberschule (Abitur) waren ebenfalls die Berufswünsche (geäußert in der 7. Klasse, dem Zeitpunkt der Bewerbung) maßgeblich, da von staatlicher Seite darüber der Bedarf an Fachkräften reguliert werden sollte. Allerdings war diese Festlegung rechtlich unverbindlich, was die gesamten Planungen zu Makulatur werden ließ. Die berufliche Lenkung seitens des Staates endete mit der Berufsausbildung, danach nutzten die bestehende Mobilitätschancen, um für sich die möglichst besten Arbeits- und Verdienstbedingungen innerhalb der Republik zu realisieren.

<sup>174</sup> Hille (1977): 42

nachwuchses. Der hohen sozialen Absicherung in der Arbeitswelt stand allerdings im Vergleich zur Bundesrepublik eine größere Instabilität familiärer Verhältnisse gegenüber. Dennoch waren die Lebensverläufe Jugendlicher stärker lebensphasenspezifisch normiert (wichtige Lebensereignisse an ein bestimmtes Alter gekoppelt); die Statuspassage von der Kindheit ins Erwachsenenalter wurde durchschnittlich schneller durchlaufen als von den Jugendlichen in Westdeutschland.<sup>175</sup>

Resümierend ist die DDR-Gesellschaft – im Vergleich zum Entwicklungsstand der Bundesrepublik – als teilweise individualisiert zu bezeichnen. Hier wie dort zeigen sich – zunächst unter der jungen Generation – im Bereich privater Lebensführung und Wertentwicklung deutliche Individualisierungseffekte (Wertewandel und Werteppluralisierung). Der Trend zur normativen Subjektivierung der Erwerbsarbeit in Westdeutschland belegt, wie auch die Erwerbssphäre vom soziokulturellen Wandel ergriffen wurde. Demgegenüber stand in der DDR bis zum Schluss die hohe Fremdbestimmung und Hemmung persönlicher Entwicklungspotenziale im Berufsleben und der Arbeitswelt.

„Die Lebenszusammenhänge von Kindern und Jugendlichen in der ehemaligen DDR waren somit durch [...] eine zunehmende Standardisierung und Vorstrukturierung der schulischen und beruflichen Sozialisation [bestimmt], mit der ein Legitimationsverfall von schulischen Lehrangeboten und politischen Partizipationsmöglichkeiten einherging. Andererseits und gleichzeitig war eine Ausdifferenzierung von Erfahrungsmöglichkeiten in nicht-institutionalisierten Lebensbereichen beobachtbar. [...] Demgegenüber lässt sich das Aufwachsen in der BRD als individualisierte Kindheit und Jugend beschreiben.“<sup>176</sup>

## Lebenswelt im Umbruch

Die Dramatik des Lebensweltzusammenbruchs im Transformationsprozess nach 1989 wird schon bei einer kursorischen Betrachtung wesentlicher Transformationsprozesse augenscheinlich.<sup>177</sup> Weite Teile der DDR-Industrieanlagen erwiesen sich in der kapitalistischen Weltwirtschaft als nicht konkurrenzfähig, so dass in den frühen 90er Jahren eine beispiellose Deindustrialisierung Ostdeutschlands und hier vor allem des ländlichen Raumes von statten ging. Zusammen mit dem Abbau des Beschäftigungsüberschusses in Verwaltung, Partei- und Staatsapparaten und den Sicherheitsorganen ergab sich ein Verlust von mindestens drei Millionen Arbeitsplätzen.<sup>178</sup> Das hatte in vielen Biografien erzwungene Statuswechsel zur Folge: Berufswechsel, sozialer Abstieg, Aussonderung durch Frühverrentung und vor allem Arbeitslosigkeit, die durch direktes oder im sozialen Beziehungsnetzwerk vermitteltes Erleben weite Bevölkerungskreise Ostdeutschlands betraf. Die durchschnittliche Zahl der Arbeitslosen von 1,4 Millionen im Jahr 1998 addieren sich zu 4,8 Millionen unter Einbeziehung der Zu- und Abgänge in und aus der Arbeitslosigkeit.<sup>179</sup> Zudem transformierte sich die Wirtschaftsordnung von einer zentral gelenkten Planwirtschaft ohne nennenswerte Konkurrenz und mit wenig Leistungsanreizen zu einer dezentralisierten, marktwirtschaftlich organisierten, auf Konkurrenz und Leistung beruhenden kapitalistischen Wirtschaftsordnung. In hohem Tempo gelang die sektorale Anpassung durch Verringerung der Beschäftigung im industriellen Sektor und Schließung der Tertiärisierungslücke durch erheblichen Ausbau des Dienstleistungssektors. Dezentralisierungseffekte und weitreichender Institutionen- und Elitenaus-

<sup>175</sup> Rausch (1999): 370

<sup>176</sup> Junge (1995): 71 vgl. auch Scheller (2005): 338

<sup>177</sup> Diese knappe Zusammenfassung stützt sich überwiegend auf Geißler (2006): 368ff.

<sup>178</sup> Von den ehemals 9,5 Millionen Arbeitsplätzen 1989 waren 1994 noch 6 Millionen vorhanden (Brinkmann/Wiedemann 1994:16); andere Quellen berichten einen Arbeitsplatzverlust von insgesamt 4,5 Millionen Stellen (vgl. Müller-Hartmann 1992: 304).

<sup>179</sup> Schroeder (2000): 133

tausch vollzog sich auch im administrativen Bereich, bei Justiz, Polizei, staatlich-politischen Institutionen, in den Hochschulen.<sup>180</sup>

Mit der neuen institutionellen Grundordnung änderte sich natürlich auch der sie ausfüllende ‚Geist‘, d. h. transformierten sich Handlungsstrategien und Beziehungsstrukturen. Es kam zu einer weitgehenden Entpolitisierung und Entsolidarisierung in öffentlichen Beziehungen. Die wechselseitige Durchdringung von privater und beruflicher Lebenssphäre verschwand und damit die soziale Eingebundenheit, die sich in den Arbeitskollektiven ausdrückte und deren Verlust nicht nur von den Arbeitslosen teilweise schmerzlich empfunden wurde.<sup>181</sup>

Gleichzeitig reduzierte sich bereits in der ersten Dekade nach der Wende die Wohlstandskluft zwischen Ost und West beträchtlich (Unterschiede existieren bis heute), auch der Abwanderungsdruck der Bevölkerung ist im Laufe der 1990er Jahre spürbar geringer geworden. In der Alltagswelt zeigen sich neue soziale, auf Einkommens- und Bildungsungleichheit beruhende Differenzierungen, ein neuer Mittelstand aus primär kleinen Selbstständigen hat sich ebenso gebildet, so dass die formale Anpassung der Sozialstruktur an westdeutsche Gegebenheiten vollzogen ist.<sup>182</sup> Bei näherem Hinsehen zeigen sich jedoch überall ostdeutsche Besonderheiten.

Die Zunahme individueller Optionen im Konsum-, Bildungs-, Wohnungs- und Kulturbereich seien hier nur erwähnt und nicht weiter ausgeführt. Die DDR-Lebenswelt erfuhr damit einerseits einen Zusammenbruch was ihre institutionellen Stützen in Arbeitswelt und politischer Steuerung anbetraf – sowie die dazu komplementär ausgebildete private ‚Nischengesellschaft‘. Andererseits eröffnete die Systemtransformation erhebliche, durch die Nutzung westlicher Medien vor der Wiedervereinigung bereits antizipierte Handlungsmöglichkeiten.<sup>183</sup> Abgefangen wurden die Zumutungen des Systemzusammenbruchs nicht nur durch eine hohe Leistungsbereitschaft, d. h. den Willen, sich auch unter neuen Umständen zu behaupten und private Ziele zu verwirklichen, sondern auch durch einen funktionierenden Zusammenhalt vor allem familiärer Netzwerke. Letztlich darf das Ausmaß umbruchartiger Veränderungen auch nicht überschätzt werden. Trotz der Allgegenwart von Arbeitslosigkeit zeigen sich im Erwerbsbereich ebenso nicht unerhebliche Kontinuitäten. So verblieben knapp 70% einer zwischen 1989 und 1993 untersuchten Kohorte annähernd im gleichen Beruf;<sup>184</sup> im Panel der Sächsischen Längsschnittstudie waren 2002 noch rund 40% der Befragten selbst nie arbeitslos gewesen (allerdings berichteten drei Viertel der Befragten von Arbeitslosigkeitserfahrungen in ihrem privaten Umfeld).<sup>185</sup>

---

<sup>180</sup> Zum Facettenreichtum des Transformationsprozesses vgl. Schroeder (2006), der neben den Bänden der *Kommission für die Erforschung des sozialen und politischen Wandels in den neuen Bundesländern* (KSPW) die bisher umfassendste Gesamtdarstellung zum Transformationsprozess in Ostdeutschland vorgelegt hat. Für den Überblick zur Systemtransformation vgl. weiterhin Rehberg (2006), Kollmorgen (2005).

<sup>181</sup> „Der soziale Zusammenhang, den die Betriebe vermittelt hatten, ist heute radikal gestört, entweder weil die Betriebe geschlossen wurden, pleite gemacht haben oder weil die wenigen Betriebe, die an ihre Stelle getreten sind, nun kapitalistische Betriebe sind, die keine Fonds für Sozialpolitik oder Kulturpolitik haben.“ (Zoll 1999a: 320)

<sup>182</sup> So wird etwa seit Beginn des neuen Jahrtausends in der Milieuforschung auf die Erstellung zweier für Ost und West getrennter Milieudarstellungen zugunsten einer integrativen Konzeption verzichtet. Auch in den letzten beiden Jugendstudien finden sich keine an der Ost/West-Differenz ausgerichteten Untersuchungen mehr.

<sup>183</sup> Hohe Arbeitslosigkeitsquoten bzw. erhebliche Lohndifferenzen zu Westdeutschland haben nicht zu einem Konsumstau nach der Wende geführt. Im Gegenteil, relativ schnell glich sich das Ausstattungsniveau der Haushalte an technischen Geräten, Möbeln und Autos an zwischen Ost und West an. Deutliche Differenzen zeigen sich aber nach wie vor beim Wohneigentum (vgl. Pollack 2000: 15).

<sup>184</sup> Schäfers (1996): 128

<sup>185</sup> Förster (2003): 15



Die Betroffenheiten durch den Transformationsprozess können nicht generalisiert oder für die ostdeutsche Bevölkerung als Ganzes beschrieben werden. Je nach Stellung im individuellen Lebenslauf, den erworbenen Qualifikationen und der politischen Vorbelastung waren die Spielräume für eine individuell erfolgreiche Bewältigung des Systemwechsels höchst unterschiedlich. Es zeigten sich deutliche Risikogruppen: Erstens die ‚Jungen Alten‘: „Die Bezeichnung Junge Alte soll auf einen Widersinn aufmerksam machen: die Verurteilung eines großen Teiles dieser noch Jungen, weil Erwerbsfähigen, zur Lebensform der Alten, zum Ruhestand, aber ohne dem gemäße finanzielle Basis.“<sup>186</sup> Diese Altersgruppe (rund um die Jahrgänge 1936-1941) verfügte auch im Westen über vergleichsweise schlechte Arbeitsmarktschancen, besetzten dort aber die maßgeblichen Positionen in Wirtschaft, Verwaltung, Medien, Politik, Wissenschaft und Kultur. Im Osten ist die weitgehende Verdrängung dieser Altersgruppe aus dem aktiven Berufsleben nicht nur eine Folge des rigorosen Arbeitsplatzabbaus, sondern auch des wendebedingten Elitewechsels.<sup>187</sup> 1993 war nur noch ein Drittel regulär in den ersten Arbeitsmarkt integriert, ein weiteres Drittel durch Vorruhestandsregelungen endgültig aus dem Erwerbsleben verabschiedet, und das letzte Drittel verteilt sich auf die Zahl der Arbeitslosen und jene, die sich in Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen sowie Umschulungen befanden.<sup>188</sup>

Zweite Risikogruppe sind all jene mit niedrigen formalen Bildungsqualifikationen (8. oder 9. Klassenabschluss), jene ohne Berufsausbildung, bzw. mit Berufen niedriger oder veralteter Qualifikation. Zahlreiche Berufe waren auf die Arbeitsbedingungen der DDR-Wirtschaft zugeschnitten und erlebten in der Systemtransformation die Entwertung ihrer Qualifikation und Erwerbsbiografie. Ganze Branchen (wie die sächsische Textilindustrie und der Bergbau) wie auch akademische Berufe, vor allem jüngere Linksinstruktuellen waren vom Zusammenbruch des DDR-Staats- und Parteiapparates sowie von der Umstrukturierung des Kultursektors betroffen. „Im Prinzip musste diese Gruppe nach den gesicherten Karrierechancen in der DDR regelrechte Abstürze im sozialen Raum hinnehmen und wurde anhand politischer Kriterien aus dem ersten Arbeitsmarkt weitestgehend ausgegrenzt.“<sup>189</sup> Erhebliche Statusseinbußen mussten auch die älteren Funktionsträger der sozialistischer Dienstklasse und Intelligenz hinnehmen; in hohem Umfang kam es in vielen Bereichen zu Elitezirkulation (v. a. Justiz, Wissenschaft, Militär, politische Funktionsträger); allerdings zeigen einzelne Studien, wie sanft im Einzelfall die Landung nach dem wendebedingten Absturz, bewirkt durch Verrentung oder kreative Nutzung von Kompetenzen und Kontakten, gelegentlich doch war.<sup>190</sup>

Drittens zeigen sich gravierende regionale Unterschiede in der Entwicklung innerhalb Ostdeutschlands 1990. Spätestens seit dem Gutachten des von Klaus von Dohnanyi geleiteten Gesprächskreises Ost der Bundesregierung von 2004 müsste in der Öffentlichkeit wie innerhalb der politischen Führung Klarheit über die Disparitäten in der regionalen Entwicklung in Ostdeutschland herrschen.<sup>191</sup> Sehr deutlich wird das Bild weniger Wachstumskerne oder Cluster (Dresden, Leipzig, Jena), vielfältige entwicklungsfähige Ansätze in einigen ländlichen Regionen, aber auch die kaum zu beseitigende Strukturschwäche in Teilen Mecklenburg-Vorpommerns, Sachsen-Anhalts und Brandenburgs gezeichnet. Hier hat sich ein Rückkopplungseffekt von Arbeitsplatzabbau, hohen Arbeitslosigkeitsraten bei hohem Anteil an Langzeitarbeitslosen, geringen Beschäftigungsaussichten, Bevölkerungs- und Kaufkraftschwund, geringen

---

<sup>186</sup> Ferchland/Ullrich (2000): 237

<sup>187</sup> ebd.

<sup>188</sup> ebd. S. 241

<sup>189</sup> Müller/Hofmann et al. (1997): 284

<sup>190</sup> Geißler (2006): 184ff.

<sup>191</sup> Vgl. von Dohnanyi/Most (2004)

Investitionen und Kappung administrativer, medizinischer und verkehrstechnischer Infrastruktur sowie mangelnden Anreizen etabliert.<sup>192</sup>

## Berufsfindung im Transformationsprozess

Mit der DDR sind auch typische Berufslaufbahnen, Arbeitsplatzgarantien und überschaubare berufliche wie private Entwicklungsmöglichkeiten und damit die gesamte institutionelle Stützung des DDR-Lebenslaufregimes untergegangen. Darauf bezogene Handlungsorientierung und Lebensplanung waren vielfach nicht mehr sozial anschlussfähig. Relevantes Handlungswissen für die erfolgreiche Bewältigung individueller Umbruchsituationen (Arbeitslosigkeit, Berufsfindung) konnte nur im biografischen Selbstversuch erworben werden. Erst im Zeitverlauf konnten sich Ostdeutsche explizite wie implizite Regeln und Konventionen der westdeutschen Sozialverfassung, der Wirtschafts- und Rechtsordnung aneignen – gleichzeitig entwickelten sich, wo es möglich war, spezifisch ostdeutsche habituelle Adaptationen (was bis heute zu einer nicht unerheblichen Differenz in der Alltagskultur, den Wertstrukturen, Wahlverhalten und politischen Kultur zwischen Ost- und Westdeutschland geführt hat). Biografische wie existenzielle Unsicherheit (aufgrund des hohen Arbeitslosigkeitsrisikos) blieben damit (zum Teil ebenfalls bis heute) dauerhafte Begleiter der ostdeutschen Lebensrealität.

Wie sich diese transformationsbedingten Effekte mit gleichgerichteten Auswirkungen sozialen Wandels auf die Jugendphase und Statusübergänge ins Erwachsenenleben in Westdeutschland zu einer generationenspezifischen Problemkonfiguration und Lagerung verbunden hat, machte die Jugendstudie der Deutschen Shell von 1997 deutlich. Rund die Hälfte aller Jugendlichen sah in drohender Arbeitslosigkeit das wichtigste Problem für den eigenen Lebenslauf, bei den älteren Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die zum Teil schon im Berufsleben standen, waren es fast zwei Drittel.<sup>193</sup>

Nach dem Ende der Vollbeschäftigungsgesellschaft (als ‚Krise der Arbeitsgesellschaft‘ reflektiert und diskutiert) manifestieren sich dessen Folgen in der (im zweiten Kapitel dargelegten) Lockerung der Statuspassagen zunächst an der zweiten Schwelle – in zunehmendem Maße für die besonders gering Qualifizierten auch an der ersten Schwelle – und damit in einer Problematisierung des gesamten Übergangsregimes. Münchmeier interpretiert dieses Durchschlagen der empfundenen Krise der Arbeitsgesellschaft auf die Jugend in dem Sinne, dass diese nicht mehr ausschließlich als Moratorium erlebt wird.

„Offensichtlich wird sie doch auch in ihrer Verknüpfung und Beziehung mit den folgenden biografischen Schritten gesehen. Der gelingende Übergang in die nachfolgende Phase des (auch) ökonomisch selbständigen Erwachsenseins ist aber ganz vorrangig abhängig von dem Sicheinfädeln in den Arbeitsmarkt.“<sup>194</sup>

Nachfolgende Jugendstudien belegen, wie die Statuspassage in die Arbeitswelt zum zentralen Thema der Jugendphase wird und häufige Anpassungsstrategie ist der Versuch der Höherqualifizierung. Die Mittlere Reife wird zum schulischen Minimalziel, das Abitur zum maßgeblichen Abschluss – Daten des

---

<sup>192</sup> Vgl. dazu Hauss/Land et al. (2006); Koch (2007)

<sup>193</sup> Münchmeier (1997): 279

Auch Studenten zeigten diese Problemwahrnehmung angesichts steigender Akademikerarbeitslosigkeit in den 90er Jahren und der allmählichen Lockerung der ohnehin weniger festgelegten Übergänge vom Studium in den Beruf (was sich im neuen Jahrhundert zumindest zur Wahrnehmung einer „Generation Praktikum“ ausweitete, auch wenn diese sich als solche empirisch nicht bestätigen ließ.

<sup>194</sup> Münchmeier (1997): 279f.

Statistischen Bundesamtes belegen für die 1990er Jahre bis über die Jahrtausendwende hinweg den stetigen Zustrom zur gymnasialen Oberstufe und zu den Hochschulen.<sup>195</sup>

In Ostdeutschland ließ sich die Angleichung an diese Entwicklung beobachten. Die Besuchsquoten des Gymnasiums hatten sich bereits 1993 dem westdeutschen Niveau angeglichen,<sup>196</sup> die Shell-Jugendstudie von 2002 berichtet von einer Quasizweiteilung in den ostdeutschen Bildungsambitionen: einerseits der enorme Drang zur gymnasialen Oberstufe, auf der anderen Seite das Anwachsen von Hauptschulabsolventen und Jugendlichen ohne Schulabschluss – wogegen die Realschule in der Mitte an Bedeutung verliert.<sup>197</sup> Insgesamt sind die ostdeutschen Bewältigungsstrategien der schwierigen Übergangsbedingungen stärker sicherheitsorientiert als im Westen. Das zeigte sich bereits kurz nach der Wiedervereinigung in stärker sicherheitsbezogenen und materialistischen Einstellungen gegenüber der Erwerbsarbeit (bei westdeutschen Jugendlichen dominierten nach wie vor Selbstentfaltungswerte),<sup>198</sup> weiterhin in der leicht stärkeren Bevorzugung der betrieblichen Ausbildung gegenüber dem Hochschulstudium bei Abiturienten als ‚Sicherheitsvariante‘.<sup>199</sup> Auch die Abwanderung in prosperierende westdeutsche Regionen, trotz der großen biografischen Veränderungen und Risiken, die damit einhergehen, kann als Strategie der Sicherung des gelingenden Übergangs in das Erwerbsleben verstanden werden.

Trotz dieses Anpassungsverhaltens erzeugten Deindustrialisierung, sektoraler Wandel und massiver Arbeitsplatzabbau erhebliche Friktionen im angestrebten Übergang ins Erwerbssystem. Vor allem jene Jugendliche, für die eine weiterführende schulische Ausbildung keine Option war, kamen – insofern sie nicht arbeitslos blieben – in überbetrieblichen Ausbildungsformen bzw. in Branchen mit starkem Überhang von Auszubildenden gegenüber den Beschäftigten und dem Fachkräftebedarf unter.<sup>200</sup> Für den weiteren Berufsweg waren diese Abschlüsse wenig wertvoll; es wurde die Übergangsproblematik nur von der ersten auf die zweite Schwelle verschoben. Zentral für das Arbeitslosigkeitsrisiko waren

<sup>195</sup> Konsortium Bildungsberichterstattung (2006): 27 Abb. B2-2

2003 war die Zahl der Gymnasiasten gegenüber 1992 um 10% gestiegen; die Zahl der Studenten sogar um 45%; hier zeigte sich ab 2004 ein drastischer Einbruch als Effekt der Studiengebühren für Langzeit- und Zweitstudenten.

<sup>196</sup> Geißler (2006): 294

Dabei ist gerade dieser Aspekt ein Beispiel für die zunehmend geringe Relevanz bzw. Unsinnigkeit und verfälschende Darstellung einer Ost-West-Differenzierung. Daten des 1. Bildungsberichtes der Bundesregierung zeigen hinsichtlich des Gymnasialbesuchs in der 7. Klasse weniger eine Ost-West als vielmehr eine Nord-Süd-Differenz zugunsten des Nordens – mit deutlichen Ausnahmen in süd- und westdeutschen Metropolen und Universitätsstädten (vgl. Konsortium Bildungsberichterstattung 2006: 62).

<sup>197</sup> Linssen/Leven et al. (2002): 66

<sup>198</sup> Allerdings sind die Prozentunterschiede zwar deutlich aber nicht gravierend, bewegen sich zwischen 2 und 7 Prozentpunkten (letzteres bei der materiellen Orientierung) und verweist insgesamt auf die große Ähnlichkeit in den Werthaltungen der Jugendlichen zur Erwerbsarbeit zwischen Ost und West Ende der 90er Jahre (siehe Fischer 2000: 295f.). Insgesamt ist die Einschätzung von Wertprofilen wie auch der Ost-West-Vergleich für die 1990er Jahre nicht unproblematisch. Es existiert eine Vielzahl von vor allem regional durchgeführten Studien, die aufgrund unterschiedlicher Grundgesamtheit zum Teil gegenläufige Ergebnisse erzielten. So ist auch die vielfach beschriebene und auch hier vertretene Ähnlichkeit in den Wertausprägungen zwischen ost- und westdeutschen Jugendlichen letztlich eine Frage der Interpretation, d. h. welche Bedeutung noch bestehenden Differenzen zugewiesen wird. Die hier herausgestellte Sicherheitsorientierung bezüglich des Arbeitsplatzes und des Berufs kann jedoch als allgemein typisch nicht nur für die ostdeutsche Jugend der 1990er Jahre betrachtet werden.

<sup>199</sup> Zwischen 5-7 Prozent beträgt der Unterschied in den Übergangsquoten der Abiturienten zu den Universitäten und Hochschulen zwischen den alten und neuen Bundesländern im Zeitraum 1995-2006 (vgl. Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung 2006: 100). In den 1990er Jahren war die Differenz noch erheblich größer: Nimmt man schulische und betriebliche Ausbildung zusammen, planten 40% der ostdeutschen Abiturienten einen Übergang in das Berufsausbildungssystem; im Westen sind es nur 24% (siehe: Steiner 2005: 25 und 39).

<sup>200</sup> Wagner/Sydow (1996): 103. Vor allem das Hotel- und Gaststättengewerbe wie die Bauwirtschaft bildeten erheblich über Bedarf aus (vgl. Grünert 2000).

nicht Persönlichkeitsfaktoren, sondern das regionale Angebot an Arbeitsplätzen bzw. regionale Entwicklungspotenziale. Mobilität und Flexibilität galten daher als wichtige Tugend zur Bewältigung der Statuspassage in Ausbildung und Erwerbsarbeit - vor allem in der ersten Phase der wirtschaftlichen Umstrukturierung.<sup>201</sup> In dieser Zeit fand nur rund ein Viertel aller Auszubildenden den Ausbildungsplatz seiner Wahl, für etwa ein Fünftel stellte er eine „Notlösung“ dar, dennoch war die Zufriedenheit unter den Auszubildenden relativ hoch – was als Nachwirkung der hohen normativen Wertigkeit, die Erwerbsarbeit in der DDR genoss, bewertet wird.<sup>202</sup>

Für Ostdeutschland gilt dabei, dass die Prekarisierung von Übergangswegen nicht allein ein jugendspezifisches Phänomen war, sondern die Wiedervereinigung für weite Bevölkerungskreise einen Einschnitt in die Erwerbsbiografie bedeutete, der je nach Ausgangslage und Ressourcenkonstellation mehr oder weniger positiv bewältigt wurde. Erfahrungen von Arbeitslosigkeit, Ungewissheit, Zukunftsangst waren sowohl unter der Jugend wie ihrer Elterngeneration weit verbreitet, etwa 50% aller Beschäftigten haben in den ersten Jahren nach der Wiedervereinigung die Arbeitsstelle gewechselt; rund 25% davon sogar das Berufsfeld. Der rapide sektorale Wandel drückt sich hier in der Verlagerung der Beschäftigungsstruktur hin zu Dienstleistungstätigkeiten und Selbstständigen aus.<sup>203</sup>

Was zu einer bis heute ‚typisch ostdeutschen Jugend‘ führt, ist nicht so sehr die Herkunft aus der DDR-Sozialisation, sondern die differenten Erfahrungen der Jugendlichen in Ost und West nach den Umbrüchen von 1989/90, bzw. im Transformationsprozess. Je nach Milieu oder Familiengeschichte sind hier Erfolgsgeschichten oder sozialer Abstieg, dauerhaft prekäre Situationen bzw. mehrfach von Arbeitslosigkeit geprägte Lebenslagen mit starkem Einfluss auf das Welt- und Gesellschaftsbild der Jugendlichen erfahren worden. Und das trifft nicht nur auf die ohnehin Benachteiligten zu, sondern mehr und mehr auch auf jene, „die aufgrund guter Bildungs- und Ausbildungszertifikate eigentlich die besten Chancen für einen Einstieg ins Erwerbsleben haben müssten, sich aber dennoch auf einer Zukunft in prekärer Lage einstellen müssen.“<sup>204</sup> Inwieweit es sich dabei um Effekte der Systemtransformation und damit der spezifisch ostdeutschen Lebenswirklichkeit handelt, die aus diesem Grund mit keiner ähnlich situierten sozialen Lage in Westdeutschland vergleichbar ist, - ob also die Ost-West-Differenz bezüglich grundlegender Lebenserfahrungen, Habitus- und Mentalitätsformen noch signifikante Unterschiede erzeugt – muss hier dahin gestellt bleiben. Qualitative Untersuchungen legen zumindest den Schluss nahe, das „existenzielle Verunsicherungen [...] die heute [2004 – I.B.] 20-jährigen DDR-Geborenen noch immer eher und härter als ihre westlichen Altersgefährten“ treffen.<sup>205</sup> Dies lässt sich auf die deutlich geringere materielle Absicherung in den Familien und den Bruch in den Erfahrungshorizonten zwischen Eltern und Jugendlichen und damit skeptischeren Mentalitäten zurückführen. Mit dem Systembruch verlor die Lebenserfahrung der Elterngeneration für die Bewältigung der Berufsfindung und des Berufseinstiegs der Nachwendejugend weitgehend an Bedeutung; wie selbst die Erfahrungen aus der

---

<sup>201</sup> Wagner/Sydow (1996): 104, Scheller (2005): 146

<sup>202</sup> Heinz (1996): 289

<sup>203</sup> Steiner (1997): 127. Berthold Vogel führt aus, dass vor allem die in den rückständigen, nicht konkurrenzfähigen Betrieben (Textilindustrie, Bergbau, teilweise Maschinen- und Fahrzeugbau, chemische Industrie) beschäftigte Industriearbeiterschaft massiv vom Arbeitsplatzabbau wie von der Entwertung ihrer beruflichen Qualifikationen betroffen ist und gleichzeitig mit das höchste Verbleibsrisiko in der Erwerbslosigkeit während der 90er Jahre hatte (vgl. Vogel 2000).

<sup>204</sup> Bürgel (2006): 170

Vor allem die Erfahrungen des Kampfes um Stuserhalt, wiederholte Auf- und Abstiege, Sorge um den Lebensunterhalt in der Elterngeneration macht eigentlich jene um 1980 Geborenen zu einer eigenen, ostdeutschen Jugendgeneration. Sie wurden von der Verarbeitung der Systemtransformation durch ihre Eltern intensiv geprägt.

<sup>205</sup> Bürgel (2004a): 22

frühen Transformationsphase vielfach wertlos geworden sind. Denn erst Ende der 1990er Jahre zeichnete sich eine Konsolidierung der ostdeutschen Verhältnisse ab, die einen kontinuierlichen Erfahrungsraum ermöglicht hätte. Absichtlich wird hier nur im Konjunktiv gesprochen, denn die erste Dekade des neuen Jahrhunderts ist wiederum von zahlreichen und tief greifenden Veränderungen in den wirtschaftlichen wie institutionellen Rahmenbedingungen der Lebensführung allgemein wie der Berufsfindung im Besonderen bestimmt gewesen, so dass eine gewisse Unsicherheit und Unabsehbarkeit individueller Lebensplanungen hoch wahrscheinlich sind. De facto muss die Neuregelung sozialer Sicherungssysteme in Deutschland im Zuge der ‚Agenda 2010‘ als Entsicherung verstanden werden, da sowohl hinsichtlich des Arbeitslosigkeitsrisikos wie der Gesundheitsversorgung nur noch das Niveau einer elementaren Grundsicherung angestrebt und erreicht wird. Im weiterhin verstärkten Streben nach hohen Bildungsabschlüssen und Berufen mit möglichst guten Beschäftigungsaussichten kann eine Reaktionsweise darauf gesehen werden.<sup>206</sup> Reformen in der Hochschulgesetzgebung konterkarieren allerdings diesen Trend. Die Einführung der Bachelor-/Masterstudiengänge brachte einerseits bis heute eine Verunsicherung unter den Studienanwärtern und Studenten, und andererseits eine Dequalifizierung des ersten berufsbefähigenden Studienabschlusses.<sup>207</sup> Auch die Einführung von Studiengebühren in einigen deutschen Bundesländern wird dazu beigetragen haben, dass die Studienanfängerzahl (als Anteil der Studierenden an der Gesamtbevölkerung gleichen Alters) seit 2003 abgenommen hat.<sup>208</sup>

Angesichts dieser Sozialisationsbedingungen im Transformationsprozess sind weiterhin bestehende Differenz in den Mentalitätsstrukturen zwischen ost- und westdeutschen Jugendlichen nicht überraschend. Sie sind im Wesentlichen im unterschiedlichen Grad der Identifikation mit dem Gesellschaftssystem und der Sozialverfassung der Bundesrepublik zu finden ist.

„Während also große Jugendstudien nach wie vor von einem nahezu abgeschlossenen Prozess der Anpassung jüngerer Ostdeutscher an westliche Lebensformen und -haltungen ausgehen, weisen Ergebnisse von Einzelstudien eher auf Differenzen in den Erfahrungspotenzialen hin und registrieren eine Zunahme kritischer Entfremdung gegenüber der vorgefundenen Gesellschaft.“<sup>209</sup>

Entsprechende Unterschiede zeigen sich während der gesamten Transformationsphase in den Daten zum Institutionenvertrauen und der Lebenszufriedenheit. Ostdeutsche stehen sowohl der Demokratie als Staatsform, wie der kapitalistischen Wirtschaftsordnung wesentlich kritischer bis ablehnender gegenüber als westdeutsche Bürger (siehe Abbildung 9).

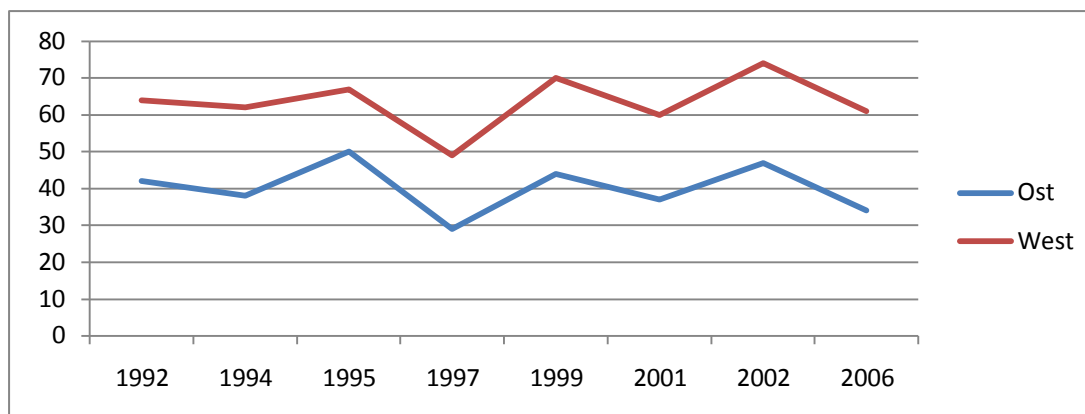
---

<sup>206</sup> Dem 2. Bildungsbericht in Deutschland zufolge ist in 80% der Landkreise die Gymnasialbeteiligung zwischen 2004 und 2008 gestiegen. In Ostdeutschland behinderte auch die allmähliche Verknappung des Schulangebots durch Schließung und Zusammenlegung von Gymnasien diesen Trend nicht (Autorengruppe Bildungsberichterstattung 2008: 64).

<sup>207</sup> Im Übergang zum Master wirkt bereits ein Selektionsmechanismus, da dieser durch das Berufsausbildungsförderungsgesetz nicht mehr finanziell gefördert wird; seine Realisierung daher von den persönlichen Ressourcen des Studenten abhängt. Generell wurde mit diesem System ein neuer Übergang im akademischen Bereich geschaffen, welche die gesamte Statuspassage ins Berufsleben zusätzlich erschwert, da er als Hemmnis subjektiver Bildungsaspirationen wirkt.

<sup>208</sup> Nach einem stetigen Anstieg seit Anfang der 90er Jahre von unter 30% (1995) auf fast 40% (2003) und dem Abfall auf etwa 35% im Jahr 2006 (Autorengruppe Bildungsberichterstattung 2008: 118).

<sup>209</sup> Bürgel (2006): 22

**Abbildung 9: Demokratiezufriedenheit in Ost- und Westdeutschland 1992-2006 (in %)**<sup>210</sup>

Ähnlich schwankend wie die Zufriedenheit mit der Demokratie erweisen sich die Zustimmungsraten zur Wirtschaftsordnung. In der Sächsischen Längsschnittstudie gaben 2002 gerade mal 33% der Befragten an, mit der sozialen Marktwirtschaft in Deutschland sehr zufrieden oder wenigstens zufrieden zu sein (der Höchstwert lag in dieser Studie 1994 bei 45%).<sup>211</sup> Gleichzeitig weist die Aussage, dass der Sozialismus eine gute, aber in der DDR schlecht ausgeführte Idee sei in Ostdeutschland seit 1998 eine Zustimmung von rund drei Viertel (auf Datenbasis des ALLBUS) auf (im Westen immerhin rund 50%).<sup>212</sup>

Was diese Daten ausweisen, ist eine grundlegende Differenz im Lebensgefühl und in der Einstellung zur deutschen Gesellschaft zwischen Ost und West und damit verschiedene Konstitutionsbedingungen für Mentalitätsräume, intergenerationellen Wissenstransfer und Strategien der Lebensplanung und Lebensführung. Weiterhin drücken sie weniger einen Mangel an Identifizierung mit der gegenwärtigen Bundesrepublik als vielmehr eine doppelte Identität sowohl als BRD- wie als DDR-Bürger aus.<sup>213</sup> Die sich zu dieser Personengruppe zählenden Ostdeutschen befinden sich nicht in einer systemopponenten und systemablehnenden Haltung (was durchaus negative Effekte auf den Vollzug von Statuspassagen haben kann), sondern tragen andere Wünsche und Erwartungen an eine Demokratie heran als Westdeutsche. So wird dem Gleichheits- und Sicherheitsmotiv in Ostdeutschland über den gesamten Nachwende-Zeitraum wesentlich mehr Gewicht bezüglich der grundlegenden Ausrichtung der Staatsform zugesprochen: Ostdeutsche denken eher an eine Umverteilungs- denn an eine Leistungsdemokratie.<sup>214</sup>

Wie sich dies empirisch auswirkt, ist inzwischen vom Jenaer Sonderforschungsbereich 580 zum Systemwechsel in qualitativen Studien gut untersucht und dokumentiert. So zeichnen sich unterschiedliche Generationenfiguren ab, je nachdem in welcher Phase der individuellen Biografie der Einschnitt der Systemtransformation erfolgte. Danach wird zwischen den um 1970 und 1980 Geborenen ein

<sup>210</sup> Statistisches Bundesamt (2008): 397, Abb. 1

<sup>211</sup> Förster (2003): 10, vgl. auch die Daten für die 90er Jahre in Gensicke (1998): 186, Abb. 95

<sup>212</sup> Statistisches Bundesamt (2008): 398, Abb. 2

<sup>213</sup> Vgl. Pollack/Pickel (1998), Förster (2003): 12. Auch in der jüngsten Veröffentlichung zu dieser Panelstudie zeigt sich dieser Effekt deutlich. „Die in der DDR erfahrene Sozialisation hat bis in die Gegenwart nachhaltige Langzeitwirkungen“, (Berth/Förster et al. 2010: 190). Und in dem Maße, wie diese Generation der Jugend der 1980er Jahre selbst in einer gewissen Distanz zum bundesrepublikanischen Gesellschaftssystem bleiben, erzeugen sie damit einen diese Einstellungen transportierenden Sozialisationskontext für ihre Kinder, so dass sich diese „doppelte Identifizierung“ weiter auswirken kann. Der Sozialisationskontext der DDR-Gesellschaft wird sich daher nicht im Übergang zur ersten Nach-Wende-Generation abschleifen, sondern für längere Zeit noch disparate Bedingungen des Aufwachsens in Ost und West erzeugen.

<sup>214</sup> Gensicke (1998): 176

Schnitt vermutet, „der unterschiedliche Prägungsereignisse und soziale Erfahrungen voneinander trennt.“<sup>215</sup> Erstere sind zwar stärker durch die Lebenswirklichkeit der DDR geprägt, allerdings gehörten sie zu der wenig persönlich an die DDR gebundenen Jugend der 1980er Jahre. Sie haben den Ausbruch aus den Beschränkungen der DDR zum intensiven Konsum, zur Reisetätigkeit und Verfolgen individueller Bildungsaspirationen sowie zum Einstieg in sich in den 1990er Jahren etablierende Wirtschaftsstruktur genutzt. Sie machten das „Konzept der nachholenden Modernisierung nach westlichem Vorbild zum individuellen Lebensprogramm“<sup>216</sup> und ihnen gelang, anders als ihren Eltern, im Wesentlichen die Ankunft in der westlichen Kultur.

„Im Unterschied dazu zeichnen sich unter den jüngeren, um 1980 Geborenen häufig lange pubertäre Latenzphasen und fortwährende Anhänglichkeiten an ihre Herkunftsmilieus ab. Mangel, gesellschaftliche Erstarrung und Ummauerung kommen in ihren Erinnerungen an die DDR kaum mehr vor. Statt dessen schrieb sich das frühe und plötzliche Verschwinden ihrer Kindheitswelt als Prägungserlebnis in ihr Gedächtnis ein. Als Pubertierende beobachteten sie die Traumata einer überstürzten gesellschaftlichen Transformation, erlebten die Orientierungskrisen ihrer Eltern und Lehrer, das strukturelle Umbau-Chaos in den Schulen und den Zerfall der schützenden sozialen Netzwerke. [...] Als Heranwachsende sahen oder sehen sie sich mit einer Welt konfrontiert, in der sich die Ungewissheiten verdichten.“<sup>217</sup>

Empirisch zeigt sich letztlich aber ein sehr differenziertes Bild; die hier zitierte Passage trifft wohl eher auf die Bildungsjugend einer prosperierenden Gegend Ostdeutschlands zu, als für die Herausforderungen des sich entvölkernden ländlichen Raumes typisch zu sein. Aber sie verdeutlicht, wie Sozialisationskontexte und herausragende Lebensereignisse Geburtskohorte zu einer Generation mit einem sie einenden Erfahrungshorizont zusammenfügen können.

Christine Steiner hat für die 90er Jahre die Übergangswege in die Erwerbsarbeit unter ostdeutschen Jugendlichen untersucht und folgende Typologie ermittelt, die hier beispielhaft angeführt wird.<sup>218</sup>

1. Krisenmanagement-Interpretation: opportunistische Anpassung an die gegebenen Umstände zur bestmöglichen Bewältigung der Berufsfindungsproblematik,
2. Gewohnheits-Traditions-Interpretation: Fortführung milieuspezifischer Lebensführungsmuster,
3. Sinnsucher-Interpretation: Rückgriff auf Traditionen aber neue Akzentuierung und ggf. Modifizierung – Anpassung an die jeweils eigene Situation.

Entgegen den jüngsten Studien des Jenaer Sonderforschungsbereichs entwirft Steiner für die 1990er Jahre eine andere Sicht auf Berufsfindungsprozesse in Ostdeutschland. Demnach waren diese viel weniger mit Unsicherheit und Orientierungslosigkeit behaftet, als angesichts der massiven Umbruchserfahrungen zu vermuten gewesen wäre.<sup>219</sup> So zeigt sich eher die Diskrepanz zwischen einem die gesamtgesellschaftliche Lage relativ negativ einschätzende Unsicherheitsbewusstsein<sup>220</sup> und einer deutlich höheren Zufriedenheit mit den subjektiven Lebensbedingungen und der nahen Zukunftserwartung.<sup>221</sup> Sicherheitsbezogene Strategien dominierten daher das Bewältigungshandeln in der

<sup>215</sup> Bürgel (2004b): 23

<sup>216</sup> Ebd.

<sup>217</sup> Ebd.

<sup>218</sup> Steiner (2005): 53

<sup>219</sup> Ebd. S. 48

<sup>220</sup> Scheller (2005): 150

<sup>221</sup> Vgl. Schroeder (2006): 523

Es ist ein sich bei zahlreichen Indikatoren zeigendes Phänomen, dass Ostdeutsche ihre persönliche Situation anders bewerten als die allgemeinen Lebensbedingungen. So zeigt sich konstant über den gesamten Nachwendzeitraum eine höhere Unzufriedenheit der Ostdeutschen mit dem westdeutschen Gesellschaftssystem (Verhandlungsdemokratie, soziale Marktwirtschaft) als bei den Westdeutschen (natürlich variieren Zustimmungsraten über den Zeit-

Umbruchszeit hinsichtlich der Lebensplanung und der Berufsfindung. Die Intensität von Berufsfindungsprozessen in den 90er Jahren war laut Scheller höher als in Westdeutschland; konkrete Berufsziele waren in höherem Umfang vorhanden und wurden auch stringenter verfolgt.<sup>222</sup> Ebenfalls zeigte sich nach der Wende eine stärker milieudäquate Berufswahl, was ebenfalls als Anpassungsleistung an die besonderen Bedingungen im Sinne einer Statussicherung interpretiert werden kann.<sup>223</sup> Steiners Typologie erfasst heuristisch die Spannbreite möglicher Bewältigungsstile, eine quantitative Erfassung hat sie nicht beabsichtigt und für diese Untersuchung genügt dieses Modell, auch wenn es auf Daten der 90er Jahre basiert. Es kann daher nicht einfach für eine gegenwärtige Untersuchung übernommen werden, weist aber zumindest den Horizont der unterschiedlichen Bewältigungsmodi aus, vergleichbar der Typologie von Lebensführungsstilen, wie sie die 15. Shell-Jugendstudie gebildet hat (siehe unten Tabelle 12). Dort findet sich dichotomisch eine Gegenüberstellung zwischen zwei den gegenwärtigen Lebensbedingungen adäquaten Handlungsmodi und zwei in denen um das Mithalten in der Leistungsgesellschaft gerungen werden muss. Quantitative Daten zeigen hier nur geringfügige Unterschiede zwischen ost- und westdeutschen Jugendlichen (die beiden positiv zu wertenden Typen vereinigen im Osten 56% und im Westen 52% der Jugendlichen auf sich<sup>224</sup>); allerdings gibt es unter ostdeutschen Jugendlichen relativ mehr „Macher“, also jene Gruppe die aktiv und erfolgreich ihre Lebensaufgaben und Alltagsbewältigung bewerkstelligen.<sup>225</sup> Auch bei den Studenten zeigt sich, der Shell-Studie zufolge, eine deutlichere Verschiebung hin zu Pragmatismus, d. h. weg von Identitätsfindungs- und Selbstverwirklichungsprojekten in unterschiedlichen Formen des gesellschaftlichen Engagements oder jenseits der Leistungserwartungen der Hochschule, hin zu einer Orientierung auf das Studium und den Übergang in die Erwerbsarbeit. Der Rückgang der „Macher“ unter den Auszubildenden, ihre Umverteilung auf passivere und prekäre Stile der „Unauffälligen“ und „Materialisten“ weist auf die Zone der Prekariät hin, zumal sich hier deutliche Bildungseffekte zeigen, vorwiegend Haupt- und Realschulabsolventen

---

raum, aber der Abstand bleibt signifikant). Dennoch ist damit auch ein Bewusstsein und eine Wertschätzung für die nach der Wende erlebten Verbesserungen verbunden. Für die Erklärung dieser Diskrepanz spielen die Beurteilungsmaßstäbe eine gewichtige Rolle, die sowohl im Westen wie im Osten nicht durch die aktuelle persönliche Lebenslage determiniert (im Sinne einer starken, direkten Abhängigkeit) sind. Wird im Westen der freiheitlichen und marktwirtschaftlichen Gesellschaftsordnung auch in Krisenzeiten noch Zustimmung zuteil, erfährt dieselbe Ordnung im Osten selbst von denen Ablehnung, die hohe Berufspositionen und sichere Einkommensverhältnisse aufweisen (ebd. S. 522). Referenzpunkt für die jeweiligen Beurteilungen sind unterschiedliche Gesellschaftsauffassungen und damit verbundene Vorstellungen von sozialer Gerechtigkeit, was zu einer höheren Wertschätzung der Ergebnisgleichheit in Ostdeutschland bei gleichzeitiger Zurückstellung der Leistungsgerechtigkeit führt. Insgesamt ist die Einstellung zur Bundesrepublik der ostdeutschen Bevölkerung auch außerhalb des DDR-nostalgischen Milieus in weiten Teilen notwendig ambivalent, da sowohl Gewinne wie Verluste nach der Wende bilanziert werden können (daher ist der Effekt bei der Nachwendegeneration am geringsten). Heiner Meulemann hat dies wie folgt zusammengefasst: „Die Ostdeutschen trauern der DDR nach und sind froh, ihr entronnen zu sein; sie finden die alte Ordnung gut und wissen, dass sie durch die neue gewonnen haben. Die Bindung an die alte Ordnung ist keineswegs durchgängig in Ostdeutschland höher, aber sie drängt durchgängig das Leistungsprinzip zugunsten der Ergebnisgleichheit zurück“ (Meulemann zitiert nach Schroeder 2006: 520).

<sup>222</sup> Scherger (2007): 338

<sup>223</sup> Steiner (2005): 48

<sup>224</sup> Jugendwerk der Deutschen Shell (2006): 194

Gleichzeitig gibt es weniger „Unauffällige“ und auch weniger „Materialisten“ als zum Vergleichszeitpunkt 2002 so dass hier durchaus eine positive Entwicklung abzulesen ist.

<sup>225</sup> Hörz und Richter beziehen diesen Fakt in ihre These von der „Verfleißigung Ost“ ein, in dem sie den Transformationsgewinnern unter den Ostdeutschen eine stärkere Erwerbsorientierung in dem Sinne zugestehen, dass sie bereit sind, für Erwerbsarbeit größere biografische Kosten auf sich zu nehmen (Einschränkungen in Privatleben, Freizeit) und auch prekären Arbeitsverhältnissen und Mobilitäts- sowie Flexibilitätsanforderungen offener gegenüberstehen als Westdeutsche (Hörz/Richter 2010: 359f.). Zurückgeführt wird dieser Umstand auf die ideologische Überhöhung der Arbeit in der DDR.



davon betroffen sind.<sup>226</sup> Aus diesen Daten spricht, wie wenig Identitätsfindungsprozesse gegenwärtig Kernthema und Grundproblematik von Jugendverläufen sind, sondern „Arbeitslosigkeit, finanzielle Sorgen, Leistungsdruck und Zukunftsangst“<sup>227</sup> und zwar in beiden Landesteilen, in Ostdeutschland jedoch etwas stärker ausgeprägt.

Die strukturelle Ausgangssituation ist damit für ost- wie westdeutsche Jugendliche ähnlich, der Hauptunterschied zwischen den Sozialisationsbedingungen in Ost und West bezogen auf Berufsfindungsprozesse besteht in den völlig divergierenden Erfahrungshintergründen. Im Westen breiteten sich Unsicherheitserfahrungen recht langsam aus, mit starken regionalen und branchenspezifischen Schwankungen, und selbst gegenwärtig gewährt der über Jahrzehnte akkumulierte Wohlstand westdeutscher Familien ein in Ostdeutschland kaum anzutreffendes Sicherheitsbewusstsein. Ostdeutsche Jugendliche haben hingegen den Systemzusammenbruch bzw. die massiven Umbruchserfahrungen selbst erlebt, und Arbeitslosigkeit, Zukunftssorgen und das Problematisieren von Bewältigungsstrategien (berufliche und geografische Mobilität) waren unabhängig von der beruflichen und ökonomischen Situation der Eltern in allen Milieus allgegenwärtig, dominierten die öffentliche Wahrnehmung wie das geistige Klima in Ostdeutschland.

Exakter lassen sich ostdeutsche Berufsfindungsprozesse nicht kontextualisieren. Dem Einfluss der spezifischen Situiertheit in die ostdeutsche Transformationslandschaft soll in der Auswertung der Interviews nachgegangen werden, kann aufgrund der fehlenden Vergleichsgruppe aber nicht systematisch Untersuchungsgegenstand sein. So werde ich mich auf Bezugnahmen zu den hier getätigten Ausführungen beschränken.<sup>228</sup>

### 2.3 Rekonzeptionalisierung in Übergangs- und Lebensverlaufsforschung

#### Neue Lebensphasen: „junge Erwachsene“ und „Postadoleszenz“

Die bisherigen Ausführungen zur Transformation der industriegesellschaftlichen Normalbiografie können auch als Dekonstruktion der soziologischen Vorstellung von *Jugend* und *Erwachsensein*, wie sie in klassischen Sozialisierungstheorien formuliert sind, gelesen werden. Als distinkt identifizierbare Lebensphase scheint die Annahme eines zeitlich abgrenzbaren Übergangsgeschehens zwischen diesen Phasen aufgrund des Verschwimmens ihrer Bestimmungskriterien nicht mehr angemessen. Was für eine gro-

<sup>226</sup> Jugendwerk der Deutschen Shell (2006): 194

<sup>227</sup> Schubarth/Speck (2010): 164

<sup>228</sup> Der Verzicht auf eine solche Vergleichsgruppe stellt dabei nicht nur eine methodologische Unzulänglichkeit dieser Arbeit dar. Vielmehr verbirgt sich dahinter die Überzeugung, dass zwanzig Jahre nach der Wende sich der Erklärungswert der Ost-Westdifferenz nicht mehr von selbst legitimiert. Das heißt, Ost-West-Differenzen können erst dann als fundiert gelten, wenn sie auf parallelen Regionalstudien beruhen, die Differenzen zwischen den Regionen Deutschlands untersuchen. Hier würde sich der Erkenntnis- und Erklärungswert der Ost-West-Differenzierung im Verhältnis zu anderen regionalen Relationen ablesen lassen. Das meint keine forschungspolitische Verabschiedung des Themas Ostdeutschland, wie Kollmorgen schon 2003 befürchtete (vgl. Kollmorgen 2003), sondern den methodisch ambitionierten Versuch, gesamtgesellschaftliche Transformationsprozesse und ostdeutsche Spezifika gleichzeitig in den Blick zunehmen. Wie die These vom „doppelten Transformationsprozess“ aufzeigt (vgl. Ostermann/Rehberg et al. 2006: 41) und auch hier in dieser Arbeit zu entwickeln versucht wurde, nähern sich ostdeutsche Verhältnisse nicht einem unverändert bleibenden Westdeutschland an, sondern es entwickelt sich eine neue Republik. Zweifelsohne gleicht diese mehr der alten BRD (schon allein wg. der Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung) – ist von dieser aber in vielerlei Hinsicht auch meilenweit entfernt (vgl. exemplarisch Jesse 2008, die Zeitgeschichts- und Sozialforschung hat erst damit begonnen, diesen Wandel in systematischen Darstellungen zu beschreiben).

be, strukturorientierte Beschreibung von Lebensverläufen in modernen Gegenwartsgesellschaften noch ausreichen mag, vernachlässigt doch letztlich die Buntheit der sozialen Wirklichkeit, die sich hinter und in diesem groben Raster verbirgt. Zudem birgt diese Sichtweise immer die Gefahr der normativen Persistenz der ‚Normalbiografie‘ aufzusitzen. So sehr diese noch in einzelnen sozialen Milieus verankert und Struktur prägend ist, muss in einer objektivierenden, strukturellen Betrachtung davon abgesehen werden.

Was bedeuten die bisherigen Ausführungen zu Veränderungen in der Phasenstruktur und inneren Kausalität von Lebensverläufen für die wissenschaftliche Reflexion darüber? Lassen sie sich noch in das klassische vierteilige Schema – Kindheit, Jugend, Erwachsenenalter, Alter – integrieren? Mehrheitlich hat die Forschung an diesem Denkschema festgehalten und versucht, die Wandlungsprozesse bezüglich des Übergangsregimes von der Jugend zum Erwachsenenalter über die Einführung neuer, bzw. Differenzierung bisheriger Lebensphasen einzupassen.

Vor allem das Erwachsenenleben erfuhr, wenn auch eher im heuristischen Sinne eine Binnendifferenzierung in junges, mittleres und spätes Erwachsenenalter, welche dann zusätzlich von der eigentlichen Altersphase wie auch von der Jugend unterschieden werden.<sup>229</sup> Eine solche Differenzierung bietet sich an, da je nach Lebensalter unterschiedliche Lebensaufgaben zu bewältigen bzw. Lebenssituationen typisch sind, wie sie in den Konzeptionen der Entwicklungsaufgaben, oder der Entwicklungstheorie von Erikson beispielhaft dargelegt sind.<sup>230</sup>

Die Einführung oder „Entdeckung“ des jungen Erwachsenenalters versucht die verlängerten Übergangszeiten hin zu einem arrivierten Erwachsenenstatus theoretisch einzuholen. Sie geschah in der zweiten Hälfte der 80er Jahre parallel zur intensivierten Wahrnehmung gesellschaftlicher Wandlungsprozesse der Entgrenzung und Flexibilisierung im Übergang zur Wissensgesellschaft und zum Informationszeitalter,<sup>231</sup> um der besonderen Lebenssituation zwischen eigentlich abgeschlossener Jugend (Schulabschluss) und verzögertem (dauerhaften) Berufseinstieg gerecht zu werden.

Der amerikanische Psychologe Robert J. Havighurst lokalisiert das *junge Erwachsenenalter* zwischen dem 18. und dem 30. Lebensjahr; Newman & Newman zwischen dem 22. und dem 34. Lebensjahr.<sup>232</sup> Hurrelmann, aber auch andere Autoren, verlängern hingegen die eigentliche Jugendphase selbst bis ins dritte Lebensjahrzehnt hinein, bei vergleichbarer Konzeption der relevanten Lebensaufgaben für diese Zeit.<sup>233</sup> Es scheint also ein doppelter Zugriff auf die Phase zwischen dem 20. und 30. Lebensjahr möglich zu sein. Der ‚junge Erwachsene‘ ist zwischen Jugend und Erwachsensein eingeklemmt, bzw. kann diese Lebenslage beiden Lebensphasen zugeordnet werden. Insofern wirken ‚junge Erwachsene‘ wie eine Fremdgruppe zwischen den beiden Lebensphasen, wobei die Individuen ihre Zugehörigkeit selbst situations- und kontextspezifisch artikulieren. Handlungslogisch nehmen sie oft Verhaltensstile und Handlungslogiken in Anspruch, die eher für Jugendliche typisch sind – eben vor allem das Nicht-Festgelegt-Werden. Gleichzeitig pflegen sie aber eine Abgrenzung gegenüber eindeutigen Jugendkulturen oder Angeboten, die sich direkt an Jugendliche wenden. Ebenso deutlich ist aber auch die Abgrenzung gegenüber Erwachsenen und deren kultureller Formen. „In vielen Fällen kultivieren sie eine Dis-

---

<sup>229</sup> Nittel (2006): 330, Sackmann (2007) hingegen verzichtet auf weitere Differenzierung und bleibt bei einem Vier-Phasen-Modell.

<sup>230</sup> Erikson (1973)

<sup>231</sup> Walther (2008): 10

<sup>232</sup> Thalmann-Hereth (2001): 217f.

<sup>233</sup> Hurrelmann (2004): 41, Sackmann (2007): 90ff.

tanzierung von einem als ein- und festgefahren erlebten Erwachsenenstatus oder definieren Erwachsensein um – als Autonomie und Verantwortung für das eigene Leben anstatt als sozialer Status.“<sup>234</sup>

Lebensphasen werden damit selbst als soziale Konstrukte enthüllt. So ist nicht nur offen, wann Jugendliche heute erwachsen werden, ebenso unbekannt ist, wie dieses Erwachsensein aussehen mag. Die hier aufgezeigten Veränderungen in Übernahme von sozialen Rollen wie des Timings von sozialen Übergängen verdeutlichen die Gestaltwandlung der Lebensphasen. Im dritten Kapitel wird ausgeführt, wie der Konflikt zwischen Kriegs- und Nachkriegssituation zu einem habituellen und alltagskulturellen Bruch zwischen beiden Generationen geführt hat, mit erheblichen Auswirkungen auf die Lebensplanung und Lebensführung (zumindest temporäre Abkehr von Ehe und dauerhaften Partnerschaften, Lösung von der Fixiertheit auf Erwerbsarbeit, Distanzierung von der als spießbürgerlich titulierten Anständigkeit und Konventionalität von etablierten Umgangsformen und Konsumstilen der Erwachsenenwelt). In seiner Radikalität verwirklichte sich dieser Ausbruch aus der empfundenen Enge westdeutscher Nachkriegsverhältnisse nicht, veränderte dennoch über längere Studienzeiten und spezifische Berufsorientierungen, Experimentieren mit Beziehungs- und Familienformen, Verzicht auf eigene Kinder bzw. neue Wege in der Kindererziehung das Gesicht sowohl von Jugend wie vom Erwachsensein.

In der Sozialisationsforschung reagierte man auf diese Veränderungsprozesse mit der Einführung einer weiteren, als Postadoleszenz bezeichneten, Entwicklungsphase nach der Adoleszenz, um diese selbst nicht ungebührlich zeitlich überdehnen zu müssen. Der Begriff selbst entstammt eigentlich der psychoanalytischen Entwicklungstheorie, wurde jedoch in den 60er und 70er Jahre für die Sozialwissenschaften adaptiert<sup>235</sup> und beruht auf der Annahme eines veränderten Sozialisationsmodus, mit dem sich jene

„prinzipiengeleitete Flexibilität im Umgang mit äußeren Anforderungen und Rollenkonflikten breit durchsetzt, deren hochkomplexe Gesellschaften zur Organisation des Persönlichkeitssystems unabdingbar bedürfen und die den traditionellen autoritätsfixierten Zwangscharakter ablöst. Postadoleszenz kann in besonderer Weise als Folge der zeitlichen Ausdehnung von Ausbildungszeiten und Übergangsprozessen in das Beschäftigungssystem begriffen werden“.<sup>236</sup>

Postadoleszenz als Phase verlängerter Übergangszeit ins Berufsleben – und damit ein in Grenzen verlängertes Jugendmoratorium (so auch die minimale Definition von Zinnecker<sup>237</sup>) - vernachlässigt jedoch die psychosoziale Komponente der Identitäts- und Selbstentwicklung, deren vorläufiger Abschluss ebenfalls noch in diese Phase fällt und aufgrund gesellschaftlicher Wandlungsprozesse eben nicht mehr in der Adoleszenz bewältigt werden kann.

„Postadoleszenz kann als biografische Lebensphase charakterisiert werden, in der sich in unterschiedlichen Lebensbereichen (Wohnen, Beruf, Partnerschaft, Familiengründung etc.) eine wachsende Verselbständigung junger Menschen vollzieht und Korrelate des Erwachsenenstatus erworben werden,“<sup>238</sup>

wobei meist finanzielle Abhängigkeit vom Elternhaus, von sozialstaatlichen Leistungen oder von geringfügiger Beschäftigung besteht. Insofern ist auch die langfristige Lebensplanung grundsätzlich offen und variabel; zu finden ist vielmehr eine Verlängerung jugendtypischer Lebenslagen, Aufgaben und Problemstellungen auf Lebensalter, welche noch vor Jahrzehnten dem Erwachsenenalter zugewiesen

---

<sup>234</sup> Walther (2008): 20

<sup>235</sup> Vgl. Blos (1980), Döbert/Nunner-Winkler (1975)

<sup>236</sup> Baethge (1989): 157

<sup>237</sup> Zinnecker (1982): 100ff.

<sup>238</sup> Ferchhoff (2007): 88, Hervorhebungen im Original

worden wären. Postadoleszenz erscheint als funktionales Erfordernis hinsichtlich des Vergesellschaftungsmodus in modernen Gesellschaften (Bewältigung höherer gesellschaftlicher Komplexität) und bezüglich der inneren Kausalität des Lebenslaufs als Entwicklungszusammenhang.

Schon der amerikanische Soziologe Kenneth Keniston prognostizierte in den 60er Jahren die wachsende Dominanz verlängerter Jugendverläufe – und damit eine Zunahme derjenigen, die eine Postadoleszenz als Lebensphase durchleben werden.<sup>239</sup> Die oben angeführten Daten zur Bildungsexpansion, der generellen Höherqualifizierung der Mittelschichten und damit insgesamt längere Ausbildungszeiten scheinen diese Prognose zu bestätigen, vernachlässigt jedoch die Tatsache, dass es nach wie vor kürzere Jugendverläufe gibt.

Schichtspezifische und damit in ihrer Dauer stark unterschiedliche Lebensverläufe sind für Periodisierungsversuche problematisch, stärker wiegt jedoch die Schwierigkeit, Kriterien für Anfang und Ende von Lebensphasen formulieren. Die obigen Ausführungen haben deutlich gemacht, dass genau hier das entscheidende theoretische wie empirische Problem zu finden ist. Mit den Begriffen ‚Entstrukturierung‘ oder ‚Entgrenzung‘ werden Ausuferung der Jugendphase zur Kindheit wie zum Erwachsenenalter hinein lebhaft diskutiert. „Kindheit, Jugend und Erwachsenenalter werden als Phasen durchlässiger, aber auch fragiler, gehen zuweilen ineinander über und vermischen sich dabei auf paradoxe Weise.“<sup>240</sup>

Unter dieser Perspektive erscheint dann auch jede Vorstellung von Übergang oder Statuspassage als problematisch. Wie kann noch davon gesprochen werden, wenn der Übergang ins Erwachsenenleben gemessen an den dafür konstitutiven Indikatoren vielleicht nie abgeschlossen wird oder (in Teilen) reversibel ist; oder anders ausgedrückt: typische Probleme der Jugendzeit (Partnersuche, Arbeitslosigkeit bzw. berufliche Neuorientierung, Autonomiebeschränkungen) heutzutage auch den Erwachsenen begleiten? Mühen Lebensverläufe überhaupt je in ein stabiles Erwachsenenstadium oder weist dieses wiederkehrend eigentlich jugendtypische Problemkonstellationen auf, wie Hurrelmann vermutet: So „werden die jugendtypischen Lebensmuster zum Paradigma der Lebensführung in modernen westlichen Gesellschaften.“<sup>241</sup> Wenn ohnehin nicht von *der* Jugend gesprochen werden kann, weil sich die schicht- oder milieuspezifischen Verläufe nicht auf einen Nenner bringen lassen, empfiehlt es sich da – im Versuch wissenschaftlich exakter Bestimmung des Untersuchungsfeldes - überhaupt von Jugend oder Erwachsenenalter als Lebensphase zu sprechen?

In der Jugendforschung wird die Konsequenz gezogen, Jugend und damit auch Erwachsenenalter neu zu konzeptionalisieren. Vom normativen und transitorischen Jugendkonzept (Parsons, Eisenstadt), wie auch von der Vorstellung von Jugend als Moratorium (Erikson) wird ebenso Abschied genommen (siehe unten), wie überhaupt von einer funktionalen Bestimmung der Jugend als Vorbereitung auf das Erwachsenenalter. Jugendliche Praktiken sind daher eher als „Kampf um Anerkennung und Subjektivität zu interpretieren, in dem es darum geht, unter Bedingungen einer (diffusen und) fragmentierten Sozialität das Gefühl subjektiver Kohärenz und eigener Handlungsfähigkeit herzustellen bzw. aufrechtzuerhalten.“<sup>242</sup> Hauptaufgabe für die Jugendlichen besteht darin, in einer Welt von Enttraditionalisierung, normativer und kultureller Pluralisierung und Differenzierung, Aufweichung von Institutionen und der „dadurch bedingten Ungewissheit der subjektiven Bedeutung von Erfahrungen den vielfältigen Erfahrungen Sinn abzugewinnen und diese in eine halbwegs kohärente Selbstbildung zu integrie-

---

<sup>239</sup> Baethge (1989): 159

<sup>240</sup> Ferchhoff (2007): 93

<sup>241</sup> Hurrelmann (2004): 42, siehe auch Ferchhoff (2007): 94

<sup>242</sup> Ferchhoff (2007): 96

ren“.<sup>243</sup> Das heißt nicht, dass Jugend nicht auch noch Züge von Transition oder eines Moratoriums zeigt, wohl aber vermischen sich Charakteristika von Jugend und Erwachsensein. Die Konzentration auf ‚Festlegungen‘ irgendeiner Art wird zugunsten der Verlaufsperspektive und der Ausweitung des Sozialisationsgedankens auf die gesamte Lebensspanne aufgegeben.<sup>244</sup>

## Verlaufsform und Prozesslogik des Übergangsgeschehens

Die intensive Auseinandersetzung mit Empirie und Normativität von Lebensverlaufs-, Biografie- und Übergangsforschung diene der Sensibilisierung für die Pluralität gegenwärtiger Lebens- und i. e. S. Jugendverläufe, die eben nicht vorschnell mittels der Unterscheidung „gelungen/nicht-gelungen“ strukturiert werden sollte. Jene damit verbundene implizite oder explizite Moralisierung und Normierung birgt die Gefahr, weite Teile der Empirie als mehr oder weniger defizitär, als problematisch, ‚krisenhaft‘ oder anderweitig besorgniserregend anzusehen und in therapeutische oder sozialpädagogische Hilfediskurse oder entsprechende Interpretationsmuster einmünden zu lassen. Wenn sich im empirischen Material genau diese Perspektive des subjektiv empfundenen Scheiterns bzw. der krisenhaften Entwicklung der individuellen Biografie wiederfinden lässt, verweist dies auf die Deutungsmacht des institutionalisierten Lebenslaufmusters und seinen institutionellen Stützen in der Gesellschaft, sollte aber nicht zur Übernahme dieser Sichtweise animieren.

Mit alltagsweltlichem Blick der ‚natürlichen Einstellung‘ fällt diese Distanzierung schwer, da hier ins Zentrum der Untersuchung gestellten Lebensverläufe stark von einer lebensweltlich verankerten Normalitätsvorstellung über Biografieverläufe abweichen. Dieser defizitäre Aspekt dieser Biografien, ihr partielles Scheitern war ursprünglich auch der Aufhänger und Kristallisationspunkt für Entwicklung der Fragestellung und Konzipierung dieser Arbeit. Um dem Untersuchungsgegenstand gerecht zu werden, gilt es sich aber von diesen normativen Vorannahmen und lebensweltlichen Selbstverständlichkeitsvorstellungen zu lösen, Lebensverläufe also nicht per se unter dem Blickwinkel ‚Erfolg/Scheitern‘ zu betrachten. Selbst wenn man dies versuchen würde, so fehlen doch, wie aufgezeigt wurde, eindeutige Maßstäbe, um Erfolg und Misserfolg wissenschaftlich überhaupt feststellen zu können. Solche Aussagen können nur relational, d. h. bezogen auf die Wert- und Erwartungshaltung des Betroffenen oder seiner Familie, seines Milieus oder politischer Vorgaben gemacht werden.

Es wurde darauf verzichtet, die empirische Mannigfaltigkeit durch die Konstruktion von Idealtypen sichtbar werden zu lassen. Die Diskussion in diesem Kapitel sollte deutlich gemacht haben, wie schwierig gegenwärtig die wissenschaftliche Beschreibung des Verlaufs der Transition vom Jugendlichen zum Erwachsenen ist. Zwar löst sich nicht alles in Beliebigkeit auf, jedoch müssen mehrere Ansätze miteinander kombiniert werden, um als theoretische Grundlage für die empirische Erforschung biografischer Übergänge fruchtbar gemacht werden zu können.

Andreas Walther und Barbara Stauber haben mit ihre Arbeitsgruppe umfangreiche europaweite Untersuchungen zur Statuspassage „Jugend-Erwachsener“ durchgeführt und die Ergebnisse in einer neu-

---

<sup>243</sup> Scherr (2004): 211

<sup>244</sup> In der Entwicklungspsychologie wurde die Vorstellung vom sich nicht mehr weiter entwickelnden Erwachsenen spätestens in den 90er Jahren ad acta gelegt und neuere Lehrbuchdarstellungen behandeln die Entwicklung während der gesamten Lebensspanne in den Mittelpunkt, ohne ab der Lebensmitte nur von Verfallsprozessen zu sprechen (vgl. Brandstädter et al. 2007 und Oerter et al. 2008) Für die Sozialwissenschaften haben Böhnisch, Lenz und Schröer jüngst versucht, diesen Paradigmenwechsel auf die Sozialisationsforschung und -theorie zu übertragen (vgl. Böhnisch/Lenz et al. 2009) .

en, soziologischen Charakterisierung des Übergangsgeschehens synthetisiert.<sup>245</sup> Sie schlagen vor, das Übergangsregime als „Yo-Yo-Übergänge“ deren Merkmale in folgender Tabelle 9 aufgelistet sind.

**Tabelle 9: Merkmale von Yo-Yo-Übergängen**

<b>Reversibilität:</b>	Erzwungene oder freiwillige Rücknahme von Übergangsschritten;
<b>Fragmentierung:</b>	Entkopplung der verschiedenen Teilübergänge hin zum klassischen Erwachsenenstatus, die aber zumindest einen biografischen Zusammenhang bilden;
<b>Gleichzeitigkeit</b>	Nebeneinander von typisch jugendlichen und typisch erwachsenen Anforderungen je nach Lebensbereich;
<b>Diversifizierung:</b>	„Übergangsstrukturen und Übergangshandeln verbinden sich zu vielfältigen Konstellationen, die immer seltener den normalbiografisch institutionalisierten Annahmen und Vorgaben entsprechen.“ <sup>246</sup>

Quelle: eigene Zusammenstellung

Mit dieser Typologie wird versucht, der Vielgestaltigkeit heutiger Lebensverläufe gerecht zu werden, denn ganz offensichtlich wird damit nicht nur ein partielles Übergangsgeschehen zwischen Jugend und Erwachsenenalter, sondern der Charakter des gegenwärtigen Lebenslaufregimes schlechthin beschrieben. Ihr zentraler Wert liegt dabei nicht in einer möglichst genauen oder umfänglichen Beschreibung des gegenwärtigen Lebenslaufregimes, sondern m. E. etwas bescheidener, in der Abkehr vom Paradigma des institutionalisierten Lebenslaufs. Dieses wird als Kontrastfolie mitgeführt, vor der sich Neuerungen abheben. Tatsächlich wird jedoch versucht, in neuen Kategorien zu denken. Dabei muss immer gegenwärtig bleiben, dass sich Altes und Neues nebeneinander finden lässt.<sup>247</sup>

Sehr gut wird durch diese Charakterisierung die Verlaufstypik - abgelesen an objektiv feststellbaren Merkmalen wie Aufnahme einer (Berufs-)Ausbildung/Erwerbsarbeit bzw. dauerhafte Partnerschaft/Eheschließung oder Scheidung – herausgearbeitet; die potenzielle Unabgeschlossenheit bzw. Reversibilität des Übergangsgeschehens gewinnt hier gestalthaften Ausdruck. Gleichzeitig handelt es sich aber auch um eine hochformale Beschreibung, ohne nähere Aussagekraft bezüglich qualitativer Merkmale dieser Übergangsverläufe.

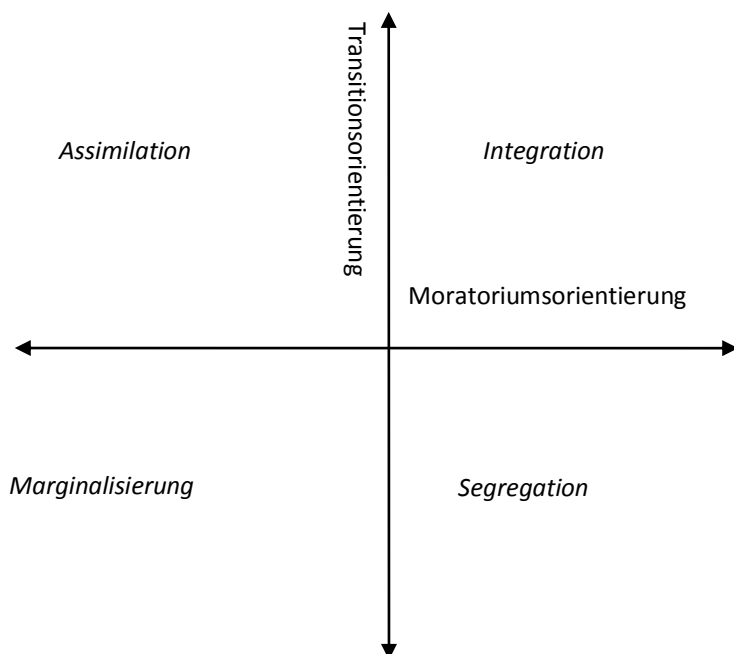
Dagegen empfiehlt es sich, den prozessualen Charakter individueller Lebensverläufe auch qualitativ begrifflich aufzugreifen, wie dies Heinz Reinders mit seiner Charakterisierung von Adoleszenzverläufen unternommen hat.

<sup>245</sup> Walther (2008), Walther/Stauber (2007), vgl. auch Oehme/Schröer (2008)

<sup>246</sup> Walther (2008): 14f.

<sup>247</sup> Vgl. Beck/Lau (2005).

Denken im Schema von „Sowohl-als-auch“ im Gegensatz zur dichotomischen, industriegesellschaftlichen Logik des „Entweder-Oder“ wird von den Theoretikern der reflexiven Modernisierung als Grundzug der Zweiten (und damit gegenwärtigen) Moderne angesehen.

**Abbildung 10: Typologie jugendlicher Entwicklungswege**<sup>248</sup>

Ausgehend von den historisch gewonnenen, idealtypisch konstruierten Grundfiguren jugendlicher Entwicklungsverläufe – Transition und Moratorium – werden zwei distinkte Entwicklungsdimensionen entwickelt (siehe Abbildung 10):<sup>249</sup>

1. Vertikale Dimension der „zukunftsorientierten Entwicklung“ mit raschem Übergang ins Erwachsenenalter durch Orientierung an den lebensweltlich verfügbaren und durch die aktuelle ältere Generation repräsentierte Erwachsenengesellschaft; und
2. die horizontale Dimension der „gegenwartsorientierten Entfaltung“, die sich durch ein längeres Verweilen in der Jugendphase bzw. Hinauszögern der vollen Verantwortungsübernahme in der Erwachsenenwelt und durch „Orientierung an den Vorstellungen der durch die Gleichaltrigen-Generation repräsentierten Jugend-Gesellschaft“<sup>250</sup> auszeichnet.

Die Kombinationsmöglichkeiten beider Dimensionen ergeben vier Typen von Adoleszenzverläufen.<sup>251</sup>

1. **Integration:** Verbindung von Gegenwarts- und Zukunftsorientierung bei gleichzeitiger und reichsspezifischer Orientierung an Gleichaltrigen und an Erwachsenen.
2. **Assimilation:** Jugend hat transitorischen Charakter, Maßstäbe der Erwachsenenwelt haben leitenden Charakter, Autonomiebestrebungen jenseits davon sind kaum ausgeprägt; Jugend ist Übergang.
3. **Segregation:** primär ist die gegenwartsorientierte Entfaltung und klare Abgrenzung von den älteren Generationen, Zukunftsperspektive spielt untergeordnete Rolle.
4. **Marginalisierung:** diffuse Lebensführung, weder ausgeprägte Gegenwartsorientierung mit Persönlichkeitsentfaltung als Inhalt noch Zukunftsorientierung; weder Gleichaltrige noch Erwach-

<sup>248</sup> Nach Reinders (2003): 61

<sup>249</sup> Ebd.

<sup>250</sup> Ebd.

<sup>251</sup> Ebd. S. 62f.

sene bilden maßgeblichen Orientierungsmaßstab, Jugendliche wissen nicht, nach wem sie sich eher richten wollen oder sollen.

Diese Typologie verdeutlicht, wie unterschiedlich Transition und Moratorium miteinander verbunden werden können. Das Schema greift die vorhin begründete wertneutrale Herangehensweise an Jugendbiografien auf, in dem es sie auf zwei konstante und distinkt abgrenzbare Verlaufstypen bezieht und von den „Schwankungen jugendlicher Lebensstile oder veränderten Normen der Erwachsenen“<sup>252</sup> unabhängig macht.

Längere, von Brüchen gekennzeichnete, Übergangswege in Berufsausbildung und Erwerbsarbeit können nun in allen vier Verlaufstypen auftreten, da diese nicht konkrete Lebensverläufe typologisch erfassen, sondern Stile biografischer Lebensbewältigung, d. h. Formen individueller biografischer Lebensplanung und alltäglicher Lebensführung. Eine typische Sequenzabfolge wie bspw. freiwilliges soziales Jahr, abgeschlossene Berufsausbildung, begonnenes Studium mit Studienfach- oder Nebenfachwechsel, unterbrochen oder begleitet von Phasen der Erwerbsarbeit kann Ausdruck elaborierter Bildungs- und Karrierestrategie (und damit eines primär transitorischen Jugendcharakters) sein; ebenso Ergebnis einer moratoriumsorientierten Lebensweise, da der endgültige Einstieg in die Vollerwerbstätigkeit herausgezögert wird und subjektiv noch jugendtypische Freiräume existieren und genutzt werden. Ebenso denkbar ist aber auch, dass dieser skizzierte Verlauf Ergebnis eines Jahre währenden Suchprozesses ist, in welchem somit die Zukunftsorientierung dominant ist, jedoch die Schritte zur Umsetzung individueller Lebenspläne unterschiedlichen Gründen bisher nicht zum vorerst endgültigen Verlassen der Bildungsinstitutionen und Eintritt in die Vollerwerbstätigkeit geführt haben.

Es ist daher denkbar, dass derartige Brüche in der Lebensbewältigung – das Auseinanderfallen zwischen intentionaler Lebensplanung und Umsetzung gesteckter Ziele und dem eingetretenen Ergebnis oder die Gegenläufigkeit von intentional präserter biografischer Logik und faktischen Lebensablauf – den Rahmen dieser Typologie sprengen.

### **Abkehr vom Übergangparadigma - das Konzept der sozialen Lage**

Es zeigt sich also, dass die in dieser Untersuchung ins Zentrum gestellten Lebensverläufe anhand ihrer objektiven Sequenz von Lebensereignissen oder institutionellen Eingliederungen innerhalb des Schul- und Berufsausbildungssystems nicht eindeutig identifiziert werden können. Zu vielfältig sind heutzutage die Möglichkeiten, einmal eingeschlagene Bildungswege zu korrigieren, Schul- und Berufsabschlüsse nachzuholen oder nachträglich aufzuwerten; und zu umfangreich wird inzwischen auch von diesen Möglichkeiten Gebrauch gemacht. Studienabbruch, Mehrfachausbildungen, Studienfachwechsel, mehrstufige Berufsausbildung sind allein keine Anhaltspunkte, an denen bereits aus objektiver Sicht ‚schwierige‘ oder ‚krisenhafte‘ Verlaufsformen der Lebensaufgabe: Berufsausbildung und Erwerbstätigkeit erkennen lassen. Immer müssen Bildungsentscheidungen, scheinbare Brüche und Umwege oder Warteschleifen im Einzelfall geprüft werden, inwiefern sie eben noch Bestandteil biografischer Planung, Ergebnis gelegenheitsorientierter Lebensführung oder krisenhaft erlebter Orientierungslosigkeit bzw. inwieweit sie auch Effekt strukturell verursachter Restriktionen des Arbeitsmarkts und Ausbildungssystems sind.

Aus diesen Gründen kann durchaus davon abgesehen werden, diese Lebensverlaufsabschnitte schon vorab als Phase biografischer Übergänge, Statuspassagen oder Transitionen theoretisch zu erfassen, da

---

<sup>252</sup> Reinders (2003): 63



sie ebenso als eigenwertige Phasen mit Moratoriumscharakter erlebt werden können. Die objektive Beschreibung von Lebensverläufen stößt hier an ihre Grenzen, da zu deren qualitativer Bestimmung auf die subjektive Bewertung durch den Biografieträger, die Relationierung der aktuellen Lebensführung zu biografischen Lebensplanungen, Gegenwartsorientierung zu Zukunftsorientierung, zurückgegriffen werden muss. Während also die verschiedenen Autoren innerhalb der Übergangsforschung wechselseitig Begriffe als „zu statisch“ oder „zu normativ“ verabschieden und gleichzeitig einen anderen als für die empirische Beschreibung nützlicher protegieren, wird hier eine Kritik an den Denkvorsetzungen der Übergangsforschung vorgeschlagen. Es ist zu hinterfragen, ob Biografieausschnitte, die im normativen Modell des institutionalisierten Lebenslaufs Übergangscharakter hatten, bzw. durch eine zeitlich eng begrenzte Statuspassage gekennzeichnet waren, aufgrund der dargelegten Veränderungen in den Mustern biografischer Lebensbewältigung, der faktischen Pluralität von Lebensverläufen weiterhin unter dem Aspekt des Übergangs oder Transitorischen betrachtet werden müssen.

Walther/Stauber beobachten das Ersetzen des Begriffs Statuspassage seit den 90er Jahren zugunsten des Übergangsbegriffs, begründen dies allerdings mit der Individualisierung, „da die Ungewissheit, die Dauer und Richtung von Übergängen zugenommen hat, wie auch die Mitwirkung und Beteiligung der Subjekte, die von einer Lebensphase in eine andere ‚übergehen‘“. <sup>253</sup> Ähnlich argumentiert Scherger <sup>254</sup> im Anschluss an den Ansatz von Walter R. Heinz, der Übergänge auf einer Dimension danach klassifiziert, wie hoch institutionelle Kontrolle, bzw. die individuelle Handlungsfreiheit gegeben ist. <sup>255</sup> Welzer lehnt beide Begriffe als zu statisch und linear konzentriert ab. Auch der Begriff Übergang impliziere die Vorstellung von eindeutig identifizierbaren Start- und Endpunkten. Sein Vorschlag besteht in einer figurationstheoretischen Fassung, da das tatsächliche Übergangsgeschehen von den Situationsdeutungen und Handlungsorientierungen aller daran beteiligten Personen abhängt, die sich wiederum im Prozess selbst ändern können. „Transitionen bezeichnen demnach sozial prozessierte, verdichtete und akzelerierte Phasen in einem in permanentem Wandel befindlichen Lebenslauf.“ <sup>256</sup>

Letztlich sind die einzelnen Begriffe nicht distinkt auseinanderzuhalten, zu oft werden vor allem Statuspassage und Übergang synonym verwandt und Transition – weniger im Bedeutungsgehalt von Welzer – nur als Fremdwort zur Bezeichnung desselben genutzt. Gemeinsam ist allen Autoren der Übergangsforschung die Ausgangsdiagnose, die Heinz 1988 bereits so formulierte: „Die Statuspassagen auf dem Weg in die ‚individualisierte Arbeitsgesellschaft‘ (Ulrich Beck) werden unsicherer im Hinblick auf den Zeitpunkt und die Kriterien des Eintritts, in ihrer Dauer und hinsichtlich der Möglichkeiten einer erfolgreichen Beendigung.“ <sup>257</sup>

Sind *Übergang* und *Statuspassage* Bestandteil einer objektiv-strukturorientierten Erfassung des Lebensverlaufes, ist die *Transition* konsequent mikrosozial fundiert, damit die Probleme der vorgenannten Herangehensweise – Anfang, Dauer und Ende von Übergängen – vermieden werden können. Um in diesem Kapitel an der objektiv-strukturorientierten Betrachtungsweise festhalten zu können, wird auf das Konzept der *sozialen Lage* zurückgegriffen, welches die aktuelle Lebenssituation in ihren Bestandteilen und Bezügen ebenfalls als Figuration erfasst, jedoch von subjektiven Situationsdeutungen, biografischen Handlungsorientierungen und den Stellungnahmen anderer, nicht-institutioneller Akteure absieht.

---

<sup>253</sup> Walther/Stauber (2007): 24

<sup>254</sup> Scherger (2007): 75ff., so auch Kutscha (1991): 127

<sup>255</sup> Zu dieser Klassifikation von Walter R. Heinz siehe Scherger (2007): 77

<sup>256</sup> Welzer (1993): 37

<sup>257</sup> Heinz (1988): 10f.

Dieses Konzept entstammt eigentlich der Ungleichheitsforschung, exakter: dem Versuch pluraler Lebensrealitäten und ebenso pluraler, disparater und inkonsistenter Ungleichheitslagen theoretisch-konzeptionell gerecht zu werden und wurde von Junge auf die Analyse von Lebensverläufen und Jugendbiografien angewandt. Hradil folgend, ist die *soziale Lage* anzusehen als: „typische Kontexte von Handlungsbedingungen, die vergleichsweise gute oder schlechte Chancen zur Befriedigung allgemein anerkannter Bedürfnisse gewähren“.<sup>258</sup> Zu diesen Handlungsbedingungen zählen:

- Zugang zu formalen Bildungsinstitutionen,
- Zugang zu Erwerbsarbeit und Gestaltungschancen der Arbeitsbedingungen,
- eine selbstständige Lebensführung,
- Ressourcen sozialer Absicherung bzw. Verhaltenserwartungen seitens wohlfahrtsstaatlicher Bürokratie.<sup>259</sup>

Junge teilt die oben angeführte Diagnose der Pluralisierung von Jugendverläufen und Formen des Erwachsenenstatus, ebenso die Einschätzung der Besonderheit der Lebenslage junger Erwachsener und will diese explizit nicht als neue Lebensphase mit definierbarem Beginn und Ende ansehen, sondern als eigenständige Existenzform, eben als Lebenslage.<sup>260</sup> Auf diese Weise ist eine je nach Untersuchungsinteresse mehr oder minder spezifische Erfassung der Lebenswirklichkeit von Individuen möglich. Auf das Untersuchungsziel dieser Arbeit angewendet heißt dies, dass nicht Individuen in einer bestimmten Lebensphase Gegenstand der empirischen Forschung sind, sondern junge Menschen, die sich in einer ganz besonderen Lebenslage befinden. Objektive Bestimmungsmerkmale dieser Lebenslage sind:

1. Nicht vollständige ökonomische Unabhängigkeit, d. h. Angewiesenheit auf familiäre oder sozialstaatliche Transferleistungen bzw. Inklusion in unterste Einkommensklassen aufgrund marginalisierter und prekärer Stellung auf dem Arbeitsmarkt im Niedriglohnbereich oder Teilzeitarbeit für Un- und Angelernte.
2. Orientierung auf Bildungsinstitutionen und Bildungsgänge der tertiären Berufsausbildung bzw. nachholender Schulabschlüsse des zweiten Bildungsweges.
3. Selbstständige Lebens- und Haushaltsführung bis hin zur Existenz eigener Familie (Ehe, Kind).
4. Auseinandersetzung mit institutionellen Normen bezüglich der Strategien zur Bewältigung der Lebenslage

Letztlich stoßen aber objektive Beschreibungen auch von Lebenslagen schnell an die Grenzen des Gehaltvollen, bzw. sind zu wenig trennscharf, um exakt zwischen qualitativ unterschiedlichen Lagen differenzieren zu können. Dafür ist der Rückgriff auf subjektive Merkmale unerlässlich. Vor allem das individuelle Lebensalter wie die bisherige biografische Erfahrungen spielen eine wesentliche Rolle für das subjektive Erleben der gegenwärtigen Lebenslage, deren Fremdwahrnehmung und institutionellen Behandlung (der Raum biografischer Entwicklungsmöglichkeiten ist altersstrukturiert, manche Optionen wie Freiwilligendienste haben Altersgrenzen) sowie subjektiver Bewältigungsstrategien.

Für die empirische Untersuchung von Berufsfindungsprozessen eignet sich das Übergangsparadigma oder die Konzeption von Statuspassagen nicht. In objektiver Perspektive ist deren zeitlicher Rahmen kaum bestimmbar, da Kriterien für das Verlassen der Jugendphase wie für das Beenden von Berufsfindungsprozessen nicht eindeutig benannt werden können. Empirische Verläufe sind so vielfältig, dass sie sich kaum modellhaft erfassen lassen; die Zuweisung der Berufsfindung in die Jugend oder Postado-

<sup>258</sup> Hradil (1987): 153

<sup>259</sup> Junge (1995): 61

<sup>260</sup> Junge (1995): 59

leszenz verdeckt auch mehr als dass dadurch etwas erklärt wird. An der Einbeziehung des Verlaufsaspekts und damit der Subjektperspektive führt daher kein Weg vorbei. Ob die Betroffenen von verlängerten Berufsfindungsprozessen sich noch in einer eher jugendlich zu charakterisierenden Phase befinden oder bereits „erwachsen“ sind, muss hier auf theoretischer Ebene gar nicht entschieden werden. Berufsfindung kann als sozial vermittelte, normativ erwünschte und institutionell strukturierte Aufgabe angesehen werden, womit sich die Betroffenen in einer bestimmten Lage der Bewältigung dieser Aufgabe befinden, die deutlich unterschieden von anderen Stationen im Lebensverlauf ist, dennoch aber u. U. auch zu heterogen, um als noch als eine soziale Lage konzipiert zu werden. Da eine Entscheidung hier nicht notwendig ist, soll die empirische Arbeit klären, inwieweit sich Berufsfindungsprozesse als soziale Lage oder vielleicht doch im Rahmen des Lebensphasenmodells beschreiben lassen. Die Konzeption von Reinders eignet sich sehr gut für die inhaltliche Qualifizierung von Berufsfindungsprozessen, weil die Dimensionen von Transition und Moratorium bereits deutliche Hinweise auf die Modi der Lebensbewältigung geben.

### **3. Lebensgestaltung in der ‚reflexiven‘, ‚radikalen‘ oder ‚Post‘- Moderne? – Die kulturelle Dimension gesellschaftlichen Wandels**

Wenn hier die Individualisierungsthese, wie sie vor allem Ulrich Beck prononciert vertreten hat, zur Deutung des sozialen Wandels in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts herangezogen werden soll, birgt dies mehrere Schwierigkeiten. Jede Beschäftigung mit Becks Theorien und Thesen nötigt zu sehr kritischer Reflexion, will man den Erkenntnis bringenden Gewinn, aufgrund enthaltener begrifflicher Unschärfe und theoretischen Unausgegorenheiten, nicht verspielen. Becks Individualisierungsthese ist wiederum in die Theorie reflexiver Modernisierung eingebettet, welche als Modernisierungstheorie den Anspruch erhebt, den sozialen Wandel seit den 60er Jahren zu beschreiben und zu erklären, sich jedoch nicht die Mühe macht, ihre Thesen explizit im Horizont anderer modernisierungstheoretischer Ansätze oder einer ausformulierten Gesellschaftstheorie zu verorten. So führt letztlich die Konzentration auf soziale Transformationsprozesse der deutschen Nachkriegsentwicklung zur Ausblendung jeder über diesen begrenzten Zeitrahmen hinausweisenden historischen Prozesse (wohl weniger aus Unkenntnis als aus Desinteresse); kann die Kontinuität der Modernitätsentwicklung zwar wiederholt behauptet, aber nicht inhaltlich belegt werden (weder bezüglich der strukturellen Dimension, da das Verhältnis zum, die Gesellschaftstheorie bestimmenden, Paradigma der Differenzierungstheorie ungeklärt bleibt; noch in kultursoziologischer Hinsicht, da auf systematischen Rekurs auf kultursoziologische Analysen der Moderne, von Weber über Simmel und Elias zu Adorno und Habermas, verzichtet wird). Diese Problematik durchzieht die gesamte Theoriearchitektur, greift sie sogar an den Grundpfeilern an und erschwert die Behandlung der Individualisierungsthematik, da auch sie ein der okzidentalen Modernisierung innewohnender Prozess ist, der in der deutschen Soziologie bereits vor Ulrich Beck vielfach und ausführlich beschrieben worden ist.<sup>1</sup> Wenn hier dennoch auf Beck zurückgegriffen wird, dann weil er als einer der ersten auf die Trends sich wandelnder Vergesellschaftung, veränderter Sozialstrukturen und Formen der Lebensführung mit aller Deutlichkeit hingewiesen hat, und einen theoretischen Rahmen entwickelte, der zumindest von einigem heuristischen Wert ist. Ziel nachstehender Ausführungen soll daher auch nicht die Verifizierung oder Falsifizierung von Becks Theorie sein, sondern ein Verständnis der Dimensionen kulturellen Wandels und der darin eingebetteten Bedingungen biografischer Lebensbewältigung.

#### **3.1 Der heuristische Rahmen: Theorie der reflexiven Modernisierung und ihre Kritik**

##### **Von der Individualisierungsthese zur Theorie reflexiver Modernisierung**

Von der Individualisierungsthese ausgehend entwickelte Beck (primär in Zusammenarbeit mit W. Bonß und C. Lau, aber auch mit A. Giddens<sup>2</sup>) eine Modernisierungstheorie mit dem Anspruch, die strukturel-

---

<sup>1</sup> Vor allem bei Georg Simmel und Norbert Elias, aber auch bei Max Weber und Emile Durkheim finden sich theoretische und zeitdiagnostische Reflexionen zu diesem Thema. Zur Übersicht vgl. Schroer (2001), der die Individualisierungsproblematik autorzentriert bespricht und zu interessanten Konvergenzen und Differenzen kommt (vgl. Junge 2002 für eine sachorientierte Einführung).

<sup>2</sup> Giddens entwickelt bezogen auf die Bedeutung ökologischer Risiken, der Bedeutung von Veränderungsprozessen in der Arbeitswelt und der Selbstanwendung wichtiger Grundprinzipien der Moderne auf den Modernisierungsprozess selbst (Entbettung, Beschleunigung, Pluralisierung) und Veränderungen in den zwischenmenschlichen Beziehungen

len wie kulturellen Wandlungsprozesse in den westlichen Gesellschaften (und hier primär bezogen auf die deutsche Entwicklung<sup>3</sup>) deuten und erklären zu können.<sup>4</sup> Die Theorie der reflexiven Modernisierung ist dabei ein Ansatz neben anderen zeitdiagnostischen und modernisierungstheoretischen Unternehmungen im ausgehenden 20. Jahrhunderts. Ein zentrales Unterscheidungsmerkmal im Ansatz von Beck ist der völlige Verzicht auf Semantiken des „post“<sup>5</sup> und die dagegen gesetzte Betonung der Kontinuität von Modernisierungsprozessen und deren Grundprinzipien, die dennoch einen tief greifenden Epochenbruch als ihre eigene, unintendierte Nebenfolge hervorgerufen haben. Reflexive Modernisierung meint die Selbstanwendung von Modernisierungsprozessen auf etablierte Strukturen der Moder-

---

und letztlich in der Kultur insgesamt einen argumentativ und in der Stoßrichtung ähnlichen Ansatz wie Ulrich Beck (vgl. dazu besonders Giddens 1995, 1996).

<sup>3</sup> In einer zweiten Periode der Werkentwicklung ist bei Beck eine programmatische Umorientierung zu beobachten, weg von der Fixierung auf die deutsche Entwicklung und das engere Thema von Sozialstruktur und Individualisierung hin zu einer Synthese von Individualisierungsthese, Theorie der reflexiven Modernisierung und einem Konzept von Globalisierung. Sie wendet sich gegen das Haltmachen soziologischer Analysen und Reflexionen an nationalstaatlichen Grenzen. (vgl. Beck 2005) Diese Wendung im Werk von Beck und seiner Arbeitsgruppe ist für diese Untersuchung von nachrangiger Bedeutung. Zwar können sowohl die im zweiten wie im dritten Kapitel beschriebenen Veränderungen auf Globalisierungsprozesse bezogen werden, allerdings ändert diese erweiterte Perspektive nichts an den Rahmenbedingungen für die biografische Lebensbewältigung der Akteure. Beck selbst betreibt die Entgrenzung hin zu einem „methodologischen Kosmopolitismus“ ebenfalls nur hinsichtlich gesellschaftlicher Strukturentwicklungen, Dimensionen sozialer Ungleichheit und makrostruktureller Zusammenhänge.

<sup>4</sup> Die Argumente der Individualisierungsthese wurden in diese Theorie der reflexiven Modernisierung eingeflochten und damit in einen größeren Zusammenhang gestellt. Dabei wurde die Architektur der Theorie jedoch grundlegend verändert. In der Individualisierungsthese und dem ambitionierten Buch zur *Risikogesellschaft* (die immerhin mit „Auf dem Weg zu einer anderen Moderne“ als Untertitel versehen war) zielt die Argumentation auf die Plausibilisierung eines historischen Epochenbruchs in den 60er/70er Jahren als deutliche Zäsur innerhalb der Modernitätsentwicklung, was die Differenzierung zwischen *Erster* und *Zweiter Moderne* rechtfertigen sollte. Beck formulierte die Erwartung, dass sich wesentliche Strukturierungsprinzipien moderner Gesellschaften als (negative) latente Nebenfolgen von Modernisierungsprozessen durch die Überlagerung globaler Risikowahrnehmung und Sicherheitsbedrohungen ändern würden. Vor dem Hintergrund beispielloser Wohlstandsgewinne in der westlichen Welt würden bisherige Modernisierungsprozesse an Legitimation verlieren, da ihre negativen Begleiterscheinungen (Nebenfolgen) offensichtlich und nicht mehr ohne weiteres hingenommen wurden (Beck, 1986: 27f.). Die Konjunktur ökologischer Themen in den letzten 20 Jahren mag dies belegen, grundlegende Strukturänderungen als Abkehr von der funktionalen Differenzierung ließen sich aber nicht beobachten. Der Anspruch eine Theorie zur Beschreibung und Erklärung sozialer Wandlungsprozesse war damit bedroht; gelöst wurde dieses Problem mit der Verlagerung der Argumentation in den Bereich institutioneller Regelungen, Arrangements und der Kultur (auf einer latenten Ebene der Veränderung grundlegender Paradigma der Welterkenntnis und Weltbeschreibung) (Beck et al. 2004: 23). Ziel der Unterscheidung zwischen *Erster* und *Zweiter Moderne* ist damit ein methodologisches: in erster Linie handelt es sich um eine Heuristik, welche den Blick für neue Phänomene schärfen soll, damit die Soziologie neue soziale Realität überhaupt wahrnimmt und nicht in ihrem auf die Industriegesellschaft eingestellten begrifflichen Instrumentarium verhaftet bleibt.

<sup>5</sup> Auf den ersten Blick scheinen sich Theorie der reflexiven Modernisierung und die Behauptung einer Postmoderne konträr gegenüberzustehen. Vor allem die Schriften aus den 1980er und frühen 1990er Jahren zu postmodernen Entwicklungstendenzen in modernen Gesellschaften sind von der Überzeichnung des Neuen und der Erwartung eines grundlegenden Strukturbruchs in vielen Gesellschaftsbereichen geprägt – als Reaktion auf die Kenntnisnahme der Überführung von bisher Selbstverständlichem oder Unverfügbarem in die prinzipielle Entscheidungsmächtigkeit des handelnden Individuums (vgl. Vester 1993). Als Reaktion auf die empirisch-theoretische Kritik etablierten sich zwei metatheoretische Positionen zur Beschreibung und Deutung sozialer Wandlungsprozesse: 1. Postmoderne als wissenschaftliche Heuristik (vgl. bspw. Scherr 2000), um Sensibilität für neuartige Entwicklungen zu schärfen und sie nicht im Begriffsraster der „Ersten“ Moderne zurechtzubiegen oder zu übersehen – hier konvergieren postmoderne Theorien mit der Theorie der reflexiven Modernisierung wie in der vorhergehenden Fußnote dargelegt. 2. Einsicht in die Entkopplung struktureller Bedingtheit von Biografieverläufen und kultureller Konstruktion von Handlungs- und Entscheidungsfreiheit bzw. individueller Autonomie als Folge der Delegitimierung tradierter industriegesellschaftlicher Muster der Lebensführung, Lebensplanung und Alltagskultur und der daraus folgenden Pluralisierung (vgl. Eickelpasch/Rademacher 1997; zur Entkopplungsthese vgl. Hradil 1990) Im Verlauf dieses Kapitels wird diese Argumentation wieder aufgegriffen.

ne (Reflexion), genauer: die fortwährende Durchsetzung des Begründungsprinzips, der Rivalität von Teilsystemrationalitäten, von Individualisierungsprozessen und damit die „Veränderung der Industriegesellschaft, die sich im Zuge normaler, verselbstständigter Modernisierungen ungeplant und schleichend vollzieht“. <sup>6</sup> Ergebnis davon sei eine radikalisierte Moderne, in welcher vor allem die kulturellen Koordinaten, die Selbstverständlichkeiten und Normalitätsannahmen der Industriegesellschaft tief greifender Transformation unterlagen – bei weitgehender Konstanz der wirtschaftlichen, sozialstrukturellen und politischen Funktionslogik. <sup>7</sup> Die Theorie der reflexiven Modernisierung behauptet einen parallelisierten strukturellen wie kulturellen Wandel in den westlichen Gesellschaften, der nicht auf Teilbereiche <sup>8</sup> beschränkt bleibt, sondern vor allem eines beschreibt: „einen Meta-Wandel, in dem sich die Koordinaten, Leitideen und Basisinstitutionen einer bestimmten, längeren Zeit stabilen Formation westlicher Industriegesellschaften und Wohlfahrtsstaaten verändern.“ <sup>9</sup>

Es wird damit der Anspruch erhoben, eine Heuristik zur Identifizierung wie eine – unter Vernachlässigung sozialgeschichtlich notwendiger Differenzierungen – umfassende Theorie zur Beschreibung und Erklärung sozialer Wandlungsprozesse (wie hier im 2. Kapitel beschrieben) in westlichen Gesellschaften vorzulegen. Auf struktureller Ebene bezieht sie sich auf Strukturänderungen in der Arbeits- und Wirtschaftsorganisation, der Inklusionsmuster in Erwerbsarbeit (Prekarität vs. Arbeitskraftunternehmer), Individualisierung sozialer Ansprüche und Leistungen, Erosion des Mitgliederbestandes in etablierten Institutionen wie politischen Parteien und den christlichen Kirchen, sinkenden Hochzeits- und steigenden Scheidungsziffern, sowie auf die zunehmende globale Verflechtung und Intensivierung von Warentausch, global differenzierten Fertigungsprozessen und Dienstleistungsbeziehungen, Individualverkehr und Tourismus sowie der zunehmenden Integration des weltpolitischen Feldes zu einer politischen Bühne inklusive der Verlagerung von Zuständigkeiten und Machtchancen von der nationalen auf die transnationale Ebene. <sup>10</sup>

Neben dieser makrosoziologischen besitzt die Theorie der reflexiven Modernisierung auch eine kultursoziologische Dimension, ohne dass diese als solche explizit gemacht werden würde. Der Blick auf die Betroffenheiten und Handlungschancen des Individuums unter den Bedingungen reflexiver Moder-

---

<sup>6</sup> Beck (1993b): 67, Hervorhebungen im Original hier weggelassen; vgl. auch Beck (1996a).

<sup>7</sup> Der Unterschied zwischen Funktions- und Ordnungslogik ist entscheidend, drückt sich doch erstere in historisch einander ablösenden Ordnungsmodellen aus. So war das fordistische, tayloristische und konformistische auf Massenproduktion, Massenkonsum und kultureller Gleichförmigkeit ausgerichtet – bei Ausschluss aller nicht-bürgerlichen Kreise aus der legitimen Kultur. Ein Ordnungsmodell, welches typisch moderne Bestrebungen nach wirtschaftlicher Rentabilität, Rationalisierung von Prozessabläufen, rationaler Kontrolle und Gestaltbarkeit realisierte. Bezogen auf die vorausgehende Epoche stark agrarisch geprägter Gesellschaften sind auch Individualisierungs- und Flexibilisierungsgrad in der Industriegesellschaft als wesentlich höher einzustufen. Die Zeitdiagnosen soziologischer Klassiker wie Weber oder Simmel geben dies anschaulich wieder (vgl. Simmel 1995a, Simmel 1989: Kap. 6, sowie Weber 1988b)

<sup>8</sup> Veränderungen in der Arbeitswelt wie in der Lebensführung sind oben schon ausgeführt worden. Im politischen Bereich zeigen sich die Folgen der Individualisierung in nachlassender Bindung von Wählern an politische Parteien, was sich u. a. gegenwärtig in den Schwierigkeiten der Herstellung stabiler parlamentarischer Mehrheiten niederschlägt. In der Konsumgüter- wie Freizeitindustrie ist anhand der Ausdifferenzierung der Angebote bzw. die Ausdifferenzierung des Konsummarktes in zahlreiche Submärkte (bspw. für die je spezifischen Accessoires der Lebensstilgruppen, ohne das damit gesamtgesellschaftliche Modephänomene negiert werden.)

<sup>9</sup> Beck/Bonß et al. (2001): 31

<sup>10</sup> Der Versuch von Beck, die Komplexität der gesellschaftlichen Transformation durch die integrative Beschreibung ihrer Phänomene auf lokaler, kultureller, individueller wie globaler Ebene begrifflich und kausalanalytisch zu erfassen, ist positiv einzuschätzen. Unschärfen in der Argumentation und Verzicht auf die Einordnung seiner Befunde in längere historische Zeiträume (so kannte das Zeitalter des Kolonialismus eine eigene Form von Globalisierung; diese ist also keine ‚Erfindung‘ des späten 20. Jahrhunderts) sind zu kritisieren, zeigen m. E. aber auch den primär heuristischen Wert bzw. den explorativ-spekulativen Charakter den Becks Arbeiten tragen.

nisierung müssen als integraler und zentraler Bestandteil nicht nur der Theorie sondern von Becks subjektorientierter Soziologie überhaupt verstanden werden.<sup>11</sup>

Der Wandel der Lebensführungsmuster und damit kultureller Wert- und Normstrukturen für die biografische Lebensbewältigung bildete den zentralen Grundgedanken der Individualisierungsthese der frühen 80er Jahre, bevor sie zur umfangreichen Zeitdiagnose und Modernisierungstheorie erweitert wurde.<sup>12</sup> Individualisierung als subjektbezogener Wandlungsprozess ist als Dialektik von Freisetzung, Optionenerweiterung und neuer Einbindung unter strukturellen Restriktionen zu verstehen,

„in dessen Verlauf auf dem Hintergrund eines relativ hohen materiellen Lebensstandards und weit vorangetriebener sozialer Sicherheiten durch die Erweiterung von Bildungschancen, durch Mobilitätsprozesse, Ausdehnung von Konkurrenzbeziehungen, Verrechtlichung der Arbeitsbeziehungen, Verkürzung der Erwerbsarbeitszeit und vielem anderen mehr die Menschen in einem historischen Kontinuitätsbruch aus traditionellen Bindungen und Versorgungsbezügen herausgelöst und auf sich selbst und ihr individuelles ‚Arbeitsmarkt-)Schicksal‘ mit allen Risiken, Chancen und Widersprüchen verwiesen wurden und werden.“<sup>13</sup>

Wobei Dialektik begrifflich eher in die Irre führt, da das „Vereinzelt werden“ wie Beck Individualisierung alternativ umschreibt,<sup>14</sup> nicht im Sinne einer Steigerungsbewegung zwischen Einbindung und Freiheit beschrieben werden kann, sondern als Fortführung des die gesamte okzidentale Moderne durchziehenden Individualisierungsprozess, verstanden als Ablösung des einzelnen Individuums von rein kulturellen d. h. in Sitte, Brauchtum und Konventionen des lebensweltlichen Wissensvorrates ruhenden Handlungsrestriktionen und Handlungsorientierung und deren Ersetzung durch, den Funktionslogiken gesellschaftlicher Teilsystemen entstammenden, Verhaltenserwartungen und generationspezifisch jeweils zu adaptierenden Modi der Lebensbewältigung. Mag es auf dem ersten Blick so aussehen, als werde hier eine Abhängigkeit mit der anderen vertauscht, liegt die Pointe der Individualisierung darin, dass mit der Freisetzung aus tradierten Bindungen direkte soziale Kontrolle über persönliche Beziehungen und Autoritätsverhältnisse und damit kulturelle Sicherheiten verloren gehen, und eben nicht funktional äquivalent durch teilsystemische Vorschriften, Institutionen und Regelungen ersetzt werden, da diese nicht gleichsam lebensweltlich ansetzen, sondern wesentlich abstrakt-

---

<sup>11</sup> Denn Beck will, der Schule des Münchner Soziologen Karl-Martin Bolte entstammend, dezidiert subjektzentrierte Soziologie betreiben. Unabhängig vom theoretischen *common sense* in interaktionistischen, sozialpsychologischen und tiefenpsychologischen sowie poststrukturalistischen Theorien, welche die Trennung zwischen Individuum und Gesellschaft (aus plausiblen Gründen) als unzutreffend ablehnen, hat es sich Beck zur Aufgabe gemacht, die Stellung des Individuums in seinen Gesellschaftsbezügen zu reflektieren und seine Betroffenheit von sozialen Wandlungsprozessen herauszuarbeiten. In kulturkritisch-aufklärerischer Absicht schießt er dabei oft über das Ziel wissenschaftlich korrekter Formulierung hinaus, weshalb seine Veröffentlichungen einen deutlichen politisch-moralischen Appellationscharakter tragen. Zur Moralisierung der Soziologie durch Ulrich Beck vgl. Junge (1998). Becks programmatische Grundsatzkritik an der Mainstream-Soziologie „ohne Individuum“ wird formuliert in: Beck (1993a).

<sup>12</sup> Deren Grundgedanken – die Reflexivität von Modernisierungsprozessen, bzw. die unbeobachtete Rückkopplung ‚normaler‘ gesellschaftlicher Prozesse auf diese selbst und die daraus resultierende Entwicklungsdynamik – sind, wie Überlegungen zur Globalisierung (im Rahmen des Risikoparadigmas), wie zum Wandel des politischen Systems und zur Ambivalenz fortschreitender Verwissenschaftlichung gesellschaftlicher Kommunikation und Legitimation bei gleichzeitiger Delegitimierung universeller Wahrheitsansprüche – allerdings bereits sämtlich in der *Risikogesellschaft* von 1986 enthalten.

<sup>13</sup> Beck (1983): 41, so auch Thomas Kron: „Die Individualisierung der modernen Gesellschaft wird als ein dialektischer Vorgang identifiziert, was sowohl die Entstehung als auch den Prozess und die Konsequenzen von Individualisierung anbelangt“ (Kron 2002: 283).

<sup>14</sup> „Individualisierung meint keinen Zustand, sondern einen Prozess und zwar einen Prozess des ‚Vereinzelt-Werdens‘.“ Beck (2007 S. 578).

formaler regulativ wirken bzw. einige Aspekte des privaten Lebens überhaupt nicht mehr geregelt erscheinen.<sup>15</sup>

Individualisierung als Prozess meint damit auch die Überführung sozialer Absicherung von Familie und Herkunftsmilieu in die Verantwortlichkeit des Sozialstaates bzw. individueller Vorsorge mittels ausreichendem Einkommen. Dieser Funktionsverlust des Herkunftsmilieus macht ihre nachlassende normierende und sozialisierende Wirkung auf die Folgegeneration verständlich. Gemeinschaftsbeziehungen verloren ab dem Moment an Bindungskraft wie kontrollierender Wirkung, in welchem sie nicht mehr durch äußere Not oder wechselseitige Angewiesenheit gestützt wurden. All die oben genannten Prozesse bedeuten, dass „traditionale, subkulturelle Differenzierungen und ‚sozialmoralische Milieus‘ relativiert und ausgehöhlt werden und damit die vorgängig Einbindung der Menschen in alltags- und lebensweltlich identifizierbare Klassenstrukturen an sozialer Evidenz und Bedeutung verliert“.<sup>16</sup> Indem individuelle Lebensführung nicht mehr durch das Herkunftsmilieu, sondern durch individuell adressierte sozialstaatliche Angebote und Leistungen bestimmt wird, sind die wesentlichen Stützen traditionaler Vergemeinschaftungsformen weggefallen und eröffneten damit den Raum für eine, vom Herkunftsmilieu abweichende, individuelle Gestaltung des Lebens und damit für Diversifizierung und Pluralisierung von Lebensverläufen.

Verantwortlich dafür sind zwei Prozesse: Erstens die Verselbstständigung der Jugendkultur gegenüber der legitimen Hochkultur in normativer, ästhetischer wie expressiver Hinsicht, d. h. Autonomiegewinne seitens der nachwachsenden Generation bezüglich der Vorstellungen über ein „richtiges Leben“; Partnerschaft und Sexualität, (Freizeit-)Kultur und Erwerbsarbeit gegenüber den Normalitätsvorstellungen und Werthaltungen ihrer Elterngeneration und ihrer industriegesellschaftlichen Bürgerlichkeit - durch die Bildungsexpansion seit den 70er Jahren ganz wesentlich befördert; und zweitens, die oben beschriebenen, diese Autonomiebestrebungen der Individuen aufgreifenden und verstärkenden Wandlungsprozesse in der Berufswelt, Arbeitsorganisation, Wohlfahrtsstaat etc. – als teilsystemübergreifender Trend zur Deregulierung und Flexibilisierung von Funktionsbeziehungen, Vergesellschaftungs- und Inklusionsformen.

Individualisierung als „Vereinzelung“ ist damit als Ergebnis von Wechselwirkung zwischen subjektiv erstrebten und institutionell-strukturell zugewiesenen Handlungsspielräumen anzusehen, und führte zu einer qualitativ neuartigen Relevanz des Individuums für die gesellschaftliche Reproduktion: „Der Einzelne gilt nicht mehr nur als eine Adresse in Kommunikationsprozessen. Vielmehr wird das Individuum nun vor allem als Gestalter seiner sozialen Welt gesehen“.<sup>17</sup> Und: „Der oder die Einzelne wird zur lebensweltlichen Reproduktionseinheit des Sozialen.“<sup>18</sup>

---

<sup>15</sup> Beispielsweise ist die staatlicherseits an jeden Heranwachsenden ergehende Aufforderung durch eigene Arbeit für seinen Lebensunterhalt aufzukommen wesentlich unspezifischer und auf vielfache Weise zu realisieren, als die stark von Eltern bzw. anderen Autoritäten und Konventionen geleitete Berufsfindung der 1950er und 1960er Jahre. Bezüglich Lebenspartnerschaften haben sich die rechtlichen Regelungen für das partnerschaftliche Zusammensein und Zusammenleben inzwischen derart weit zurückgezogen, dass sie erst bei strafrechtlich relevanten Praktiken, dem Wunsch der Institutionalisierung der Beziehung bzw. ihrer Lösung und ab dem Vorhandensein von Kindern greifen.

<sup>16</sup> Beck (1983): 40, Hervorhebungen im Original

<sup>17</sup> Junge (2002): 9–10

<sup>18</sup> Beck (1986): 209



"In der individualisierten Gesellschaft muss der einzelne entsprechend bei Strafe seiner permanenten Benachteiligung lernen, sich selbst als Handlungszentrum, als Planungsbüro in Bezug auf seinen eigenen Lebenslauf, seine Fähigkeiten, Orientierungen, Partnerschaften usw. zu begreifen."<sup>19</sup>

Individualisierung heißt, bezogen auf alltägliche Lebensführung wie Biografiegestaltung, die Wahl zu haben aber auch wählen zu müssen. Giddens wie Beck sehen darin die ubiquitäre Politisierung der alltäglichen Lebensführung, da mit jeder Entscheidung bewusste Wertentscheidungen verbunden sind, die strategisch einsetzbar sind und auch eingesetzt werden sollten, da individuelle Konsumententscheidungen, Mobilitäts- und Umweltverhalten, soziales und politisches Engagement etc. in seinen Auswirkungen deutlich über die Privatsphäre hinausreicht.<sup>20</sup>

Der reflexive Charakter der Gegenwartsmoderne zeigt sich somit in der Notwendigkeit zur bewussten Stellungnahme zu einer Vielzahl von alltäglichen Dingen; dem Begründungszwang für subjektive Entscheidungen und Handlungen und in der Wahrnehmung der unmittelbaren, subjektiven Betroffenheit von den Einzelentscheidungen der anderen, die als Gefährdungslagen auf die Lebenswelt zurückwirken (als Umweltverschmutzung, Gefährdung durch Präferenz für Atomkraft). Die Entlastung, welche kulturelle Selbstverständlichkeiten dafür boten, ist nicht wiederzugewinnen, auch die Entscheidung, traditionell zu leben ist letztlich eine bewusste Entscheidung und geschieht nicht mehr vollumfänglich auf Grundlage unhinterfragter Traditionsbestände. Informationsmanagement (motivational, kognitiv und evaluativ), Kommunikativität und Entscheidungsfähigkeit (im Sinne von Selbstmanagement bezüglich der eigenen Biografie und der Umsetzung von biografisch relevanten Entscheidungen), Anpassungsfähigkeit an polykontextuale, kulturell und sozial differenzierte Sozialverhältnisse sowie an multilineare, interdependente aber nicht-abgestimmte perpetuierende Transformationsprozesse in den verschiedenen sozialen Teilbereichen werden unter den hier erläuterten Bedingungen zu notwendige Kompetenzen für eine erfolgreiche Lebensbewältigung.

Zusammenfassend sind damit Prozess wie Ergebnisse der Individualisierung als ambivalent zu bezeichnen, oder mit den Worten von Junge: als Hoffnung bezüglich der aufgeklärten Nutzung errungener Handlungsspielräume und als Last der Entscheidungszumutung für jene, die dieser Multioptionalität nicht gewachsen sind.<sup>21</sup> Die Effekte reflexiver Modernisierung auf die Bedingungen der Lebensführung und Biografiegestaltung sollen abschließend noch einmal thesenartig resümiert und in den folgenden Kapitel ausführlicher diskutiert werden.

1. Freisetzung aus „sozialmoralischen Milieus“ heißt: schleichende Delegitimierung normativer und kultureller Selbstverständlichkeiten der bürgerlichen Industriegesellschaft, und damit Eröffnung eines darüber hinausweisenden Möglichkeitsraumes zur Erfahrungs- und Lebensgestaltung. Die kulturell-normative Hegemonie eines Lebensführungsmodells und damit einer sozialen Großgruppe ist unwiederbringlich verloren; das kulturelle Feld ist nicht mehr als hierarchisch, sondern als horizontal pluralisiert und als Konfliktfeld zu begreifen.
2. Kulturelle Pluralisierung evoziert zumindest latent Unsicherheit, da kein Meta-Standpunkt für die Präferenzentscheidung zwischen Wertordnungen eingenommen werden kann. Die Individuen sind dafür primär auf sich selbst verwiesen; da auch das durch Freunde, Familie, Autoritätspersonen

---

<sup>19</sup> Beck (1986): 217

<sup>20</sup> Beck (1993b): 155f.

<sup>21</sup> Junge (2002): 12

und Massenmedien bereitgestellte Orientierungswissen letztlich individuell organisiert und für die Handlungsorientierung ausgewertet werden muss.<sup>22</sup>

3. Weder neu gefundene Gemeinschaften auf Basis gleicher Lebensvorstellungen, noch institutionelle Regelungen sowie das immer stärker zur Orientierung, Legitimierung und Politisierung des eigenen Handelns herangezogene wissenschaftliche Fachwissen spenden die erhoffte Sicherheit und Autorität. Gemeinschaften und soziale Beziehungen sind in der Zweiten Moderne hergestellt, beruhen auf Wahl und Entscheidung und besitzen damit nicht den obligatorischen Charakter primordialer sozialer Einbindungen. Die Orientierung an wissenschaftlich erzeugtem Wissen verfehlt das Wesen von Wissenschaft (den methodische Zweifel), wenn ihr steinbruchartig Elemente zum Aufbau einer (letztlich den Zweifel ausschaltenden) Weltanschauung entnommen werden.<sup>23</sup>

4. Eine innen- oder subjektorientierte Handlungskoordination, Weltwahrnehmung und Evaluation ist nach dem Schwinden externer Entlastungsmöglichkeiten als hoch-funktional anzusehen, wird jedoch mit der prinzipiellen Unsicherheit bezüglich der Richtigkeit der eigenen Entscheidung erkaufte. Dass Individualisierung nicht einseitig als Freisetzung und Freiheitsgewinn angesehen werden darf, ergibt sich aus der neuen Unmittelbarkeit der individuellen Lebensführung gegenüber institutionellen Vorgaben, deren Integration in eine Lebensführung jedoch ebenfalls individuelle Aufgabe bleibt.<sup>24</sup> Wie viel Illusion über die tatsächlichen Gestaltungschancen hier mit im Spiel ist, ob die „moderne Biografie mit ihrer Institutionenabhängigkeit“ nicht einer Marionette gleicht, „die an den Fäden von bürokratischen Regeln hängt“,<sup>25</sup> wird im nächsten Kapitel weiter diskutiert.

5. Die Folgen reflexiver Modernisierungsprozesse sind als soziale Tatsachen anzusehen, die sich mit anderen soziologischen Deutungsversuchen parallelisieren lassen und daher individuell nicht negierbar sind und ihren Zumutungen nicht ausgewichen werden kann.

„Individualisierung ist ein Zwang, ein paradoxer Zwang allerdings, zur Herstellung, Selbstgestaltung, Selbstinszenierung nicht nur der eigenen Biografie, auch ihrer Einbindungen und Netzwerke und dies im Wechsel der Präferenzen der Entscheidungen und Lebensphasen, allerdings: unter sozialstaatlichen Rahmenbedingungen und Vorgaben, wie das Ausbildungssystem (dem Erwerb von Zertifikaten) den Arbeitsmarkt, das Arbeits- und Sozialrecht, dem Wohnungsmarkt usw.“<sup>26</sup>

Mit der Theorie reflexiver Modernisierungsprozesse und der Individualisierungsthese wird eine neue Entwicklungsdynamik moderner, okzidentaler Gesellschaften seit dem letzten Drittel des 20. Jahr-

<sup>22</sup> „Insgesamt ist das Individuum jedoch auf sich alleine gestellt und alleine verantwortlich für den Umgang mit den 'dialektischen Verhältnissen' und die Verwirklichung des eigenen Lebens. Und das heißt: alleine im Kampf mit sich selbst und den sozialen, überindividuellen Prozessen.“ (Kron 2002: 284)

<sup>23</sup> Die Relevanz von Wissen scheint in einer sich oft als ‚Wissensgesellschaft‘ verstehenden Gesellschaft ein Gemeinplatz. „Je moderner eine Gesellschaft wird, desto mehr Wissen erzeugt sie über ihre Grundlagen, Strukturen, Dynamiken und Konflikte. Daraus folgt: Über je mehr Wissen sie aber über sich selbst verfügt und dieses anwendet, desto nachdrücklicher wird eine traditional bestimmte Konstellation des Handelns in Strukturen aufgelöst, und an ihre Stelle treten eine wissensabhängige und wissenschaftsvermittelte Rekonstruktion und Restrukturierung sozialer Strukturen und Institutionen.“ (Beck 1996b: 290). Die Pointe besteht aber darin, hierin keine lineare Fortschrittentwicklung zu sehen, sondern Produktion, Verteilung und Legitimation von Wissen (und damit auch von Nicht-Wissen) als ein Konfliktfeld zu konzipieren, in welchem soziale Akteure zum Zweck ihrer Interessendurchsetzung agieren (Beck 1996b: 298).

<sup>24</sup> „Die freigesetzten Individuen werden arbeitsmarktabhängig und damit bildungsabhängig, konsumabhängig, abhängig von sozialrechtlichen Regelungen und Versorgungen, von Verkehrsplanungen, Konsumangeboten, Möglichkeiten und Moden in der medizinischen, psychologischen und pädagogischen Beratung und Betreuung. Dies alles verweist auf die institutionenabhängige Kontrollstruktur von Individuallagen. Individualisierung wird zur fortgeschrittenen Form markt-, rechts-, bildungs- usw. abhängiger Vergesellschaftung.“ (Beck 1986: 119).

<sup>25</sup> Beck (1996a): 93

<sup>26</sup> Beck (1993b): 179f.

hunderts behauptet, als deren Folge die Bedingungen für eine erfolgreiche Lebensbewältigung derart nachhaltig verändert wurden, dass biografische Unsicherheit als „gesellschaftlichen Basiserfahrung“<sup>27</sup> der globalen Moderne angesehen und dass (partiell bzw. temporäres) Scheitern im Lebensverlauf antizipiert werden muss. Denn:

„Die gesellschaftliche Forderung, sich aus vorgefertigten Fragmenten und Versatzstücken eine eigene Biografie und eine eigene Identität zu konstruieren, stellt für den Einzelnen ein anstrengendes, störungsanfälliges riskantes Unterfangen dar.“<sup>28</sup>

6. Identitäts- oder Selbstkonzepte sind nur bedingt bei der Reduktion biografischer Unsicherheit hilfreich. Als stabilitätsversichernde Konzepte entstammen sie der ordnungsfixierten industriegesellschaftlichen Epoche und erfuhren im Zuge der hier thematisierten Veränderungsprozesse selbst eine Transformation. Identität wird, wenn nicht generell als sozialwissenschaftlicher Begriff abgelehnt, heute als prozessualisiert, reflexiv, pluralisiert und interaktionistisch konstruiert und inszeniert bzw. als permanente, unabschließbare Aufgabe und Arbeit verstanden.

7. Die kognitive und emotionale Überlastung der Lebensführung mit Entscheidungs- und Auswahlzumutungen, mit ambivalenten und antagonistischen Anforderungen und Optionen scheint für die gegenwärtige Moderne als zumindest latente Gefahr und als Nebenfolge von Modernisierungsprozessen offensichtlich zu sein, daher soll unten möglichen Überlastungserscheinungen wie Entlastungsmechanismen nachgegangen werden.

## **Individualisierung im Kontext der Institutionalisierungsthese**

Im vorhergehenden Abschnitt sollte die Beachtung von gegenläufigen wie sich ergänzenden Prozessen in der Argumentation von Beck deutlich werden, um Becks Ansatz letztlich vor dem Vorwurf der Einseitigkeit in Schutz zu nehmen. Erst im Zusammenhang der gesamten Werkentwicklung zeigt sich jedoch bei Beck selbst diese Sensibilität für die Vor- und Nachteile von Individualisierungsprozessen. Die dichotomische, zugespitzte Einteilung in Gewinner und Verlierer im Modernisierungsprozess<sup>29</sup> wurde von der Betonung von Ambivalenz, Brüchigkeit und eingeschränkter Kontrolle über die Lebensumstände abgelöst. Entgegen der früher dem Einzelnen als Fatum zugewiesenen Verpflichtung, ein „eigenes Leben“ führen zu müssen, kann die

„individualisierte Existenz gerade nicht im Sinne eines frei schwebenden, selbstbestimmten, allein dem Ich und seinen Vorlieben verpflichteten 'eigenen Leben' verstanden werden [...]. Ist doch diese Fragmentierungsdynamik genau umgekehrt Ausdruck einer späten, geradezu paradoxen Form der Vergesellschaftung. Die Menschen müssen ein individualisiertes Leben führen unter den Bedingungen, die sich weitgehend ihrer Kontrolle entziehen.“<sup>30</sup>

In den Veröffentlichungen der 1980er Jahre hat der Verve zur Beschreibung und Vermessung neuer gesellschaftlicher Trends und Erscheinungen zwar nicht zu eklatanten Einseitigkeiten, wohl aber dazu geführt, dass primär die Thesen zur Freisetzungsdynamik, zu individuellen Autonomiegewinnen und Transformation bzw. Auflösung der Normalbiografie im Zentrum der Rezeption standen. Beck opponierte gegen etablierte, struktur- wie systemtheoretische Ansätze und ihrer Stabilitätsunterstellung,

---

<sup>27</sup> Eickelpasch/Rademacher (2004): 9

<sup>28</sup> Ebd. S. 7

<sup>29</sup> Vgl. Beck (1996a): 92f.

<sup>30</sup> Beck (2007): 578f. Der Titel dieses Aufsatzes: „Tragische Individualisierung“ ist für das hier gelieferte Argument noch viel aussagekräftiger.

wogegen die fortdauernde Bedeutung ständischer Milieubindungen im Besitzbürgertum (Land- und Produktionsmittelbesitz, gehobene Dienstklasse der obersten Beamten und Angestelltenpositionen) sowie die stark eingeschränkte Individualisierung manifester Armutslagen äußerst knapp gehalten wurden.<sup>31</sup> Bezogen auf die frühen Veröffentlichungen Becks zur Individualisierung kann dies als blinder Fleck, als Übergeneralisierung oder Ungenauigkeit bezeichnet werden. Daran hat sich, durch den etwas sorglosen begrifflich-analytischen Stil von Beck stark befördert, sehr viel Kritik und eine heftige Debatte entzündet.<sup>32</sup>

Seitens der Vertreter der Institutionalisierungsparadigmas wurde die Individualisierungsthese grundlegend kritisiert. Martin Kohli benennt im Detail einige Veränderungsprozesse, ohne jedoch daraus, wie Beck, einen grundlegenden Wandel des Lebenslaufregimes bzw. des dominierenden Lebensführungsmusters abzuleiten.<sup>33</sup> Durch die zunehmende Frauenerwerbstätigkeit erfuhr die Normalbiografie sogar eine weitere Verbreitung, beschrieb eben nicht nur die männliche Lebensweise sondern *die* Standardbiografie schlechthin. Trotz aller auch hier genannter Veränderungen in der Erwerbsarbeit, machte Kohli zunächst De-Standardisierungseffekte primär im privaten Bereich und weniger in der Arbeitssphäre aus.<sup>34</sup> Selbst im Bereich privater Lebensführung, Familiengründung und Partnerschaften scheinen nach Kohli Veränderungen überwiegend auf die Zeit des „jungen Erwachsenenalters“ beschränkt zu sein. Nach der Jugendphase münden die meisten Lebensläufe in eine mehr oder weniger dauerhafte, jedoch weniger formalisierte und institutionell legitimierte Partnerschaft ein.<sup>35</sup> Aus der Makroperspektive hat sich nach Kohli an der strukturierenden Bedeutung des institutionalisierten Lebenslaufs nichts geändert, da sowohl die grobe Dreiteilung in Bildungsphase, Erwerbsphase und Ruhestandsphase wie auch die Zentralität der Erwerbsarbeit für den individuellen Lebensverlauf erhalten geblieben sind.

Die empirisch nicht zu leugnenden Optionenvielfalt siedelt Kohli auf einer tieferen Ebene an. Pluralisiert haben sich die Wege, in welchen sich der institutionalisierte Lebenslauf ausprägen kann, wobei die Übergänge schwieriger geworden sind, die Phasen der Etablierung länger dauern, der Lebensverlauf selbst insgesamt brüchiger ist.<sup>36</sup> Bei grundsätzlicher Anerkennung deutlicher De-Standardisierungstendenzen behandelt Kohli diese im normativen Rahmen der These vom institutionalisierten Lebenslauf und will Flexibilisierungen und Pluralisierungstendenzen nicht übertrieben wissen. Brüche gäbe es sehr wohl: „aber worauf es hier ankommt, ist die Tatsache, dass diese Etappen Teile eines einheitlichen, übergreifenden und als solches antizipierbaren Ablaufprogramms bilden, das Kontinuität über die diskontinuierlichen Teile hinweg herstellt.“<sup>37</sup> Daher der Hinweis auf die „überraschende Beharrungskraft“ des Lebenslaufmodells auch in der gegenwärtigen Moderne.

---

<sup>31</sup> Beck (1983): 61 und Beck (1994): 55

<sup>32</sup> In den frühen Schriften zur Individualisierungsthese behauptet Beck, wie auch hier zitiert, die Auflösung „sozialmoralischer Milieus“ was vielfach als These eines umfangreichen sozialstrukturellen Wandels interpretiert und daher auch zurückgewiesen wurde. In der kritischen Zusammenschau der Veröffentlichungen über die Jahre zeigt sich ein Abkommen von der These, dass sich Individualisierungs- und reflexive Modernisierungsprozesse direkt als *Auflösung* bestehender Strukturen sozialstrukturell niederschlagen. Letztlich ist dies als Argument für die nachlassende soziokulturell-normativen Bindewirkung bestehender sozialer Milieus aufzufassen, was sich beispielhaft anhand der an Generationengrenzen ausdifferenzierenden Milieulandschaft aufzeigen lässt. Eine direkte Auseinandersetzung mit poststrukturalistischen Ansätzen ist bei Beck nicht zu finden; die Opposition ergibt sich aus den unterschiedlichen Zielsetzungen der jeweiligen Theorien.

<sup>33</sup> Kohli (1985): 21

<sup>34</sup> Kohli (1986): 203, Kohli (1989): 252f.

<sup>35</sup> Kohli (2003): 534

<sup>36</sup> Kohli (2003): 535

<sup>37</sup> Kohli (1994a): 222

Karl Ulrich Mayer steht zunächst in ähnlicher Distanz zum modernisierungstheoretischen Gehalt der Individualisierungsthese.

„Wenn man verstehen will, was an modernen Lebensverläufen spezifisch ist, helfen weder komparativ-statische Modernisierungstheorien noch eine Theorie der Moderne oder gar Theorie der Postmoderne weiter. Der Erkenntnisgewinn von allgemeinen Institutionalierungs- beziehungsweise De-Institutionalisierungstheorien ist selbst auf der deskriptiven Ebene denkbar gering. Vielmehr muss erklärt werden können, wie und warum sich die beobachtbare Oberflächenstruktur von Lebensverläufen verändert.“<sup>38</sup>

Demnach erhält die Individualisierungsthese ihre Plausibilität primär aus der Überzeichnung der Vergangenheit als stabile, statische und übersichtliche gesellschaftliche Ordnung. Diese grundsätzliche Kritik ist oben schon ausgeführt worden. Im Gegensatz zu Kohli sieht Mayer den Lebenslauf nicht an sich als kulturell institutionalisiertes Skript zur Lebensgestaltung, sondern verweist auf die normierende und standardisierende Wirkung des Sozial- und Wohlfahrtsstaates. Und genau damit reformuliert er m. E. das zentrale Argument der Individualisierungsthese – die Ablösung von „sozialmoralischen Milieus“ und direkte Anbindung des Individuums an die Gesellschaft – in dem Mayer aufzeigt, wie Familien, Verwandtschafts- und Milieunetzwerke für die soziale Absicherung, biografische Handlungsorientierung und Lebensplanung im Vergleich zu rechtlich verbindlichen Inklusionen in staatlichen Institutionen und wohlfahrtsstaatlichen Leistungen relativ an Bedeutung verloren haben.<sup>39</sup> Erst die Inklusion in Bildungsinstitutionen, im System der Berufsausbildung, erst die wohlfahrtsstaatliche Vorsorge für den Lebensunterhalt während des Studiums oder in Zeiten der Arbeitslosigkeit und erst durch die institutionelle Öffnung des Bildungssystems mit seiner Vielzahl an möglichen Bildungswegen, Abzweigungen und Wiederholungschancen ermöglichen eigenständige und selbstverantwortliche Lebensführung; zwingt den Einzelnen dafür aber auch verstärkt zur aktiven Lebensplanung und zur Verantwortungsübernahme.<sup>40</sup>

Zum besseren Verständnis müssen aber reell gegebenen Gestaltungsmöglichkeiten des Einzelnen vom tatsächlichen Anspruch auf Autonomie unterschieden werden, der im Alltagsleben – wie im bürokratischen Zugriff des Wohlfahrtsstaates auf den Einzelnen – dazu führt, dass Lebensverläufe jedenfalls so interpretiert und Verantwortung so zugeschrieben werden, als wenn der Einzelne tatsächlich *Macht* über sein Leben hätte.

Individualisierung ist damit auch ein Zurechnungsmechanismus. Neben der Haftbarmachung für das individuelle Lebensschicksal legen Individuen auch Wert darauf, sich eben nicht als primär von sozialen Gruppen (Schicht, Klasse, Milieu) oder Strukturen bestimmt zu sehen, sondern im Lebensweg eigenständig Ziele zu verfolgen und Individualität und Identität zu gewinnen und zu behaupten.<sup>41</sup> Als solches ist Individualisierung Bestandteil der Institutionalisierung des Lebenslaufs, da sie der passende Mechanismus der Zuschreibung von Verantwortlichkeit ist. Institutionalisierung ist damit als „widersprüchliche Einheit“ von erwartbarer Lebensspanne, verlässlicher und antizipierbarer Sequenzialität wichtiger Lebensereignisse und Biografizität „im Sinne eines Codes von personaler Entwicklung und Emergenz“<sup>42</sup> anzusehen.

---

<sup>38</sup> Mayer (1996): 67

<sup>39</sup> Mayer/Müller (1989): 47

<sup>40</sup> So auch Kudara (2000): 117

<sup>41</sup> Kohli (1988): 37

<sup>42</sup> Kohli (1988): ebd.

Das impliziert, nur so lassen sich Individualisierung auf mikrosozialer, und strukturelle Stabilität auf makrosozialer Ebene zusammendenken, eine Entkopplung der Struktur aggregierter individueller Lebensläufe und biografischer Lebensbewältigung auf subjektiver Ebene.<sup>43</sup> „Lebenslaufstrukturen sind das emergente Resultat mehr oder weniger kontingenter individueller Verhaltensentscheidungen“,<sup>44</sup> d. h. strukturelle Muster ergeben sich erst auf der Aggregatebene und hinter dem Rücken der Akteure. Was also auf makrosozialer Ordnung als Stabilität des modernen westlichen Lebenslaufregimes mit einigen Differenzierungs- und Pluralisierungstendenzen interpretierbar ist, erscheint aus subjektiver Sicht als Verlust der biografischen Sicherheit,<sup>45</sup> als Zwang und Last zur Orientierung und latente Anomiegefahr,<sup>46</sup> aber auch der Freiheit, das eigene Leben tatsächlich selbst zu gestalten.

Diese Feststellung genügt, um zu verdeutlichen, dass vom Lebenslauf als Institution – Institution im Sinne Gehlens – heute insofern nicht mehr gesprochen werden kann, als sie die Individuen eben nicht von der biografischen Lebensführung entlastet, sondern sie ihnen prinzipiell aufgebürdet wird. Kohli und Mayer legen in der Interpretation mehr Gewicht auf die Kontinuität von Strukturmomenten des Lebenslaufs<sup>47</sup> (vor dem Hintergrund einer allzu sehr die Freisetzung betonenden Debatte um Becks Individualisierungsthese vielleicht verständlich); der Mainstream der Lebensverlauf- und Biografiefor- schung betont dagegen eher den Auflösungs-, Entstrukturierungs- oder De-Standardisierungsaspekt.<sup>48</sup>

### **Kulturelle Postmoderne - Von Einheit zu Differenz**

Den eben beschriebenen strukturellen Wandlungsprozessen korrespondieren Verschiebungen hinsichtlich der Geltung und Legitimität von Alltags-, Hoch- und Populärkultur, welche auch in diesem Bereich zur Wahrnehmung eines Epochenbruchs führten, da die holistisch gedachte, einzig legitime bürgerliche Hochkultur, im Zuge der Durchsetzung populärkultureller Trends, Moden und Stile, ihre hegemoniale Stellung einbüßte. Wie sich auf struktureller Ebene alternative bzw. abweichende Biografieerläufe soziale Legitimität gegen die Normalitätsfiktion der ‚Normalbiografie‘ erkämpfen mussten, opponierte die von der Jugendkultur getragene Populärkultur der Rock- und Popmusik und neuartiger Eventkultur der 1960er und 1970er Jahre gegen die etablierte Kultur des „legitimen Geschmacks“ (Bourdieu), bis sich dieser Kulturkonflikt in den 1990er Jahren zur Normalität eines Nebeneinander unterschiedlicher kultureller Lebensformen transformierte .

---

<sup>43</sup> Hradil (1990): 139

<sup>44</sup> Konietzka/Huinink (2003): 287

<sup>45</sup> Vgl. Wohlrab-Sahr (1992a)

<sup>46</sup> In den 1980er und 1990er Jahren ließen sich die Veröffentlichungen zur Individualisierungsthese oft sehr gut entweder der „apokalyptischen“ Kultur- und Gegenwarts kritik zuordnen, welche im Verlust der industriegesellschaftlichen und wohlfahrtsstaatlichen Ordnung in Deutschland vor und nach der Wiedervereinigung stark den Zerfall gesellschaftlicher Ordnung sah und vehement auf Anomiepotentiale und Gefahren hinwies (vgl. Heitmeyer 1997, Böhnisch 1994) oder aber im Gefolge von Ulrich Becks publizistischem Erfolg den Apologeten der Freisetzung, des Zugewinns an individueller Handlungsfreiheit und postmodernen Sozialverhältnissen (vgl. Hitzler 1994, Keupp 1999). Unlängst hat sich jedoch die ausgewogene Perspektive mit Konzentration auf die ambivalenten Folgen von Individualisierung wie sozialem Wandel seit den 70er Jahren überhaupt durchgesetzt.

<sup>47</sup> Vgl. Mayer/Hillmert (2004) und Buchmann (1989)

<sup>48</sup> Vgl. strukturbezogen argumentierend Brose (2003), Hurrelmann (2003), Vetter (1989), Schimank (2002), Heinz (2000); auf kulturelles Orientierungswissen, Sinn- und Bedeutungszusammenhänge konzentrieren sich Marotzki (2007), Wohlrab-Sahr (1992a), (1992b). Für die Übergangsforschung ist die These der De-Institutionalisierung oder De-Standardisierung von Übergangsverläufen ohnehin konstitutiv (siehe oben Abschnitt 2.3 und die dort angegebene Literatur).

Für beide Ebenen lässt sich dies als Differenzierungs- und damit Pluralisierungsprozess beschreiben – wenn auch nicht bezogen auf die *Existenz* vielfältiger Lebensformen und kultureller Artikulationen und Kulturprodukte, wohl aber für die Legitimität von Lebensentwürfen und v. a. populärkulturellem Kulturkonsum. Kultur im weiteren Sinne wie auch im engeren Sinne des Kulturbetriebs und der Kulturindustrie kann seit dem nicht mehr hierarchisch, sondern muss als horizontal ausdifferenziertes Konfliktfeld verstanden werden, wie die Cultural Studies es konzipieren.<sup>49</sup> Gleichzeitig sind Alltags- wie Kulturbetrieb Gegenstand machtpolitischer Auseinandersetzungen, von Distinktions- und Abgrenzungsbestrebungen geblieben;<sup>50</sup> wird nach wie vor um die soziale Legitimität kultureller Ausdrucksformen und Lebensweisen gerungen,<sup>51</sup> ohne jedoch jemals wieder dem Zustand einer hegemonialen Kultur nahekommen.

Dahinter ist ein epochaler Paradigmenwechsel kultureller Repräsentationsformen und wissenschaftlicher Weltkonstruktionen und Wissenslegitimationen zu erkennen. Mit der von Luhmann entlehnten, griffigen Formel der „Umstellung von Einheit auf Differenz“ wird deutlich gemacht, wie sehr es sich um eine neue Wahrnehmungs- und Denkweise handelt – und zunächst weniger um neue sozio-kulturelle Phänomene oder Strukturänderungen. In den Kulturwissenschaften wie in der Soziologie wurde diese erkenntnislogische Operation dennoch grundlegend für neue theoretische Ansätze,<sup>52</sup> welche auch das von der Moderne und dem Modernisierungsprozess gezeichnete Bild deutlich veränderten.

Im Licht des poststrukturalistischen Denkens erscheint die moderne Gesellschaft als Versuch, die Welt der Phänomene zu kategorisieren, identitätslogisch zu fassen, damit zu normieren und in ein Ordnungsmodell zu integrieren. Moderne als Wahrnehmungsparadigma hieß: Vermeidung von Ambivalenzen, Widersprüchlichkeiten und Uneindeutigkeiten; Verweis auf zukünftig gewachsenen Erkenntnisstand zur Überwindung von Unerklärlichkeit und Inkommensurabilität und damit der Versuch, jenen Keim von Pluralität und Multiperspektivität stillzulegen, der jedoch menschlicher Sprache und Kultur *a priori* eingeschrieben ist.<sup>53</sup> Das „Narrativ der homogenen Einheit und der Steigerungslogik“ entpuppt sich in der Reflexion als „Domestizierungsstrategie klassische Diskurse“,<sup>54</sup> zwecks der Ausschließung bestimmter sozio-kultureller Phänomene; und der soziale Wandel in den vergangenen Jahrzehnten lässt sich als Kampf um die Öffnung dieser restriktiven Ordnungsmodelle, die Zulassung von Pluralität und Akzeptanz der Kontingenz verstehen. „Es ist das Interesse an den unterdrückten, ausgeschlossenen Sprachen, Stilen und Formen, die die 'Postmoderne' für Vielheit optieren lassen, wo die Moderne Einheit forderte.“<sup>55</sup>

<sup>49</sup> Der britische Forschungsansatz der Cultural Studies hat neben Pierre Bourdieu (und in Großbritannien auch viel früher) auf diese Machtstruktur innerhalb der Unterhaltungs- und Alltagskultur aufmerksam gemacht und versucht, kulturelle Praktiken – nicht nur bezogen auf Kunst und Kultur im engeren Sinne, sondern mit fast anthropologischem Verständnis von Kultur als *whole way of life* - jenseits der normierten bürgerlichen Kultur der Mittel- und Oberklassen als gleichberechtigte Ausdrucksformen sozialen Lebens zur Geltung zu bringen (vgl. Hörning et al. 1999).

<sup>50</sup> Anstoß waren die sozialstrukturellen Untersuchungen von Pierre Bourdieu und seine bahnbrechende Studie zu den „feinen Unterschieden“; deren Erkenntnisinteresse in der breiten Milieu- und Lebensstilforschung ab den 1980er Jahren Anwendung fand.

<sup>51</sup> Aktuelles Beispiel ist die öffentliche Entrüstung von Marcel Reich-Ranicki anlässlich der Verleihung des Deutschen Fernsehpreises 2008 oder seiner früheren Versuche, einen deutschen Literaturkanon zu bestimmen. Beides ist als identitätsverbürgendes Kampfgetöse klassischer bildungsbürgerlicher Hochkultur zu werten.

<sup>52</sup> Vgl. Angermüller (2008)

<sup>53</sup> Vgl. Junge (2005): 72

<sup>54</sup> Reckwitz (2008): 244

<sup>55</sup> Schroer (1994): 229

Ulrich Beck sieht dies ganz ähnlich, wenn er von „hergestellter Eindeutigkeit“ zur Vermeidung, Ausgrenzung von Pluralität, Ambivalenz und Fremdheit spricht (vgl. Beck 1993b: 100f.).

Auch François Lyotard, der wohl wichtigste philosophische Autor zur Postmoderne, sieht in der Blickverschiebung von Einheit auf Pluralität das zentrale Kennzeichen postmodernen Denkens, Wissens, ja postmoderner Kultur überhaupt. Mit tief greifenden gesellschaftlichen Folgen, da das Einheitlichkeit suggerierende und dem Anspruch nach umfassende und fortschrittlichste Ordnungsmodell der klassischen oder ersten Moderne zwar demontiert, jedoch nicht durch *einen* Nachfolger ersetzt wurde:

„Die ‚große Metaerzählung‘ ist unglaublich geworden und nicht mehr in der Lage - ihrem Anspruch gemäß - einen sozialen, politischen und kulturellen Zusammenhang zu gewährleisten; gleichgültig ob sie in Form der ‚spekulativen(n) Erzählung‘ (die idealistische Philosophie Hegels) oder als ‚Erzählung der Emanzipation‘ (Aufklärung) auftritt.“<sup>56</sup>

Aus dieser Perspektive lässt sich unsere Gegenwart durch den (erzwungenen) Verzicht auf vereinheitlichende Beschreibungen, holistische Weltbildentwürfe und große „Metaerzählungen“ von der vergangenen Modernität abheben. Dazwischen steht die Delegitimierung der Geltungsansprüche der Moderne auf *eindeutig* bestimmbareren gesellschaftlichen Fortschritt; des universellen Fortschrittsoptimismus mittels noch besserer Wissenschaft und noch besserer Technologie Probleme lösen zu können,<sup>57</sup> auf die *Eindeutigkeit* von Wahrheit, Schönheit und des Guten, wie überhaupt die Idee einer rationalen oder vernünftigen Gesellschaftsordnung. All dies, was auf die Hegemonie instrumenteller und funktionaler Rationalität hinweist, wird im Diskurs um die Postmoderne selbst als Ideologie, selbst als „große Metaerzählung“ entlarvt. Im Gegensatz zur positiv konnotierten Fortschritts- und Emanzipationsgeschichte der Moderne, wird durch diesen Blickwechsel die der Moderne selbst innewohnende Tendenz zum Totalitarismus und Fundamentalismus deutlich.<sup>58</sup> Horkheimer und Adorno haben diesen geschichtsphilosophischen Zusammenhang in ihrer *Dialektik der Aufklärung* aufgezeigt,<sup>59</sup> und wie es scheint, ist die von Lyotard und anderen Autoren ausgerufene und freudig begrüßte Postmoderne jenes Zeitalter, in welchem diese Einseitigkeiten und Unterdrückungsphänomene zugunsten einer fast demokratischen Gleichberechtigung unterschiedlicher Ansichten und Perspektiven aufgehoben sind.

Damit ist das zentrale Missverständnis in der Debatte um die Postmoderne angesprochen: jene Befürchtung oder Hoffnung auf ein *anything goes*, einer heillos willkürlichen, unübersichtlichen Welt-(Un-)ordnung. Nicht Beliebigkeit ist ein Grundmerkmal der Postmoderne, sondern ein Legitimationsmangel normativer Strukturen. Wo Individuen stärker als bisher direkt über Marktmechanismen vergesellschaftet sind und Kultur (im umfassenden Sinne) als Konfliktfeld verstanden wird, in welches soziale Gruppierungen mit ihren Normen, Werten und Zielen als strategisch handelnde Akteure eintreten, kann gesellschaftliche Ordnung nicht mehr als statisches Modell begriffen werden. Markt- und Konfliktbeziehungen zeichnen sich der Theorie nach durch eine Offenheit bezüglich des Interaktionsergebnisses aus; so ist die Sichtbarkeit des Neuen stets als Versuch anzusehen, Alternativen gegenüber Herkömmlichen durchzusetzen und zur Geltung zu bringen. Ungleichverteilung (und ihre intergenerationelle Reproduktion) materieller Ressourcen wie Chancen der Durchsetzung im Kampf um Deutungsmacht erzeugen dennoch eine als Ordnung identifizierbare Struktur westlicher Gegenwartsgesellschaften, die nach wie vor als kapitalistische, funktional differenzierte, zivile und damit ihrem Kern nach moderne Gesellschaften beschrieben werden können.

---

<sup>56</sup> Lyotard in: Schroer (1994): 232

<sup>57</sup> Beck (1986)

<sup>58</sup> Scherr (2000): 187

<sup>59</sup> Erich Fromm entfaltet in seiner fast zeitgleich erschienenen Schrift *Furcht vor der Freiheit* eine ähnliche Perspektive und bindet sie stärker an die tiefenpsychologischen Charakterstrukturen der Individuen und diese wiederum an die Gesellschaftsstruktur zurück, um dadurch die Wirkung der Verdrängung, des Umschlagens von Aufklärung in Mythos und Fundamentalismus erklären zu können.



„Postmoderne“ als Epochenbezeichnung war von Lyotard, wie oben dargelegt, nur auf den kulturellen Bereich bezogen worden. Soziale Veränderungen mit dieser Heuristik zu erfassen lag nahe, dennoch scheint mir die Debatte um einen tatsächlichen Strukturbruch innerhalb der gesellschaftlichen Entwicklung in den letzten Jahrzehnten als erledigt. Trotz aller Wandlungsprozesse in allen Gesellschaftsbereichen zeigt sich die Persistenz grundlegender Entwicklungslogiken moderner Gesellschaften (Differenzierung, Pluralisierung, Kommerzialisierung, Rationalisierung, Individualisierung); zeigt sich in der krisenhaften Arbeitsmarkt- und Wirtschaftsentwicklung, in der Verschärfung sozialer Ungleichheiten und Etablierung neuer Gruppen von „Verlierern“ und Ausgeschlossenen die Wiederkehr auch jener Schattenseite kapitalistischer Gesellschaften, die mit der Wohlfahrts- und Sozialstaatsentwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg überwunden schien.<sup>60</sup>

Sozialer Strukturwandel in den Familien- und Lebensformen, Produktions- und Arbeitsbedingungen, Identitätskonzepten und Lebensplanung, Politik und Institutionensystem, welcher in den 80er und 90er Jahren vielfach mit „post“-Etiketten versehen wurde, entpuppte sich eben nicht als Strukturbruch, sondern als fortwährender, Komplexität steigernder Modernisierungsprozess einer radikalisierten Moderne, kurz: als Enttraditionalisierung industriegesellschaftlicher Normalität oder: reflexive Modernisierung.<sup>61</sup> Phänomenologisch zeigt die „Postmoderne“ viele neue Gesichter und Facetten – darunter auch modernisierter Traditionalismus –, strukturell bleibt sie sich treu. Dennoch handelt es sich, gerade bezogen auf die Funktionslogik in Teilsystemen, Institutionen und Organisationen nicht um ein simples „Weiter-so“; vielmehr zeigt sich eine, der globalen ökologischen, militärischen (weniger ökonomischen und sozialen) Bedrohungslage angemessen hohe Sensibilität gegenüber den ökologischen und sozialen Folgen und Kosten von Modernisierungsprozessen.<sup>62</sup>

Die erste Moderne ist demnach nicht einfach zu Ende, auch wenn ihre Werte und Normen im kulturellen Bereich in dem Maße an Einfluss verlieren, wie die Milieus verschwinden, welche sie mit Leben gefüllt haben (bspw. traditionelle Arbeitermilieus). Gleichzeitig ist jede neue Generation Schöpfer neuer Lebensstilformen, Milieustrukturen, Jugend- und Alltagskulturen, die durchaus über Traditionslinien mit den Herkunftsmilieus der Eltern- und Großelterngeneration verknüpft sind, jedoch höchst selektiv, transformiert und den gegenwärtigen Bedingungen angepasst kulturelles Traditionsgut übernommen und fortgeführt haben. Veränderungen in der Milieustruktur sind wie Transformationen milieutypischer Habitusformen komplexe Vorgänge der Bewahrung, Transformation und Neuschöpfung, in denen Bestehendes nicht einfach ausgetauscht wird, wie Beck in seinen frühen Schriften als provozierende These vortrug, sondern wo sich Bestehendes mit Neuem verbindet.

---

<sup>60</sup> Eine aktuelle kapitalismuskritische Beschreibung der Gegenwart kapitalistischer Gesellschaften versuchen: Dörre/Lessenich et al. (2009), in dem sie fortschreitende Kommerzialisierung und Kommodifizierung, Beschleunigung des gesellschaftlichen Wandels und Aktivierungsmaximen (im Gegensatz zur Absicherungsausrichtung) der Sozialpolitik als aktuelle Trends der gesellschaftlichen Entwicklung identifizieren.

<sup>61</sup> „Die Grundprinzipien der Moderne verlieren nicht an normativer Geltung, sondern werden genau umgekehrt im Zuge reflexiver Modernisierung in ihrem Geltungsanspruch verstärkt.“ (Beck/Lau 2005: 116, Hervorhebungen im Original weggelassen).

<sup>62</sup> Wobei diese Lerneffekte der „Risikogesellschaft“ nicht als selbstverständlich oder Selbstläufer missverstanden werden dürfen. Zwar sind Umwelt- und Klimaschutz, Entwicklungshilfe wie die verschiedensten sozialen Bewegungen institutionell gefestigt und etabliert, dennoch sind Gegenwartsgesellschaften Konfliktfelder unterschiedlichster konkurrierender Interessen. Vor allem dort, wo ökologischer oder sozialer Nachhaltigkeit wirtschaftliche Profitaussichten entgegenstehen. Die hartnäckige Weigerung der Regierung Bush, den Klimaschutz auch nur ansatzweise ernst zu nehmen, ist ein gutes Beispiel dafür. Das schnelle Umschwenken auf den „grünen Kurs“ gegen Ende der Ära Bush wiederum ist ein offenbart die Durchsetzungschancen von Interessen, wenn sich hinter ihnen politische und wirtschaftliche Kalküle versammeln können.

„Bisheriges wird nicht einfach ersetzt, aufgelöst oder zu einem bloßen Restbestand, sondern verbindet sich in unterschiedlicher Form mit neuen Elementen, wobei auch scheinbar überholte Strukturen Aktualität erlangen und im Rahmen des ‚Sowohl-Als-Auch‘ zu typischen Erscheinungsformen der reflexiven Moderne werden können.“<sup>63</sup>

Und so ist weder der Fortschrittsoptimismus noch die moderne Erzählung der Aufklärung und der Emanzipation des Subjekts antiquiert. Teils als Relikte, zum größeren Teil als den Veränderungen Rechnung tragende soziale Bewegungen, Zeitgeistströmungen existieren sie fort und versuchen, utopische Energien und Potenziale zu wecken und zu mobilisieren und treffen dabei auf die gleichen, sich ebenso als quicklebendig erweisenden Gegner: kommunistische Ideologie, Neoliberalismus, antimoderne Strömungen des Christentums. Als postmodern an dieser Konstellation könnte der allgemeine *common sense* bezeichnet werden, dass diese unterschiedlichen Lebensweisen, politischen Überzeugungen, Glaubenssysteme und Weltanschauungen nicht mehr in eine hierarchische Ordnung zu bringen sind.<sup>64</sup> Lyotard sieht jedes einzelne davon als distinktes Sprachspiel, welches grundsätzlich nicht mit anderen vermischt werden kann und es mangelt an einer Meta-Ebene und Meta-Sprache auf deren Basis über Diskurse oder Sprachspiele geurteilt und einige ausgeschlossen werden können.<sup>65</sup>

Der Programmatik der Postmoderne ging es um Gleichberechtigung, soziale Anerkennung und steht mit ihrer Kritik der Leitideen der Moderne durchaus im Dienst der Ermöglichung individueller Selbstbestimmung durch die Überwindung tradierter sozialer Bindungen und Normierungen der Lebensführung.<sup>66</sup> Beschränkt blieb diese Emanzipation auf die kulturelle Sphäre; strukturell betrachtet veränderten sich lediglich „die Bedingungen und Kontexte, in denen Biografie und Lebenspraxis der Einzelnen situiert sind.“<sup>67</sup>

### **Ein neues kulturelles Modell – Selbstverwirklichung und Erlebnisorientierung**

Mit der Individualisierungsthese wurde oben damit begonnen, die Bedingungen der Lebensführung historisch herzuleiten und für die Gegenwart näher zu bestimmen. Unter Verweis auf die sozialgeschichtlichen Ausführungen im zweiten Kapitel wurde versucht, aus der Vielfalt soziologischer Zeitdiagnosen und Beschreibungs- und Erklärungsansätze zu sozialen Wandlungsprozessen in den zurückliegenden vier Dekaden eine der Komplexität, Ungleichzeitigkeit und auch Widersprüchlichkeit des Wandlungsgeschehens angemessene Charakterisierung zu entwickeln.

Am augenscheinlichsten sind dabei Veränderungen in den kulturell-normativen Rahmenbedingungen der Lebensführung, die nun mittels dieser geleisteten Kontextualisierung als Facette eines viel umfassenderen Delegitimierungsprozesses normativer, ästhetischer und expressiver Standards der Industriegesellschaftlichen Moderne erscheinen. Ergebnis davon, bezogen auf die Frage nach typischen For-

---

<sup>63</sup> Beck/Bonß et al. (2004): 32f.

<sup>64</sup> Im Konjunktiv bleibt dies formuliert aufgrund nicht abweisbarer Zweifel an einem Bruch innerhalb moderner Gesellschaftsentwicklung, welcher ein tatsächlich nachmodernes Gesellschaftsstadium ausweisen könnte. Nicht nur die Theorie funktionaler Differenzierung geht von konstanten Strukturprinzipien und damit ungebrochener Entwicklung moderner Gesellschaften aus. Phänotypische Veränderungen von Modernität wären demnach daraufhin zu untersuchen, inwiefern sich in ihnen nicht unterschiedliche Facetten von Modernität in diachroner Abfolge ausprägen. So sind sowohl die Entwicklung einer Massengesellschaft wie die Individualisierung typisch moderne Phänomene.

<sup>65</sup> Schroer (1994): 237f.

<sup>66</sup> Scherr (2000): 188

<sup>67</sup> Ebd. S. 190

men der biografischen Lebensgestaltung, ist ganz wesentlich die zunehmende Selbstermächtigung der Individuen zum „eigenen Leben“ (Beck). Ambivalent realisiert sich dies sozial als Hoffnung auf Gestaltungsspielräume wie als Zumutung von Unsicherheit und Orientierungslosigkeit bzw. individueller Verantwortungszuschreibung.<sup>68</sup> Mit Beck gesprochen: im „Zeitalter des eigenen Lebens“ steht die Rollenhaftigkeit des sozialen Lebens, und damit primär die entlastende Wirkung institutionalisierter Rollensysteme zur Disposition.<sup>69</sup> Mit dieser ambivalenten Einschätzung des Individualisierungsprozesses wird hier noch einmal herausgestellt, dass Individualisierung, wie es Beck und andere gegen Kritiker immer wieder vehement verteidigt haben, eben nicht einseitige Freiheitsgewinne oder gar Individualismus und Hedonismus meint, sondern im Kern eben die De-Institutionalisierung etablierter Lebensverlaufsmuster, welche individuelle Gestaltungsspielräume ebenso eröffnet, wie Orientierungsprobleme virulent werden lässt.<sup>70</sup> Individualisierung als Anspruch traf zunächst auf die (bürgerliche und akademische) Nachkriegsjugend der späten 60er und dann der 70er Jahre zu. Heute sind diese Ansprüche und Zumutungen weniger auf nur bestimmte soziale Gruppen beschränkt (bspw. der Mittelschichten) als vielmehr kennzeichnend und typisch für jene Jugendgenerationen, welche ab den späten 60er Jahren ihre Adoleszenz durchlebten und sich in deutliche Opposition zu ihrer Elterngeneration stellten.

Auch in der Retrospektive über den Wertewandel und die gesellschaftliche Entwicklung seit den 60er Jahren zeigt sich auch aus heutiger Sicht eine „ganz ungewöhnlich starke Generationenkluft“<sup>71</sup> in den 60er/70er Jahren bezogen auf Wert- und Einstellungsunterschiede zwischen Kriegs- und Nachkriegsgeneration. Die Wertewandelforschung und die sozialstrukturell orientierte Milieu- und Lebensstilforschung haben diesen Bruch zwischen den Generationen – weniger in den tatsächlichen Beziehungen zwischen den Generationen als vielmehr in den Einstellungen zum Leben und den präferierten Werthaltungen – differenziert herausgearbeitet. Individualisierung und Wertewandel sind dabei nicht gleichzusetzen, jedoch eng miteinander verbunden. Mit ihren differenzierenden Analysen kann die Wertewandelforschung verdeutlichen, wie sich die Individuen an veränderte Sozialisations- und Lebensbedingungen mittels Transformationen im Wertesystem anpassen, bzw. wie ersteres zu subjektiv empfundenen Leidenszuständen bis hin zu Anomie führt.<sup>72</sup>

Ronald Inglehart glaubte in seinen empirischen Untersuchungen zum Wertewandel eine Verschiebung der Wertpräferenzen weg von materialistischen, an Ordnung, Disziplin, Fleiß, asketischer Arbeitsethik und methodischer Lebensführung hin zu postmaterialistischen Werte der Selbstverwirklichung, Autonomie, Kreativität, Genuss beobachtet zu haben. Inglehart ist methodisch wie inhaltlich intensiv kritisiert worden,<sup>73</sup> das grundsätzliche Phänomen soziokulturellen Wandels steht aber nicht in Zweifel. Helmut Klages hat mit seiner Forschungsgruppe für das Jahrzehnt zwischen 1965 und 1975 einen starken Wertewandelschub, weg von Pflicht- und Akzeptanzwerten und hin zu Selbstverwirklichungswerten

---

<sup>68</sup> Vgl. Junge (2002): 12 und 18

Junge sieht damit die Individualisierung ebenfalls stärker in der Tradition der Moderne als dass darin eine Abkehr oder ein Epochenwechsel passieren würde. Als dritten Punkt verbindet er mit Individualisierung die Selbstaufklärung des Individuums, d. h. die für die der Aufklärung entstammende Moderne typische Überführung des Unverfügbaren (und Unsichtbaren) zumindest in den Bereich des Erkennens und möglichst auch des Verfügbaren.

<sup>69</sup> Beck (2001): 3

<sup>70</sup> Die Ambivalenz der Auswirkungen von Modernisierungsprozessen auf die Lebenswirklichkeit der Individuen begleiten die Moderne seit ihrer Geburtsstunde und wurde vielfach herausgehoben. So schon bei den ‚Klassikern‘ Weber und Simmel (siehe dazu Matthias Junges Habilitationsschrift zur ambivalenten Vergesellschaftungsweise in modernen Gesellschaften, Junge 2000), aktuell im Werk von Zygmunt Baumann (vgl. Bauman 1992, Junge 2007).

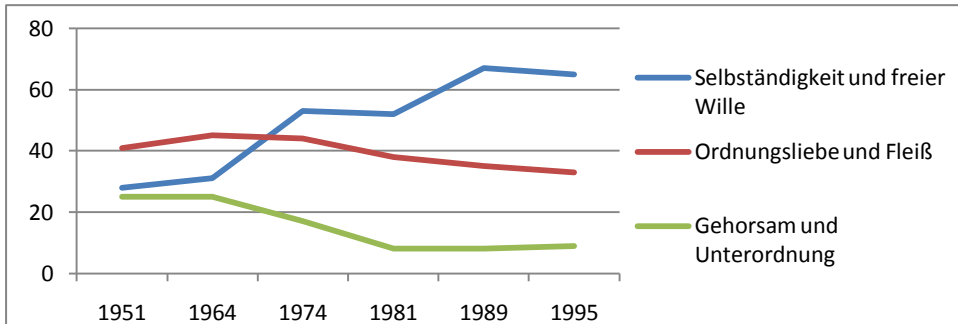
<sup>71</sup> Noelle-Neumann/Petersen (2001): 17; siehe auch: Ziehe (2005)

<sup>72</sup> Vgl. exemplarisch: Klages (1998)

<sup>73</sup> Zu Ingleharts Postmaterialismusthese und den entsprechenden empirischen Ergebnissen vgl. Inglehart (1998). Zur Kritik vgl. exemplarisch Oesterdiekhoff (2001), Kreutz (1988).

ten, festgestellt.<sup>74</sup> Werte wie „Unterordnung und Gehorsam verloren stark, Ordnungsliebe und Fleiß nur tendenziell an Bedeutung zugunsten eines stetigen Anstiegs der Wertdimension ‚Selbständigkeit und freier Wille‘.“<sup>75</sup> Abbildung 11 verdeutlicht dies anhand der präferierten Erziehungsziele in der westdeutschen Bevölkerung.

**Abbildung 11: Erziehungsziele in der Bundesrepublik und den alten Ländern (1951-1995)**



Quelle: Klages (1998): 702, Abb. 1.

Der sozio-kulturelle Bruch wird bereits um 1980 innerhalb der Soziologie reflektiert. Die Jugendstudie 1981 spricht von gebrochenen Monopolansprüchen seitens der Elterngeneration an ihre Kinder: Erstens bezüglich der Dauer der vollumfänglichen Abhängigkeit des Jugendlichen von seinen Eltern; zweitens bezüglich des reglementierten Zugangs zu den „Genüssen und Lustprivilegien der Älteren“ (wie Alkohol und eigene Sexualität) und drittens das „Monopol der Älteren, sei es in Familie oder Schule, spezifische Erziehungsziele und damit Lebensstile vorzugeben.“<sup>76</sup> Auch Thomas Ziehe versuchte diesen Bruch zu erfassen:

„Nicht der Zeitpunkt als Erwachsener anerkannt werden zu wollen, scheint Hauptquelle vieler innerfamiliärer Auseinandersetzungen geworden zu sein, sondern die Tatsache, dass die Werte der Eltern, ihre Lebensperspektive, ihr Lebensstil nur noch sehr bedingt *überhaupt* als *erstrebenswert* angesehen werden.“<sup>77</sup>

Nach eigenem Bekunden eher zufällig ist auch Rainer Zoll mit seiner Arbeitsgruppe auf diesen tief greifenden, die Generationen voneinander trennenden Wandel gestoßen.<sup>78</sup> In seiner Gegenüberstellung von „neuem“ und „altem“ kulturellen Modell lassen sich sehr gut die Gegensatzpaare von Klages und Inglehart wiedererkennen, wenn er schreibt, dass das alte Modell im Kern um eine asketische Arbeitsethik und Selbstverleugnung, das neue Modell jedoch um die Selbstbezüglichkeit der Individuen zentriert ist.

„Im Zentrum des neuen kulturellen Modells steht dagegen ein neues Verhältnis der Individuen zu sich selbst, steht eine besonders intensive Art der Selbstbezüglichkeit – eine neue Form dessen, was Michel

<sup>74</sup> Klages (1984): 20

<sup>75</sup> Dabei fiel der Anstieg in der Dimension „Selbständigkeit und freier Wille“ umso deutlicher aus, je jünger die Befragten waren (vgl. Klages 1998: 703).

<sup>76</sup> Zinnecker (1982): 99, Hervorhebungen im Original hier weggelassen.

<sup>77</sup> Ziehe (1979): 70, Hervorhebungen im Original.

Ziehe versuchte diese Wandlungen innerhalb psychoanalytischen Denkens mit Hilfe des Narzissmuskonzepts zu erfassen und zu erklären und zeigte sich dabei erstaunlich blind gegenüber den sozialen Prozessen, welche hinter dieser durchaus richtigen Beobachtung stehen.

<sup>78</sup> Zoll (1992): 11

Foucault die Sorge um sich selbst nennt. Die Selbstverleugnung wird durch die Selbstverwirklichung ersetzt.<sup>79</sup>

Wie sich Selbstverwirklichung der Selbstorientierung in der biografische Lebensbewältigung realisieren, ermittelte Gerhard Schulze in seiner umfangreichen empirischen Studie zur *Erlebnisgesellschaft*. Darin enthalten ist die These von grundlegend veränderten Lebensauffassungen. „Der kleinste gemeinsame Nenner von Lebensauffassungen in unserer Gesellschaft ist die Gestaltungsidee eines schönen, interessanten, subjektiv als lohnend empfundenen Lebens.“<sup>80</sup> Hier klingt an, wie nicht Maßstäbe einer kollektiv geteilten Kultur als Bewertungsgrundlage gelten, sondern das innere Empfinden und Wünschen der Individuen, weshalb die tatsächliche Differenz zwischen traditionaler und individualisierter Lebensführung in der (idealtypischen) Gegenübersetzung von Außenleitung und Innenleitung besteht. Schulzes Kernthese ist die Zunahme innengeleiteten Handelns im Alltag, in der biografischen Lebensführung zulasten außengeleiteter Handlungsorientierung. Klages und Gensicke sprechen von einem „Übergang von nomozentristischer zur autozentristischer Mentalität“, was bedeutet, dass sich das „Orientierungs- und Wertzentrum von außen nach innen verlagert“, und zur Ausbreitung des „innengeleiteten Menschen“ vor allem unter der jungen Bevölkerung führt.<sup>81</sup> Bspw. behalten Symbole von Erfolg und sozialem Status zwar nach außen ihren Distinktionswert, werden letztlich aber nach der psychophysischen Wirkung – also ihrer Erlebnisqualität – subjektzentriert beurteilt. Zur Motivation für ihr Handeln wie zur Evaluation der Handlungsergebnisse werden die Menschen konsequent auf sich selbst verwiesen, auf Introspektion und Selbstevaluation (ohne darin ein Anstieg von Introversion zu sehen).

„Im Entscheidungssog der Möglichkeiten wird der Mensch immer wieder auf seinen Geschmack verwiesen. [...] Der Handelnde erfährt sich nicht als moralisches Wesen, als Kämpfer für ein weit entferntes Ziel, als Unterdrückter mit der Vision einer besseren Welt, als Überlebenskünstler, als Träger von Pflichten. Wissen was man will, bedeutet wissen, was einem gefällt.“<sup>82</sup>

Vor dem für Schulzes Studie noch maßgeblichen Hintergrund des stetigen Wohlstandswachstums in der Bundesrepublik mit den auch von Beck thematisierten Entlastungen von konkreter Not, bedeutete diese Maxime die Freisetzung von Energie und Kreativität für die individuelle Lebensgestaltung, gemäß der Maxime „Erlebe Dein Leben!“<sup>83</sup> im *Projekt des schönen Lebens*.<sup>84</sup> Im Kapitel über den Formwandel

<sup>79</sup> Zoll (1992): 14. Ähnlich wie die Arbeiten von Martin Baethge resultieren die Einsichten Zolls primär auf Untersuchungen zur gewandelten Einstellung und Bedeutung der Erwerbsarbeit für die Jugendlichen (vgl. Baethge 1989, auch Oechsle 1990).

Genau darin ist der Kern der Individualisierungsthese von Beck zu sehen, bezogen auf die Ebene der persönlich-biografischen Lebensführung, nämlich ein deutlicher Autonomiegewinn gegenüber den vorangegangenen Generationen bezüglich der „individuellen Verfügungs- und Gestaltungschancen in der Privatsphäre“ (Beck 1983: 44). Und wenn damit die Entbindung von normierten Vorstellungen über das ‚richtige Leben‘ verbunden ist, schließt sich die Frage an, welche Orientierungsinstanzen an die Stelle der delegitimierten Autoritäten Familie, Herkunftsmilieu, Hochkultur, Religion getreten sind. Die Antwort darauf wurde implizit schon gegeben: Selbstorientierung, der Primat der Subjektivität, des eigenen Wollens und Wünschens ist zur Richtschnur individuellen Handelns geworden.

<sup>80</sup> Schulze (2005): 37

<sup>81</sup> Alle Zitate: Klages/Gensicke (1994): 681

<sup>82</sup> Schulze (2005): 59

<sup>83</sup> Ebd.

<sup>84</sup> Ähnlich wie Beck weist auch Schulze darauf hin, dass dieses „Projekt des schönen Lebens“ keineswegs eine Erfindung des späten 20. Jahrhunderts ist, sondern seit jeher Denken und Handeln jener Minderheiten prägte, welche den Luxus hatten, sich dies auch leisten zu können. Die Neuartigkeit besteht in der Verallgemeinerung dieses Zustands (Schulze 2005: 37).

der Institution Beruf wurde dies bereits unter dem Stichwort der „normativen Subjektivierung der Arbeit“ diskutiert und in der Bedeutung für die Berufsfindung aufgezeigt.

### **Erlebnisgesellschaft revisited – Zur Nachhaltigkeit sozio-kultureller Wandelprozesse**

Ulrich Becks Individualisierungsthese wie auch die Theorie reflexiver Modernisierung und gleichgerichtete Ansätze erheben den Anspruch, allgemeine Trends gesellschaftlicher Entwicklung im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts und bis in die Gegenwart hinein zu beschreiben. Es gilt daher im Rahmen dieser Arbeit zu prüfen, ob dieser Anspruch auch eingehalten werden kann oder ob dargelegte Phänomene und Effekte – für Lebensführung und Lebensverlauf – nicht an eine einmalige historische Situation, an bestimmte Sozialmilieus gebunden sind oder als rein jugendkulturelles Phänomen verstanden werden können.

Individualisierungsprozesse beruhen nach Beck im Wesentlichen auf dem Wohlstandszuwachs in der Bundesrepublik während der prosperierenden Nachkriegsentwicklung, auf der Bildungsexpansion, gesteigener sozialer/geografischer Mobilität und intensivierter Konkurrenzbeziehungen.<sup>85</sup> Alle vier Faktoren wirkten zersetzend auf das aus der Industriegesellschaft überkommene System von „Klassenidentitäten“. Wohlstandszuwachs und, damit verbunden, Ausbau des Sozialstaats entbanden von der Notwendigkeit des sozialen Zusammenhalts in unterprivilegierten Schichten zur Subsistenzsicherung; Bildungsexpansion führte zur individuellen Horizont- und Anspruchserweiterung. Gleichzeitig wuchs der Anteil der Freizeit im Lebensalltag und schuf damit den Raum, über gestiegenes Einkommen und wachsende Ansprüche mittels vielfältiger Konsummöglichkeiten neue, diversifizierte Lebenswege und Lebenslagen hervorzubringen. Vor allem im Verschwinden bzw. in der Marginalisierung proletarischer Lebenslagen, des kollektiven Aufstiegs der Arbeiterschaft in Mittelschichtlagen (rein materiell)<sup>86</sup> und der gleichzeitig stattfindenden Ausweitung höherer Schulbildung sind die Hauptargumente für Hypothesen des sozialen Wandels wie Individualisierung, hin zur Erlebnisgesellschaft oder hin zu postmaterialistischen Wertmustern zu sehen. Damit sollte nicht ein nennenswerter Abbau sozialer Ungleichheit behauptet werden, denn die Einkommens- und Vermögensrelationen zwischen gesellschaftlichen Großgruppen blieben konstant, wohl aber deren Transformation und Bedeutungsverlust. Denn die Anhebung des Lebensstandards brachte damit „Arbeiterhaushalte zum ersten Mal in den Genuss bestimmter individueller Entfaltungsmöglichkeiten in der Privatsphäre [...], während derselbe Entwicklungsschub in höheren Angestelltenhaushalten möglicherweise nur die Vermehrung von bereits Selbstverständlichem und Bekanntem bewirkt (Zweitauto, Ferienwohnung).<sup>87</sup> Innerhalb einer wesentlich verbreiterten Mittelschicht, wie auch zur Abgrenzung gegenüber Ober- und Unterschicht dienen nicht mehr quantifizierbare Einkommensunterschiede zur soziokulturellen Distinktion und Statussymbolisierung, sondern *feine Unterschiede* (Bourdieu) im Konsum- und Freizeitverhalten;<sup>88</sup> zeigen sich

---

<sup>85</sup> Beck (1983): 37ff.

<sup>86</sup> Zum Aufstiegsprozess der Arbeiterschaft siehe exemplarisch Vester (1998), Geißler (1998). Von einer „Verbürgerlichung“ der Arbeiterschaft ist im kulturellen Sinne des Verständnisses von Bürgerlichkeit nicht zu sprechen, da – wie die Milieuforschung ab den 1980er Jahren zeigte, die kulturellen Differenzen zwischen den Milieus der Mittelschicht recht deutlich waren. Konvergenzen zeigten sich überwiegend im Konsum und Lebensstandard und im Streben nach einer gewissen Bildung. Aus dem Proletariat wurden keine Bürger, sondern ein um diese Arbeitnehmer erheblich verbreiterte Mittelschicht.

<sup>87</sup> Beck (1983): 37

<sup>88</sup> Vgl. Michailow (1994)

horizontale Differenzen einer pluralisierten Mittelschicht in alltagsästhetischen Schemata und Wertmustern.<sup>89</sup>

Ich denke, dass es innerhalb der Sozialstrukturforschung einen Konsens über die zentrale Annahme – den kollektiven Aufstieg der Arbeiterschaft und massive Wohlstandsgewinne auf allen Etagen der Sozialstruktur – gibt; erhebliche Differenzen existieren über die Deutung und Folgewirkungen dieses säkularen Wandels. Das Anwachsen der Mittelschichten und damit der Sichtbarkeitseinbußen klassischer Kriterien sozialer Ungleichheit (deutliche Einkommensdifferenzen, deutliche habituelle Unterschiede zwischen sozialen Schichten) führte zur Entwicklung und Durchsetzung der an horizontalen und alltagskulturellen Differenzen orientierten Sozialstrukturanalyse in Form der Lebensstil- und Milieuforschung.<sup>90</sup> Umgekehrt hat das Ende der Nachkriegsprosperität, welches sich mit der aufstockenden Langzeitarbeitslosigkeit in den 80er Jahren abzeichnete, mit wieder stärkerer Ungleichverteilung von Einkommen und Vermögen (verbunden mit Bildung und Lebenschancen), zur Diskussion um die Wiederkehr der sozialen Frage und die Renaissance von Klassenkonzepten innerhalb der Sozialstrukturforschung geführt.<sup>91</sup> Vor allem die im Nachkriegsboom angewachsene Mittelschicht wird seit einiger Zeit intensiv auf neue innere Spaltungen, Abstiegsprozesse und Prekarisierung von ehemals sicheren Lebenslagen untersucht.<sup>92</sup> Verflüchtigen sich die im vorangegangenen Kapitel erläuterten Effekte in dem Maße, wie sich ihre sozialstrukturellen Ausgangsbedingungen transformieren oder gar ins Gegenteil verkehren? Sind sie ein reiner Prosperitätseffekt?

Diese Fragen können verneint werden, auch wenn natürlich der Spielraum zur autonomen Lebensgestaltung und Lebensführung größer ist, je leichter mögliche Restriktionen durch den Einsatz finanzieller Mittel, sozialer Beziehungen oder Bildung und inkorporierter Kultur überwunden werden können. Für von Prekarisierung ihrer ehemals stabilen Lebenslage betroffene Gruppen wird nur der Spielraum für selbstbestimmte Lebensweise kleiner, wohl aber nicht die Ansprüche darauf. Beck weist auf die Bildungsexpansion der 60er und 70er Jahre als kausalen Faktor für den Individualisierungsschub hin, und damit auf den Sozialisierungseffekt verlängerter Schulzeiten. Quelle: *BMFB (2004), 15. Sozialberichterstattung des Deutschen Studentenwerks, S. 97. Daten für 2004 sind (Statistisches Bundesamt (2006)): 54 Abb. 4, entnommen. Zahlen sind gerundet.* verdeutlichte oben bereits die Zunahme von Bildungsgängen verlängerter Sekundarschulbildung gegenüber der Volksschulnormalität der ersten Nachkriegsjahrzehnte. Dabei zeigen sich deutliche sozialstrukturelle Effekte, denn bereits bildungsprivilegierte Schichten haben am stärksten von der Bildungsexpansion profitiert, in dem der Zuwachs unter den Abiturienten sehr stark auf das Besitz- und Bildungsbürgertum der gehobenen Angestellten- und Beamtenberufe zurückzuführen ist, wohingegen untere Mittelschichten und Arbeiterelite primär von der Ausweitung und dem Prestigezuwachs der Realschule profitierten.<sup>93</sup> Die Relationen zwischen den Bildungsschichten sind also erhalten geblieben, von Bildungszuwachs und Höherqualifizierung haben dennoch weite Bevölkerungskreise profitiert. Vor allem Unterschiede zwischen den Geschlechtern

<sup>89</sup> Vgl. Flaig/Meyer et al. (1993) und Schulze (2005)

<sup>90</sup> Vgl. Hradil (1992); Geißler (2006)

<sup>91</sup> Wobei weder Klassen- noch Schichtmodelle je vollständig in der Mottenkiste sozialstruktureller Forschung verschwunden waren. Nur anetrachts jüngster Entwicklungen in der deutschen Sozialstruktur gelingt vor allem der Klassengesellschaft die Wiederkehr als bevorzugte öffentliche Wahrnehmung und Selbstbeschreibung der Gesellschaft. Jene in den 1980er und 1990er Jahren so intensiv erforschten Milieu- und Lebensstilstrukturen sind dabei ebenso wenig über Nacht verschwunden, wie es damals immer gute Gründe gab an Schichtmodellen festzuhalten. (Vgl. Geißler 1998 und den Sammelband Gebhard et al. 2007).

<sup>92</sup> Vester/von Oertzen et al. (2001): 87f.; zur Prekarisierung: Mikl-Horke (1999), Castel (2009) und zur Konjunktur des Begriffs sowie seines analytischen bzw. deskriptiven Wertes: Kraemer (2008)

<sup>93</sup> Vester (2004): 20ff.

sowie zwischen Stadt und Land und den Konfessionen sind nicht mehr relevant. Als neue bildungsferne Schichten gelten die unteren Abteilungen der Sozialstruktur, vor allem jene in Armut und Marginalisierung lebenden Menschen, die heute gern als „Ausgeschlossene“ und „Überflüssige“ bezeichnet werden; sowie Migranten, die aufgrund ihrer unzureichenden Sprachkenntnisse und Distanz zur deutschen Kultur Opfer der Selektion innerhalb des deutschen Bildungssystems werden.<sup>94</sup>

Gerhard Schulzes *Erlebnisgesellschaft* reflektiert ebenfalls das hohe Wohlstandsniveau Westdeutschlands. Daher ist kritisch zu hinterfragen, ob die zentrale These der Studie – die wachsende Dominanz von Innen- und Erlebnisorientierung – nicht als entscheidender Schwachpunkt zu identifizieren ist, da sie die Annahme nahelegt, es würde zu einem Rollback der Lebensauffassungen und Handlungsrationaltäten unter geänderten ökonomischen Bedingungen kommen. Schulze selbst registriert den geänderten Zeitgeist im Vorwort zur Neuauflage der *Erlebnisgesellschaft* im Jahr 2005: „Die Party ist vorbei.“

„Die Erlebnisgesellschaft ist immer noch unterwegs, wenn auch mit weniger Personal. Die Gruppe, die sich sorglos dem Projekt des schönen Lebens verschreiben kann, ist kleiner geworden. Auch in der ehemals etablierten Mitte regt sich die Angst und Befürchtung, dass ihr Wohlstand sehr schnell mal in Gefahr sein kann, bevor oder trotz dessen der Staat hilfreich zur Seite springt. Es spielen also noch einige mit, die sich der Brüchigkeit des eigenen Lebensentwurfes langsam bewusst werden. In der öffentlichen Debatte und der kollektiven Selbstzuschreibung dominiert aber seit 2001 nicht mehr die Sorglosigkeit der Erlebnisgesellschaft, sondern German Angst, das Gefühl des Niedergangs, der Krise, der herannahenden Katastrophe. So eindimensional diese Perspektive ist, sie real ist sie auch für einen Teil der Gesellschaft. Aber weil es die Mitte erwischt, bestimmt es sehr schnell den öffentlichen Diskurs, denn um die Ausgeschlossenen vorher hat sich auch niemand groß gekümmert. Hier kommt jetzt aber zusammen, was nicht zusammengehört: Diejenigen, die bessere Zeiten gesehen haben und diejenigen, die gar nicht wissen, was das ist.“<sup>95</sup>

Von einer Rücknahme der Effekte des Wertewandels, der Ästhetisierung des Alltagslebens, einer Rückbesinnung der Lebensauffassungen auf die Logik der Überlebensorientierung kann dennoch nicht ausgegangen werden. „Die späten sechziger und die siebziger Jahre der Bundesrepublik waren ein *point of no return* auf dem Pfad zur alltäglichen, normalen Lebensphilosophie des schönen Lebens.“<sup>96</sup> Die Verschiebungen von intrinsischer gegenüber extrinsischer Motivation, Innenorientierung gegenüber Außenorientierung, können als Bestandteil oder Äußerungen des oben beschriebenen Wertewandels angesehen werden. Unter veränderten ökonomischen und welthistorischen, den Zeitgeist und die Zukunftsperspektive westlicher Gesellschaft veränderten Bedingungen kam dieser Wandel Mitte der 70er Jahre zu einem Ende, ohne dass damit die Wertewandeldynamik an sich ins Stocken geriet. Weder blieb es einfach bei der neuen Balance zwischen Pflicht- und Akzeptanzwerten vs. Selbstverwirklichungswerten, noch wurde die Zeit einfach zurückgedreht. Der Wertewandel ist als „Grundtatsache des modernen Lebens“<sup>97</sup> anzusehen. In den folgenden Jahren zeigte sich dann vielmehr eine je nach Milieu sich unterschiedlich ausgestaltenden Wertsynthese, dieser beiden „funktional komplementären“ Dimensionen.<sup>98</sup> Die Analysen zum Wertewandel der letzten 20 Jahre haben ein differen-

<sup>94</sup> Die Bildungsbenachteiligung von Migranten ist seit der PISA-Studie ebenfalls sehr gut erforscht, vgl. exemplarisch Steinbach/Nauck (2004)

<sup>95</sup> Schulze (2005): IV, vgl. auch Müller-Schneider (1998): 149

<sup>96</sup> Schulze (2005): VIII

<sup>97</sup> Klages/Gensicke (1994): 691

<sup>98</sup> Klages (1984): 165. Hierin liegt die wesentliche Differenz zur These von Inglehart. Postmaterialismus und Materialismus liegen dort auf einer Dimension, so dass der Wertewandel ein Nullsummenspiel in dem Sinne ist, dass Zuwächse auf der einen auf Kosten der anderen Seite gehen. Diese Architektur erlaubt es letztlich nicht, Phänomene der Wertsynthese bzw. der differenzierten, unabhängigen Entwicklung beider Wertdimensionen zu erfassen (vgl. Klages 1998: 699).



ziertes Bild von der Wertelandschaft Deutschlands gezeichnet und zeigen die komplexe Verschränkung kultureller Wandlungsprozesse mit Alters- bzw. Kohorteneffekten sowie sozialstrukturellen Merkmalen auf.

**Tabelle 10: Werttypen nach Klages/Gensicke<sup>99</sup>**

Werttyp	Charakterisierung
<b>Konventionalisten</b>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Überwiegend ältere Menschen</li> <li>• Nomozentriker, d. h. stark außengeleitet und an traditionellen Normvorstellungen orientiert</li> </ul>
<b>Nonkonformer Idealist</b>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Überwiegend junge Menschen (Studenten, Schülern, Intellektuelle, ca. 17% der Bevölkerung)</li> <li>• Starke Abwertung von Pflicht- und Akzeptanzwerten</li> <li>• Hohe Präferenz für Selbstverwirklichungswerte</li> <li>• Typischer Vertreter pädagogischer Berufe</li> </ul>
<b>Aktiver Realist</b>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• In allen Altersgruppen und weite Verbreitung ( ' 30% der Bevölkerung)</li> <li>• Hoch ausgeprägte Pflicht- und Akzeptanzwerte</li> <li>• Hoch ausgeprägte Selbstverwirklichungswerte</li> <li>• Typus des erfolgsorientierten Menschen</li> <li>• Typischer Vertreter der gesellschaftlichen Mitte</li> </ul>
<b>Hedonistischer Materialist (Hedomat)</b>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Deutlicher Schwerpunkt unter jungen Menschen (ca. 15 % der Bevölkerung)</li> <li>• Lebensgenuss und hoher Lebensstandard</li> <li>• Geringes Interesse für gesellschaftliche Probleme, Familie, Gemeinwohl und Partnerschaft</li> <li>• Typus einer spielerischen aber egoistischen Daseinsbewältigung</li> <li>• Hauptsächlich in der unteren Mittelschicht zu finden</li> </ul>

Quelle: eigene Zusammenstellung nach Klages/Gensicke (1994): 683-685

Exemplarisch zeigt Tabelle 10 die für Westdeutschland identifizierten Werttypen und darin die fast reinen Ausbildungen wie auch die spezifischen Synthesen von Selbstverwirklichungs- und konventionellen Werten von Pflicht und Unterordnung in Relation zum Alter wie zu sozialstruktureller Position auf. Was als jugendkulturelles Aufbegehren gegen die als verstaubt und einengend empfundene bürgerliche Kultur der Adenauer-Epoche begann und sich in einem ‚spontanen‘ aber massivem Wertewandelschub niederschlug, ist nicht einfach unter veränderten sozio-ökonomischen Bedingungen im Sande verlaufen, sondern hat weit über die ursprünglichen Milieus hinaus die Gesellschaft als ganzes geprägt. Werte wie Selbstverwirklichung, Spaßorientierung bis zu Hedonismus; Erlebnisorientierung, Innenleitung als Grundmuster der Lebensführung sind längst schon nicht mehr auf einige wenige Mili-

<sup>99</sup> Diese Auswahl soll nicht als repräsentativ gelten. Je nach Untersuchungszeitpunkt haben Klages und Gensicke selbst weitere Werttypen oder Persönlichkeitstypen identifiziert, welche das hier gezeigte Bild noch modifizieren. Andere Untersuchungen zum Wertewandel zeigen vergleichbare Ergebnisse jedoch mit anderen Begrifflichkeiten.

eus beschränkt, sondern finden sich in den unterschiedlichsten Ausprägungen und Verbindungen in den meisten Bereichen der deutschen Milieulandschaft wieder, wobei sie in der jeweils jungen, heranwachsenden Generation stets am stärksten ausgeprägt sind.<sup>100</sup>

Für den hier interessierenden Zusammenhang ist die empirisch exakte Verbreitung von Individualisierungs- oder Wertewandeleffekten bzw. der Erlebnisorientierung nicht entscheidend. Wie zu sehen war, stoßen sie vor allem in den älteren Generationen, die wesentlich vor den 60er Jahren sozialisiert wurden, an ihre Grenzen. Junge Erwachsene mit hoher Formalbildung, wie sie hier im Fokus des Interesses stehen, können dagegen als Prototypen des Wertewandels wie der *Erlebnisgesellschaft* angesehen werden; in ihren Lebensstilisierungen und Biografisierungen zeigen sich Effekte sozio-kulturellen Wandels am stärksten. Für Schulze sind demnach Alter und Bildung die zentralen Differenzierungslinien innerhalb der *Erlebnisgesellschaft*. Das Lebensalter trennt jene älteren Milieus mit einer weltzentrierten Bezogenheit des Subjekts (in hierarchischer Unterordnung des Ichs unter eine gegebene Welt) von jener Ich-zentrierten Weltbeziehung der jungen Milieus (die Welt wird dem als gegebene Ich zugeordnet bzw. danach selektiert wahrgenommen).<sup>101</sup> Bildung – im Sinne formaler Schulbildung – differenziert die jüngeren Milieus in jene, niedrig bis durchschnittlich gut ausgebildete Gruppe,<sup>102</sup> deren Zugriff auf die Welt von der Suche nach Stimulation und Bedürfnisbefriedigung geprägt ist, von jener Gruppe gut bis hochgebildeter junger Erwachsener, denen Selbstverwirklichung bzw. die ständige Relationierung des aktuellen Zustands zum inneren Kern und dessen Evaluation als „authentischen“ oder „entfremdeten Zustand“<sup>103</sup> als basale Lebensorientierung am ehesten zugeschrieben werden kann. Die Entlastung von wesentlichen Pflichten des Erwachsenenlebens im Bildungsmoratorium verlängerter Schulbesuchszeiten und Studiensemester bot und bietet, wenn umsetzbar, bis heute den Raum einer derartigen selbstzentrierten biografischen Lebensbewältigung.<sup>104</sup>

Individualisierung ist, so ist festzuhalten, in ihren Entstehungsbedingungen an die Verallgemeinerung des Jugendmoratoriums und damit des bürgerlichen Jugendverlaufes gebunden gewesen. Die Ausführungen im 2. Kapitel haben verdeutlicht, wie dieses Verlaufsmodell wiederum für eine immer größere Zahl an Jugendlichen tatsächlich Realität wurde. In der Generalisierung der verlängerten Jugendphase als Moratorium sind die Effekte der Bildungsexpansion, des Wertewandels und kollektiver Aufstiegsprozesse und Wohlstandsgewinne miteinander verbunden. Dennoch sind es keine jugendkulturellen Phänomene behütet und überversorgt aufgewachsener Mittelschichtangehöriger, welche sich während des Hineinwachsens in die Erwachsenenwelt wie von allein verflüchtigen. Wer in seiner Jugend selbst Träger dieses oben beschriebenen kulturellen Bruchs gegenüber der Elterngeneration gewesen war, bleibt sein Leben lang von dieser Distanzierung geprägt (ohne gegen neue Lebenserfahrungen unempfindlich zu sein). Und sie geben diese gewandelten Einstellungen und Werte an ihre Kinder weiter, wie am oben kurz angesprochenen Wandel der Erziehungsstile zu erkennen ist. Der hier in den Blick genommene sozio-kulturelle Wandel ist letztlich von viel elementarer Gestalt, als dies jene Studien erfassen, welche nur mit einem Aspekt - Lebensverlauf, Berufsbiografien etc. herausheben.

---

<sup>100</sup> Dies beschreibt die horizontale Dimension in Milieumodellen als Skala der Modernisierung alltagskultureller Habitusformen. Unter Modernisierung wird dabei Individualisierung und subjektbezogene Handlungssteuerung verstanden: „Für die einen ist eher Hierarchiebindung, für die anderen eher Eigenverantwortung der leitende Wert“ (Vester/von Oertzen et. al., 2001: 29, Hervorhebungen im Original hier weggelassen).

<sup>101</sup> Schulze (2005): 261. Markierung der Grenze Ende der 80er Jahre bei etwa 45 Jahren.

<sup>102</sup> Zur Differenzierung siehe Schulze (2005): 279

<sup>103</sup> Schulze (2005): 260, vgl. auch Wieland (2004): 235, wo auf einem Forschungsüberblick beruhend resümiert wird, dass neben Geschlecht die Faktoren Alter und Bildung bestimmend für (inneren) Habitus und (äußere) Lebensführung sind.

<sup>104</sup> Ferchhoff (2007): 292

Rainer Zoll verweist zur Plausibilisierung seiner These vom neuen kulturellen Modell nicht nur auf die gleichen Argumente wie Beck und Schulze, sondern beschreibt explizit eine umfassende „Krise der Normalität“. Das meint die Wahrnehmung, dass sich die Jugendgenerationen weder an den Lebensverlaufsmodelle noch den Werthorizonten ihrer Elterngeneration stringent orientieren können, weil die gesellschaftliche Realität, in denen diese gelebt und geprägt wurden, nicht mehr gegeben ist. Das heißt, solange sozio-ökonomischer und soziokultureller Wandel in einem Tempo voranschreiten, welches zu signifikant unterschiedlichen Sozialisationsumwelten und damit veränderten Strategien der Lebensführung, Statussicherung, Selbstverwirklichung etc. für jede neue Jugendgeneration führt, stehen diese vor der Ungewissheit, Unsicherheit und Kontingenz ihrer je singulären Zukunftsperspektive und vor dem Problem, Strategien erfolgreichen Handelns als Balance zwischen sozialen Anforderungen und individuellen Wünschen in Teilen neu zu entwickeln, bzw. das seine Traditionsgut ihrer Vorgängergenerationen auf Tauglichkeit überprüfen zu müssen. Daher, so Zoll, ist das „Ausprobieren“ ein „Topos der Jugendlichen. In ihrer Lebenswelt ist nichts mehr selbstverständlich gegeben, außer vielleicht die Form, in der und durch die sie ihre Probleme bearbeiten. Diese Form ist die verbale Kommunikation.“<sup>105</sup>

Die Jugendstudien der Deutschen Shell erheben seit Ende der 90er Jahre nicht nur das gewachsene Krisenbewusstsein der Jugendlichen bezüglich der gesamtgesellschaftlichen Entwicklung in der Bedeutung für ihre individuelle Zukunft,<sup>106</sup> sondern auch die Anpassungen der Jugendlichen an diese Wandlungsprozesse. Die 14. Shell-Jugendstudie sah in der Mehrheit der Jugendlichen „Egotaktiker“, die teils opportunistisch, teils bequem mit abwartender und sondierender Haltung ihre Umgebung beobachten und dabei stets versuchen, aus der Situation das Beste zu machen und sich bietende Gelegenheiten zu erkennen und zu nutzen.<sup>107</sup> Darin wird die passende Antwort auf unklare Zukunftsperspektiven und einer jeder Selbstverständlichkeit entkleideten sozio-kulturellen Alltagswelt gesehen, was am ehesten durch eine hohe Selbstorientierung und Selbststeuerung ausgeglichen werden kann. Die Folgestudie von 2006 bestätigte diese Sichtweise, legte allerdings stärkeres Gewicht auf die ambivalenten Folgen von sozialen Transformationsprozessen.

#### **Tabelle 11: Werttypen in der gegenwärtigen Jugend**

„Selbstbewusste Macher“: hohe Orientierung an Leistung, Karriere, Verantwortung, kombiniert mit Toleranz, Umweltbewusstsein und Emotionalität, optimistische Grundhaltung (beiden Geschlechter etwa gleich stark vertreten).

„Engagementelite“: pragmatischer Idealismus führt zu hohem Engagement für eine soziale, humane und ökologische Gesellschaft, optimistische Grundeinstellung und Bekenntnis zu Leistung und Wettbewerb.

„Zögerliche Unauffällige“ und „robuste Materialisten“ sind negative Kontrastfolien. Teils familiär belastet, drohen sie in der Wissensgesellschaft den Anschluss zu verlieren, zeigen Schwierigkeiten in der alltäglichen Lebensbewältigung und reagieren darauf entweder mit Rückzug oder Aggressivität.

Quelle: eigene Zusammenstellung nach: *Jugendwerk der deutschen Shell (2006): 40f.*

<sup>105</sup> Zoll (1992): 15

<sup>106</sup> So die zentrale Aussage der 12. Shell Jugendstudie von 1997, vgl. *Jugendwerk der Deutschen Shell (1997): 13f.*

<sup>107</sup> *Jugendwerk der Deutschen Shell (2002): 33*

Anhand der Darstellung von vier verschiedenen Wertetypen (siehe Tabelle 11) wird die Bandbreite der subjektiven Verarbeitung und Reaktionsweisen auf diese sozio-kulturellen Umstände aufgezeigt<sup>108</sup> und die grundlegende Relevanz der von Ulrich Beck und anderen Autoren beschriebenen gesellschaftlichen Veränderungen deutlich. Individualisierung oder auf die Handlungsebene biografischer Lebenswelt bezogen: die Selbststeuerung des Alltagslebens wie der eigenen Biografie (Biografisierung)<sup>109</sup> stehen im Kern des gegenwärtigen Lebenslaufregimes und bezeugen den „Meta-Wandels“, wie Beck es ausdrückt, als umfassende ökonomische, gesellschaftlicher politische und kulturelle Transformationsprozesse. Demokratie, Marktwirtschaft und menschliches Zusammenleben müssen dabei zwar nicht neu erfunden werden, allerdings stehen fast alle Gesellschafts- und Lebensbereiche vor der Herausforderung, sich an diesen Wandel anzupassen bzw. ihn in ihrem Sinne zu verarbeiten oder zu gestalten. Schöneberger fragt daher, ob in den beschriebenen Veränderungen im Zeichen neoliberaler Globalisierung (s.u.) nicht „Anzeichen für Praxen erkennbar sind, die die Umriss eines historisch neuen hegemonialen Modells alltäglicher Lebensführung konturieren könnten.“<sup>110</sup>

Insofern sind Individualisierungseffekte nicht auf Jugendgenerationen zu beschränken, sind nicht Ausdruck adoleszenten Protest- und Probierverhaltens, sondern gesellschaftliche Realität.<sup>111</sup> Im Gegensatz zu Beck ist dieser Prozess auf sozialstruktureller Ebene jedoch nicht als Auflösung traditionaler sozial-moralischer Milieus, sondern als deren Transformation und Modernisierung anzusehen, wie Michael Vester und seine Arbeitsgruppe dies formulieren: „Unsere Gegenthese versteht die sog. Individualisierung nicht als völlige Neuschaffung, sondern als *Umstellung*, als einen *relativen* Umbau der Mentalitäten und Milieus.“<sup>112</sup> So zeigen ihre Analysen bezogen auf Milieuhabitus und Mentalitäten weniger ein homogenes Bild der deutschen Gesellschaft, sondern die statuskonsistente Modernisierung schichtspezifischer Denk-, Verhaltens- und Handlungsmuster, wobei sich mit jeder neuen Generation auch neue Milieus etablierten, so dass sich eine horizontale Pluralisierung des sozialen Raumes der Lebensstile und Lebensweisen in Deutschland festhalten lässt.<sup>113</sup> Modernisierung heißt hier, dass Habitusformen, Einstellungen, Normen und Werte der Eltern selektiv aufgenommen, verarbeitet und transformiert oder auch fortgeführt werden und behauptet gerade nicht den alltagskulturellen, habituellen Bruch zwischen Eltern- und Jugendgenerationen. Genau dieser Generationenzusammenhang stellt ein wichtiges Gegenargument gegen die Ubiquität von Verunsicherungs- und Prekarisierungsdiagnosen dar. Milieuspezifisch existieren Handlungsschemata und Handlungsorientierungen, um auch unter neuen, teils auch schlechteren Bedingungen, Lebensaufgaben ‚standesgemäß‘ bewältigen zu können. In den hohen ‚Vererbungsraten‘ in einigen Professionen (Mediziner, Juristen, Unternehmer, Beamte und höhere Angestellte) zeigt sich dieser Mechanismus sehr anschaulich.<sup>114</sup> Gleichzeitig werden hier mögliche Problemlagen deutlich, die sich aufgrund herkunftsbedingter Habitusdifferenzen ergeben können. Trotz unterschiedlicher sozialer Lagerung, soziokultureller Herkunft und Tradition weisen vor allem die jüngsten Milieus viele Gemeinsamkeiten auf. Dazu zählen:

- Kompetenzerweiterung durch Bildungsreformen und erweiterte Erfahrungshorizonte,
- Partizipatorische Revolution - gestiegene Bereitschaft zur Mitbestimmung und sozialem Engagement und Misstrauen gegenüber etablierter Politik,

<sup>108</sup> Jugendwerk der Deutschen Shell (2006): 40ff.

<sup>109</sup> Böhnisch (1997): 36 und 73

<sup>110</sup> Schöneberger (2007): 80

<sup>111</sup> Dies gilt vor allem für die im privaten Bereich besonders deutlich sichtbare Pluralisierung der Lebensweisen (siehe oben Kapitel 2).

<sup>112</sup> Vester/von Oertzen et al. (2001): 78, Hervorhebungen im Original

<sup>113</sup> Siehe Vester/von Oertzen et al. (2001): 33ff.

<sup>114</sup> Vgl. Liebau/Huber (1985), Schölling (2005), Geißler (2006), Hartmann (2004)

- Selbstverwirklichung, Hedonismus, Frauenemanzipation, selbstbestimmte Entwicklung der Person,
- Entformalisierung von alten, außenkontrollierten Formen von Gesellung und Solidarität - Transformation von Vergemeinschaftungsformen (Peer-groups, Szenen, Cliques).<sup>115</sup>

Vesters Analysen machen dabei gleichzeitig deutlich, wie die Autonomiegewinne der Individualisierung, die Ansprüche auf Selbstgestaltung des „eigenen Lebens“ zwar unter den jüngeren Milieus nahezu universell verbreitet sind, sie jedoch nur in Abhängigkeit der jeweiligen konjunkturellen Lage bzw. der individuellen Ressourcenausstattung verwirklicht werden können.<sup>116</sup> Für Ostdeutschland, soviel sei hier schon angemerkt, gilt dies in besonderen Maße. Ostdeutsche Jugendliche teilen in vielerlei Hinsicht die Wertvorstellungen ihrer westdeutschen Altersgenossen, allerdings betreiben sie die deren Verwirklichung in Privatleben, Öffentlichkeit und Beruf vor dem Hintergrund eines fundamentalen Bruchs zu ihrer Elterngeneration in der Tradierung von Lebensführungsmodellen (vor allem hinsichtlich der Bewährung in der Erwerbssphäre) und weiterhin unter meist schlechteren ökonomischen Rahmenbedingungen.

### 3.2 Zur Logik biografischer Lebensbewältigung

#### Biografische Unsicherheit – institutionalisierte Subjektivität

In der bisherigen Diskussion sollte deutlich werden, wie die Akteure ganz allgemein durch den gesellschaftlichen Wandel der letzten Jahrzehnte sich neuen Herausforderungen und Schwierigkeiten gegenüber sehen, die primär mit dem Verlust von Orientierungswissen bezüglich der erfolgreichen Realisierung ihrer biografischen Entwürfe zusammenhängen. Es konnte gezeigt werden, in welchem Maße dies auf die Berufsfindung bereits zutrifft. Ziel war es dabei nicht, Realität und Möglichkeit kohärenter, kontinuierlicher und auch zeitlich geraffter Ausbildungs- und Erwerbsbiografien bzw. stabiler privater Verhältnisse in Abrede zu stellen, sondern lediglich die Spannung zwischen dem Streben nach subjektiver Erfüllung im beruflichen wie privaten Bereich und den Realisierungsmöglichkeiten aufzuzeigen.<sup>117</sup> Kennzeichnend ist dabei nicht ein Mangel an Vorbildern, Ratgebern, Optionen, Hilfesystemen, sondern deren Ubiquität, Widersprüchlichkeit und vor allem der Ungewissheit, ob und wie Biografieentwürfe erfolgreich umgesetzt werden können. Das gilt nicht nur für den Fall der Konzentration auf einen Lebensbereich (bspw. Arbeit oder Familie), sondern im besonderen Maße für die allgegenwärtigen Versuche oft so disparat erscheinende Rollenübernahmen in einer Biografie in Einklang zu bringen, wie dies für den Versuch der Vereinbarkeit von Familie/Kinder und (qualifizierte) Erwerbsarbeit in der weiblichen „Doppelorientierung“ am augenscheinlichsten ist.<sup>118</sup>

Lebensführung zeichnet sich daher gegenwärtig durch eine Riskiertheit bzw. grundlegender biografischer Unsicherheit aus:

---

<sup>115</sup> Vester/von Oertzen et al. (2001): 79f.

<sup>116</sup> Damit sind nicht nur die Milieus der Unterprivilegierten gemeint, welche an der Bildungsexpansion kaum Anteil hatten und auch von positiven Konjunktorentwicklungen meist zuletzt profitieren, sondern auch schon jene untere Hälfte der Mittelschicht, welche sich zunehmender Destabilisierung ihrer Lebenslage ausgesetzt sieht (vgl. Vester/von Oertzen et al. 2001: 41ff.)

<sup>117</sup> Den Shell-Jugendstudien gelingt es regelmäßig gut, die jeweilige Jugendgeneration genau auf diese Anpassungsleistungen hin zu typisieren und ihr Erscheinungsbild als Pendant aktueller Sozialisationskontexte verständlich werden zu lassen.

<sup>118</sup> Vgl. Nissen/Keddi et al. (2003); Körner (2006)

„Das Leben in der Wissens-, Risiko-, Zivil-, Einwanderungs-, Erlebnis- und Netzwerkgesellschaft verdichtet sich zu einer verallgemeinerbaren Grunderfahrung der Subjekte in den fortgeschrittenen Industrieländern: in einer ‚ontologischen Bodenlosigkeit‘, einer radikalen Enttraditionalisierung, dem Verlust von unstrittig akzeptierten Lebenskonzepten, übernehmbaren Identitätsmustern und normativen Koordinaten.“<sup>119</sup>

De-Institutionalisierung des Lebenslaufs bzw. biografische Unsicherheit meint ganz „generell das Aufbrechen institutionalisierter Sinn- und Verweisungszusammenhänge, das Problematisch-Werden diachroner und synchroner Verknüpfungen und Passagen“<sup>120</sup>, wie oben anhand der Entkopplung von Ausbildung und Beschäftigung verdeutlicht. Auf subjektiver Ebene können sich diese teils antagonistischen, Ambivalenz und Kontingenz erzeugenden Bedingungen als Abstimmungsproblem zwischen unterschiedlichen Lebensbereichen und als Selektionsproblem zwischen verschiedenen biografischen Zielen manifestieren, bei gleichzeitigem Mangel an *verlässlichem* Wissen um die erfolgreiche Bewältigung dieser Probleme. Mit einer etwas überspitzten Äußerung von Keupp ausgedrückt: „Die Subjekte erleben sich als Darsteller auf einer gesellschaftlichen Bühne, ohne dass ihnen fertige Drehbücher geliefert würden“.<sup>121</sup>

Biografie und Identität als „Aufgabe“ oder auf Dauer gestellte, persönlichkeitsbezogene Arbeit<sup>122</sup> aufzufassen, beinhaltet die Betonung der Eigenaktivität, Eigenverantwortlichkeit der Akteure, sowie dessen kontingente (und damit fragmentarische, widersprüchliche, dezentrierte) Prozesshaftigkeit. Wenn auf sozial- oder geisteswissenschaftlicher Reflexionsebene das Bewusstsein einer „zerbrochenen Einheit der Vernunft“ (Habermas), vom „Ende großer Meta-Erzählungen“ (Lyotard) und Überführung einer festen „bürgerlichen“ Kultur in postmoderne Pluralität allgegenwärtig ist, heißt dies nicht, dass die daraus zu ziehenden Konsequenzen für die Alltagswelt als real und geltend zu unterstellen sind. Eingebettet in die auch im obigen Zitat von Beck und Keupp wieder dominierende Auflösungs- und Entstrukturierungssemantik, wurde oft übersehen, dass erstens Mehrdeutigkeit nicht mit Unsicherheit gleichzusetzen ist; zweitens es sich mit der Betonung der Allgegenwart von Entscheidungssituationen und Entscheidungszwang um eine theoretisch nicht stichhaltige Überstrapazierung des Entscheidungsbegriffes handelt; und drittens Stabilitäts- und Entlastungsfaktoren zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt wurde.

Theoretisch ist zu hinterfragen, warum die Umstellung von Eindeutigkeit auf Mehrdeutigkeit in der Postmoderne als Zunahme von Unsicherheit interpretiert werden muss.

„Die Zwangsläufigkeit dieser Schlussfolgerung resultiert unter anderem aus der zugrunde gelegten identitätslogischen Konzeption des Sicherheitsproblems in einer ordnungssoziologischen Forschungstradition. Im Zentrum einer solchen Konzeption steht die Aufgabe, eine eindeutige, kontinuierliche und kohärente (biografische) Identität herzustellen und zu stabilisieren.“<sup>123</sup>

Nur empirisch kann geklärt werden, inwieweit Multiperspektivität und Optionenvielfalt und flexibilisierte normative Ordnung der Gegenwartskultur bereits auf die Ebene der Lebenswelt (im sozialphä-

<sup>119</sup> Keupp (2005): 68

<sup>120</sup> Wohlrab-Sahr (1992a): 220, ähnlich: Buchmann (1989): 90

<sup>121</sup> Keupp (2005): 68

Ulrich Beck versucht die Eigenart unserer Gegenwart mit dem Begriff „Grundlagenkontingenz“ – als semantisches Ungetüm weil schlichtes Synonym für „Unsicherheit“ – zu begreifen, womit gesagt wird, dass uns Zeitgenossen etwas Wesentliches verloren gegangen ist: „die Nichtentscheidung. [...] Grundlagenkontingenz anders gewendet, heißt Entscheidungszwang, Genauer: Von nun an ist auch die Nichtentscheidung nur noch als Entscheidung möglich.“ (Beck 2000a: 43).

<sup>122</sup> Eickelpasch/Rademacher (2004): 6f.; siehe auch Beck (2001); Keupp (1999)

<sup>123</sup> Zinn/Eßer (2003): 49

nomenologischen Sinne)<sup>124</sup> und damit der biografischen Lebensbewältigung relevant geworden ist, um das Ausmaß an „existenzieller Unsicherheit“ in der Gesellschaft nicht zu überschätzen.

Habitus und Lebenswelt sind zwei Konzepte, mit denen die Bindung der Individuen an ihr Dasein, an kulturelle Muster sowie das Vertrauen in die Geltung dieser kulturellen Elemente beschrieben und erklärt werden kann. Beides meint generative und stabilisierende Strukturen, anhand derer deutlich wird, dass sozio-kultureller Wandel sich relativ langsam, im Gleichschritt mit dem Lebensvollzug und Generationswechsel vollzieht,<sup>125</sup> und aufgrund ihrer Inkorporierung eine Bindungswirkung für das individuelle Dasein erzeugen, welche eine tiefe Verunsicherung der Individuen verhindern kann. Mit der in Traditionslinien verlaufenden Milieudifferenzierung ist dies einerseits belegbar, da sich hierin die Bindung an Bestehendes zeigt. Da es sich jedoch gleichzeitig um eine Modernisierung der Milieus (bspw. mit der Eroberung neuer Berufsfelder) und daher der Transformation überkommenen, habituellen Traditionsgutes handelt, mag dieser stabilisierende Effekt bereits wieder relativiert sein.

Im Zeitalter des „Sowohl-als-auch“ sollten daher scheinbare Stabilitätsgaranten wie Habitus und Lebenswelt nicht überbetont werden, können doch biografische Unsicherheit, Kontingenzerfahrungen und Belastungserscheinungen längst selbst Bestandteil von Habitusformen sein, wie Jugendforschung und gegenwärtige Identitätskonzepte verdeutlichen (s. o. „Ego-Taktiker“). Wie oben schon angerissen wurde vor allem bei Parsons die Ausbildung einer stabilen sozialen Identität den ebenso stabil gedachten industriegesellschaftlichen Verhältnissen komplementär zur Seite gestellt. Die Delegitimierung dieser bürgerlichen Subjektivitäts- und Identitätskonzepte ist inzwischen ein sozialwissenschaftlicher Gemeinplatz. Dennoch kann der Rückgriff gerade auf Eriksons Identitätskonzept die Spezifika gegenwärtiger Sozialisationsbedingungen verdeutlichen. Identität verdankt sich „angesammeltem Vertrauen darauf, dass der Einheitlichkeit und Kontinuität, die man in den Augen anderer hat, eine Fähigkeit entspricht, eine innere Einheitlichkeit und Kontinuität (also das Ich im Sinne der Psychologie) aufrechtzuhalten“.<sup>126</sup> Identität ist demnach an die Stabilität von Fremdzuschreibungen gebunden, die wiederum an äußerlich sichtbare Identitätsaufhänger wie Familien- und Berufsstatus gekoppelt sind. Identität ist damit Ergebnis der Wiederaneignung objektivierter subjektiver Festlegungen oder Entscheidun-

---

<sup>124</sup> Die Verwendung des Lebensweltbegriffs bedarf eines Exkurses über die damit verbundenen Intentionen und Bedeutungen, ist er doch einer der schwammigsten und weit verbreitetsten Begriffe in den Sozialwissenschaften. Grob lassen sich zwei unterschiedlich Bedeutungen unterscheiden. Im Anschluss an Alfred Schütz und Berger/Luckmann, und damit der Herkunft des Konzepts aus der Phänomenologie Husserls nahestehend, ist Lebenswelt ein wissenssoziologisches Erkenntnismittel, um die kognitiv-mentalen, habituell-praxeologischen Muster zu beschreiben, auf deren Grundlage Akteure in ihrem Alltag (wie darüber hinaus) handlungsfähig sind. Davon zu unterscheiden ist das Verständnis der Lebenswelt als Handlungssphäre (bei Habermas in Gegenüberstellung zum ‚systemischen‘ Handlungsbereich). Daran anschließend wird Lebenswelt im weithin unreflektierten sozialwissenschaftlichen Sprachgebrauch oft als Synonym für die Gesamtheit der Lebenswirklichkeit von Akteuren, bestimmten Sozialmilieus oder sozialen Teilbereichen wie Organisationen benutzt. Hier wird Lebenswelt als sozialphänomenologisches Konzept verwendet.

<sup>125</sup> Zur Beschleunigungsthese vgl. Rosa (2009). Die Beschleunigungsthese kann nur mittels der Feinanalyse der gesamten Modernisierungsentwicklung überprüft werden. Ein flüchtiger Überblick legt nahe, eher von zyklischer oder schubweise voranschreitender Modernisierung denn von einer linearen Beschleunigung auszugehen. Generell ist das eine Frage der Beobachtungsebene. Sehr plausibel ist nämlich auch eine gegenteilige Annahme: dass sich der Wandel von Stilen und Moden, des Zeitgeistes und der massenmedialen Inhalte sehr schnell und nahezu rastlos vollzieht. Im hiesigen Zusammenhang sind dies allerdings eher Oberflächenphänomene (vgl. dazu nach wie vor zutreffend: Simmel 1995b). Nachhaltiger als der Wechsel von Moden und Konsumtrends wirkt technologischer und sozialer Wandel. Schnelle gesellschaftliche und sozio-kulturelle Veränderungen wie durch Revolutionen und Systemtransformationen erzeugt, müssen hierbei aber als Ausnahmen angesehen werden.

<sup>126</sup> Erikson (1973): 137

gen – für einen Beruf oder eine dauerhafte Arbeitsstelle, für einen Partner und Familie – welche zur Identifizierung einer Person in sozialen Interaktionen benutzt werden.<sup>127</sup>

Im zweiten Kapitel ist hingegen deutlich geworden, dass Jugendliche und junge Erwachsene eben diese Festlegungen, wie dauerhafte Bindungen und Engagement eher vermeiden, sich nur kurzfristig oder unter Vorbehalt bzw. mit gewisser innerer Distanziertheit an Institutionen, Gemeinschaften, Organisationen und Menschen binden, aufgrund der ubiquitären Erfahrung aller Vorläufigkeit und Fragilität von Bindungen in der Gegenwartskultur. Festzuhalten ist daher die Tatsache der Internalisierung flexibler Subjektivitätsstrukturen, als Folge von Prozessen funktionaler, sozialer und kultureller Differenzierung, welche eine dem Subjekt äußerlichen Stabilisierung von Identität, Biografie und Lebensführung erschwert.<sup>128</sup> Lebenswelt und Habitus garantieren also *a priori* keine stabilisierende Wirkung auf die Lebensführung, auch wenn dieser dadurch ein orientierender Rahmen an Normalität gegeben wird. Da es sich aber beim Habitus nicht um ein System von Determinanten, sondern von Dispositionen handelt,<sup>129</sup> sind Unsicherheit, Kreativität, Zukunftsoffenheit und damit Flexibilität und Kontingenz darin mitgedacht. So versuchen Akteure beständig, die Grenzen des Normalen auszureizen; sie sind, trotz ihrer Angewiesenheit auf Sicherheit und Bindung, gern Grenzgänger und Grenzüberschreiter. Jeder Habitus ist daher eine flexible Struktur, ein flexibler Normalismus, welcher um ein Zentrum konstituiert, versuchsweise immer wieder überschritten wird. Der für Bourdieu so wichtige Sinn für die Grenze der eigenen Zugehörigkeit ist eben nicht deterministisch misszuverstehen. Das Problem für die Subjekte in der gegenwärtigen Gesellschaft besteht in der Unschärfe und raschen Veränderlichkeit der Grenzen selbst, so dass von dort her für die Individuen keine Orientierung zu erwarten ist, ob denn die eigene Grenzüberschreitung nicht schon zu weit gegangen ist.<sup>130</sup>

Kontingenz, Flexibilität, Unsicherheit und Ambivalenz, so lassen sich die Ausführungen resümieren, sind in der Gegenwartskultur ubiquitär, jedoch nicht als Abweichung von einer Normalität, sondern selbst als neue Normalitätsfiktionen institutionalisiert. Auch wenn ihnen programmatisch Instabilität eingeschrieben ist, sind Flexibilität und Mobilität wie auch Ungebundenheit als ethische Maxime der Lebensführung institutionell abgesichert, da sie handlungsleitend wirken.<sup>131</sup> Es handelt sich damit um eine Institutionalisierung von Flexibilität und Unsicherheit, deren Fixpunkt das Individuum mit seiner Subjektivität ist, und gerade deshalb Unsicherheit und Kontingenz bezüglich der Lebensführung erzeugt.<sup>132</sup> Und tatsächlich muss die Entlastungswirkung institutionalisierter Subjektivität als deutlich

---

<sup>127</sup> Vgl. zum Personkonzept der Systemtheorie Luhmann (2005a).

<sup>128</sup> Keupp (2005): 71ff.

<sup>129</sup> Bourdieu (1993): 98f. Trotz der nicht-deterministischen Konzeption der Grundbegriffe im Werk von Bourdieu, trägt er dieser Einsicht nicht konsistent Rechnung, sondern kommt zu harmonisch anmutenden Beschreibung der Entsprechung von Habitus und individueller Lebensführung (vgl. Bourdieu/Wacquant 1996: 163f.).

<sup>130</sup> Balke (2003): 145

<sup>131</sup> Rehberg (2003): 175

<sup>132</sup> Gehlen führt seine Kritik am „herrschenden“ Subjektivismus und dem Primat subjektzentrierter Handlungsorientierung in seinem Buch *Die Seele im technische Zeitalter aus*. Für Gehlen ist eine über Institutionen stabilisierte Kultur konstitutives Bestimmungsmerkmal der menschlichen Lebensweise und deren Stabilität daher Voraussetzung für gesellschaftliche Integration und gelingende Lebensführung. Für Autoren der Kritischen Theorie, aber auch David Riesman argumentiert so (vgl. Abels 2006: Kap. 22), ist jedoch dieser außengeleitete Typus primär das „beherrschte“, jeder Freiheit und „eigentlichen“ Identität und Subjektivität beraubte Individuum, welches gegen die totalitären Tendenzen des gesellschaftlichen Struktur- und Funktionszusammenhangs zu verteidigen gilt. Ähnlich argumentieren auch Erich Fromm und Carl Gustav Jung in den Ausführungen ihrer Selbstkonzepte. Interessanterweise steht Freud, obwohl sonst kein konservativer Apologet bürgerlicher Ordnung und Kultur, hier eher auf der Seite Gehlens, ob seiner Skepsis bezüglich der Fähigkeit des Menschen, sein Antriebsleben ohne den zwingenden Einfluss der vom Individuum unabhängig gedachten Kultur, sozialverträglich ausformen zu können.



geringer angesehen werden, als dies für eine im Gehlenschen Sinne idealtypische obligatorische normative Ordnung angenommen wurde.

In der Debatte um Freisetzung und Autonomiegewinne der Individuen sind seitens der „Apologeten“ der Individualisierung und Postmoderne lange Zeit primär die in der Gegenwartskultur angelegten Potenziale für eine selbstbestimmte, selbstverantwortliche und daher überwiegend selbstreflexive Lebensführung ausgelotet worden, ohne der empirischen Vielfalt der tatsächlichen Lebensweisen und Alltagspraxen allzu viel Aufmerksamkeit zu schenken. Dass virulent gewordene Problem kognitiver, emotionaler und evaluativer Entlastung des Menschen wurde durch Abschaffung gelöst, in dem den Individuen der Mehraufwand an Informationsverarbeitung, Bewertung und Entscheidung als täglich zu bewältigende Arbeit aufgebürdet wurde. Durch die Hintertür kulturkritischer und zeitdiagnostischer Empfindlichkeit kommt die Idee der Überlastung des Menschen mittels dieser Form der zugemuteten Lebensführung jedoch wieder ins Spiel, da die Bedingungen und Voraussetzungen nicht geklärt werden, unter denen die Bewältigung dieser Problematik gelingen kann.<sup>133</sup> Mit der der Umstellung von persönlichkeitszentrierten auf kompetenzzentrierten Entwicklungsansätzen versucht die Sozialisationsforschung inzwischen den veränderten Bedingungen des Aufwachsens und der Lebensgestaltung Rechnung zu tragen.

### **Kompetenzentwicklung statt Identitätsbildung**

Sozialisation, Erziehung und Bildung der Heranwachsenden soll gemeinhin dazu führen, sie für eine selbstständige Lebensführung im Rahmen legitimer Möglichkeiten zu befähigen. Lange Zeit wurde innerhalb der Sozialisationstheorie wie der Entwicklungspsychologie das Gelingen dieses Prozesses an der Ausbildung einer mehrdimensionalen Identität, genauer: der Ausbildung einer sozialen und v. a. für Männer: beruflichen Identität festgemacht. Die Festlegung durch und auf Erwerbspositionen und sozial sichtbare Rollenübernahmen im familiären Bereich markierten soziale Integration.<sup>134</sup> Die öffentlich wahrnehmbare, d. h. nach außen sichtbare Seite der Persönlichkeit, des Charakters bzw. der Darstellungsformen von Identität erfahren in solchen Sichtweisen mehr Aufmerksamkeit, als die Innenansicht; Sozialisation gilt solange als gelungen, wie zumindest die äußere Anpassung gelingt, für Sozialisationsdefekte sind begriffliche Kategorien und institutionelle Einrichtungen klinischer Psychologie und Psychiatrie geschaffen worden. Eine Hauptschwierigkeit von Identitätskonzepten besteht darin, beide Seiten in Einklang bringen zu können. Aufgrund der letztlich unbewussten Fundierung basaler Charakterstrukturen, emotional gestützter, auf Bedürfnisse verweisender Identitätskonstruktionen sind diese dem Akteur selbst nicht hinreichend bewusstseinsfähig, was seine Abwehr gegenüber darauf abzielenden Fremdbeschreibungen erklärt, die Differenz zwischen Fremd- und Selbstbeschreibung aber un-

---

<sup>133</sup> Vgl. Böhnisch (1997): 36

Die Konzentration auf Unsicherheit, „Grundlagenkontingenz“ oder Riskiertheit – als Grundaxiom der Theorie reflexiver Modernisierung – verhindert die Einbeziehung individueller (kollektiver, gemeinschaftlicher) Bewältigungsformen und damit neuer Stabilisierungen in die Theorie selbst. So kennzeichnete Beck aktuell die Individualisierung kürzlich als „tragisch“ und „fragmentiert“, weil sie 1. unter gesellschaftlichen Rahmenbedingungen abläuft (und ablieft), die von den Individuen größtenteils nicht beeinflusst werden können; und weil 2. das Entlastungsproblem theorieimmanent nicht gelöst werden kann (vgl. Beck 2007) Empirisch werden diese Bewältigungs- und Stabilisierungsmechanismen zwar intensiv erforscht, gehen jedoch nur als kontingente, „hergestellte“ und damit grundlegend fragile Lösungen in die Theorie ein und relativieren die Grundaussage der „Riskiertheit“ von Leben und Gesellschaft nicht.

<sup>134</sup> Heinz (1995): 103. Auch bei Erikson ist die Übernahme einer Berufsrolle wesentlicher Aspekt der Identitätsausbildung (Erikson 1973: 110).

überbrückbar macht. Identitätskonzepte setzten daher meist einen Schwerpunkt, treffen Grundsatzentscheidungen hinsichtlich der Wertigkeit disparater Aspekte, so dass in Sozialisationstheorie, Philosophie und Entwicklungspsychologie die Meinungen darüber erheblich auseinander gehen, wie Identität (oder Persönlichkeit) definiert werden kann oder was sie *sein* soll und wie sie konkret entsteht. Innerhalb der Soziologie wurde Identität im Diskurszusammenhang der Postmoderne wie der Systemtheorie generell in Frage gestellt,<sup>135</sup> als in Interaktionen und Inklusionen nicht teilhabende (kulturelle) Konstruktion/Fiktion außerhalb von Vergesellschaftungsprozessen platziert (Exklusionsindividualität) bzw. als Konzept konsequent historisiert, konstruktivistisch in Semantik aufgelöst und damit eigentlich verabschiedet.<sup>136</sup>

Dem stehen vielfältige identitäts- und persönlichkeits-theoretische Konzepte gegenüber, zu viele, um sie überblicksartig zu würdigen; zu unterschiedliche, um sie auf einen Nenner zu bringen; zu Ideologie verdächtig, um sie ohne Relationierung zu Zeitgeist und vergangene Gegenwarten einfach zu übernehmen. Stets vermitteln sie idealisierte Vorstellungen vom Erwachsenen bzw. Ideale gesunder Persönlichkeitsentwicklung und lösen das Verhältnis von Subjektivität und Gesellschaft harmoniebewusst einseitig auf.<sup>137</sup> Allerdings bieten diese Idealvorstellungen einen Ansatzpunkt, um Kriterien zu entwickeln, was ein erwachsenes, die gesellschaftlichen Anforderungen meisterndes Mitglied der Gesellschaft ausmacht. Daher möchte ich daran anknüpfen, mich jedoch auf soziologische Sozialisations-theorien beschränken.

Sozialisationstheorien kommen nicht ohne Idealvorstellungen aus, da sie ausgehend von den je gegenwärtigen Lebensbedingungen und gesellschaftlichen Verhältnissen, das Ziel von Erziehung und Bildung formulieren müssen. Und das kann immer nur lauten, dass Kinder und Jugendliche dauerhafte Handlungsbefähigung zur Lebensbewältigung ausbilden,<sup>138</sup> und befähigt werden – so wäre in demokratischen Staatsordnungen hinzuzufügen – gesellschaftliche Rahmenbedingungen mit dem Blick auf das Gemeinwohl erhalten oder gar verbessern zu können. Diese funktionalistische Perspektive enthüllt die Bezogenheit des herrschenden Sozialisationsideals auf den aktuell bestimmenden Modus der Sozialintegration.

Im industriegesellschaftlichen Paradigma des Fordismus (als Chiffre für Uniformierung, Standardisierung und Planung) erforderte dieses Bezugsproblem die Internalisierung sozialer Normen und damit die Angleichung von Subjektivität an die Spielräume sozial konformer Handlungsmöglichkeiten. Der angepassten Mehrheit gelingt die Identifikation mit den Bedingungen der Zeit und ein Sich-Fügen in das, was Adorno als „verwaltete Welt“ bezeichnete – mit ihrer instrumentellen Rationalität, Verwaltungslogik, Bürokratisierung und Konsumorientierung des Freizeitalltags bei politischer Konformität.<sup>139</sup> Aus heutiger Sicht ist dies nicht defizitär zu interpretieren, sondern als Ausdruck der Sozialisationsbe-

---

<sup>135</sup> Vgl. Bruder (1999); den Sammelband Helsper 1991, Keupp (1999)

<sup>136</sup> zur Exklusionsindividualität vgl. Hillebrandt (1999); Luhmann (1989): 152f.

<sup>137</sup> So vor allem in den Sozialisationstheorien von Parsons und Habermas (vgl. Tillmann 2007: Kap. 3.2 und 4.3) – auch wenn mit unterschiedlichem gar antagonistischem theoretischen Hintergrund und auf dementsprechend inkongruenter Wertbasis. Auch Eriksons Entwicklungsmodell kann als zu harmonisch interpretiert werden. Ähnlich wie bei Vertretern die letztlich der Humanistischen Psychologie zugeordnet werden müssen (E. Fromm, C. G. Jung, C. Rogers, A. Maslow) werden psychische Konflikte und Störungen, gesellschaftliche Probleme einseitig den „gesellschaftlichen Umständen“ angelastet (vgl. Erikson 1971, Fromm 1993, Jung 2001). Innerhalb der Psychoanalyse wurde dies als neoanalytische Wende bezeichnet und kritisiert, da das kritische Potenzial der Psychoanalyse, welches sich aus der – postulierten – tendenziellen Unverträglichkeit von Gesellschaft und menschlicher Subjektivität ergibt – so aufgegeben wurde (Zaretsky 2006: 433ff.).

<sup>138</sup> Hurrelmann (1998): 75

<sup>139</sup> von Friedenburg (1965): 184f.

dingungen in der Aufbauphase der Bundesrepublik, wo gesellschaftliche Gestaltungsansprüche hinter Sicherheits- und Aufstiegsstreben der Jugendlichen zurückstanden.<sup>140</sup> Ergebnis der Persönlichkeitsentwicklung ist daher der Typus des angepassten, außengeleiteten Menschen, von dem nicht erwartet wird, dass er sich „zu einer bestimmten Persönlichkeit entwickelt, sondern lediglich, dass er sich in der allgemein anerkannten Art und Weise verhalte.“<sup>141</sup> Niemand würde behaupten, dass sich damals keine Persönlichkeiten herausgebildet haben, jedoch, dass dies überwiegend in bürgerlichen Milieus gelang, für welche dies die „allgemein anerkannte Art und Weise“ der Persönlichkeitsentwicklung war. Stärker zeugt dies jedoch von der kulturellen Generalisierung der Individualitätssemantik (dem Anspruch auf Beachtung der eigenen Subjektivität, wenn nicht gar der Einzigartigkeit) unserer Gegenwart. Nicht Stilisierung von Individualität und Unterschiedlichkeit war Gegenstand des kollektiven Ich-Ideals, sondern die Einordnung in eine sozial hochbewertete Normalität etablierter, homogen wirkender Denk- und Verhaltensweisen. Identitätstheoretisch wurde versucht, dies mit der Unterscheidung zwischen sozialer und personaler Identität einzufangen.<sup>142</sup> Erstere als Gesamtheit der Rollenübernahmen, als sozusagen öffentlicher Charakter, bzw. die nach außen sichtbare Seite der Persönlichkeit (das „Me“ bei G. H. Mead, C. G. Jung bezeichnet diese Charaktermaske kritischer aber auch treffender als *Persona*<sup>143</sup>); letztere als eigentlicher Ort des Subjektiven und Individuellen.<sup>144</sup> Parsons bemühte sich zu zeigen, wie sich auf allen Ebenen der Sozialisation (Persönlichkeitsentwicklung, Rollenübernahmen, institutioneller Rahmen und Gesellschaftssystem) soziale und personale Identität konfliktfrei miteinander verbinden lassen. Dabei löste er Freuds Konfliktmodell des psychischen Apparats (Es vs. Über-Ich, mit dem Ich als ausgleichender Vermittler, von Freud jedoch eher als Getriebener zwischen diesen beiden Mächten gemeint) auf und nimmt der psychoanalytischen Charakterlehre damit ihre kritische Spitze.

Die hier konstruierte „Normalpersönlichkeit“ wird von Habermas und seinen Mitarbeitern in den 70er Jahren nicht grundlegend kritisiert, allerdings als leicht defizitäre „bürgerliche Modalpersönlichkeit“ oder „bürgerliche Normalidentität“<sup>145</sup> bezeichnet, die sich trotz der gesellschaftsdiagnostisch aufgezeigten „Legitimationsprobleme im Spätkapitalismus“ mit den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen arrangiert, und die hohe Leistungsmotivation mittels externer Gratifikationen (Geld, Ansehen, Karriere) aufrechterhält und damit zur Reproduktion der Gesellschaft beiträgt.<sup>146</sup> Habermas betreibt seine Identitätstheorie in der Absicht kritischer Gesellschaftstheorie, daher liegt ihm mehr am Aufzeigen von Emanzipationspotenzialen und brach liegenden Entwicklungsmöglichkeiten der bürgerlichen Individuen als an einer empirisch-nüchternen Identitäts- oder Persönlichkeitstheorie. Unter Einbeziehung der kognitiven Entwicklungstheorie von Piaget und der Theorie moralischer Entwicklung von Kohlberg weist Habermas daher stärker auf die Potenziale menschlicher Persönlichkeitsentwicklung hin – denn

---

<sup>140</sup> Schelsky (1963): 177ff., Fend (1996): 205f.

<sup>141</sup> Riesman zitiert nach: Abels (2006): 307

<sup>142</sup> Abels (2006): 266

In dieser Unterscheidung konvergieren die Ansätze von Mead, Goffman, Jung mit den Theoretikern der Kritischen Theorie. Gemeinsam ist ihnen die Vorstellung eines an die Gesellschaft angepassten Teils der Persönlichkeit und ein – dann meist unterschiedlich qualifizierter – anderer Teil, vielfach als das ‚Eigentliche‘ und ‚Wahre‘ angesehen.

<sup>143</sup> Jung (1998): 40ff.

<sup>144</sup> Interaktionistische Theorien (soziologische wie psychodynamische) haben mit dem Aufzeigen der sozialen Prägung von Antrieben und Emotionen schon im Säuglingsalter, bis hin zur Annahme pränataler Sozialisationseffekte das Verhältnis zwischen beiden Identitätsbestandteilen sukzessive zugunsten des sozialen Ichs verschoben. Die Annahme parasozialer Anteile der Persönlichkeit geriet damit unter Beweisnot, dennoch lebt Freuds Triebtheorie in aktuellen Ansätzen fort.

<sup>145</sup> Döbert/Nunner-Winkler (1975): 62 und 55

<sup>146</sup> Döbert/Nunner-Winkler (1975): 73f.

in beiden Theorien ist eine höchste, sozusagen ideale Stufe konzipiert<sup>147</sup> –, verbunden mit der Neigung, als defizitär und entwicklungsgehemmt jene Entwicklungsverläufe zu betrachten, in denen dieses Potenzial nicht ausgeschöpft wird.<sup>148</sup>

Unabhängig vom Werthintergrund fällt bei der „bürgerlichen Normalidentität“ die Homologie von Rollenübernahmen und Persönlichkeitsentwicklung, Vergesellschaftung und Individuation auf, hier bezogen auf ganz bestimmte Vergesellschaftungsbezüge – vor allem Erwerbsarbeit und Familienrollen. Im Sich-Fügen in soziale Normen erhält die Persönlichkeit auf Basis bisheriger Lebenserfahrungen ihren spezifischen Charakter. Auf die Frage „Wer er sei“ würde dieser Charakter mit der Nennung der Berufsrolle, des Familienstatus und vielleicht noch der sozialen Herkunft antworten. Augenscheinlich ist die Nähe zu einem substanzialistischen Konzept des Erwachsenen, scheint diese Entwicklung mit dem Übergang ins Erwachsenenalter abgeschlossen zu sein und jenseits der „sensiblen Phase“ Adoleszenz nicht mehr viel zu passieren. Dem widersprechen sowohl Erik Erikson als auch C. G. Jung: Identitätsentwicklung ist ein lebenslanger Prozess beständiger Auseinandersetzung mit signifikanten Anderen (Beziehungspersonen) und gesellschaftlichen Umständen.<sup>149</sup>

Gegenüber diesen Konzipierungen menschlicher Sozialisation und Entwicklung fand innerhalb der Sozialisation inzwischen ein Paradigmenwechsel statt, wonach „gelingende Sozialisation [...] nicht als eine erfolgreiche Internalisierung sozialer Strukturen, von geltenden Normen und Werten“ verstanden wird, sondern als die „erfolgreiche Behauptung von Subjektivität und Individualität im Rahmen der Auseinandersetzung mit diesen Strukturen.“<sup>150</sup> Im Zentrum steht gegenwärtig der „produktive Realitätsverarbeiter“, d. h. eine auf einem aktiven Akteurmodell beruhende Konzeption, die Persönlichkeitsentwicklung als Prozess der Auseinandersetzung mit der „inneren“ wie „äußeren“ Realität beschreibt, „wobei jedes Individuum Fähigkeiten der Realitätsaneignung, -verarbeitung, -bewältigung und -veränderung besitze, einsetze und weiterentwickle.“<sup>151</sup> Klaus Hurrelmann nimmt mit dieser Bestimmung Einsichten der Theorien sozialer Praxis (Giddens, Bourdieu) auf, die zeigen, wie soziale, kulturelle Strukturen über transformierende, eigenwillige Aneignung und Umsetzung in Handeln seitens der Akteure reproduziert und verändert werden und stellt diesen Ansatz konsequent in den Horizont interaktionistischer Theorien, in denen Gesellschaft und Kultur eben auch nie direkt auf den Einzelnen, sondern immer vermittelt über signifikante Andere wirken. Ebenso wurde die akteurzentrierte Perspektive der Individualisierungstheorie insofern übernommen, als nun der Heranwachsende eine eigenständige Gewichtung in der Auseinandersetzung mit der Welt gewinnt, dieser nicht mehr nur einfach ausgeliefert ist – ohne jedoch damit Aussagen über tatsächliche Freiheitsgrade oder Restriktionen zu verbinden. Das rechtfertigt, von einem anderen Paradigma der Sozialisationsforschung zu sprechen, welches jedoch auch unter anderen gesellschaftlich-historischen Bedingungen Erkenntnis leitend sein könnte.

---

<sup>147</sup> Zu Piaget siehe Montada (2002a); zu Kohlberg siehe Montada (2002b)

<sup>148</sup> Habermas (1976): 85ff.

<sup>149</sup> Erikson (1973): 142

Jungs Psychologie ist im Gegensatz zu Freuds Theorie der Sexualentwicklung wie den meisten psychoanalytischen Ansätzen eher auf die zweite Lebenshälfte konzentriert. Daher findet sich bei Jung keine explizite, auf Adoleszenz und Erwachsenwerden zentrierte Sozialisationstheorie. Dafür jedoch eine Theorie der Persönlichkeitsreife als Prozess der Auseinandersetzung mit den Produkten (Persönlichkeitsstrukturen, Identifikationen, Komplexen) der Primärsozialisation

<sup>150</sup> Mansel/Hurrelmann (2003): 76

<sup>151</sup> Hurrelmann (1998): 63, Hervorhebungen im Original hier weggelassen

Meines Erachtens stehen hinter diesem Paradigmenwechsel jedoch die bisher beschriebenen gesellschaftlichen Veränderungsprozesse, die es notwendig machen, in der Sozialisationsforschung von Internalisierung/Integration auf Aneignung und Kompetenzentwicklung umzustellen. Kompetenzen stehen daher im Zentrum aktueller Sozialisations- und Identitätstheorien. Dazu gehören:

- Die Kompetenz, sich selbst als Urheber eigener Taten und Handlungsabsichten und der Fähigkeit anzusehen, diese umzusetzen (Kontrollüberzeugungen);<sup>152</sup>
- Die Kompetenz, die verschiedenen Facetten der eigenen Persönlichkeit sowie den bisherigen Lebensverlauf in einer sinnhaften, d. h. intersubjektiv nachvollziehbaren und legitimierbaren Narration zu objektivieren und das über alle kontingenten Situationen hinweg Sich-selbst-gleich-seins auch subjektiv teilhaftig werden zu können (Kohärenzsinn, Biografizität);<sup>153</sup>
- eine emotionale wie kognitive Stellungnahme (Reflexion) zu den eigenen Identitätsdarstellungen, zu den Rollenübernahmen (Rollendistanz) und zu den Fremdzuschreibungen (Ambiguitätstoleranz);<sup>154</sup>
- Entwicklung umfangreicher sozialer, technischer, kommunikativer und „self-enhancement“<sup>155</sup> Kompetenzen als „Schlüsselqualifikationen“ zur Sicherung der Ausbildungs- und Beschäftigungsfähigkeit und damit zur sozialen Integration in modernen Wissensgesellschaften und Wissensökonomien.<sup>156</sup>

Mit der Konzentration auf Kompetenzen verliert jedoch die Finalperspektive, d. h. der Endzustand des „fertigen“ Erwachsenen an theoretischer Bedeutung. Kompetenzentwicklung oder Verbesserung finden während des gesamten Lebens statt. An sich eine banale Feststellung, denn auch innerhalb der Entwicklungswissenschaften ist dies kein neues Konzept.<sup>157</sup> Neu ist jedoch die Dominanz der Prozessperspektive auch in der beruflichen Bildung und Weiterbildung. Wie oben dargelegt, haftet der Institution Beruf etwas Statisches an, so als wenn mit dem Berufsabschluss Wissen und Kenntnisse erworben worden wären, welche zwar erweitert und aufgefrischt werden, ohne sie grundsätzlich zu verändern d. h. Tätigkeitsschwerpunkte oder gar Berufe zu wechseln. Dem steht inzwischen die Ansicht gegenüber, dass Ausbildungs-, Lern- und Qualifizierungsprozesse unter dem Gesichtspunkt der Sicherung von Beschäftigungsfähigkeit tendenziell nie abgeschlossen sind (Stichwort: Lebenslanges Lernen). Be-

<sup>152</sup> Fuhrer/Marx et al. (2000): 40

<sup>153</sup> Erikson (1973): 124; Marotzki (2007): 176f.

Auch Keupp u. a. betonen die Wichtigkeit des Kohärenzsinner (auf der Ebene des subjektivem Empfindens – nicht der sozialen Ebene erzählter Biografie), der subjektiven Integration aller Lebensbezüge und Lebenserfahrungen zu einer, der eigenen Person zugerechneten Lebensgeschichte (vgl. Keupp 2005: 71f. mit Bezug auf Antonovskys Konzeption der Salutogenese).

<sup>154</sup> Abels (2006): 438

<sup>155</sup> Dieser englische Ausdruck ist schwierig angemessen zu übersetzen. Selbstverbesserung oder Selbstlaborierung, Selbstmanagement oder Selbstoptimierung wären denkbare Vorschläge. In diesem Begriff verbunden ist zum einen die Fähigkeit, sich mittels eigeninitiativen Lernprozessen und Lernbereitschaft an permanent ändernde Arbeits- und Lebensbedingungen anzupassen und gleichzeitig ebenso eigeninitiativen die Richtung dieser Entwicklung kreativ und profit- wie gemeinwohlorientiert mit zu beeinflussen.

<sup>156</sup> Amtsblatt der Europäische Union L 394/13 vom 30.12.2006: 4

Zu diesen „Schlüsselqualifikationen“ zählen: „1. Muttersprachliche Kompetenz, 2. Fremdsprachliche Kompetenz, 3. mathematische Kompetenz und grundlegende naturwissenschaftlich-technische Kompetenz, 4. Computerkompetenz, Lernkompetenz, 6. Soziale Kompetenz und Bürgerkompetenz, 7. Eigeninitiative und unternehmerische Kompetenz, 8. Kulturbewusstsein und kulturelle Ausdrucksfähigkeit.“

<sup>157</sup> Bspw. hat auch Habermas versucht, den Kompetenzbegriff gegen das Sozialisations- und Bildungsprogramm klassischer Vergesellschaftungsprozesse im Spätkapitalismus unter emanzipatorischen Gesichtspunkten in Stellung zu bringen (vgl. Bolder 2009: 832f.).

vor dies unter ideologiekritischen Aspekten im nächsten Abschnitt wieder aufgegriffen werden soll, gilt es festzuhalten, wie durch auf Dauer gestellte Lernanforderungen und Lernprozesse Entstrukturierung erzeugt wird, in dem die Grenzen zwischen (Berufs-)Ausbildung, Erwerbsarbeit und beruflicher Weiterqualifizierung verschwimmen.

### Subjektidealierungen im ‚neoliberalen‘ Zeitalter

Identitäts- und Persönlichkeitsentwicklung sowie berufliche Sozialisation und Qualifizierung sind lebensgeschichtlich offene, kein eigentliches Ende antizipierende Prozesse. Derartige Fixierungen in manchen Identitätstheorien wie in der industriegesellschaftlichen Berufskonzeption verdanken sich primär dem modernen Interesse an Eindeutigkeit und begrifflicher Fixierung und Abgrenzung, als einer exakten Erfassung der Empirie. Insofern ist der von Karl Ulrich Mayer vielfach vorgebrachte Einwand einer nachträglichen Überzeichnung der Stabilität und Homogenität industriegesellschaftlicher Verhältnisse gerechtfertigt. Gegenwärtig zeigt sich vielfach noch das gegenteilige Extrem: neben Beruf und Lebenslauf haben auch Persönlichkeit und Identität als Institutionen an orientierender und handlungsstabilisierender Wirkung verloren. Persönliche Entwicklung und Sicherung von Verhaltensstabilität und Kohärenz scheint damit als selbstreferentielle und fast schon autistische Aufgabe des monadenhaften Individuums modelliert, welches auf externe Hilfen durch normative Strukturen, soziale Beziehungen etc. nicht zählen kann. Die für den Einzelnen sich aus dieser radikalen Subjektzentrierung ergebende Situation hat Beck, wie immer überspitzt, so formuliert:

„Die konventionellen Erfolgssymbole (Einkommen, Karriere, Status) erfüllen für viele nicht mehr die neu erwachten Bedürfnisse nach Selbstfindung und Selbstbestätigung, ihren Hunger nach einem ‚ausgefüllten Leben‘. Die Konsequenz ist, daß viele Menschen immer nachdrücklicher in das Labyrinth der Selbstverunsicherung, Selbstbefragung und Selbstvergewisserung hineingeraten. Der unendliche Regreß der Fragen: ‚Bin ich wirklich glücklich?‘, ‚bin ich wirklich selbsterfüllt‘, ‚wer ist das eigentlich, der hier ›Ich‹ sagt und fragt?‘ führt in immer neue Antwort-Moden, die in vielfältiger Weise in Märkte für Experten, Industrien und Religionsbewegungen umgemünzt werden. Sie reisen nach Tourismuskatalog in alle Winkel der Erde. Sie zerbrechen die besten Ehen und gehen in rascher Folge immer neue Bindungen ein. Sie lassen sich umschulen. Sie fasten. Sie joggen. Sie wechseln von einer Therapiegruppe zur anderen und schwören auf jeweils unterschiedliche Therapien und Therapeuten. Besessen von dem Ziel der Selbsterfüllung, reißen sie sich selbst aus der Erde heraus, um nachzusehen, ob ihre eigenen Wurzeln auch wirklich gesund sind.“<sup>158</sup>

Transzendiert man die Überzeichnungen bleibt der begründete Zweifel an der Fähigkeit, allein auf subjektives Empfinden, Wollen und Planen eine kohärente Lebensführung und Lebensplanung gründen zu können.<sup>159</sup> Beck zeigt auf, wie Moden, Trends und Stile (in unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen) zum funktionalen Äquivalent für verlorene Traditionen, Konventionen und Selbstverständlichkeiten werden. Das Problem liegt damit nicht in einer fehlenden kulturellen Normierung von Lebensweisen oder Geschmacksstilen, sondern in ihrer Pluralität. Von einer wie auch immer näher zu kennzeichnenden normalen Durchschnittlichkeit bis zu den Stilisierungen unterschiedlichster Subkulturen eröffnet sich ein weiter Horizont von Möglichkeiten, die jedoch alle unterschiedlich sozial legitimiert und sanktioniert sind. Auch darüber hinaus sind die sozialen Akteure Adressaten identitäts- und subjektlogischer Normalitätserwartungen und Subjektivitätsideale, auch wenn im Rahmen postmoderner Dis-

<sup>158</sup> Beck (1994): 55

<sup>159</sup> Die innere Dynamik dieses Prozesses zwischen dem menschlichen Bedürfnis nach Angleichung an die anderen und Einordnung in ein überindividuelles Kollektiv durch Homogenisierung des Lebensstils und dem gleichzeitig wirkenden Bestreben nach Absonderung, Distinktion und Individualität hat niemand besser herausgestellt als Georg Simmel (vgl. Simmel 1993, 1995b).

kurse Subjekte, Identitäten oder das Selbst vielfach für „tot“, „erledigt“ oder antiquiert und überholt erklärt wurden und werden.

In der Vergesellschaftung als Staatsbürger (*citoyen*) und wirtschaftlich und gesellschaftlich handelndes Individuum (*bourgeois*) sind mit diesen Normalitätskonstrukten spezifische Idealvorstellungen bezüglich der Ausgestaltung von Subjektivität verbunden. Idealtypisch zählen dazu: Freiheit, Pluralität, Toleranz und Friedfertigkeit, Zivilcourage und Partizipation, Gegenseitigkeit und Empathie, Werte wie Gleichheit, Gerechtigkeit und Gemeinschaft;<sup>160</sup> und verweisen ideengeschichtlich auf die Konzeption des Bürgers als aufgeklärten, seine Vernunft zum Gemeinwohle einsetzenden Menschen, welche als Menschenbild für alle Konzeptionen bürgerlicher Gesellschaft oder gegenwärtig der Zivilgesellschaft dient.<sup>161</sup> Auch Ulrich Beck bezieht sich in seinem „kosmopolitischen Projekt“ auf diese „alteuropäischen“ Vorstellungen und sieht darin den Ausweg aus den Antinomien und Gefährdungen von Globalisierung, Neoliberalismus und Weltrisikogesellschaft.<sup>162</sup> Dem Einzelnen wird als „mündigen Bürger“ die Gestaltung der Gesellschaft, ihrer Binnen- und Außenverhältnisse zugemutet, wofür er mit hinreichend Autonomie und Kompetenzen ausgestattet werden muss. Im klassischen Liberalismus findet sich die gesellschaftspolitische, auf individueller Freiheit, Eigentum, Rechtssicherheit ruhende Ideologie dafür.<sup>163</sup>

Im Gegensatz zum Citoyen haben sich die Anforderungen an den modernen Menschen als Wirtschaftssubjekt deutlich gewandelt. Max Webers Typus der asketisch-protestantischen Arbeitsethik auf Basis einer methodischen, auf die Erwerbsarbeit ausgelegten Lebensführung kennzeichnet heute nur noch teilweise normative Subjektivität der Gegenwartsgesellschaft.<sup>164</sup> Das Asketische hat einer stärker an gegenwartsbezogenen subjektiven Bedürfnissen orientierten Lebensführung Platz gemacht.<sup>165</sup> Erhalten geblieben, den aktuellen Bedingungen angepasst und in gewissem Sinne generalisiert hat sich jedoch die Maxime der methodischen Lebensführung – m. E. synonym zur eigenverantwortlichen, selbstgesteuerten und auf eigene Orientierungsleistungen und Entscheidungen beruhenden Lebensführung. Worin besteht heute die auf Erwerbsarbeit bezogene Methodik?

Der oben angesprochene Strukturwandel von Wirtschaftssystem und Erwerbsarbeit bringt eine neuartige Verschränkung von Arbeit und privatem Leben (Nicht-Arbeit) bzw. eine Entgrenzung dieser Lebensbereiche mit sich, die auch hier als Umstellung von Fremd- auf Selbststeuerung und Kontrolle interpretiert werden kann.<sup>166</sup> Bezogen auf die Berufsarbeit heißt dies, dass die Realisierung beruflicher Anforderungen und Ziele stärker in den ursprünglich nicht-beruflichen Bereich des Privatlebens hinwirkt und Ressourcen daraus abzieht, und das Verwirklichungschancen von Lebenszielen eigenaktiv und eigenverantwortlich gesucht und erarbeitet werden müssen. „Die Entgrenzung zwischen Arbeit und Leben hat also insgesamt eine Verstärkung der kulturellen Dominanz von Erwerbsarbeit in Richtung einer ‚Verarbeitlichung des Alltags‘ zur Folge.“<sup>167</sup> Als (möglicher) neuer Prototyp erscheint der „Arbeitskraftunternehmer“, (Pongratz/Voß) wo Persönlichkeit und Lebensführung nach den Inklusionsbedingungen des Wirtschaftssystems rationalisiert und gestaltet werden.<sup>168</sup> Hier bündeln sich die

---

<sup>160</sup> Waschkuhn (1998): 505

<sup>161</sup> Vgl. Kneer (1997), zur Verknüpfung beider Gesellschaftskonzepte vgl. Wehler (2000).

<sup>162</sup> Vgl. Beck (2002): 409ff.

<sup>163</sup> Kocka (1995): 23f.

<sup>164</sup> Helsper (1991): 75, Abels (2006): 309

<sup>165</sup> Vgl. Helsper (1991): 76, vgl. auch Ziehe (1979)

<sup>166</sup> Kratzer/Sauer (2005): 96f.

<sup>167</sup> Oehme (2007): 21

<sup>168</sup> Voß (2001): 297, Pongratz/Voß (2000): 230

Prozesse der Auflösung der Normalbiografie durch De-Institutionalisierung von Lebenslaufpassagen und Statusübergängen, Umstellung der Akkumulationsbedingungen und Semantiken für beruflichen Erfolg, Einführung neuer, stärker auf Eigenverantwortlichkeit des Arbeitnehmers setzender Führungs- und Arbeitsorganisationsmethoden und bewirken in zunehmendem Maße diskontinuierliche Erwerbsbiografien und Schwierigkeiten in der Antizipation der Mechanismen für beruflichen Erfolg, bzw. überhaupt dauerhafte Inklusion in – subjektiv zufriedenstellende – Erwerbsarbeit (s. o.). Als Konsequenz, so schreiben Pongratz und Voß, entwickelt der moderne Arbeitnehmer zwangsweise unternehmerische Fähigkeiten, lernt die eigene Arbeitskraft effizienzorientiert einzusetzen, kontinuierlich marktgängig verwertbar zu halten und mittels Selbstmarketing auf dem Arbeitsmarkt auch anzubieten. „Arbeitende betreiben zunehmend eine gezielte Produktions- und Marktökonomie ihrer eigenen Arbeitskraft.“<sup>169</sup> Was für die biografische Lebensbewältigung generell gilt, zeigt sich also auch – und bezüglich Kausalitätsfrage zentral – im Bereich der Erwerbsarbeit, vor allem bei der Berufsfindung für Akademiker in bestimmten Bereichen. So ist ersichtlich, wie die Institution Beruf eben nur noch begrenzt entlastende Wirkung entfalten kann, da die Sicherung kontinuierlicher Erwerbstätigkeit branchenspezifisch und stark konjunkturabhängig ist (s. o).

In der Wirtschaftssphäre wie gesamtgesellschaftlich lassen sich Autonomiegewinne und neue Gestaltungsspielräume für die Individuen auch als Rücknahme externer Kontrolle, nachlassende Steuerungswirkung gesellschaftlicher Teilsysteme interpretieren. Für kulturkritische wie apologetische Diskurse in Sozialwissenschaften und informierter Öffentlichkeit ist darin der Kristallisationspunkt zu sehen. Positiv gewendet liegt der Schwerpunkt auf Freiheitszuwachs und wachsender Gestaltungsmacht; kritisch gesehen erscheint der Gegenwartsmensch von der Gesellschaft allein gelassen, aber mit den Aufgaben betraut, disparate Funktionslogiken und Inklusionsmechanismen im Alltagsleben zum roten Faden der eigenen Lebensführung und Biografie zu knüpfen – und damit das gesellschaftliche Gebilde als Ganzes am Leben zu erhalten.<sup>170</sup> Mehr sei, so Friedrich von Hayek, in einer liberalen Marktgesellschaft auch nicht zu erwarten:

„Eine freie Gesellschaft kann nicht mehr bieten als eine Gelegenheit, eine geeignete Stelle zu suchen, mit all ihrem Risiko und der Ungewissheit, mit dem die Suche nach einem Markt für die eigenen Fähigkeiten verbunden ist.“<sup>171</sup>

Mit einer solchen ausgewogenen Betrachtungsweise ließe es sich bewenden, wenn nicht bis in die Gegenwart hinein unter dem Diktum neoliberaler Gesellschaftspolitik normative Subjektivierungsdiskurse zur Einseitigkeit neigen und beide Perspektiven eben nicht gleichwertig verhandeln. Mit Reese-Schäfer ließe sich argumentieren, dass die Externalisierung der sozialen Integrationsleistungen in die Selbstverantwortung der Einzelnen als notwendiges Korrelat einer vom Wettbewerb durchdrungenen, enthierarchisierten und dem steuernden Zentrum beraubten Gesellschaft ist.<sup>172</sup> Appellation an Selbstverantwortung kann als neue Pflichtethik zur Erzeugung konstanter Motivation (Rücknahme extrinsischer Motivationsanreize und Zwangsmechanismen) und der Bereitschaft angesehen werden, nach Niederlagen und Rückschlägen immer wieder aufzustehen und von neuem zu beginnen. Autonomie-

<sup>169</sup> Voß (2001): 297, vgl. auch Bröckling (2007)

<sup>170</sup> Es sei denn, man geht davon aus, dass die Gesellschaft auch ohne Individuen funktioniert, die täglich zur Arbeit gehen, die politische Ordnung zumindest nicht aktiv unterminieren, fleißig (und meist zu wenig) konsumieren und verbrauchen und sich nebenbei reproduzieren.

<sup>171</sup> Hayek zitiert in: Reese-Schäfer (2007): 9

<sup>172</sup> Reese-Schäfer (2007): 81



versprechen und Verantwortungsübergabe führt dann nicht zu mehr Freiheit, sondern ist eine invisibilisierte Technik der Disziplinierung,<sup>173</sup> die einen spezifischen Charaktertypus erzeugt:

„Der gesuchte Typus muss hoch qualifiziert, hochaufmerksam, auf intelligente Weise nervös und kreativ zugleich sein und erheblichen Druck standhalten können. Er muss erfolgreiche Netzwerke bilden können, darf aber wegen des gleichzeitig verlangten Innovationspotentials nicht so angepasst sein wie früher die Organisationsmenschen der Großfirmen und Großbürokratie. Er muss wissen, wann die Ellenbogen zu benutzen sind und er muss seine Chancen rasch und aktiv nutzen (...). Vor allen Dingen muss dieser Typus damit fertig werden, dass die ganze Last der Rückschläge und des im Endergebnis immer möglichen Misserfolgs auf den eigenen Schultern landet und kaum oder gar nicht externalisiert werden kann.“<sup>174</sup>

Diese Beschreibungen sind nicht der Ratgeberliteratur oder Leitlinien von Kultusministerien für ihr Bildungssystem entnommen, sondern müssen als Deutungsfolie der sozialen Realität angesehen werden und reflektieren die Subjektivierungsweisen einer durch globale Vernetzung von Handel und Produktion, Kommunikation und Interaktion in Politik, Wirtschaft und Kultur entstandenen Gesellschaft mit unklaren Grenzen, verhandelbaren und prekären Zugehörigkeiten, neuen (alten) Gefährdungen der Subsistenzsicherung und sozialen Lagerung. Ein Ordnungsmodell, in welchem die dem politischen System – und damit den Bürgern selbst – zugewiesene Gestaltungsmacht zugunsten marktförmiger, wettbewerbsorientierter Selbstregulationsmodelle sukzessive zurückgenommen wurde.<sup>175</sup> Die hier vielfach angesprochenen De-Institutionalisierungsprozesse und Entgrenzungstendenzen lassen sich damit sehr gut in einen globalen sozialen Wandlungsprozess einordnen, welcher nicht nur Institutionen westlicher Gesellschaften, sondern die funktionale Figuration der sozialen Teilsysteme transformiert und somit neue Bedingungen des Aufwachsens und der Lebensführung (neue kulturelle Muster und Legitimationssemantiken und Ideologien) hervorbringt.

Wie die Diskussion um die Rückkehr der Klassengesellschaft und Prekarisierung zeigt, teilt diese Entwicklung die Gesellschaft wieder sichtbarer in Gewinner und Verlierer. Ersteren gelingt früher oder später die Einmündung in angestrebte Berufspositionen und ein entsprechender Lebensstandard. Die anderen haben weniger Grund zum Optimismus. Sie spüren, dass ihnen wichtige Voraussetzungen fehlen, um in die „Hochleistungssektoren des Erwerbsbereiches einzutreten“.<sup>176</sup> Doch scheitern allein

<sup>173</sup> Reese-Schäfer (2007): 9

Schon Erich Fromm beschrieb in *Furcht vor der Freiheit* die Invisibilisierung und Entpersonalisierung von Autoritäten; auch Adorno/Horkheimer beklagen die direkte Charakterprägung durch die Gesellschaft ohne Vermittlung über intermediäre Instanzen (Familie) als „Rückzugsraum“ vor der Gesellschaft. Norbert Elias hat in seiner Studie über den *Prozess der Zivilisation* ähnlich wie später Foucault diese Subjektivierungsweisen, genauer: den Übergang von Fremd- zu Selbstzwang, von „richtigem Handeln zu richtiger Gesinnung“ (Zinn), als Äquivalent einer bestimmten Gesellschaftsstruktur beschrieben und durch deren Entwicklungsprozess erklärt.

<sup>174</sup> Reese-Schäfer (2007): 81

<sup>175</sup> Michalitsch (2006): 49. Zu den Strategien der Selbstentmachtung des öffentlichen Sektors siehe: Butterwegge et al. (2008): 87ff.

Wird die Perspektive Foucaults weiter verfolgt, erscheint diese Subjektivierungsform nachgerade als zynisch, da durch die Lösung der gesellschaftlichen Prozesse von der Handlungsebene der Individuen (Habermas: Entkopplung von System und Lebenswelt), das Subjekt selbst überflüssig wird. Es wird völlig nutzlos, ein Subjekt sein zu wollen. Es gibt nicht viel, was es noch gestalten könnte; es gibt nichts was es tun könnte, um den Lauf der Welt, die Formation der Gesellschaft oder deren Funktionieren zu ändern. Protest ist sinnlos, und damit auch die bürgerliche Subjektvorstellung des Citoyens (vgl. Bruder 1999: 62f.). Wolfram Fischer-Rosenthal sieht darin eine bestimmte Melancholie moderner Individuen begründet, die von der Vergeblichkeit des Anspruchs auf Autonomie und Beherrschbarkeit der Welt herrührt. „Die Enttäuschung besteht offenbar genau darin, dass der selbstbewusste Sieger über die Ordnungsstrukturen der Vormoderne allmählich erkennt, dass er am Ende doch der Verlierer ist. Seine Wahlen sind beliebig groß, doch er kann in sich gesellschaftlich selbst steuernden Systemen gezielt wenig bewirken.“ (Fischer-Rosenthal 1999: 155)

<sup>176</sup> Jugendwerk der Deutschen Shell (2006): 42

genügt nicht, denn die „neoliberale“ Subjektivierungsideologie ist bis in die Praxis zur Behandlung all jener vorgedrungen, welche schon an den gegenwärtigen Bedingungen für eine erfolgreiche Lebensführung gescheitert sind: sie findet sich im Aktivierungsprogramm für Langzeitarbeitslose, sozialpädagogische Maßnahmen bei devianten Jugendlichen oder in Sonderschulen:

„hier wie dort die gleiche Beschwörung von Selbstverantwortung, Flexibilität und Eigeninitiative, die gleiche Aktivierungsrhetorik, das gleiche Gebot kontinuierlicher Verbesserung und der gleiche nahezu unbeschränkte Glaube an die Macht des Glaubens an sich selbst. Hier wie dort schließlich auch die Einsetzung des Marktes als oberster Richter.“<sup>177</sup>

In voller Härte treffen die hier geschilderten Bedingungen natürlich jene, die schon in irgendeiner Form benachteiligt in Wettbewerbsverhältnisse eintreten. Im sozialen Raum aufgespannt zwischen der Verfügbarkeit über viel bzw. wenig ökonomisches, soziales und kulturelles Kapital, lassen sich diese Gruppen jeweils an den unteren Enden der Skalen lokalisieren. Wichtig ist daher eine kritische Reflexion von ideologisch aufgeladenen Modevokabeln wie ‚Lebenslanges Lernen‘ und ‚Wissensgesellschaften‘, in welchen Aspekte des „self-enhancement“ bzw. akademische Kompetenzen, Fähigkeiten, Leistungs- und Wertorientierung normativ im Mittelpunkt stehen. Uwe Bittlingmayer hat in einer sehr ausführlichen Studie die Klassenschranken in der ‚Wissensgesellschaft‘ und damit ihren ideologischen, Ungleichheit verdeckenden Gehalt aufgezeigt.<sup>178</sup> Lebenslanges Lernen, Bildung und Qualifizierung als Methoden sozialer Statussicherung bzw. sozialen Aufstiegs reproduzieren gerade dort bestehende Sozialstrukturen, wo herkunftsbedingt die Differenzen zur etablierten Bildungswelt und kanonisierten Bildungsgütern besonders ausgeprägt sind, gerade weil zum Beispiel das Lernen nie wirklich gelernt wurde. Der Form nach zwar ein meritokratisches Gut, erweist sich ‚Bildung‘ als hochselektiv, da Zugang und Erwerb von Bildung eben nicht einmal primär von kognitiven Fähigkeiten, sondern den Sozialisations- und Lebensbedingungen des sozialen Herkunftsmilieus abhängt. Die mediale und politische Präsenz und Prominenz der Begriffe ‚Bildung‘, ‚Wissen‘ und „Lebenslanges Lernen“ können daher als Strategien eines neuen, „invisibilisierten“ Klassenkampfes zwischen Gewinnern und Verlierern der Bildungsexpansion (oder allgemeiner: der in Kapitel 2 und 3 behandelten Wandlungsprozesses) beschrieben werden.<sup>179</sup>

In der aktuellen, mehr oder minder impliziten Normativität von Subjekt- und Bildungsentwicklung zeigt sich die Parallelität von Konzepten wie ‚Individualberuf‘ und ‚Arbeitskraftunternehmer‘ sowie gegenwärtig dominierenden Lern- und Qualifizierungsstrategien (‚Kompetenzentwicklung‘ und ‚Lebenslanges Lernen‘). Ihnen gemeinsam ist die Individualisierung (im Sinne von Vereinzelung und interindividuelle Heterogenität) von sozialen Merkmalen (Qualifikationen, Kompetenzprofile); damit der Abbau institutionalisierter Orientierungsmuster bezüglich der Sinnhaftigkeit von Investitionen in das eigene Humankapital (da deren Rentabilität schwer kalkuliert werden kann) und die individuelle Zurechnung von Verantwortung für Erfolg und Misserfolg (dessen Kehrseite ein umfangreich institutionalisiertes Hilfe-, Verbesserungs- und Qualifizierungssystem ist).

---

<sup>177</sup> Bröckling (2002) 12. Schmid Noerr sieht im selbstökonomisierten Individuum das Zerrbild des aufgeklärten Bürgers (Schmid Noerr 2004: 16).

<sup>178</sup> vgl. Bittlingmayer (2005)

<sup>179</sup> Ähnlich argumentieren: Vester (2006); Bittlingmayer/Bauer (2004); Grundmann/Bittlingmayer et al. (2004). Bezüglich des „Lebenslangen Lernens“ siehe Alheit/Dausien (2009), wo die Parallele zwischen Strukturwandel der Erwerbsarbeit, Etablierung von ‚Wissensgesellschaften‘ und ‚Lebenslangen Lernens‘ als passende, auf ökonomischer Interessen zentrierte Anpassungsstrategie diskutiert wird.

Zumindest in Deutschland ist es daher gerade nicht so, wie das Zerrbild der neoliberalen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung suggeriert,<sup>180</sup> dass Scheitern und Qualifikationsmängel unwiderruflich den sozialen Abstieg bzw. die Zementierung von Armutslagen bedeuten. Wenngleich Persistenz von Ungleichheitslagen, die Schwierigkeiten sozialer Aufwärtsmobilität und die reale Gefahr des Abstiegs aus Mittelschichtlagen vor allem als Folge längerer Arbeitslosigkeit ganz offensichtlich sind. Weiterhin ergeben sich folgende, subjektiv spürbare Spannungen: Erstens wird zwar das Leben zur individuellen Aufgabe wenn nicht gar Projekt; Projektrealisierungen werden jedoch unterschiedlich sanktioniert und damit normativ selektiert (wie oben gesehen, in unserer Gesellschaft immer noch auf die Erwerbsarbeit ausgerichtet) und zweitens wird subjektive Handlungsfähigkeit (und das heißt auch immer Motivationsstabilität) implizit und normativ vorausgesetzt. Der zweite Aspekt nimmt die Diskussion über negative Effekte von reflexiver Modernisierung, Individualisierung und Strukturwandel der Arbeitsgesellschaft wieder auf und zielt auf subjektiv spürbare Überlastungserscheinungen, womit sich der nächsten Abschnitt kritisch auseinandersetzt.

### 3.3 Kritik des auf Handlungsfähigkeit zentrierten Akteurmodells

Der Fokus auf biografische Unsicherheit sollte für die Modi der Unsicherheitsbewältigung sensibilisieren. Hierfür sind Kompetenzmodelle und damit die Eigenschaftsebene von Individuen ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt. Auch für die Berufsfindung gilt, dass sie nicht „automatisch“ vollzogen wird, sondern dass ihr Gelingen ebenfalls von individuellen Ressourcen abhängig ist. Der Blick auf Kompetenzen impliziert zumindest latent eine Defizitperspektive, die sich der Dominanz eines auf autonome Handlungsfähigkeit setzenden Akteurmodells verdankt und blind gegenüber den sozialen Kriterien ist, an denen Handlungsfähigkeit bemessen wird. Im folgenden Abschnitt soll dagegen eine bewältigungsorientierte Perspektive vorgeschlagen werden, welche die Unterscheidung: handlungsfähig/nicht-handlungsfähig zugunsten des individuellen Ringens um Handlungsfähigkeit überwindet.

#### Bestimmung und Genese von Handlungsfähigkeit

Im Zentrum aller soziologischen Handlungstheorien wie aller moderner Identitätstheorien und Identitätsideale steht das aktiv handelnde bzw. autonom handlungsfähige Individuum; Handlungsfähigkeit und Handlungsbefähigung beherrschen daher Sozialisationstheorien und Entwicklungspsychologie. Nicht pauschal vereinseitigt und als konzeptionell beschränkt soll dies hier interpretiert werden, ist doch die Konzentration auf das *Tätigsein* des Menschen anthropologisch gut begründbar.<sup>181</sup> Wohl aber offenbaren sich Ausblendungen und Einseitigkeiten, da dieses Akteurmodell, dessen soziologischen Grundlegung heute auf Max Weber zurückgeht, einer kulturell spezifischen, als „großbürgerlich“ und protestantisch zu bezeichnenden Klassenlage und Habitusform entspringt und auch entspricht. Wenn Handlungsfähigkeit Normalität und Ideal beinhaltet, welchen konzeptionellen Stellenwert wird dann der anderen Seite der Unterscheidung: der Nicht-Handlungsfähigkeit zugewiesen? Diese Frage zu klären, ist Gegenstand dieses Abschnittes.

---

<sup>180</sup> Nach Christian Müller beinhaltet dieses Zerrbild neoliberaler Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik in der Öffentlichkeit weit verbreitete Vorstellungen von Marktradikalismus und -absolutismus, verbunden mit „Sozialabbau“ und „sozialer Kälte“. (Müller 2007: 99). Dagegen sieht Müller im Neoliberalismus generell eine universalistische, an Kant angelehnte Gerechtigkeitskonzeption implementiert, welche ihn eher in die Nähe christlicher Sozialethiken als eines übertrieben individualistischen und sozial unsensiblen Liberalismus rückt.

<sup>181</sup> Vgl. hierzu die Fn. 23 auf S. 11

Am Beginn sollte jedoch eine Erklärung des Begriffs Handlungsfähigkeit sowie dessen Genese stehen. Arbeit bzw. Handlung stehen im Mittelpunkt unterschiedlicher anthropologischer Konzeptionen, und Karl-Siegbert Rehberg zufolge, knüpft Weber daran an, wenn er die „menschliche Daseinsbewältigung“ nicht nur an das Tätigsein an sich gebunden sieht, sondern auch an die „Herausbildung von Subjektivität, die auch die Verantwortlichkeit Handelnder einschließt, dass also Schicksal und Chance der Menschheit darin liegen, das Unverstehbare zu durchdringen („Entzauberung“) und das eigene Dasein handelnd zu realisieren in Akten der Entscheidung.“<sup>182</sup> Handeln ist damit welterschaffendes und weltveränderndes Verhalten, Webers Anthropologie damit eine der Weltbewältigung, protestantisch gewendet: der Weltbeherrschung.<sup>183</sup> *Bürgerlich* ist diese Konzeption insofern, als der bürgerliche Typus vor allem in den „großbürgerlichen Spitzenlagen“ kulturelle und soziale Leitbilder setzte, die Machtmittel dafür (in Form von Produktionsmitteln und Vermögen) selbst in den Händen hielt, und mittels der Parlamentarisierung des politischen Systems auch nach politischer Gestaltungsmacht strebte.<sup>184</sup>

Dabei gilt die Kennzeichnung als *großbürgerlich* nicht dem Handeln allgemein, sondern dem rationalen, exakter: zweckrationalen Handeln im Besonderen. Denn hier sind die Zweck-Mittel-Relationierung und die Konzentration auf das hinter jedem Handeln stehende Kalkül hinsichtlich seiner Realisierungschancen und die Versachlichung von Handlungsmotiven idealtypisch ausgeprägt. Weber impliziert damit die oben ausgeführten Idealtypen des *citoyen* und *bourgeois*, jedoch unter Verzicht einer normativen Überhöhung des Individuums, seiner Rationalität und Vernunftfähigkeit und damit seiner Handlungsbefähigung. Vielmehr tritt die Persönlichkeit hinter ihre Entäußerungen zurück, verschwindet hinter ihrer Sachhingabe und Selbstrelativierung. „Handeln heißt damit notwendig auch Selbstbeherrschung der Person“,<sup>185</sup> im Sinne einer Steigerung des Bewusstseins, Selbstzwang und Methodisierung sogar im Umgang mit sich selbst. Von Selbstverwirklichung, freier Entfaltung der Persönlichkeit will Weber also nicht sprechen, vielmehr von Bescheidenheit und Zurücknahme – nicht als affirmative Anpassung an äußerliche Zwecke und Mächte, sondern als Bedingung für Freiheit wie für die Beherrschung der Außenwelt.<sup>186</sup> Entwicklungspsychologisch wie anthropologisch ist diese Bestimmung bis heute hoch plausibel; der Mensch bedarf der psychischen Formung, Strukturierung, „Feststellung“, um autonom handlungsfähig zu werden.

Diese Begrifflichkeit verweist auf die Vorstellung eines psychischen Apparates, eines „Etwas“, das eben diese Formung und Strukturierung erhält, welches damit aber auch mehr oder minder eindeutig beschreibbar ist. Innerhalb der Soziologie und Sozialisationstheorie wurde mittels Identitätskonzepten eine solche Beschreibung versucht, auf die m. E. zur Erklärung von Handlungsbefähigung auch nicht gänzlich verzichtet werden kann. So schwierig Identität aus soziologischer Sicht auch zu beschreiben ist (da es sich letztlich um ein hermeneutisches psychologisches Konzept handelt, welches weder mittels Beobachtung noch Befragung erhoben werden kann), bedarf es doch zur Vervollständigung von Handlungstheorien, zum Verständnis von Individuen und ihrer Entwicklungsgeschichte wie ihrer aktiven Lebensbewältigung der Hilfskonstruktion eines innerpsychischen Kerns, auf welche subjektives Handeln, Entwerfen, Empfinden und Kommunizieren mit all seinen manifesten und latenten, intendierten und un-intendierten Aspekten bezogen werden kann.<sup>187</sup>

<sup>182</sup> Rehberg (1979): 206

<sup>183</sup> Rehberg (1994): 639

<sup>184</sup> Rehberg (1979): 218f.

<sup>185</sup> Rehberg (1994): 642, siehe auch Rehberg (1979): 212

<sup>186</sup> Ebd.

<sup>187</sup> Alltagsweltlich gehen wir, wie die Sozialpsychologie gezeigt hat, ganz unbewusst exakt so vor. Wir ordnen unsere Interaktionspartner in mehr oder weniger zutreffende Kategorien von Menschentypen ein, welchen jeweils eine

Dazu lassen sich zwei antagonistische Positionen beziehen:

1. Im Kontext der Humanistischen Psychologie, der Analytischen Psychologie in Nachfolge C. G. Jungs und der Selbstpsychologie als Teil der psychoanalytischen Tradition finden sich Vorstellungen eines Ich-Kerns oder Selbst, welchem Interessen und Ideen, Handlungspläne und Zukunftsvorstellungen aber auch Wünsche und Ängste entspringen und welches die Referenz für Bewertungen von identitätsrelevanten Aspekten bildet (im Sinne von: „passt zu mir“ oder „passt nicht zu mir“).<sup>188</sup> Die Einheitlichkeit der Psyche findet sich in diesem nur metaphorisch Bestimmbaren „Grund der Seele“.

2. Schon Freud entwickelte ein differenziertes Modell des psychischen Apparates, welches auf die Annahme eines ‚inneren Kerns‘ völlig verzichtet.<sup>189</sup> In dieser Tradition stehen interaktionistische Theorien der Neoanalytiker und Objektbeziehungstheorie. Sie verzichten auf Vorstellungen eines innerpsychischen Nukleus und konzipieren vielmehr einen mentalen, „inneren Kommunikationsraum“, in welchem Handlungssituationen gedeutet, bewertet und Handlungsalternativen abgewogen werden. Basis dafür bildet die Vielfalt von internalisierten Beziehungserfahrungen, die jedoch relativ unverbunden nebeneinander stehen.<sup>190</sup> Daran anschlussfähig sind die Ausführungen von Junge, der die Einheit des Ich ebenfalls in die Identifikationen mit Beziehungsobjekten auflöst. „Es stellt sich für die Sozialisationstheorie deshalb die Frage, ob es im Rahmen der Subjektentwicklung noch um die Herausbildung von Identität geht oder ob nicht vielmehr der Prozess der Gewinnung von Identifikationen angesichts von vervielfältigten Möglichkeiten und Wertpluralismus in den Vordergrund rückt.“<sup>191</sup> Diese Identifikationen sind zeitlich beschränkt und damit kongruent zum schnellen Wechsel der Moden und Trends innerhalb der Kultur der „fluiden Moderne“ (Bauman). Subjektivität/Identität wäre dann nur prozessual zu erfassen und zu beschreiben,<sup>192</sup> das einheitliche Ich differenziert sich in plurale Selbste; die Frage nach Kohärenz wird temporalisiert.<sup>193</sup>

Die konstruktivistische, prozessorientierte oder narrative Auflösung von Identität und subjektiv empfundener Einheit ist derzeit in Mode, wogegen die Verteidigung innerpsychischer Korrelate von Biografieerzählungen, Handlungen und Emotionen, ihre Bezogenheit auf *ein* Subjekt in defensiver Position steht. Berechtigt ist dies, um die Differenz zwischen dargestellter und erzählter Biografie, Identität und Subjektivität und den damit verbundenen, immer auch unbewussten psychischen Prozessen zu markieren bzw. die Eigenlogik und soziale Bestimmtheit dieser Darstellungen herauszustellen.<sup>194</sup> Die Frage nach innerpsychischen Korrelaten wird offen gelassen, auf Vorstellungen über Strukturen und Funktionsweisen der innerpsychischen Welt verzichtet. Handlungs- oder Entscheidungstheorien können da nicht stehen bleiben. Eine regulative innere Instanz (wie auch immer bezeichnet) ist in handlungstheoretischer wie in sozialisationstheoretischer Perspektive zwingend erforderlich – konstituiert sich das Individuum durch psychischen Strukturaufbau doch in relativer und reflexiver Distanz zu sozialen Normstrukturen und Handlungsschemata, sonst würde die Unterscheidung zwischen Ich und den Anderen ihren Sinn verlieren, wären Intra- und Interrollenkonflikte subjektiv nicht lösbar.<sup>195</sup>

---

Theorie über ihren Charakter zugeordnet ist (naive Persönlichkeitstheorie), die uns hilft die Intentionen und Verhaltensweisen der anderen besser zu verstehen und damit selbst adäquat zu reagieren.

<sup>188</sup> Zu Jung vgl. Mertens/Obrist et al. (1999): 76; zur Selbstpsychologie in Nachfolge von Heinz Kohut siehe Wolf (1998): 45f.

<sup>189</sup> Vgl. Freuds metapsychologische Schriften im Sammelband „Das Ich und das Es“ (Freud 1992).

<sup>190</sup> Vgl. Honneth (2003); Mertens (2005)

<sup>191</sup> Junge (2004b): 40

<sup>192</sup> Vgl. Straub/Renn (2002)

<sup>193</sup> Vgl. Bilden (1998)

<sup>194</sup> Vgl. Jost (2005); Nassehi (1994)

<sup>195</sup> Renn (2002): 250

Dies zu verkennen, hieße die soziale und funktionale Differenziertheit von Rollen und Interaktionsbezügen und damit die Dezentrierung gesellschaftlicher Strukturverhältnisse, wie von der Systemtheorie behauptet, in das Individuum hinein zu projizieren. Das „schwache“ Selbst mit seinen hedonistischen und selbstbezogenen Anteilen erscheint als die notwendige Anpassung an die postmoderne Kultur und differenzierten, dezentrierten gesellschaftliche Strukturen. In dieser „Unübersichtlichkeit“ (Habermas) läuft der Anspruch ins Leere, ordnend in die Gesellschaft eingreifen zu können; was bleibt ist sich in die bietenden Möglichkeiten zu fügen. „Im postmodernen Diskurs wird also das Subjekt der Neuzeit, das Subjekt als rationaler Souverän des eigenen Lebens verabschiedet, das autonome, rationale, mit sich identische Selbst, das im Sinne der ‚Machbarkeit‘ seine Lebensgeschichte plant und an die leergewordene Stelle Gottes tritt.“<sup>196</sup>

Der Abschied vom „autonomen“ Subjekt verdankt sich dabei der Desillusionisierung der Subjektvorstellung im Zuge der Entideologisierung der Moderne zur sogenannten Postmoderne,<sup>197</sup> auch wenn dabei eher an Webers melancholischer Zeitdiagnose angeknüpft als tatsächlich Neues formuliert wird.<sup>198</sup> Lässt man den ideologischen Ballast der fortschrittsoptimistischen Moderne weg, lässt sich die These formulieren, dass gerade unter postmodernen Bedingungen ein autonomes Selbst, eine innerpsychisch stabilisierte Identität - oder wie Beck es ausdrückt: die Fähigkeit ein „eigenes Leben“ zu führen – angesichts der Komplexität und Kontingenz sozialer Strukturen hoch funktional erscheint. Autonom nicht im Sinne einer sich aus sich selbst schöpfenden und entwickelnden oder eine transzendente Idee verwirklichenden Subjektivität – deren soziale interaktionistische Genese bleibt unbezweifelt. Autonom aber insofern, dass allein rein subjektiv Kohärenz über zeitlich und sachlich differente Interaktionsbezüge aufrechterhalten werden kann und muss angesichts der hier beschriebenen Bedingungen der Lebensführung. „Identität wird weiter gesucht, aber diese Suche bewegt sich stärker denn je auf der brüchigen Linie des Strebens nach Handlungsfähigkeit.“<sup>199</sup>

Die Annahme eines Ich-Kerns oder eines Selbst als Fixpunkt des psychischen Apparates steht dabei nicht zwingend im Widerspruch zu transitorischen oder differenzierungstheoretischen Identitätskonzepten, denn damit wird weder eine Konstanz im Verhalten über verschiedene soziale Interaktionsbezüge hinweg, noch die Mentalisierungsfähigkeit der Identität als Ganzes behauptet. Innerpsychische und soziale Welt sind zu komplex, als das sie mittels Selbstreflexion überschaut werden können, jedes ‚Ich‘ bleibt sich selbst in wesentlichen Teilen intransparent.<sup>200</sup> Mentalisierte und narrativ verfügbare Selbstkonzepte sind daher nichts anderes als eine „Theorie einer Person über sich selbst“,<sup>201</sup> die der sozialen Anerkennung und damit auch Falsifizierbarkeit ausgesetzt ist. Diese ‚naive Persönlichkeitstheorie‘ von sich selbst jedoch rein konstruktivistisch zu interpretieren, hieße die Bindungswirkung von Selbstkonzepten, ihre hohe emotionale Besetzung, das Streben nach Kohärenz zu ignorieren.<sup>202</sup> Inso-

---

<sup>196</sup> Helsper (1991): 74

<sup>197</sup> Adorno/Horkheimer und Habermas hielten bzw. halten an der Idealität bürgerlicher Subjektvorstellungen fest – Honneth und Heitmeyer (vgl. Honneth 2003, Heitmeyer 1993: 26-34) haben sie interaktionistisch und anerkenntnistheoretisch umformuliert. Abseits davon ist jedoch Ernüchterung darüber eingetreten, dass diese Subjektivierungsform stets nur dem gehobenen Bürgertum und zum Teil den Intellektuellen vorbehalten blieb, insofern die universalistische Idealisierung zur Verschleierung sozialer Ungleichheiten und Benachteiligungen diene (vgl. Bruder 1999: 59f.)

<sup>198</sup> Vgl. Weber (1988a), Weber (1988b)

<sup>199</sup> Böhnisch/Lenz et al. (2009 S. 40, vgl. auch Keupp (2009): 15-18

<sup>200</sup> Hannover (2000): 230

<sup>201</sup> Greve (2000): 101

<sup>202</sup> Ebd. und Wohlrab-Sahr (2006): 94

fern ist eine solche Selbstkonzeption doch etwas, was ‚man hat‘,<sup>203</sup> auch wenn die Realität dieses „Haben“ kognitiv und sprachlich nicht vollständig eingeholt, sondern bestenfalls empfunden werden kann.

„Man kann das Selbst als die psychische Struktur bezeichnen, deren Präsenz dadurch deutlich wird, dass sie uns ein gesundes Selbstgefühl, ein Selbstwertgefühl und ein allgemeines Wohlbefinden vermittelt. Das Wesen des Selbst scheint so schwer faßbar zu sein wie das Wesen eines Elektrons.“<sup>204</sup>

Das handlungsfähige Ich steht damit zwischen der handlungsleitenden Rahmung der Situation und seinen emotional gefärbten, oftmals dem Unbewussten entstammenden Handlungsintentionen.<sup>205</sup>

Wie schon bei Freud wird es damit zum Akteur, dessen Aufgabe Integration und Anpassung von Subjektivität und sozialen Restriktionen ist. Wenn das gegenwärtige Leitbild der Sozialisationstheorie Handlungsfähigkeit heißt, dann schließt dies als Entwicklungsaufgabe sowohl das Erlernen sozialer Regeln, Konventionen und Handlungsroutinen wie auch das Kennenlernen von sich selbst mit ein und lässt sich, wie oben geschehen, kompetenztheoretisch gut ausformulieren.

### Bedrohung von Handlungsfähigkeit in der Moderne

Sowohl die Theorie des institutionalisierten Lebenslaufs wie die Individualisierungsthese beruhen mehr oder minder explizit auf dem hier beschriebenen aktiven Akteurmodell; in der Individualisierungsdebatte sogar zur Radikalisierung und Überspitzung neigend. Ebenso sorgen sich kulturkritische Positionen primär um die Gewährleistung bzw. Bedrohung von Handlungsfähigkeit. So etablierte sich ein sozial- und geisteswissenschaftlicher, in die Feuilletons reichender Krisendiskurs der melancholischen Betrachtung des Verflissenen als institutionalisierte Reflexion von Modernisierungsprozessen, verbunden mit Warnungen über die Verträglichkeit ‚gegenwärtiger Verhältnisse‘ mit den Bedingungen sozialer Integration und psychischer Gesundheit.<sup>206</sup>

<sup>203</sup> Vgl. dagegen die Ausführungen von Straub, dessen operatives Identitätskonzept eher auf die praktischen und psychosozialen Funktionen von Selbstthematierungen gerichtet ist (vgl. Straub 2000, 2004) „Selbstthematierungen in performativer Einstellung [...] sind keine Aussagen mit deskriptiver Funktion, kommunikative Selbstbeziehungen keine Beziehungen eines sich selbst vergegenständlichenden Subjekts zu sich, sondern Bestandteil eines auf Anerkennung zielenden Gesprächs einer Person mit sich selbst und Anderen.“ (Straub/Renn 2002: 17). Damit ist Straub in die zu den diesen Ausführungen im Kern opponente Theorietradition des anerkennungstheoretischen Interaktionismus und der Objektbeziehungstheorie einzuordnen.

<sup>204</sup> Wolf (1998): 46

Es ist sicherlich die zentrale Schwierigkeit der Selbstpsychologie, ihre theoretischen Annahmen im klinischen Kontext bestätigt zu finden, aber letztlich nur unzureichend, nur metaphorisch explizieren zu können. Die Essenz des *Selbst* bleibt immer im Dunkeln (vgl. Jacobi 1985). Darin ist aber weniger eine Schwäche der Theorie zu sehen, da diese Unbegreifbarkeit des Selbst als Ganzes auf die schon von Freud postulierte innere Unendlichkeit des Unbewussten rückführbar ist.

<sup>205</sup> Aktuell zeigt die Hirnforschung sehr eindringlich, wie groß die nicht-bewussten Anteile der Informationsverarbeitung und Handlungsplanung sind (vgl. Roth 2008, Singer 2003). Dabei ist seit längerem eine von dieser Seite aus überraschende Reaktualisierung der Psychoanalyse Sigmund Freuds zu beobachten (vgl. Solms 2006), was hier, ohne näher diskutiert werden zu können, als weiteres Indiz für die Plausibilität des „tiefenpsychisch“ und emotional motivierten Strebens nach Handlungsfähigkeit im Bewältigungsansatz von Böhnisch, Lenz und Schröder zu nehmen ist.

<sup>206</sup> Zentrale Topoi sind dabei Entfremdung des Menschen von seiner natürlichen Bestimmtheit und den Produkten seines Tuns (Rousseau, Marx), Sinnverlust und Destruktion eines einheitlichen lebensweltlichen Wissenszusammenhangs und Weltbildes (Weber, Habermas) Freiheitsverlust in bürokratisch-kapitalistischen Systemen (Weber) und Gemeinschaftsverlust in einer durch-kapitalisierten und durch-ökonomisierten und desintegrativ ausdifferenzierten Gesellschaft (Habermas, Etzioni, Sennett, Heitmeyer) und mit all dem einhergehender Überforderung, Verblendung, De-Naturierung, Entfremdung des Menschen (Sennett, Adorno) (für einen Überblick über einige der genannten Autoren und ihrer zeitdiagnostischen Ansätze vgl. Schimank et al. 2007).

Um den Diskussionsfaden vom Beginn des Kapitels wieder aufzunehmen, sei hier an Weber angeknüpft. Die von ihm formulierte Ethik der Weltbeherrschung und Weltgestaltung richtet sich nur nebensächlich der Bedrohung durch (unbewusste) Affektivität und Irrationalität (als Durchbruch des Verdrängten in einer durch Selbstbeherrschung ausgezeichneten Persönlichkeit); vielmehr verweist das Zitat vom „stahlharten Gehäuse“ auf die Macht objektiver Strukturen (Superstrukturen), Organisationen und Institutionen, in welchem individuelle Initiative, Veränderungs- und Gestaltungswille durch versachlichte, rationale Regelungen erstickt, kanalisiert und (über-)reglementiert werden. Weber sieht darin die „tragische“ Konstellation des mit Gestaltungsanspruch auftretenden bürgerlichen Individuums in Betroffenheit und Einsicht seiner faktischen Machtbeschränkung bis Ohnmacht. „Der Kampf gegen die Dominanz von Rationalitätsstrukturen und die damit verbundene Relativierung der Handlungsmöglichkeiten sowie der Verantwortlichkeit des Einzelnen wurden von Weber ganz existenziell als ‚tragisch‘ empfunden.“<sup>207</sup> Weber reflektiert, wie mir scheint, eine für die Zeitgenossen des Durchbruchs der Moderne in Deutschland ganz augenscheinliche Auswirkung der Modernisierung – die zunehmende Dominanz institutionalisierter, versachlichter, rationaler Zweckbestimmungen und Regelungen und ihre Abtrennung von der Lebenswelt, d. h. von der Gestaltungsmacht der einzelnen Akteure.<sup>208</sup> Denn auch Georg Simmel sieht in dieser Dominanz verselbstständigter sozialer Formen (objektive Kultur) einen tragischen Zug moderner Kultur, insofern sich subjektive Handlungsintentionen (subjektive Kultur) darin nur begrenzt wiederfinden bzw. realisieren können.<sup>209</sup>

In der Post- oder reflexiv- oder radikalisiert modernen Gesellschaft spielt diese Denkfigur eine untergeordnete Rolle, da, so könnte man thesenartig formulieren, Selbstentfaltung und Persönlichkeitsentwicklung zum Programm erhoben sind und daher nicht unter diesem Blickwinkel problematisiert werden können. Wie in dieser Arbeit dargelegt, zeigen sich zumindest im privaten Bereich von Konsum, Lebensstilästhetik und Expressivität, Wertsetzungen und Biografieentwurf erhebliche Gestaltungsspielräume und auch die gestiegene Erwerbsorientierung und Wertschätzung der Berufsarbeit lassen zumindest vermuten, dass gegenwärtig der moderne Mensch, nach dem Diktum Max Webers, nicht nur Berufsmensch sein muss, sondern es auch will.<sup>210</sup>

Welche neue Bedrohungen subjektiver Handlungsfähigkeit unter diesen Umständen denkbar sind, wird durch eine Betrachtung des Wandels dominanter Handlungsmodi besser verständlich, der als Wechsel von Außen- auf Innenleitung heuristisch eingefangen werden soll. Im industriegesellschaftli-

---

<sup>207</sup> Rehberg (2008): 377

<sup>208</sup> So auch die Grundthese der Weber-Interpretation von Habermas in seiner Theorie des kommunikativen Handelns. Lebensweltliche Handlungssphäre hat, so Habermas, sich von systemischen Funktionszusammenhängen in Wirtschaft und Politik entkoppelt, diese den Einflussnahmen individueller Akteure entzogen. Gleichzeitig leistet die Dominanz instrumenteller Vernunft in Systembeziehungen der Verdinglichung sozialer Akteure Vorschub und defomiert lebensweltliche Kommunikationszusammenhänge durch Kolonialisierungstendenzen des Systems in den lebensweltlichen Handlungsbereich. Habermas hat weniger eine absolute Bedrohung menschlicher Handlungsfähigkeit im Blick als vielmehr das relative Zurückbleiben von Handlungspotenzialen in einer spätkapitalistischen Gesellschaft hinter den im kommunikativen Handeln angelegten Vernunft- und Verständigungspotenziale sowie möglichen Beziehungsqualitäten und gesellschaftlichen Integrationsformen. (siehe Habermas 1981: die Kapitel Zweite Zwischenbetrachtung und Schlussbetrachtung)

Ulrich Beck konstatiert inzwischen eine aus denselben Gründen „tragische“ Individualisierung und auch die oben diskutierte Unlesbarkeit gegenwärtiger normativer Erwartungsstrukturen und Erfolgsbedingungen verweist letztlich auf die Diskrepanz zwischen individuellen Handlungsintentionen und strukturellen Prozess- und Entwicklungslogiken (vgl. Beck 2007).

<sup>209</sup> Vgl. Simmel (1996)

<sup>210</sup> Weber (1988a): 203



chen Paradigma ist der herrschende Typus, wie oben schon erwähnt, der *außengeleitete* Mensch (zur Typologie siehe Tabelle 12).

**Tabelle 12: Typen der Handlungsorientierung**

	<b>Außenleitung</b>	<b>Innenleitung</b>
<b>Stabilität</b>	Traditionen/Konventionen (traditionales Handeln)	Prinzipien/Überzeugungen (wert- oder zweckrationales Handeln)
<b>Volatilität</b>	Moden/Trends der Kulturindustrie (affektuelles Handeln)	Wechselhaftigkeit subjektiver Affektzustände (affektuelles Handeln)

Quelle: eigene Darstellung

*Außenleitung* möchte ich hier nur als Typisierung der primären Handlungsorientierung verstehen. Bei Riesman, wie in der Theorietradition der Kritischen Theorie, wird Außenleitung als konformitätserzeugende Determinierung individueller Entwicklung und Verhaltensweisen, als unterschiedslose Assimilierung des Subjektiven an das Objektive der Gesellschaft verstanden.<sup>211</sup> Zum einen handelt es sich dabei um den traditionsgeleiteten Menschen (Webers Typus des traditionellen Handelns), der mehr oder weniger unreflektiert kulturellen Traditionen folgt, zum anderen um das verblendete, sich selbst entfremdete Individuum im totalitären Zusammenhang spätkapitalistischer Gesellschaft. Gekennzeichnet ist dieses, so Adorno und Marcuse, gerade durch mangelnde Reflexionsfähigkeit seiner objektiven Lage sowie der in Narzissmus und Hedonismus ausartenden Befriedigung individueller Bedürfnisse, ohne zu erkennen, wie sehr sie extern stimuliert und damit kontrolliert sind.<sup>212</sup>

*Innenleitung* als Gegenpol verdankt seine moralische Überlegenheit der Herkunft aus dem Ideal des aufgeklärten Bürgers, des vernunftgeleiteten Ichs des deutschen Idealismus und des prinzipientreuen Protestanten – allesamt Typen, welche die Stabilität ihrer Handlungsorientierung und Lebensweise in sich selbst begründen können, mit Hilfe des unbedingten Festhaltens an säkularen oder religiösen Ethikkonzeptionen.<sup>213</sup> Von diesen Hypothesen soll der Begriff der Innenleitung hier befreit sein, da ihm eine normative, dem aufklärerischen Humanismus entstammende Subjektvorstellung (als innerweltliche Erlösungsidee) zugrunde liegt, von der aus die Empirie nicht ohne Bauchschmerzen über die große Diskrepanz zwischen Anspruch und Realität betrachtet werden kann.<sup>214</sup>

<sup>211</sup> Zu Riesman siehe Abels (2006): 308ff.

<sup>212</sup> Vgl. Horkheimer/Adorno (1997): 172-179, zu Marcuses These der repressiven Entsublimierung siehe Marcuse (1967): 76f.

<sup>213</sup> Beispielhaft sei auf die Pflichtethik Kants und das Konzept der methodischen Lebensführung wie es im Protestantismus entstand, aber auch auf Webers Ethiklehre verwiesen. Gemeinsam ist ihnen allen die Betonung von Überzeugungen und Prinzipien, welchen sich Emotionen grundsätzlich unterzuordnen haben (vgl. Abels 2006: 115ff.). Auch Habermas nimmt Positionen Hegels und Kants als Ausgangspunkt seiner Betrachtung der Bedingungen der Möglichkeit von Identität in spätkapitalistischen Gesellschaften (vgl. Habermas 1976: 92ff.).

<sup>214</sup> In der Überzeichnung und Überbewertung des aufgeklärten, kunstsinnigen, gebildeten und sozial verantwortungsvollen Bürgers als Prototyp moderner und hochentwickelter Subjektivität liegt ein Grundmissverständnis impliziten anthropologischen Denkens wie der Gesellschaftstheorie v. a. T. W. Adornos. Der normative Standpunkt der Kritischen Theorie verführt nahezu zwangsläufig dazu, entweder vergangene Epochen positiv gegenüber der Gegenwart hervorzuheben und eine Niedergangsgeschichte zu schreiben oder den Ausweg in utopischen Entwürfen zu suchen. Statt dessen sollte Kritische Theorie ihren Ausgang in historischen Studien über den Wandel der Handlungsspielräume, welche Individuen zu ihrer Zeit in den jeweiligen Vergesellschaftungs- und

Innenleitung bedeutet zunächst erst einmal nichts mehr als Evaluation und Selektion von Wahrnehmungsinhalten und Handlungsalternativen unter dem Primat der Bezogenheit auf die eigene Subjektivität. Einmal als Immanenz des subjektzentrierten Relevanzsystems kognitiver Welterzeugung und Weltverarbeitung – im Extremfall als Unwille oder Unfähigkeit sich mit Dingen zu beschäftigen, die zu bisheriger Lebenserfahrung bzw. individueller Fantasietätigkeit und Kreativität nicht anschlussfähig sind. Zum anderen als bestimmende Entscheidungslogik für die Alltagsbewältigung, sofern Handlungsspielräume existieren – hedonistische und egozentristische Lebenseinstellungen bilden hier den Extremfall. Prinzipientreue würde nach wie vor zum Typus des Innengeleiteten zählen, ist aber kein konstitutives Merkmal mehr; wie überhaupt Innenleitung nicht mehr als Garant intersubjektiver Erwartungssicherheit gilt, da sie von volatiler Subjektivität dominiert sein kann. Denn in einer gesellschaftlichen Entwicklung, in welcher relativ stabile Identitäts- und Selbstkonstruktionen durch Destabilisierung der sie stützenden Institutionen und Geschlechtsrollen (Institution Beruf, geschlechtstypische Normalbiografien) unterminiert werden und sich damit einer dezentralisierten, pluralisierten, enthierarchisierten und entsubstanzierten Subjektkonstruktion öffnen, wird dieses nun labile, den Kontexten, Stimmungslagen, Zeitgeist und Moden ausgelieferte Selbst mit der langfristigen Planung des Lebens, der reflexiven biografischen Kohärenzsicherung und der alltäglichen Kontinuitätssicherung, d. h. Aufrechterhaltung stabiler Motivationszustände<sup>215</sup> sowie der Sicherung von Beschäftigungsfähigkeit<sup>216</sup> betraut.<sup>217</sup> Wobei in dieser Subjektorientierung primär kein Durchbruch hedonistischer und narzisstischer Verhaltensweisen und Basisorientierungen zu sehen ist, sondern die notwendige Umstellung des Strebens nach Sicherheit von Außen- auf Innenleitung, „als eine neue Form der Suche nach einem letzten Grund für die Orientierung in der Welt [...] – der Suche nach einem transzendentalen Haltepunkt.“<sup>218</sup>

Unter diesen Prämissen konzentriert sich die Bedrohung von Handlungsfähigkeit auf zwei Aspekte:

1. Als Überlastung des Einzelnen durch gleichzeitig über konträre, systemisch prekär integrierte Struktur- und Prozesslogiken konterkarierte normative Ansprüche (s. o.). Anders ausgedrückt: in der individuellen Lebensführung offenbaren sich Dissoziationseffekte zwischen legitimen kulturellen Normen und Ansprüchen (Selbstverwirklichung, aber auch Balancierung unterschiedlicher Lebensbereiche) und systemischen Funktionslogiken hinsichtlich der (synchronen wie diachronen) Realisierung subjektiver Handlungspläne.

Baethge fasste diese Verklammerung von strukturellen und kulturellen Prozessen bereits in den 1980er Jahren wie folgt:

---

Vergemeinschaftungsformen hatten, nehmen, um Nutzen und Kosten gegenwärtiger Bedingungen tatsächlich abschätzen zu können.

<sup>215</sup> Nach Walther/Walter/Pohl lässt sich der Lebenslauf demnach auch als Motivationskarriere beschreiben, da allein diese für biografisch relevante Entscheidungen wie deren Realisierung relevant sind, da externe Faktoren nur noch orientierende und moderierende Funktion übernehmen (können) (vgl. Walter/Walther et al. 2007: 99f.).

<sup>216</sup> „Mit diesem arbeitspolitischen Konzept wird die Fähigkeit Erwerbstätiger bezeichnet, sich selbstständig auf den Arbeitsmärkten zu bewegen und dauerhafte Beschäftigung zu finden. Employability steht in enger Beziehung zum Wissen, den Fertigkeiten und Einstellungen der Einzelnen und der Art und Weise, wie sie diese ‚Aktivposten‘ nutzen und sie gegenüber potenziellen Arbeitgebern darstellen.“ (Blancke/Roth et al. 2001): 79

<sup>217</sup> Hauptaufgabe für die Heranwachsenden besteht heutzutage darin, in einer Welt von Enttraditionalisierung, normativer und kultureller Pluralisierung und Differenzierung, Aufweichung von Institutionen und der „dadurch bedingten Ungewissheit der subjektiven Bedeutung von Erfahrungen den vielfältigen Erfahrungen Sinn abzugewinnen und diese in eine halbwegs kohärente Selbstbildung zu integrieren.“ (Scherr 2004: 231)

<sup>218</sup> Kohli (1994b): 233f.

„Die zunehmende Labilisierung des Übergangs von Jugendlichen aus der Schule in eine kontinuierliche Arbeit oder Berufstätigkeit erschwert zunehmend größeren Teilen von Jugendlichen die Möglichkeit, Arbeit und Beruf als geeignete Basis der Identitätsbildung zu erleben und dementsprechend im positiven Sinne lebensperspektivisch wirksame Arbeits- und Berufsorientierungen aufzubauen, die verhaltenssteuernd wirken könnten und um die es sinnvoll und lohnend erschiene, die eigene Lebensaktivitäten zu organisieren.“<sup>219</sup>

Baethge diagnostiziert damit die Unterminierung des bürgerlichen Adoleszenzmodells, da mit der Verlängerung von Schul- und Berufsausbildungsphasen bzw. der zunehmenden Diskontinuität von Berufs- und Familienbiografien der eigentliche Erwachsenenstatus dauerhaft verfehlt wird und überhaupt als sinnstiftendes Element nicht mehr fungieren kann. Dahinter steht die Befürchtung, dass sich die adoleszente Unsicherheit und Unwissenheit bezüglich des eigenen Wollens und Wünschens aber auch gesellschaftlicher Regeln als permanente Orientierungskrise auf Dauer stellt. Aus heutiger Sicht zeigt sich, wie diese Problematik durch die institutionell abgesicherte Verlängerung von Lebensphasen mit Adoleszenzcharakter (Postadoleszenz, junge Erwachsene) legitimierte Nutzung individueller Lebenszeit zur Orientierung und Etablierung in der Erwachsenenwelt, gelöst wurde.<sup>220</sup> Das Gehlensche Motiv der Überlastung des Einzelnen durch Schwäche kultureller Institutionen scheint damit durch Temporalisierung beseitigt. Entsprechende Übertreibungen oder mahnende Krisenrhetorik, wie sie vielfältige Veröffentlichungen im Kontext der Individualisierungsdebatte kennzeichnen, sind daher fehl am Platz, „schließlich hat es noch keine massenhaften Selbstmorde aufgrund von Entscheidungsüberlastung gegeben; und die Menschen führen bei allen Qualen vor und nach der Wahl auch kein Leben voller Verzweiflung.“<sup>221</sup> Überlastungserscheinungen sind zwar kein Massenphänomen, Entscheidungssituationen treten dennoch als gesellschaftlich induzierte Bewältigungsaufforderungen an die Individuen heran.<sup>222</sup> Ob sie individuelle Handlungsorientierung und Lebensbewältigungskompetenzen tatsächlich überfordern und zu psychosozialen Krisenerscheinungen führen, kann demnach nur mit dem Blick auf dieses Bewältigungshandeln selbst bestimmt werden.

2. Als Überforderung der individuellen psychischen Ressourcen (an Motivationsfähigkeit, Selbstdisziplin, Handlungsmotiv- und Zielfindung) welche im Modus der Innenleitung wie der individualisierten Vergesellschaftung Grundbedingung für erfolgreiches Handeln sind, denn „das ideale Individuum wird nicht mehr an seiner Gefügigkeit gemessen, sondern an seiner Initiative“.<sup>223</sup> Die andere Seite der Differenz Handlungsfähigkeit/Nicht-Handlungsfähigkeit zeigt sich primär damit nicht in Orientierungslosigkeit, sondern als subjektive Erschöpfung, wenn sich die „Transaktionskosten des Selbstmanagement, der Eigenverantwortung“ als zu hoch erweisen.<sup>224</sup> Ermüdet von der Suche nach dem eigenen Selbst in den Verführungen postmoderner Lebensstil- und Kulturindustrieangebote und überfordert von den internalisierten, auf permanente Kreativität, Eigeninitiative, Verantwortungsübernahme und Verfügbarkeit abzielenden Verhaltenserwartungen vor allem seitens der Arbeitgeber,<sup>225</sup> wächst die Gefahr von Erschöpfungszuständen.

---

<sup>219</sup> Baethge (1986): 116

<sup>220</sup> „Postadoleszenz kann als biografische Lebensphase charakterisiert werden, in der sich in unterschiedlichen Lebensbereichen (Wohnen, Beruf, Partnerschaft, Familiengründung, etc.) eine wachsende Verselbständigung junger Menschen vollzieht und Korrelate des Erwachsenenstatus erworben werden.“ (Ferchhoff 2007: 88, siehe auch S. 93; vgl. auch Zinnecker 1982).

<sup>221</sup> Schimank (2005): 119

<sup>222</sup> Böhnisch/Lenz et al. (2009): 29

<sup>223</sup> Ehrenberg (2004): 9

<sup>224</sup> Reese-Schäfer (2007): 26

<sup>225</sup> Inzwischen ist auch gut belegt, wie subjektive Ansprüche bezüglich der Kindererziehung, der Partnerschaft, von Urlaub und Freizeitgestaltung diese Lebensbereiche unter Imperative der Leistungsgesellschaft gestellt und diese

Denn „die Neurose ist die Krankheit des Individuums, das durch seine Konflikte gespalten wird, das durch die Spaltung zwischen dem Erlaubten und dem Verbotenen zerrissen wurde. Die Depression ist die Krankheit des Individuums, das sich scheinbar von den Verboten emanzipiert hat, das aber durch die Spannung zwischen dem Möglichen und dem Unmöglichen zerrissen wird. Wenn die Neurose das Drama der Schuld ist, so ist die Depression die Tragödie der Unzulänglichkeit“.<sup>226</sup>

Unzulänglichkeit zum einen als Unfähigkeit, trotz profunder Ausbildung subjektiver Präferenzen und biografischer Entwürfe nicht mithalten zu können (gegenüber anderen wie auch den eigenen Ansprüchen), und Unzulänglichkeit als mangelnde Fähigkeit dem Gebot der Innenleitung und Eigeninitiative permanent folgen zu können. Handlungsfähigkeit wird hier problematisch, wenn auch während post-adoleszenter Lebensphasen jener „innere Kompass“ nicht gefunden ist oder entwickelt wird, welcher die Handhabung gesellschaftlicher wie innerpsychischer Komplexität ermöglicht.<sup>227</sup>

Allerdings sollte die konzeptionelle Fantasie nicht bei dieser Feststellung enden, sondern Vorstellungen entwickeln, wie die andere Seite von Handlungsfähigkeit gedacht werden könnte. Naheliegend ist medizinisch-klinisches Vokabular, überhaupt eine defizitäre Perspektive auf an bestimmten Normalitätskriterien gemessen abweichende Lebensverläufe, was in begründbaren Grenzen notwendig ist, jedoch einen breiten Raum klinisch nicht relevanter Phänomene übrig lässt. Fritz Schützes „Prozessstrukturen des Lebenslaufs“ erscheinen als eine Möglichkeit, das Nicht-Gelingen, das umfängliche Scheitern von Biografieentwürfen konzeptionell zu erfassen.

Anstelle normativer Orientierungen oder Strukturmuster werden von Fritz Schütze biografische Handlungsschemata ins Zentrum der Analyse gestellt. Dabei teilt er die Ansichten Kohlis und Mayers bezüglich der institutionalisierten Form des Lebenslaufs als sozial normierte, institutionell und rechtlich abgesicherte und daher intersubjektiv erwartbare und subjektiv antizipierbare Formung individuellen Lebens.<sup>228</sup> Allerdings sieht er in diesen normativen Mustern „Idealbilder des individuellen Vollzugs des Lebenszyklus, zu dem der faktische Vollzug des Lebenszyklus stets mehr oder weniger im Kontrast steht“.<sup>229</sup> Der zentrale Punkt, welcher Schütze von anderen Autoren unterscheidet, besteht nun nicht im Hinweis auf die Differenz zwischen Norm und sozialer Realität, sondern in der Abkehr von Ordnungs- und Stabilitätsfixierungen, den Idealisierungen des „immer-weiter-so“, wie es Schütze der Lebensverlaufs- und Biografieforschung unterstellt:

„Die Aktivitäts- und Verhaltensmodelle für die Gesellschaftsmitglieder, wie sie in den Theorieansätzen der Mainstream-Soziologie vorliegen, berücksichtigen keine interaktive Aushandlung, keine latenten Bedeutungsgehalte, keine gebrochenen Modalitäten, keine paradoxen Situationskonstellationen, keine grundlegenden Identitätsveränderungen sowie keine Verhängnisse und unerwarteten Entfaltungen.“<sup>230</sup>

---

Tätigkeiten damit Arbeitscharakter mit entsprechenden Erschöpfungssymptomen und Versagensängsten gewonnen haben (vgl. Merkle/Wippermann 2008).

<sup>226</sup> Ehrenberg (2004): 12

<sup>227</sup> „Jugendliche benötigen einen ‚inneren Kompass‘ um die vielfältigen Handlungsanforderungen und Widersprüche bei der Einräumung von persönlicher Autonomie flexibel und sinnvoll zu bewältigen und ein Bild von der eigenen Persönlichkeit zu entwerfen.“ (Hurrelmann 2004: 42)

<sup>228</sup> Schütze (1983): 67

<sup>229</sup> Ebd. S. 74

<sup>230</sup> Schütze (2006): 214

**Tabelle 13: Typologie der Prozessstrukturen des Lebenslaufs nach Schütze**

1. *Verlaufskurve*: passives Erleiden von Ereignissen, Verlust der Handlungskontrolle, (auch wenn es sowohl positive wie negative Verlaufskurven, Steig- und Fallkurven gibt)
2. *Biografisches Handlungsschema*: zentral ist das Verfolgen konkreter Handlungspläne, hohes Maß an Selbststeuerungskompetenz
3. *Institutionelles Ablaufmuster*: Lebensweg orientiert sich in Interpretation an den Fahrplänen gesellschaftlicher Organisationen und Inklusionsvorgaben (Fremdsteuerung)
4. *Wandlungsprozesse*: Leben ereignet sich nicht in der Realisierung von Plänen, sondern überraschend, aber dennoch dem eigenen Innenleben entspringend – also kein passives Ausgeliefertsein äußeren Ereignissen

Quelle: Schütze (1984)

Damit wird die Perspektive eröffnet, dass Lebensverläufe sowohl Produkt biografischen Handelns, wie aber auch passiv hingenommene Verkettung von Ereignissen sein kann; demzufolge gibt es nicht nur eine aktive Gestaltung und Bewältigung der Lebensaufgaben, sondern auch ein passives Geschehenlassen und Erleiden. Schütze hat daher ein idealtypisches Schema zur Erfassung unterschiedlicher Lebensverlaufstypen entwickelt. Die Differenzen liegen dabei nicht im tatsächlichen Ablauf des Lebens, der Abfolge von Lebensereignissen etc., sondern in der subjektiven Haltung zum Leben (selbst- vs. fremdbestimmt; geordnet vs. ungeordnet) und in der spezifischen Charakteristik der Gesamtgestalt eines Lebenslaufs („biografische Gesamtformung“, d. h. als Form der kommunikativen und expressiven Darstellung nach außen).<sup>231</sup> Die vier in Tabelle 14 aufgeführten Prozessstrukturen sollen als Interpretationsfolie verstanden werden, nicht als den Lebenslauf determinierende Struktur, denn diese Gestaltungsmodi können sich aufgrund von Reifungsprozessen oder kritischen, einschneidenden Lebensereignissen verändern.

**Tabelle 14: Vier-Felder-Schema der Prozesstypen**

	<b>Autonomie</b>	<b>Heteronomie</b>
<b>Ordnung</b>	Biografisches Handlungsschema	Institutionelles Ablaufmuster
<b>Unordnung</b>	Wandlungsprozess	Verlaufskurve

Quelle: Wohlrab-Sahr (2002): 11

<sup>231</sup> Schütze (1983): 104

Es scheint, Schütze unterstützt hier die Ansicht, dass Lebensverläufe gestalttheoretisch interpretierbar sind, dass sie einer inneren Logik folgen und für den externen Beobachter eine Gesamtgestalt annehmen bzw. durch den Biografieträger eine solche nach außen hin dargestellt wird. Tatsächlich will Schütze nicht spekulativ die „innere Logik“ eines Lebensverlaufes erfassen, sondern mit den Prozesstypen das Verhältnis zwischen tatsächlichem Leben und erzähltem Leben beschreiben; also nur den kognitiven Modus erfassen, in welchem Individuen von ihrem Leben erzählen, d. h. welche Interpretation ihres Lebens sie selbst vorgenommen haben. Heinz Bude (1998) fragt dagegen direkt nach einer „inneren Logik“, einer „generativen Struktur“ des Lebensverlaufs, die nicht allein mittels sozialstrukturellen Merkmalen beschreibbar ist, sondern letztlich auf (tiefen-)psychologischer Ebene zu suchen wäre.

Wohlrab-Sahr hat diese Typologie in ein Schema eingeordnet (siehe Tabelle 14), welches verdeutlicht, wie sich die Prozessstrukturen zu den Fragen der Selbst- und Fremdbestimmtheit, sowie der Ordnung und Unordnung des Lebens verhalten.

In den Konzeptionen zum institutionalisierten Lebensverlauf wird den impliziten Modellen biografischen Handelns keine Aufmerksamkeit geschenkt; der Lebensvollzug als aktives Handeln der Biografieträger vorausgesetzt, bzw. als mehr oder weniger typische und nicht weniger institutionalisierte Abweichung zwar mit bedacht, jedoch damit auch gleich wieder zur Seite gelegt. Vor allem die Verlaufskurve (*Trajectory*) und der Wandlungsprozess fallen damit unter den Tisch; für diese Arbeit jedoch, die sich im weitesten Sinne mit abweichenden Lebensverläufen beschäftigt, ist dieser Typus von zentraler Bedeutung, denn sie verdeutlichen ganz explizit die schwierige biografische, innerpsychische Abstimmung zwischen individueller Subjektivität und gesellschaftlich vorgegebenem. Mit der (negativen) Verlaufskurve wird zudem die Perspektive erweitert und die Fixierung auf den handelnden Akteur aufgebrochen, denn sie verweist auf die Biografie als Erleidensprozess, auf Möglichkeiten des Scheiterns, der Verweigerung von Lebensplanung und aktivem biografischem Handeln. Die Ursache für die Dynamik von Verlaufskurven liegt im Auseinanderfallen von Handlungserwartung, Handlungskontrolle und eingetretenen Ereignissen und Folgen. Wirksam wird diese Dynamik aber erst,

„wenn alltagsweltliche und biografische Schritte der bisher verfolgten Handlungsschema-Linien und des ihnen entsprechenden Vorrats an intentionalen Ordnungsstrukturen progressiv ins Leere greifen und sich die Fähigkeit, mit den angestammten intentionalen Orientierungsmitteln zu handeln, im Rahmen einer sukzessiven Kompetenzreduktion auflöst.“<sup>232</sup>

Im Extremfall führt dies zu einer gescheiterten Biografie, zu Entfremdungserfahrungen und „völligem Unverständnis“ des Biografieträgers gegenüber dem eigenen Leben. Quasi als Kehrseite der institutionalisierten Normalbiografie besitzt die Verlaufskurve daher grundlagentheoretische Relevanz, denn die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen für Biografieverläufe sind nicht nur unter dem Aspekt der Handlungsstrukturierung, sondern ebenso „unter dem der chaotischen Entstrukturierungspotenziale und der Entfaltungsdynamiken und -mechanismen lang andauernden Erleiden“ zu betrachten.<sup>233</sup>

## **Biografische Kompetenz vs. biografische Lebensbewältigung**

Somit dürfte deutlich geworden sein, dass *biografische Kompetenz*, als Antwort auf die Frage nach den Befähigungen zur erfolgreichen Lebensbewältigung und Biografisierung in der gegenwärtigen Moderne konzeptionell unzureichend ist. Worauf beruhen denn die Fähigkeiten zur Ambivalenzbewältigung, zur Zielfindung und langfristigen Motivationsbindung? Und was heißt es denn, wenn die Ressourcen dafür in Charakter und Persönlichkeit sowie dem kulturellen Kapital der Herkunftsfamilie und den Sozialisationsbedingungen begründet sind? Aus der Perspektive normativer Subjektivierungsdiskurse erscheint „biografische Kompetenz“ stark als Defizithypothese, zeigt sie doch, was den Individuen zur erfolgreichen Selbst-Zurichtung und zum Selbstmanagement fehlt und erweist sich damit weniger als Lösung, sondern selbst als Ausdruck des Problems. Denn es handelt sich nicht um Kompetenzen, welche wie Fachwissen und handwerkliche Fertigkeiten relativ gut mittels berufsfachlicher oder universitärer Ausbildung vermittelt werden können, sondern um tief in Charakter und Habitus verwurzelte Persönlichkeitseigenschaften und Eigenheiten, welche, sollten sie fehlen oder unzureichend ausgebildet sein, kaum im einwöchigen Crashkurs nachgeholt werden können.

---

<sup>232</sup> Schütze (1983): 92

<sup>233</sup> Schütze (2006): 229

Mit dem Blick auf Erik H. Eriksons Entwicklungsmodell wie auch Ausführungen von Heiner Keupp können diese sich lebensgeschichtlich ausbildenden Kompetenzen und Ressourcen genauer benannt werden. Jeweils am Anfang steht die Ausbildung „Urvertrauen“ in das Leben an sich,<sup>234</sup> als Basis von Beziehungsfähigkeit und positiver Weltzugewandtheit. Bei Erikson schließt sich daran die Ausbildung der Beziehungsfähigkeit und des Werksinns als tätige Weltaneignung an; Keupp hebt angesichts den Lebensbedingungen in der „Riskanten Moderne“ die „Dialektik von Bezogenheit und Autonomie“ hervor, denn die Fähigkeit Bindungen – nicht nur an Personen – einzugehen, sich festzulegen und daran festzuhalten ist eine der zentralen Herausforderungen der gegenwärtigen Moderne. Der von Keupp als notwendig angesehene Kohärenzsinn ist zu dieser Bindungsfähigkeit der Komplementärbegriff, da sich Kohärenz im Sinne reflexiven Sich-Selbst-Begreifen (und Konstruieren) über die erinnerten Bindungen realisiert. In einer Gesellschaft in der sich Grenzen verflüssigen und Konstanten zu Variablen werden, individuelle Freiheiten aber auch nicht grenzenlos sind, wird Grenzmanagement („*boundary management*“) als Basiskompetenz ausgewiesen „und dabei gibt es die neuen normativen Eckpunkte des neo-liberalen Menschenbildes der (Hyper-)Flexibilität, der Fitness und der Mobilität, die nicht straflos vernachlässigt werden dürfen.“<sup>235</sup>

Mit der besonderen Ausrichtung auf die Aspekte, welche zur zukünftigen Lebensführung befähigen, könnte Keupps Ansatz als affirmativ bezeichnet werden, wie Hans-Joachim Busch dies tut.<sup>236</sup> Es fehle aus psychoanalytischer Sicht die Beachtung von unbewussten, psychodynamisch wirkenden Limitierungen individueller Entwicklungs- und Handlungsmöglichkeit. Und auch wenn Keupp explizit darauf hinweist, dass ihm die Spielräume der Distanzierung zu gesellschaftlichen Verhaltenserwartungen, für Eigensinn und biografische Widerständigkeit wichtig sind,<sup>237</sup> bietet er als Ausweg die monadologische Vision des zivilgesellschaftlich sozialisierten und tätigen Individuums, welches im utopischen Sinne dieses Konzepts, Eigensinn in seinem Lebensalltag umsetzen und Authentizität und Selbstwirksamkeit verwirklichen kann.<sup>238</sup> Hier finden sich deutliche Anleihen am Konzept der Subpolitik von Anthony Giddens und Ulrich Beck (wie auch dessen kosmopolitische Vision, da interkulturelle Kompetenz ein wichtiger Bestandteil ist) und an kommunitaristischem Gedankengut. Monadologisch und damit irreführend (wenn auch attraktiv utopisch) ist diese Vision deshalb, weil die soziale Vermitteltheit der Subjektgenese, die Abhängigkeit der individuellen Weltzuwendung, Weltkonstruktion und Handlungsfähigkeit vom sozialen Umfeld, vom gegebenen Möglichkeitshorizont und lagerungsspezifischen Ressourcenkonstellation zugunsten der Selbstermächtigung im Sinne des Bürgerlichkeitsideals der europäischen Aufklärung ausgeblendet wird. Die Affirmation besteht darin, dass die sozialen Verhältnisse (institutionelle Strukturen, materielle Absicherung, soziale Beziehungen) zu Ressourcen gemacht werden, deren Vorhandensein oder Mangel über die Bewältigungschancen und soziale Integration des Einzelnen entscheiden. Mit dem Blick auf die Bedingungen der Möglichkeit eines ‚guten Lebens‘ für Heranwachsende, angesichts gegenwärtiger „(Un-)Möglichkeit, Erwachsen zu werden“,<sup>239</sup> mag diese

---

<sup>234</sup> Vgl. zum Folgenden: Keupp (2008): 15f., Erikson (1973)

<sup>235</sup> Keupp (2007a): 19

<sup>236</sup> Vgl. Busch (2003)

<sup>237</sup> Keupp (2007b): 3

<sup>238</sup> Ebd. S. 17

<sup>239</sup> Keupp (2009). Diese Limitierung der Perspektive ist auch nicht dem sozialpädagogischen und gesundheitswissenschaftlichen Diskurszusammenhang geschuldet, in welchem diese Aufsätze von Heiner Keupp stehen, da gerade die Sozialpädagogik, wie die Arbeiten von Böhnisch u. a. zeigen, sensibel ist für die Konfliktstellungen zwischen Subjektentwicklung und sozialen Verhaltenserwartungen und eben nicht befürwortet, Subjektgenese unter dem Hinblick der Optimierung hin auf diese Normen zu beobachten und anzuleiten. Das heißt umgekehrt aber nicht, dass die von Keupp herausgestrichenen Kompetenzen und Ressourcen für die soziale Integration des Einzelnen

Perspektive genügen. Allerdings wird damit, ein Akteurmodell konstruiert, welches nur passiv sich an gegebene Verhältnisse anpassen kann, um höchstens, bei optimaler Ressourcenausstattung und Sozialisationsverlauf, die Kompetenzen für eine positive Veränderung der Gesellschaft zu entwickeln. Norbert Elias bezeichnet diese Subjektvorstellung als „Homo Clausus“-Modell,<sup>240</sup> in welchem der Mensch vereinzelt und auf seine Vernunft/Rationalität zurückgeworfen wird, aus welcher sich seine Weltzuwendung und die Potenziale der Weltgestaltung ableiten lassen. Die soziale Bedingtheit nicht nur des Subjekts, sondern auch seiner Handlungsspielräume, Wahlmöglichkeiten wie auch Handlungszwänge, die nicht nur von Elias, sondern auch im Symbolischen Interaktionismus, im Neo-Institutionalismus und in der Sozialphänomenologie als unhintergebar angesehen werden, wird als eigenständige Quelle von Handlungsrestriktionen nicht erkannt. Sozialtheoretisch betrachtet, resultiert ein solcher, sich situativ zeigender, subjektive Eigensinn eben nicht aus der Entscheidungsfreiheit eines *autonom* zu denkenden Akteurs, sondern beruht fundamental auf den sozialen und psychodynamischen Bedingungen seiner Subjektgenese sowie des ebenfalls intersubjektiv vermittelten und konstruierten Weltzugangs und Lebenswelthorizonts. Jede „Empowermentperspektive“<sup>241</sup> greift zu kurz, wenn nicht erkannt wird, dass individuelle Handlungsfähigkeit nicht nur ontogenetisch sozial bestimmt ist, sondern auch in aktuellen Situationen sozialer Unterstützung, sozialer Anerkennung und damit auch eines Mindestmaß an Legitimität, im Sinne von Geltung der darin ausgedrückten normativen, expressiven und sachlichen Geltungsansprüche, bedarf.<sup>242</sup>

„Biografische Kompetenz“ fungiert im gleichen Sinne als Platzhalter für die zu erfolgreicher Lebensbewältigung notwendigen psychologischen und sozialisatorisch relevanten Rahmenbedingungen und Ressourcen und kann als Ausdruck jener sozialen Norm verstanden werden, die Individuen auf Nachfrage dazu führt, das „eigene Leben in einen konsistenten, systematischen und Identität stiftenden Zusammenhang zu bringen.“<sup>243</sup> So werden die eigentlichen Bedingungen zur Lebensbewältigung wie deren in Herrschaftsstrukturen eingebetteten normativen Rahmungen eher verschleiert als enthüllt. Reinhold Sackmann erkennt zwar an, dass mit dem Konzept der ‚Biografischen Kompetenz‘ nicht die Vernunftbegabung des autonomen Individuums ins Zentrum, sondern die „praktische, meist nur halb-bewusste Steuerung des Prozesses biografischen Handelns bezeichnet“<sup>244</sup> wird, findet aber nicht den Weg, um diese Halbbewusstheit konzeptionell zu erfassen.

---

völlig unwichtig sind. Kritikpunkt ist primär die implizite Proliferation des großbürgerlichen Akteurmodells des aufgeklärten Bürgers.

<sup>240</sup> Elias (1987): 266

<sup>241</sup> So der Untertitel eines weiteren Vortrags von Heiner Keupp zum gleichen Themenkreis (vgl. Keupp 2007c).

<sup>242</sup> Es sei denn, der von Böhnisch, Lenz und Schröer beschriebene „neue Narziss“ als primär selbstgesteuerter und in seiner Selbstbezogenheit nur positive Spiegelung durch andere erfahrender Handlungstypus wird als neue Normalität oder ‚durchschnittlicher‘ Sozialcharakter angesehen: „Man ist sich selbst der Haltepunkt und erliegt dabei dem sozialen Schein der Bespiegelung in Form der sozialen Integration und Zugehörigkeit“ (Böhnisch/Lenz et al. 2009: 58). Davon ist hier Abstand zu nehmen, m. E. eignet sich diese Charakterisierung nicht einmal als Trendbeschreibung. Im Begriff des „Egotaktikers“ aus der Shell-Jugendstudie von 2002 finden sich zwar Analogien, dennoch unterstreichen gerade die Jugendstudien die sozialen Kompetenzen der Jugendlichen. Mit dem Rückgriff auf Charakteristika der Narzisstischen Persönlichkeitsstörung ist vornehmlich in den 1980er Jahren versucht worden, die Durchsetzung des „neuen kulturellen Modells“, der Prozesse des Wertewandels zu erfassen (vgl. exempl. Ziehe, 1979). Aufgrund dieser Verallgemeinerung verstrickte sich die pathologische Perspektive unlösbar in ihre eigenen normativen Prämissen und rückte in die Ecke bildungsbürgerlicher Kulturkritik (vgl. dazu die Studie von Christopher Lasch, *Im Zeitalter des Narzissmus*).

<sup>243</sup> Schäfer/Völter (2005): 166. Im Anschluss an Foucault wird hier darauf insistiert, dass Kohärenz oder Konsistenz – zumindest im äußeren Ablauf, wie der kommunikativen Reproduzierbarkeit – einer Biografie keine anthropologische Konstante sondern eine soziale Norm ist. Heiner Keupp formuliert mit dem Insistieren auf dem Kohärenzsinn und Kohärenzerleben dazu die Gegenposition (vgl. Keupp 2005).

<sup>244</sup> Sackmann (2007): 50



Es empfiehlt sich daher, einen Ansatz des Sozialpädagogen und Soziologen Lothar Böhnisch aufzugreifen, der zunächst als auf Betroffenheit zentrierte Perspektive die Alltagswahrnehmungen und Handlungsregulationen in Situationen sozialer Benachteiligung und persönlicher Krise hinsichtlich der Bewältigungsmodi in den Blick nehmen wollte. In einem Einschub entwarf Böhnisch schon 1997 die mögliche Übertragung dieser Sichtweise auf Individuum und seine Lebenssituation über den engeren Kreis sozial randständiger, deprivierter Lagen und psychosozialen Krisen hinaus:

„Angesichts des Strukturwandels der Arbeitsgesellschaft und der damit verbundenen Prozess- und Wechselhaftigkeit von biografischen Übergängen und Umbrucherfahrungen wird deutlich, dass Bewältigungserfahrungen in *soziale Schlüsselkompetenzen* – Kommunikations- und Konfliktfähigkeit, Aushalten von Differenzen, Empathie, Selbstkontrolle, exemplarische Vorstellungskraft etc. – münden müssen.“<sup>245</sup>

Das heißt nichts anderes, als das die Fähigkeit die alltägliche Lebensführung und die biografische Lebensgestaltung grundsätzlich nicht mehr als unproblematisch angesehen wird; die hier beschriebenen sozialen Wandlungsprozesse die Problematisierung von Handlungsfähigkeit durch das Fragen nach den dahinter stehenden Motiven und Kompetenzen rechtfertigt. Auf eine Überstrapazierung des Problem- oder Krisenbegriffs im Sinne einer permanent vorhandenen latenten anomischen Struktur gegenwärtiger Lebensverhältnisse zielt dies gerade nicht – jedenfalls nicht in der für die Lebensführung in der ‚Zweiten Moderne‘ paradigmatischen Positionierung des Bewältigungsansatzes. Im sozialpädagogischen Diskurs spielen konflikthafte Konstellationen individueller Handlungsintentionen, struktureller Restriktionen und normativer Anerkennungsprozesse eine größere Rolle;<sup>246</sup> mit der jüngst zusammen mit Karl Lenz und Wolfgang Schröer vorgelegten Monografie wird der Bewältigungsansatz zu einer Sozialisationstheorie erweitert.<sup>247</sup> Lebensbewältigung erhält damit grundbegrifflichen Charakter und wird von der sozialtherapeutischen Fixierung auf soziale Benachteiligungslagen oder individuelle Krisensituationen befreit. Auf diese Weise entdramatisiert, erscheint der Bewältigungsansatz komplementär zu einer Gesellschaft, welche „die Chance zur Individualität bereit[stellt], ohne freilich eine institutionell wirksame, sozial verlässliche Garantie für den Erfolg der biografischen Projekte zu übernehmen.“<sup>248</sup> So kann jede Entwicklungsaufgabe, Statuspassage, jede neue Rollenübernahme auf ihre soziale Strukturiertheit hin, bei gleichzeitiger Erfassung subjektiver Wahrnehmungsweisen und Handlungsintentionen, in den Blick genommen werden. „Lebensbewältigung meint in diesem Zusammenhang das Streben nach subjektiver Handlungsfähigkeit in Lebenssituationen, in denen das psychosoziale Gleichgewicht – Selbstwert und sozialer Anerkennung – gefährdet ist.“<sup>249</sup> Das Konzept der Lebensbewältigung verfügt über die in Tabelle 15 aufgelisteten Dimensionen:

**Tabelle 15: Dimensionen der Lebensbewältigung**

1. Tiefenpsychisch eingelagerte Erfahrung des Selbstwertverlustes,
2. Erfahrung sozialer Orientierungslosigkeit und fehlenden sozialen Rückhalts,
3. Suche nach erreichbaren Formen sozialer Integration,
4. Normalisierung des Bewältigungshandelns innerhalb gesellschaftlich akzeptierter Lösungswege.

Quelle: eigene Darstellung nach Böhnisch (1997): 31

<sup>245</sup> Böhnisch (1997): 33, Hervorhebungen im Original

<sup>246</sup> Vgl. Arnold/Böhnisch et al. (2005) und Böhnisch/Schröer (2002)

<sup>247</sup> Vgl. Böhnisch/Lenz et al. (2009)

<sup>248</sup> Böhnisch/Lenz et al. (2009 S. 18)

<sup>249</sup> Böhnisch (1997): 31, vgl. Böhnisch/Lenz et al. (2009): 41

Damit sind psychologische Bedingungen und Restriktionen mit sozialstrukturell vermittelten Grenzen und Optionen der individuellen Lebensbewältigung verbunden. Böhnisch, Lenz und Schröder geben dem Bewältigungsansatz eine dezidiert system- und kulturkritische Wendung, in dem durch die Verbindung von Sozialisations- und Produktionslogik als Folge der wechselseitigen Durchdringung von Jugend- und Erwachsenenphase und damit die Homologie zwischen politischer Ökonomie, normativen Subjektivitätsidealen und Persönlichkeitsstrukturen eine Verengung des Raumes für wirklich eigenständige und authentische Subjektgenese gesehen wird. „Denn die im neuen Kapitalismus der Zweiten Moderne freigesetzten erfolgskulturellen Optionen überformen die Brüche und Risiken einer marktzentrierten Vergesellschaftung, die gesellschaftlich aber kaum mehr thematisierbar, weil privatisiert sind.“<sup>250</sup> Bemerkenswerterweise wird hier der zentralen Kritikfigur der Kritischen Theorie von Adorno, Fromm, Marcuse und Riesman neues Leben eingehaucht: der direkten Vergesellschaftung des Individuums durch die als Totalität gedachte Gesellschaft im Sinne einer Entfremdung des Individuums von seiner authentischen Subjektivität. Bemerkenswert weil die Autoren selbst die Pluralität von Lebensweisen und normativen Ordnungen beschreiben; hier aber dennoch suggerieren, kulturelle Normenstrukturen als holistischen Entfremdungszusammenhang anzusehen. In diesem Zusammenhang verweisen die Autoren auf die soziale Produktion von marginalisierten und prekarierten Lebenslagen und damit ‚brüchigen‘ Biografien und Identitäten sowie abweichendem Verhalten, aufgrund der komplexeren Bedingungen für gesellschaftliche Teilhabe in der gegenwärtigen Gesellschaft (s. o).

Weiter soll diese These hier nicht diskutiert, sondern als Hinweis genommen werden, dass der Vergesellschaftung und der Sozialisation hin auf Erwerbsarbeit und Arbeitsfähigkeit immer auch ein Moment des Zwangs, der notgedrungenen Anpassung subjektiven Wollens an soziale Verhaltenserwartungen innewohnt. Dem steht das aktive Streben des Jugendlichen und Erwachsenen gegenüber und wird letztlich mit ersterem zu einer dialektischen Figur verwoben. Böhnisch übernimmt diesbezüglich an anderer Stelle das Prinzip der Generativität als zentrales Thema des Erwachsenenlebens von Erik H. Erikson, welches sich als Schaffen von „eigenen Produkten“ sowohl im familiären Bereich wie in der Erwerbsarbeit äußert.<sup>251</sup> Berufsfindung muss daher unter diesen Prämissen weder als problemlos zu bewältigende Entwicklungsaufgabe noch als reine aversive Zumutung erscheinen, sondern als eine biografische Chance unter Wahrung des positiven Selbstwerts, der Selbstintegrität und der sozialen Anerkennung Subjektentwicklung und soziale Erwartungen in Einklang zu bringen (gemäß den Richtlinien der normativen Subjektivierung der Erwerbsarbeit s. o).<sup>252</sup> So können Berufsfindungsprozesse als offene Entwicklungsprozesse angesehen werden, in denen sich die sozialisatorische Verknüpfung von Subjektgenese und sozialer Struktur einerseits als Bewältigungsprozess mit Sensibilität für psychosoziale Krisensymptome, andererseits als Einpassungsprozess in eine Struktur vorgegebener Positionen beschreiben lassen.

„Das Streben nach Handlungsfähigkeit in biografischen Lebenskonstellationen wird also im Modell der Lebensbewältigung operationalisiert, mit dem es möglich ist, tiefenpsychische Antriebsdynamiken und soziale Konstellationen aufeinander zu beziehen, sodass die personale Eigendynamik genauso thematisiert werden

---

<sup>250</sup> Böhnisch/Lenz et al. (2009): 62f.

<sup>251</sup> Böhnisch (1997): 194

<sup>252</sup> Dem Bewältigungsansatz ist eine bildungstheoretische und bildungspolitische Komponente inhärent, in welcher die Konsequenzen aus den vielfältigen „Entgrenzungsprozessen“ (Veränderungen in den Sozialisations- und Lebensbedingungen) und der Umstellung von Persönlichkeitsbildung auf Kompetenzentwicklung gezogen werden. Es ist nur konsequent, Lebensbewältigung auf die sie ermöglichenden wie begrenzenden Rahmenbedingungen hin zu befragen. Soziologisch führt dies zur Identifizierung von verschiedenen Bewältigungsmilieus mit unterscheidbaren Bewältigungsstilen (vgl. Oehme 2007), sozialisationstheoretisch und psychologisch verweist dies auf Kompetenzen, Persönlichkeitsfaktoren und Bindungserfahrungen.

kann, wie der gesellschaftliche - institutionell und lebensweltlich vermittelte - Aufforderungscharakter der Bewältigung. Nach diesem Vermittlungsmodell entwickelt sich und handelt der Mensch in der Spannung zwischen dem subjektiven Streben nach Selbstwert, sozialer Anerkennung und Selbstwirksamkeit und dem strukturellen Zwang biografischer Integrität und sozialer Integration.<sup>253</sup>

Eine solche Perspektive relativiert jeden normativen Subjektivierungsdiskurs und entsprechende gesellschaftlich wirksame Leitbilder, und eröffnet den Blick auf die Vielfältigkeit in welcher die oben beschriebenen sozio-kulturellen Bedingungen in Biografie und Lebensführung umgesetzt werden. Verwiesen wird damit auf Formen biografischer Widerständigkeit als dezidierte oder unbewusste Verweigerung, sozialen Verhaltenserwartungen zu folgen, und meint die Anerkennung „von allgemeinen Formen des Managements von Unsicherheit und Uneindeutigkeit, die sich diesseits und jenseits der normativen Idee der Biografie verorten lassen“<sup>254</sup> (siehe Tabelle 16).

**Tabelle 16: Formen biografischer Widerständigkeit**

- Ablehnung spezifischer Rollenerwartungen oder einzelner Bestandteile davon (bspw. Zurückweisen des Mutteraspektes in der Frauenrolle),
- Zurückweisung der Erwartungshaltung zur permanenten Selbstopтимierung und Selbstdarstellung wie im Typus des Arbeitskraftunternehmers ausgeführt,
- Weigerung der teleologischen Perspektive des Lebensvollzugs und damit einer auf Langfristigkeit zielenden Lebensplanung zu folgen, zugunsten einer zeitlichen Horizontverkürzung des Vorausplanens bis hin zu einem Leben „ins Blaue hinein“,
- Ausweichen vor dem Streben nach biografischer Kohärenz zugunsten eines Nebeneinanders unterschiedlicher und widersprüchlicher Bereiche, bei starker Gegenwartsorientierung,
- Bevorzugung nicht-rationaler Handlungsstrategien gegenüber der langfristiger Handlungsorientierung idealtypisch zugeordneten Rationalität von Zweck-Mittel-Überlegungen.

*Quelle: eigene Zusammenstellung*

Jedoch ziehen diese Strategien unterschiedliche, in ihrer Wirkung auf den weiteren Lebensverlauf schwer kalkulierbare Opportunitätskosten nach sich. Bezogen auf die Berufsfindung ist es beispielsweise offen, ob ein langes Verweilen im (Aus-)Bildungsmoratorium die Chancen auf dem Arbeitsmarkt letztlich schmälert oder nicht. Wichtiger als das Alter beim Berufseintritt ist das Qualifikationsniveau (also welcher Ausbildungsstand in diesen langen Bildungsphasen erreicht wurde), hinzu kommen externe Faktoren, wie Berufs- und Nachfragekonjunkturen aber auch demografische Effekte.

Der Bewältigungsansatz lässt den sozialen Akteur also nicht mit der Diagnose biografischer Unsicherheit und dem Hinweis auf notwendig anzueignende Kompetenzen allein, sondern nimmt den Verlauf des Problemlösens als Auseinandersetzung mit institutionell-strukturellen Vorgaben und subjektiven Wünschen und Zielen in den Blick. Sozialisationstheoretisch formuliert: es kann zum Verständnis wie zum Erklären von Berufsfindungsprozessen, wie jeglicher biografisch relevanter Entscheidungen, nicht

<sup>253</sup> Böhnisch/Lenz et al. (2009 ): 64f.

<sup>254</sup> Zinn (2006): 314ff.

bei der Beschreibung der Rahmenbedingungen verharrt, sondern muss die Art der subjektiven Aneignung von ‚Welt‘ bzw. deren Vermittlung durch Beziehungspersonen, Institutionen, individuelle Erfahrungen mit beachtet werden.<sup>255</sup>

### Exkurs zum Entscheidungsbegriff

Bisher stand die Zunahme von Entscheidungs- und Wahlmöglichkeiten und als Kehrseite auch der Entscheidungs- bzw. Wahlnotwendigkeit im Vordergrund der Diskussion um veränderte Lebensbedingungen in der reflexiven Moderne. Im kulturkritischen Begleitdiskurs wurde dies über die Frage der Über- oder Entlastung der Individuen verhandelt. Der Aspekt der Entscheidung würde zunächst übersprungen, stattdessen den Bedingungen von Entscheidungsfähigkeit (als autonome Handlungsfähigkeit) stärker zugewandt, da dies eine umfangreichere Konzeptionalisierung menschlichen Handelns ist. Denn von Entscheidung ist sinnvoll nur im Zusammenhang von (zweck- oder wert-)rationalem Handeln zu sprechen.

In nachgerade philosophischer Spitzfindigkeit ließe sich jede Alltagshandlung (wenn nicht gar jedes alltägliche Verhalten) als Entscheidung definieren. Zur soziologischen Analyse von Entscheidungsproblemen taugt dies wenig, weil sich der Unterschied zwischen dem wiederholten Kauf eines Joghurts und der Wahl eines Studiums nur in den Rahmenbedingungen und Konsequenzen, aber nicht in der Begrifflichkeit selbst ausdrücken würde. Sind Entscheidungen ubiquitär, gerät die Besonderheit mancher Entscheidungssituationen nicht in den Blick und verkennt außerdem die Logik alltäglicher Handlungssituationen, in denen nicht Entscheidungshandeln, sondern im Sinne Webers schlicht traditional und emotional motivierte Handlungen zu beobachten sind, bzw. es sich vielfach um Routinehandlungen handelt. Entscheidungen erscheinen so als Grenzfall sozialen Handelns für Situationen, die mittels anderer Handlungsformen nicht befriedigend bewältigt werden können. „Entscheidungen sind der Luxus an Reflexion, der voraussetzt, dass der größte Teil der Handlungszumutungen anders bewältigt werden wird.“<sup>256</sup>

Biografisch relevante Entscheidungen wie die Berufswahl können allerdings nicht wie alltägliche Entscheidungen konzipiert werden; aufgrund ihrer Konsequenzen für den eigenen Lebensverlauf sind sie idealtypisch als Hochkostensituationen anzusehen, die eine Handlungsorientierung und Entscheidungsregel gemäß der Theorie rationaler Wahl wahrscheinlich machen.<sup>257</sup> Im Bewusstsein der hohen Kosten einer falschen Entscheidung würden Akteure große Mühe auf hinreichende Informationsbeschaffung und Alternativenabwägung verwenden, um die möglichst günstigste Entscheidung zu treffen. Für Kohli ist diese an einer erwartungssicheren Lebensspanne und Langfristigkeit orientierten Planungsstrategie das kulturelle Äquivalent im institutionalisierten, strukturell stabilisierten Lebenslaufregime.<sup>258</sup> Im Verständnis von Institutionen bei Durkheim und Parsons tritt die sichere Handlungsorientierung als Richtschnur für die Lebensplanung deutlich zutage. „Mit der institutionalisierten Regel ist der moralische Zwang verbunden, sie zu befolgen.“<sup>259</sup> Beide Autoren stellen dem Individuum allerdings eine von ihm nahezu unbeeinflussbare Institutionenstruktur gegenüber und präferieren normativ eine konforme Handlungsorientierung. Hier kann nicht näher ausgeführt werden, inwieweit damit Hand-

<sup>255</sup> Vgl. Böhnisch/Lenz et al. (2009): 49ff.

<sup>256</sup> Schimank (2005): 77

<sup>257</sup> Schimank (2000): 95

<sup>258</sup> Kohli (1994b): 223

<sup>259</sup> Dimbath (2003): 51

lungsvollzug eher nach dem Muster des „dumpfen [...] Reagierens aus gewohntem Reize“ (so Webers Kennzeichnung des traditionellen Handelns)<sup>260</sup> konzipiert wird oder als normativ gerahmtes Entscheidungshandeln im Horizont vorgegebener Möglichkeiten. Der konträren Gegenüberstellung von Entscheidungszumutung und Entscheidungsentlastung (wie in der Diskussion um Wahl- und Entscheidungszwänge) ist die Einsicht in die Zusammengehörigkeit von Institutionalisierung und Entscheidung entgegen zu stellen.

„Mit dem Begriff der Entscheidung ist die Institution untrennbar verbunden, da ihre Strukturhaftigkeit mehr oder weniger verbindliche Verlaufsvorschläge von Entwurfsprozessen macht, beziehungsweise das mühevoll Entwerfen durch Bereitstellung gesellschaftlich akzeptierter Lösungsmöglichkeiten teilweise ersetzt und vereinfacht.“<sup>261</sup>

Institutionalisierte Handlungsmuster können daher Lebensplanung und somit auch Berufsfindung erleichtern, wenn sich die Zahl der Optionen durch eine individuell erworbene Ausrichtung auf konkrete Ziele bzw. wenige Alternativen nahezu automatisch limitiert hat; sie können aber ebenso nur grob die Richtung vorgeben, wenn es eben an dieser ‚inneren Richtschnur‘ mangelt. In diesem Fall wird die Berufswahl zu einem Findungsprozess, müssen mögliche Wege aktiv gesucht, entworfen und Entscheidungen getroffen werden. Inwiefern diese kollektiven, milieugebundenen Strategien tatsächlich Individuallogiken Platz gemacht haben, wie Kohli weiter argumentiert, bedürfte einer näheren Prüfung. Denn nach wie vor gelingt es der Milieuforschung, bezüglich Bildungsanstrengungen, Erwerbsorientierungen, Heirats- und Fertilitätsverhalten milieuspezifische und in Traditionslinien einzuordnende Muster zu identifizieren.<sup>262</sup> Allerdings lässt sich ein neuer Idealtypus formulieren (nicht eine neue Normativität!) den Schimank mit dem Konzept des „biografischen Inkrementalismus“ zu fassen versucht.<sup>263</sup> Darin wird auf die teleologische, weite Zeitabschnitte der Lebensspanne umfassende Planungsperspektive und die Vorstellung verzichtet. Statt dessen betreiben Akteure oft mehrere Pläne gleichzeitig und entscheiden opportunistisch gemäß den sich bietenden Möglichkeiten; überdenken reflexiv permanent Ziele wie auch Strategien und begnügen sich schnell mit einer zufriedenstellenden Lösung („satisficing“), die u. U. nur als vorläufiger Zwischenschritt zur Verwirklichung möglicher weiterer biografischer Ziele anzusehen sind. „Akteure, die einer inkrementalistischen Entscheidungsstrategie folgen, entwerfen dementsprechend keine langfristigen Pläne, die sie dann unbeirrt verfolgen, sondern praktizieren eine ‚Politik der kleinen Schritte‘“,<sup>264</sup> was auch als „Sich-Durchwursteln“<sup>265</sup> bezeichnet werden kann.

Biografischer Inkrementalismus stellt demnach die komplementäre biografische Handlungslogik für eine Zeit wachsender biografischer Instabilität und Unsicherheit bezüglich der Realisierungschancen und Folgekosten biografischer Entscheidungen dar. Deren Kalkulation (v. a. durch ausreichende Informationsbeschaffung) wäre eine Grundbedingung rationalen Entscheidungshandelns. Dass dies vielfach ausbleibt, verdeutlicht die strukturelle Überforderung der Akteure.<sup>266</sup> Damit lässt sich nun leicht der Anschluss an das Konzept der biografischen Lebensbewältigung herstellen. Lebensbewältigung bedeutet immer das Streben nach subjektiver Handlungsfähigkeit. Dazu muss auf biografisch akkumuliertes und lebensweltlich verfügbares Wissen zurückgegriffen werden. Hier wird eine Interpretationsper-

---

<sup>260</sup> Weber (1972): 12

<sup>261</sup> Dimbath (2003): 59

<sup>262</sup> Vgl. Bremer (2007)

<sup>263</sup> Schimank (2002), Schimank (2005): 271ff.

<sup>264</sup> Schimank (2005): 283

<sup>265</sup> Schimank (2002): 244

<sup>266</sup> Burkart (1993b): 166, Reese-Schäfer (2007): 26

spektive auf die Gegenwartsgesellschaft vorgeschlagen, die hervorhebt, dass exakt dieses Orientierungswissen für viele biografisch relevante Entscheidungen nicht oder nur unzureichend verfügbar ist, die Interdependenz biografischer Entscheidungen nicht hinreichend eingeschätzt werden kann und daher eindeutige Entscheidungen für oder gegen eine biografische Option unterbleiben. Die Abkehr von langfristigen Lebensplanungen beruht dabei weniger auf einer verstärkt ich-bezogenen, damit kurzfristiger orientierten Bedürfnisbefriedigung, sondern auf struktureller Komplexitätssteigerung. Inkrementalismus, ein „Auf-Sicht-Fahren“ erscheint funktionaler, denn es fehlt der Optimismus, ein Problem mit *einer* Entscheidung aus dem Weg räumen zu können. Die Serialität der Entscheidung wird mit eingeplant, weil auch noch soviel Überlegungen auf Antrieb zu keiner abschließenden Problemlösung führen würden. Gerade weil Situationen und Probleme so komplex sind, können Abweichungen zwischen einem Handlungsplan und seiner Verwirklichung sowie die daraus resultierenden unintendierten Folgen so groß sein, dass Folgeentscheidungen notwendig sind, bis hin zur Wiederbearbeitung des Problems (Serialität). Das führt dann mitunter zum Ausprobieren aller möglichen Alternativen oder gar zur Totalrevision der ursprünglichen Entscheidung.<sup>267</sup> Auch Oliver Dimbath geht davon aus, dass stets mehrere Handlungsentwürfe intentional präsent bzw. verfügbar sind, die auch unterschiedlichen Logiken folgen können, wobei die „Tiefe der Planung“ reduziert, d. h. von Langfristigkeit auf kürzere oder mittlere Reichweite umgestellt werden würde.<sup>268</sup>

Biografischer Inkrementalismus beschreibt auf grundlegender Ebene die Logik des Lebensvollzugs. Ob langfristige Lebensplanung tatsächlich antiquiert ist und empirisch nicht mehr vorkommt, darf bezweifelt werden. Schmeiser weist darauf hin, dass in Entscheidungssituationen mit antizipierbaren erheblichen Konsequenzen für den weiteren Lebensverlauf wie eigene Kinder oder Erwerb von Wohneigentum die Optionen nach wie vor gründlich bedacht werden.<sup>269</sup> Wohl aber haben sich die Bedingungen geändert, unter denen sie umzusetzen sind. In den sozialwissenschaftlichen Untersuchungen und Reflexionen geht der Trend eindeutig hin zur Abkehr vom rationalen Entscheidungsbegriff, wie von der Lebensführungslogik des institutionalisierten Lebenslaufregimes; wobei jedoch Neues sich zu dem Alten gesellt, anstelle es zu verdrängen. Welche Entscheidungslogik für biografische Planung zum Zuge kommt, muss daher vorab offen gehalten werden. Die Anpassung an wahrgenommene Verhaltenserwartungen ist ebenso möglich, wie verschiedene Formen abweichender Strategien, wie oben unter dem Stichwort biografischer Widerständigkeit diskutiert. Wenn die Handlungsleitung innenorientiert erfolgt, dann ist sie notwendigerweise stärker durch „strukturell-biografische Hintergründe bis hin zu unbewussten Motivierungen“ bestimmt.<sup>270</sup> Vor allem auf die Bedeutung emotionaler Einflüsse auf Handlungsevaluation und -selektion sei hingewiesen.<sup>271</sup> In einer von Unsicherheit geprägten Gegenwart werden dadurch gerade Sicherheitsbedürfnisse transportiert; manifestiert sich hier das Festhalten an Bindung in Zeiten, die scheinbar Bindungslosigkeit präferieren.<sup>272</sup> Gleichwohl liegt die Vermutung

---

<sup>267</sup> Schimank (2005): 281

<sup>268</sup> Dimbath (2003): 156

<sup>269</sup> Schmeiser (2006): 83. Für Schimank würde dies kein Gegenargument darstellen, da er diese Herangehensweise für „Hochkostensituationen“ selbst entwirft.

<sup>270</sup> Burkart (1993a): 189

<sup>271</sup> Böhnisch (1997): 31. Interessanterweise wird auch im Versuch auf Basis der Rational Choice Theorie eine Theorie des Lebenslaufs zu entwickeln, die Relevanz von Emotionen für die Entscheidungsfindung angesprochen, jedoch nicht systematisch ins Modell eingebaut, (vgl. Huinink/Schröder 2008). Dabei verdeutlichen nahezu alle fundierten Veröffentlichungen derzeit prominenter Neurowissenschaftler wie eng Denkprozesse und Emotionen und mit Handlungsorientierung und Selektion verbunden sind (vgl. Roth 2003).

<sup>272</sup> „Bindungslosigkeit“ bzw. die Zerstörung/Zersetzung von Bindungen als Signatur des gegenwärtigen Zeitalters findet sich in mehreren gegenwartsdiagnostischen Ansätzen, so vor allem bei Sennett und Bauman, aber auch Marotzki und Junge greifen dies auf.

nahe, dass arbeitsmarkt- und statusorientierte Erwerbstätige und Ausbildungssuchende mit den gegenwärtigen Arbeitsbedingungen und ihren Auswirkungen auf Privatleben, Lebensverlauf und Persönlichkeitsentwicklung besser zurecht kommen, schon allein weil ihnen der objektiv sichtbare Erfolg als wichtige intrinsische Motivationsressource dient. Im empirischen Teil wird daher auch zu prüfen sein, inwieweit das, scheinbar antiquierte, Festhalten an emotionalen Bindungen (Heimat, Familie, Freunde oder Partner) wichtiger Hinderungsgrund für die Realisierung von Berufswünschen ist.

## 4. Zwischenfazit

In diesem Abschnitt wird auf das eingangs der Arbeit dargelegte alltagsweltliche Vorverständnis des Untersuchungsgegenstandes Bezug genommen und mithilfe der erarbeiteten Kenntnisse korrigiert. Ursprünglich dominierte klar eine Problem- und Defizitperspektive auf Prozesse der Berufsfindung. Wem die Berufswahl nicht relativ reibungslos, sondern nur über mehrere Stationen mit Abbrüchen und Auszeiten, gelingt, erweist sich als Problemfall, als partiell Gescheiterter. Es wurde angenommen, dass Berufsfindungsschwierigkeiten auf der Problematik beruhen, auf Basis individueller Interessen und Fähigkeiten etwas ‚Passendes‘ im Berufsangebot zu finden. Idealtypisch würde es sich um ein Mismatch zwischen Persönlichkeit und sozialer Chancenstruktur handeln. Die bisherigen Analysen haben diese Vorannahmen nicht grundlegend revidiert, wohl aber verdeutlicht, dass es sich hierbei nur um einen speziellen Typus handeln würde. Vielmehr konnte die allgemeine Problematik von Berufsfindungsprozessen verdeutlicht werden. Dabei wurde von globalen Diagnosen einer ‚neuen‘ Unsicherheit oder grassierender Prekarisierung Abstand genommen. Anders als in zurückliegenden Epochen ist zwar die Berufsfindung sowohl für Niedrig-Qualifizierte als auch für Absolventen der Realschule und des Gymnasiums kein problemlos durchlaufener Entwicklungsprozess mehr, dennoch ist es wichtiger, die Möglichkeitshorizonte für die zu untersuchende Population exakter zu beschreiben, um die soziale Realität nicht mit trendartigen Zeitdiagnosen zu reifizieren.

In der Betrachtung über den längeren Zeitrahmen der westdeutschen Nachkriegsgeschichte wird eher die erstaunliche Konstanz der Strukturen des gesellschaftlichen Übergangsregimes deutlich. Dem dreigliedrigen Schulsystem korrespondiert ein diese differenziellen Qualifikationsniveaus aufgreifendes Ausbildungssystem (duales und schulisches Berufsausbildungssystem sowie Hochschulsystem). Augenfälliger ist dagegen die innere Differenzierung dieses Bildungssystems. So hat sich ein Übergangssystem zwischen Schulabschluss und Ausbildungsbeginn etabliert, welches für jeden Schulabgänger unabhängig von der Abschlussart offen ist. Dazu zählen nicht nur die quantitativ stark ausgebauten schulischen Berufsausbildungen, sondern vor allem die weit gespannten Maßnahmen zur Qualifizierung von Jugendlichen ohne Schulabschluss bzw. mit Hauptschulabschluss. Mit einem eher praktisch ausgerichteten Berufsvorbereitendem Jahr oder der Möglichkeit den Haupt- oder Realschulabschluss nachzuholen existieren institutionalisierte Formen zur Herstellung bzw. Verbesserung von Ausbildungsfähigkeit. Für Realschulabsolventen gibt es vergleichbare Strukturen, die ihnen den Weg zur Fachhochschul- oder Hochschulreife öffnen, und zusammen mit den Abiturienten stehen ihnen die Freiwilligen Dienste im ökologischen, sozialen oder politischen Bereich als legitime Form der Auszeit zur weiteren Berufsorientierung offen. Damit haben sich die möglichen Wege, die Anzahl von Verknüpfungsmöglichkeiten und somit auch die Chancen, frühere Entscheidungen oder Fehler zu revidieren, erheblich vermehrt. Gleichzeitig bedarf diese innere Komplexität intensiveren Informationsmanagements seitens der Jugendlichen und ihren Eltern, um einen möglichst passenden Ausbildungsgang zu finden.

Berufsfindungsprozesse sind marktförmig strukturierte Prozesse, d. h. sowohl die Nachfrage nach Arbeitskräften seitens der Arbeitnehmer wie die Nachfrage nach Ausbildungsplätzen und Studiengängen seitens der Jugendlichen unterliegen eigenlogischen Konjunkturentwicklungen, die auf dem Ausbildungsmarkt zusammentreffen, dort über die Relation von Angebot und Nachfrage jedoch nur unzureichend koordiniert werden. Die grundgesetzlich geschützte Berufswahlfreiheit entkoppelt Ausbildung und Arbeitskräftebedarf tendenziell voneinander und führt zu Mismatch-Effekten zwischen Angebot und Nachfrage von Qualifikationen. Diese Konfiguration existiert seit Etablierung der sozialen Markt-



wirtschaft, wohl aber tritt der Marktcharakter dieses Vergesellschaftungsprozesses gegenwärtig stärker zutage<sup>1</sup> und setzt damit die Marktprozessen inhärente Kontingenz frei. Dafür sind zwei Faktoren verantwortlich zu machen. Erstens revolutionierte der wirtschaftsstrukturelle und technologische Wandel die Berufsstruktur insofern, dass vor allem die Nachfrage in manuell-produktiven Berufen zugunsten von Dienstleistungs- und Wissensberufen zurückging, womit gleichzeitig eine weitere Professionalisierung der Berufe und ihre Angewiesenheit auf gut ausgebildete Fachkräfte verbunden war. Einstiegschancen im Bereich einfacher, ungelernter Tätigkeiten wurden dadurch erheblich limitiert und erklärt die immense Ausweitung des Übergangssystems für den in Deutschland nicht kleiner werdenden Teil an Jugendlichen, welche die Inklusionsvoraussetzungen des Berufsausbildungssystems nicht erfüllen können. Branchenspezifisch ist zusätzlich eine Erschwerung des Berufseinstiegs zu beobachten, da aufgrund der institutionellen Regelungen des Kündigungsschutzes in Deutschland Berufseinsteiger zugunsten etablierter, älterer Arbeitnehmer benachteiligt werden. Vor allem die Belegschaften großer Unternehmen, Organisationen wie staatlich-kommunaler Administrationen differenzieren sich in einen internen Bereich gut abgesicherter Stammebelegschaft und einen weiteren Kreis sogenannter ‚prekär‘ Beschäftigter, die lediglich befristete Verträge haben, zum Teil nur Leiharbeiter sind oder deutlich unter ihrem Qualifikationsniveau bezahlt werden.<sup>2</sup> Da es sich hier, wie im Falle des Öffentlichen Dienstes, um staatliche Maßnahmen handelt, erscheint der Staat als Akteur, der einen eigenen Beitrag zur Verlängerung und Verkomplizierung von Übergangswegen leistet. Denn der Abschluss des Übergangs in Beruf, der grob stets mit der wirtschaftlichen Selbstständigkeit identifiziert wurde, kann solange nicht als gesichert gelten, wie diese Selbstständigkeit durch Arbeitslosigkeit oder zu geringe Bezahlung gefährdet erscheint. Solche Gefährdungslagen induzieren weitere Qualifikationsbemühungen, Mehrfachausbildungen oder parallele Mehrfachbeschäftigung. Hier rückt die Verzahnung der Übergänge an Schwelle 1 und Schwelle 2 in den Blick. Wie immer die Berufswahl nach der Schule abgelaufen ist, sie läuft auf den Erwerbseinstieg zu. Entsprechend werden Korrekturen am bisherigen Ausbildungsverlauf vorgenommen, wenn dieser subjektiv als gefährdet angesehen wird.

Für das Erreichen eines etablierten Erwachsenenstatus, der es auch erlaubt, nicht nur für sich selbst, sondern anteilig auch für eine Familie zu sorgen, ist gegenwärtig mehr Lebenszeit notwendig als noch vor zwanzig Jahren. Und je niedriger die vorzuweisenden Qualifikationen sind, umso stärker gilt dies, bzw. am unteren Ende dieser Dimension erfolgt eher die Etablierung in das System der wohlfahrtsstaatlichen Transferleistungen. Grundsätzlich ist keine Branche vor dieser Prekarisierung von Übergangswegen gefeit, wie jüngst und aktuell in der Weltwirtschaftskrise zu beobachten ist, da sich auch Ökonomen, Finanzwirtschaftler, Betriebswirte und Ingenieure einem stark restriktiven Arbeitsmarkt gegenüber sehen. Auf lange Sicht, so unisono die Einschätzung der Arbeitsmarktforscher, schützt der Hochschulabschluss, über alle Fächergruppen hinweg, am nachhaltigsten vor Arbeitslosigkeit. Gleichzeitig sind unter Hochschulabsolventen atypische, flexibilisierte, zeitlich begrenzte Arbeitsverhältnisse und damit das neue Arbeitszeitmodell des Arbeitskraftunternehmers am weitesten verbreitet und am ehesten zu sozialer Realität geworden. Bezüglich dieser Konstellation ergibt sich für die Berufsfindung an Schwelle 1 das kaum zu lösende Problem, dass die individuellen Bewältigungschancen nicht abgeschätzt werden können. Bei einer durchschnittlichen Studiendauer von etwa sechs Jahren, bzw. noch

---

<sup>1</sup> Vgl. Beck (1986): 180, Weil/Lauterbach (2009)

<sup>2</sup> Beispielsweise sind die Stellen für Berufseinsteiger im sozialpädagogischen Bereich in aller Regel mit einer Bezahlung gemäß eines Fachhochschulabschlusses versehen und werden dennoch von Universitätsabsolventen besetzt, da die ihrer formalen Qualifikation entsprechenden (und besser bezahlten) Leitungspositionen Berufsanfängern nicht offen stehen. Gleiches gilt für den wissenschaftlichen Nachwuchs an den Universitätsinstituten (außer in den innovativen Branchen, welche reichlich von staatlichen und privatwirtschaftlichen Fördergeldern profitieren).

länger Ausbildungszeit bei Kombination von Berufsausbildung und Hochschulstudium ist weder die Nachfragesituation noch das individuelle Berufsziel vor dem Ausbildungsbeginn antizipierbar. Für Studiengänge der Verhaltens-, Kultur- und Sozialwissenschaften gilt ohnehin, dass sie keinem konkreten Berufsbild zugeordnet sind. So wird deutlich, inwiefern Verunsicherung von Berufsfindungsprozessen dem Übergangsregime selbst eingeschrieben ist: nicht als Rückbau institutioneller Strukturen, wohl aber im Sinne einer Lockerung an den Scharnieren zwischen den einzelnen Institutionen des Ausbildungssystems, vor allem an den jeweiligen Schwellen 1 und 2.

Mit der internen Differenzierung des Bildungssystems, die mit dem Ersetzen der Diplomstudiengänge durch das Bachelor/Master-System eine weitere Stufe erreicht hat, haben sich auch die innersystemischen Übergänge vervielfacht und damit Selektionsmechanismen, Entscheidungssituationen und Ausbildungswege – wobei nicht alle davon sozialstaatlich gleichermaßen gefördert werden, so dass über die Gewährung finanzieller Hilfen (primär für Höherqualifizierung) eine politische Steuerung von Ausbildungsverläufen erfolgt. Die Eigensinnigkeit individueller Berufsbiografien ist damit jedoch nicht gebrochen, sie bedarf nur hinreichender finanzieller bzw. sozialer Ressourcen.

Im Vergleich zur frühen Nachkriegszeit wird die Funktionslogik des gegenwärtigen Übergangsregimes deutlich. Die Rückkehr ehemaliger Soldaten und Kriegsgefangener in ihre Berufe drängte bis Anfang der 50er Jahre nicht nur die Frauen wieder verstärkt aus der Erwerbsarbeit und ihren errungenen Handlungsfreiheiten und Rollenmustern hinaus, sondern blockierten auch die Berufseinmündungsprozesse der nachwachsenden Jugend (die zudem eine große Kohortenstärke aufwies).<sup>3</sup> Erst die langanhaltende Hochkonjunktur der Wirtschaftswunderzeit löste diese Strukturproblematik und bot für alle Qualifikationsstufen Jahrzehnte lang eine überwiegend reibungslose Passage sowohl der ersten wie der zweiten Schwelle. Durch die oben beschriebenen Maßnahmen (Ausweitung des Übergangssystems, Differenzierung der Bildungsgänge) wurde bis in die jüngste Vergangenheit versucht, sowohl der Übergangsproblematik für Absolventen schulischer und betrieblicher Ausbildungen wie des spezifischen Fachkräftebedarfs der wissensökonomisch umstrukturierten und digitalisierten postindustriellen Ökonomie zu entsprechen. Die effiziente Strukturiertheit des deutschen Berufsausbildungs- und Hochschulsystems beweist sich gegenwärtig noch dort, wo die Passage von Schwelle 1 wie Schwelle 2 unproblematisch gelingt, weil sich Angebotsprofil des Ausbildungssuchenden und Nachfrage seitens des Arbeitsmarkts hinreichend entsprechen. Allen anderen, hierin liegt die strukturell-institutionelle Innovation, wird ein institutioneller Möglichkeitsraum eröffnet, mittels legitimer Auszeiten (Freiwilligendienste) oder Mehrfachausbildungen (Höherqualifizierung, Weiterbildung), die individuelle Ausbildungs- und Beschäftigungsfähigkeit zu verbessern, zum Teil mit wohlfahrtsstaatlicher Absicherung. Im Übergangssystem ist also strukturell der Raum geschaffen, um Berufswahlentscheidungen revidieren und Brüche in der Ausbildungs- und Berufsbiografie kompensieren zu können.

Als Muster für die sich in diesem Rahmen vollziehenden Übergängen ist die Metapher des Yo-Yo durchaus zutreffend, da mitunter mehrmals zwischen Ausbildungssystem und Erwerbssystem, bzw. Arbeitslosigkeit, Familienzeit hin und her gewechselt wird und es prinzipiell offen ist, ob jener, der Normalbiografie entstammende Erwachsenenstatus, jemals erreicht werden kann. Insofern bewirken die aufgezeigten Strukturveränderungen durch die in ihnen stattfindenden Lebensverläufe eine Transformation des Erwachsenenalters wie der Jugendphase. Beide sind, gemessen an den ursprünglichen Indikatoren zu ihrer Abgrenzung (wirtschaftliche Selbstständigkeit, eigener Hausstand, Volljährigkeit, Familiengründung) nunmehr schwieriger auseinander zu halten. Über die Vergesellschaftung des Ju-

---

<sup>3</sup> Vgl. Schildt (1993)

gendlichen als Konsumbürger, als geringfügig Beschäftigter übernimmt er vergleichsweise früh Elemente der Erwachsenenrolle; die ökonomische Selbstständigkeit und Familiengründung erfolgen dagegen deutlich später im Lebenslauf, bzw. sind reversibel oder bleiben gar aus.

In diesem Zusammenhang finden sich in der Fachliteratur widersprüchliche Diagnosen hinsichtlich des Jugendmoratoriums: einige Jugendforscher sehen es durch das Ausgreifen von typisch ‚erwachsenen‘ Vergesellschaftungsmustern in die Jugendphase in seiner Existenz bedroht (mit unklaren, aber wohl nicht positiven Folgen für die Subjektgenese und Ausbildung von Identität);<sup>4</sup> die Gegenposition bezieht sich darauf, dass mit der Verlängerung von Bildungswegen auch das Jugendmoratorium gegenwärtig mehr Lebenszeit in Anspruch nehmen kann als noch eine Generation zuvor.<sup>5</sup> Genauer besehen handelt es sich um eine Transformation des Moratoriumscharakters der Jugendphase. Konsum und Arbeit spielen gegenwärtig eine größere Rolle und drängen die reine Selbstentfaltung, das Experimentieren mit Stilisierungen und Moden und spezifisch jugendkulturelle Zusammenschlüsse in den Hintergrund, so dass die Jugend primär von Statusinkonsistenzen geprägt ist.<sup>6</sup> Von den ‚Apokalyptikern‘ des Moratoriums werden diese Entwicklungen durchaus anerkannt und als Hineinwirken der gesellschaftlichen Produktionslogik in die davon separierte Phase des Jugendmoratoriums mit seiner dominanten Sozialisationslogik reformuliert. Zur deren negativen Bewertung kommen sie nur vor dem normativen Hintergrund der Höherschätzung eines institutionalisierten Freiraums für Jugendliche, verbunden mit einer grundlegenden Skepsis gegenüber den Vergesellschaftungsmechanismen der Arbeits- und Marktgesellschaft. Ein Bewertungsstandpunkt, der insofern historisch uninformiert ist, als das Moratorium für die bürgerliche Jugend sowohl im Kaiserreich und bis in die 60er Jahre hinein zwar die Freistellung von Erwerbsarbeit aber auch die Abhängigkeit von und Kontrolle durch die Eltern bedeutete.<sup>7</sup> Die Überzeugung, Identitätsbildung sei auf einen solchen Freiraum angewiesen, entstammt am ehesten der Entwicklungstheorie Eriksons und dem Theoriehintergrund der Kritischen Theorie der Frankfurter Schule, als zeitgemäßen entwicklungspsychologischen Erkenntnissen.

„Wir sehen die Existenz des Moratoriums nicht als Ergebnis einer sozialen Weisheit, sondern als eine Verzögerung in den Möglichkeiten zur Partizipation der Jugendlichen in unserer Gesellschaft. Das Moratorium scheint eher das Produkt einer Beschäftigungs- und Erziehungsstruktur zu sein, als zur Förderung der mentalen Gesundheit beizutragen.“<sup>8</sup>

Da Identität selbst ein abstraktes, Wandlungsprozessen unterlegenes Konzept ist, kann von einer Bedrohung der Identitätsentwicklung durch Veränderung der Form des Moratoriums nicht ausgegangen werden. Ohnehin ist es für die Konzeptionalisierung empirischer Forschung zielführender, Moratorium als eine Dimension von Jugend aufzufassen, wie dies vor allem Heinz Reinders ausgeführt hat. So gibt es zweifelsohne das Interesse unter den Jugendlichen, die ihnen angebotenen Freiräume zur Selbstentfaltung, zur Selbstexploration und zu jugendkulturellen Vergemeinschaftungen zu nutzen. Jugend hat aber auch ganz wesentlich eine Entwicklungsdimension; sie bleibt trotz ihrer biografischen Ausdehnung immer auf die Ankunft im Erwachsenenalter fokussiert. Für die Untersuchung verlängerter Berufsfindungsprozesse stellt sich daher nicht die Frage, ob sie Ausdruck einer überzogenen Morato-

<sup>4</sup> Vgl. Böhnisch/Lenz et al. (2009): 54, vgl. Schröder (2004), Oehme/Schröder (2008), Krauskopf (2007),

<sup>5</sup> vgl. Ferchhoff (2007): 294-298; Zinnecker (2003b): 52-54

<sup>6</sup> Die Situation der Jugendlichen „ist durch frühe, öffentliche, finanzielle, mediale, konsumptive, erotische und freundesbezogene Teilselbständigkeit bei – gemessen an den traditionellen Vorstellungen – später ökonomischer und familialer Selbstständigkeit mit ‚reproduktiver‘ Verantwortung gekennzeichnet“ (Schäfers 2004: 39. Hervorhebungen im Original).

<sup>7</sup> Siehe oben in Kapitel 2.2 die Ausführungen zur Entwicklung von Jugendverläufen im 20. Jahrhundert.

<sup>8</sup> Krauskopf (2007): 83

riumsorientierung sind, sondern wie sich diese mit der Transitionsorientierung im konkreten Jugendverlauf verbindet. Mit einer solchen prozessorientierten Perspektive wird zusätzlich die Schwierigkeit umgangen, die verlängerte Jugendphase in neue Unterabschnitte einzuteilen (Postadoleszenz, junges Erwachsenenalter) und diesen spezifische Entwicklungsaufgaben und Charakteristika zuzuweisen, um sie von der eigentlichen Adoleszenz unterscheidbar zu machen.

Mit diesen Bemerkungen ist die Subjektperspektive in Berufsfindungsprozessen bereits in den Blick geraten. Hier erscheint das Übergangsregime als ein System von Anreizen, Möglichkeiten und Restriktionen mit der Bewältigungsaufforderung, daraus die ‚richtigen‘ Optionen zu wählen und stringent durchzuziehen. De-Institutionalisierung der Normalbiografie und des Musters des institutionalisierten Lebenslaufs heißt hier, dass zwar die großen Stationen des Lebenslaufs (Arbeit, Partnerschaft, Familie nur noch eingeschränkt) vor Augen stehen, jedoch das Wissen über die detaillierte Verknüpfung der Inklusionen in Ausbildungsgänge, unter der Maßgabe antizipierte biografische Ziele zu erreichen, nicht enthalten ist. Wie sollte es auch, da im institutionalisierten Lebenslaufmodell sich subjektive Laufbahnen mehr oder weniger automatisch an vorgegebene Berufslaufbahnen angleichen, die aufgrund der stabilen Konjunkturentwicklung selbst wiederum Stabilität erreichen konnten (und in den meisten Fällen zu einer beständigen Aufwärtsmobilität und damit hohen individuellen Zufriedenheit beitrugen). Exakt dieser Automatismus fehlt im gegenwärtigen Übergangsregime. Zwar existiert das Wissen, in welchen Branchen die gradlinigsten Übergangsverläufe zu erwarten sind, was jedoch nicht zu einem ungebremsten Run auf entsprechende Ausbildungsberufe und Studienfächer führt (die ‚Konjunktur der Berufe‘ ist zwar auch arbeitsmarktabhängig, aber nicht ausschließlich und hängt der realen Nachfragenentwicklung oftmals um einige Jahre hinterher, so dass sie später branchenspezifische Überfüllungskrisen hervorrufen). Damit ist die Orientierung im Ausbildungswesen die zentrale Schwierigkeit für Heranwachsende, die durch zwei Faktoren zusätzlich problematisiert wird.

Zum einen beruhen Berufsfindungsprozesse auf widersprüchlichen Wert- und Zielvorstellungen bezüglich des angestrebten Berufs, der Berufsposition und weiterer biografischer Ziele. Seit 1997 verdeutlichen die Jugendstudien in immer stärkeren Maße die Sicherheitsorientierung unter den Jugendlichen angesichts manifester Arbeitslosigkeit (unter den Abiturienten ist diese allerdings am geringsten ausgeprägt),<sup>9</sup> gleichzeitig bestehen Ansprüche auf Selbstverwirklichung, auf Selbstentfaltung, auf Relevanz des erlernten Berufs für die eigene Persönlichkeit weiterhin fort. Eine ähnliche Konfliktlinie ergibt sich für Frauen mit der parallelen Ausrichtung ihrer Lebensplanung auf Erwerbsarbeit und Familie mit eigenen Kindern. Im Ausbildungsverlauf selbst, bzw. in der gesamten Erwerbsbiografie wird sich zeigen, wie derartige Zielkonflikte aufgelöst werden, hierin ist eine wichtige Problematik erfasst, hinsichtlich der Berufsfindungsprozesse beobachtet werden. Denn als These lässt sich formulieren, dass verlängerte Ausbildungsbiografien Effekt derartig nicht aufgelöster Konfliktkonstellationen sind. Hierin bewährt sich die Ausweitung der Berufswahlproblematik auf den weiten Kontext der gesamten Lebensplanung, da so diese Wert- und Zielvorstellungen, die Modi der Handlungsorientierung und Entscheidungsfindung, die angewandten Mittel zur Umsetzung von Plänen mit dem schlussendlich Erreichten in Beziehung gesetzt werden können.

Die andere, wesentlich grundsätzlichere Problematik für die Lebensbewältigung insgesamt, aber die Berufsfindung unter den aufgezeigten Strukturbedingungen im Besonderen, ergibt sich aus der institutionalisierten Individualisierung, d. h. der Verlagerung der Verantwortung für die Lebensplanung und

---

<sup>9</sup> Dennoch haben in der gegenwärtigen Wirtschaftskrise Studienfächer mit scheinbar sicheren Beschäftigungsaussichten besonderen Zulauf (vgl. Wiarda 2006).

Umsetzung von Plänen, für den Erwerb des dafür nötigen Wissens wie für die zu treffenden Entscheidungen auf den sozialen Akteur. Makrosoziologisch zeigt sich eine gewisse systemische Desintegration hinsichtlich der Einbindung der Bevölkerung in das System der Erwerbsarbeit (bei dessen unveränderter Zentralität für individuelle Lebenschancen und sozialer Anerkennung). Die Übergänge zwischen Schwelle 1 und Schwelle 2 entbehren einer institutionalisierten Verknüpfung, die Koordination, die Verknüpfungsarbeit wird dem Individuum zugewiesen. Für die Berufsfindung hat dies zwei wichtige Konsequenzen. Mit dieser Ermächtigung des sozialen Akteurs zeigt sich der Effekt, dass dieser die strukturell angelegten und normativ legitimierten Verknüpfungsmöglichkeiten von Bildungsgängen und Auszeiten zur Realisierung biografischer Ziele tatsächlich ausnutzt (wie an der weiten Verbreitung von Auslandsaufenthalten, Mehrfachausbildungen, Studienabbrüchen und den Freiwilligendiensten abzulesen ist). Individuierung ist als Möglichkeit im Ausbildungssystem angelegt und wird entsprechend wahrgenommen – mit dem Effekt der Hinauszögerung von Berufseinstieg und Familiengründung. Mit der finanziellen Förderung des Erststudiums und restriktiven Handhabung der darin implizierten Möglichkeit des Studienfachwechsels sind Grenzen markiert, die jedoch mittels anderer Ressourcenquellen neutralisiert werden können. Individualität, Selbststeuerung wird ermöglicht, gleichzeitig aber auch normativ, d. h. zur Grundbedingung für die Bewältigung der Entwicklungsaufgabe Berufsfindung. Damit wird gesellschaftlich der stärkeren Subjektbezogenheit der Lebensführung, des Wertewandels hin zu Selbstentfaltungswerten und individueller Autonomie Rechnung getragen. Der Differenzierung der Ausbildungswege korrespondiert nicht nur ein gesteigener Bedarf, sondern auch wachsende Nachfrage als Ausdruck subjektiven Entfaltungswillens. Anders formuliert: der Automatismus, der aus den Berufseinstiegsprozessen der 1950er bis 1970er Jahre spricht, ist auch Folge einer stärker arbeitsbezogenen Erwerbsorientierung wie stärkerer Direktion der Berufswahl durch die Eltern. Bis zum Aufbrechen des Generationenkonfliktes fehlte hier eine stark ausgeprägte und weit verbreitete Entscheidungsautonomie der Jugendlichen.

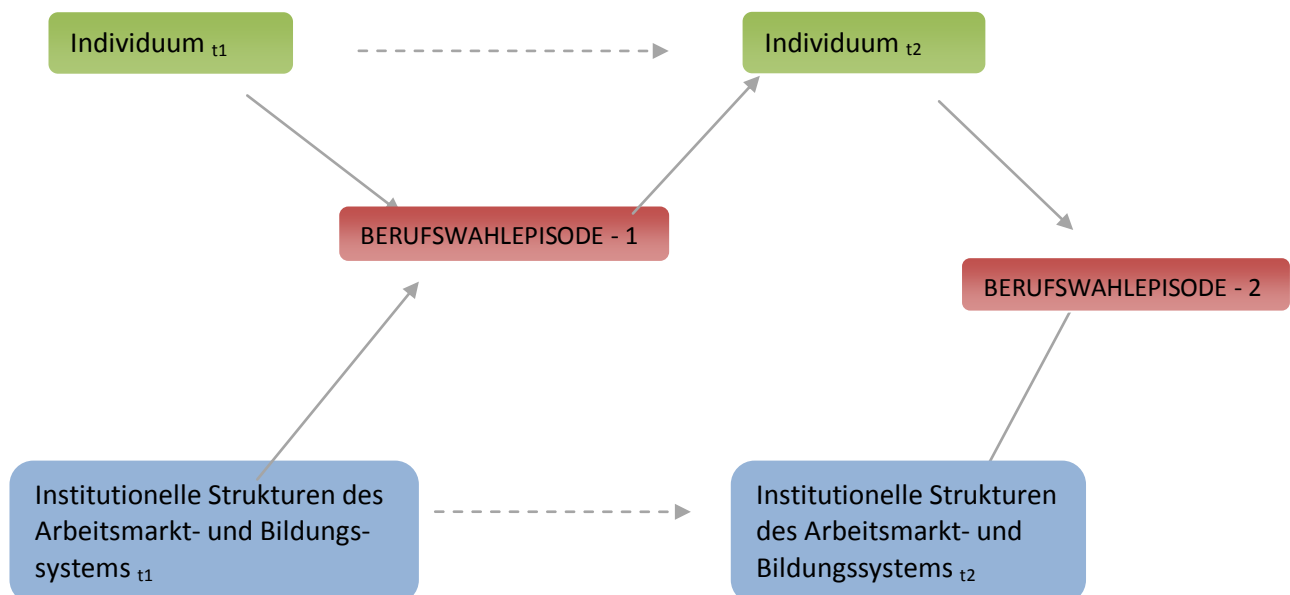
Die zweite Konsequenz ergibt sich aus der logischen Schlussfolgerung, dass Berufsfindungsprozesse problematisch werden, wenn sozialisationsbedingt diese Selbststeuerung des biografischen Handelns nicht oder nur unzureichend geleistet werden kann, sei es wegen Entscheidungsunfähigkeit, fehlenden Berufswünschen, Handlungshemmung, Motivationsmängel oder Problematik des Informationsmanagements. Denn die Aufforderung zur Individuierung ist insofern paradox, als Individuierungsprozesse nicht außerhalb sozialer Strukturen (mit ihren Limitierungen) stattfinden und, wie so eben dargelegt, Zielkonflikte implizieren können, so dass die Annahme einer Harmonisierung von Individuierung und sozialer Integration, d. h. der gelingenden Subjektgenese im sozial vorgegebenen Rahmen der Möglichkeiten, unangemessen ist. Stattdessen müssen konzeptionell diese Konfliktkonstellationen als Bewältigungsaufforderungen herausgestellt werden, um daran das Ringen um Handlungsfähigkeit (als Versuch der Realisierung von subjektiven Wünschen im gesellschaftlich vorgegebenen normativen Rahmen) beobachten zu können. Nur so kann die Pathologisierung von verlängerten Berufsfindungsprozessen, von biografischer Widerständigkeit verhindert und der sich darin äußernde soziale Sinn zum Ausdruck gebracht werden.

Für Ostdeutschland wird von einer besonderen Relevanz der hier entfalteteten Perspektive ausgegangen. Als Betroffene eines „doppelten Transformationsprozesses“ sind Bewältigungsaufforderungen, wie die Entwicklungsaufgabe der Berufsfindung, für ostdeutsche Jugendliche eher als problematisch anzusehen. Zum einen bewirkt die anhaltend negative wirtschaftliche Entwicklung in weiten Teilen Ostdeutschlands eine Verengung des Möglichkeitsraumes für Schulabgänger, bzw. erhöht die Kosten für die Passage der ersten Schwelle in eine Form der Berufsausbildung. Denn erzwungene Mobilität

kann sich subjektiv zur Bedrohung von Handlungsfähigkeit und damit von Lebensbewältigung ausweiten. Mobilität wird dabei nicht an sich problematisiert, doch gilt es exakt hinzusehen, zu welchem Grad an Mobilität Jugendliche bereit sind und wann auf die Realisierung beruflicher zugunsten anderer privater Ziele, bzw. subjektiven Befindlichkeiten und Werthaltungen zurückgestellt werden. Zum anderen fehlt in Ostdeutschland, vor allem außerhalb des akademischen Milieus, weitgehend die Möglichkeit, berufsbiografisches Wissen der Eltern zu nutzen. Der Wert ihrer beruflichen Sozialisation in der DDR ist schwer kalkulierbar, der familiäre Kontext der Berufsorientierung Jugendlicher ist sehr stark von der Erwerbsbiografie ihrer Eltern während des Transformationsprozesses bestimmt, und damit von der Allgegenwart der Arbeitslosigkeit, sei es als eigene Erfahrung oder als ständige oder wiederkehrende Bedrohung, des erzwungenen Berufswechsels, der marginalen Integration in die Erwerbsarbeit oder der Abwertung erworbener Berufsqualifikation und Erfahrungen. Was vielfach fehlt, ist ein über Generationen akkumuliertes Wissen (sowie in Teilen auch entsprechende Habitusformen) des subjektiv erfolgreichen Handelns in einer marktwirtschaftlich strukturierten und sozialstaatlich eingefassten Wirtschaftsordnung. Dieser fehlende Wissenstransfer addiert sich zu der auch für westdeutsche Jugendliche geltenden Unsicherheit im Umgang mit neuen Berufsfeldern und neuen Bedingungen der individuellen Integration in eine postindustrielle Ökonomie. Für die empirische Arbeit ergibt sich hieraus die Frage, welche Auswirkungen dieser Erfahrungshintergrund auf die Berufsorientierung der Jugendlichen in Ostdeutschland hat.

Die bisherige Analyse konnte deutlich machen, dass verlängerte Berufsfindungsprozesse als Möglichkeit im gegenwärtigen Übergangsregime angelegt sind und auch von einer nicht kleinen Minderheit unter den Jugendlichen (über Studienabbruch, Mehrfachausbildung, Weiterqualifizierung) vollzogen werden.

**Abbildung 12: Erweitertes Berufswahlmodell**



*Quelle: eigene Darstellung*

In Abbildung 12 wird in diesem Zusammenhang das oben angeführte Modell der Berufswahlentscheidung wieder aufgegriffen und der hier vorgeschlagenen Auffassung von Berufsfindung als längerer Prozess mit mehreren Entscheidungsphasen angepasst. Alle individuellen Faktoren (Persönlichkeits-

faktoren wie Interessen und Motivation sowie Problemlösungsstile) sind unter dem Punkt ‚Individuum‘ subsumiert; der Einfluss von Familie und anderen sozialen Beziehungen wurde nicht mehr explizit berücksichtigt. Nach dem bisher Ausgeführten erscheint es nicht notwendig, die soziale, lebensweltliche wie familiäre, Situiertheit und Eingebundenheit des Einzelnen explizit zu betonen, um nicht dahingehend missverstanden zu werden, den Einzelnen als einsamen Homo Clausus (Norbert Elias) anzusehen. Allein die kausale Attributierung für das Zustandekommen einer Berufswahlentscheidung an die Entscheidungsmacht und Verantwortung des Einzelnen führt in der Darstellung dazu, das Individuum den rein strukturellen Einflüssen und Rahmenbedingungen gegenüberzustellen und dagegen alle intermediären Faktoren, Lernumwelten und die Dimension biografischer Erfahrung dahinter verschwinden zu lassen. Im Gegensatz zum oben angeführten Modell einer Berufswahlentscheidung, welches explizit versucht, ein kausales Beziehungsgefüge abzubilden, liegt der heuristische Zweck dieser Darstellung in der Betonung der Prozessperspektive im Fortschreiten von  $t_1$  zu  $t_2$ . Denn hieran wird deutlich, dass sich in der Neuauflage der Berufswahlsituation – egal wodurch sie motiviert oder verursacht ist – sich die Rahmenbedingungen komplett verändert haben können. Es kann nicht davon ausgegangen werden, dass das zu Entscheidungsfindung gezwungene Individuum, sein soziales Umfeld oder das System der Berufswelt und der Arbeitsmarkt in gleicher Weise auf die Berufsorientierung oder Entscheidungsfindung einwirkt, wie in der ersten Episode. Gleichzeitig heißt dies aber nicht, dass jede neue Episode separat zu behandeln wäre – wie dies Rational-Choice-Herangehensweisen nahelegen – da die Abhängigkeit aller Episoden ab dem Zeitpunkt  $t_2$  von der Ausgangskonstellation sehr hoch ist. Berufsfindungsprozesse sind daher zu einem empirisch auszuweisenden Teil epigenetisch, gewinnen im Verlauf eine eigene Dynamik, die sich nicht auf den Einfluss individueller, interpersonelle und strukturell-institutionelle Faktoren reduzieren lässt.

Hiermit ist der Rahmen abgesteckt, in dem sich diese Ausbildungsverläufe ereignen und in der folgenden Darlegung des empirischen Materials soll ihr Verlauf, Bedingungsfaktoren, die Möglichkeiten ihres erfolgreichen Abschlusses wie des Scheiterns beschrieben werden. Aus dem bisher gesagten ergeben sich folgende Forschungsfragen:

1. Phänomenologisch steht die Beschreibung der sozialen ‚Gestalt‘ oder der Dimensionen verlängerte Berufsfindungsprozesse sowie die Sichtbarmachung ihres Bedingungsgefüges im Mittelpunkt. Spezieller: wie gestalten sich diese Verläufe unter ostdeutschen Transformationsbedingungen?
2. Strukturorientiert wird nach den möglichen Friktionen im institutionellen Arrangement des Ausbildungssystems wie nach den inhärenten Bewältigungsressourcen und ihrer Perzeption und Nutzung gefragt. Anders formuliert: wie weit trägt die These der Entkopplung von Strukturen des Lebenslaufs und der Handlungsebene der biografischen Lebensbewältigung?
3. In kultursoziologischer Perspektive wird nach den individuellen Wertvorstellungen für das eigene Leben, nach Plänen und Zielen unter Berücksichtigung der Modi ihrer Umsetzung gefragt. Exakter: Wie funktioniert die Koordinierung unterschiedlicher biografischer Ziele und deren Umsetzung im Rahmen lebenslagenspezifischer Möglichkeiten?
4. In sozialpädagogischer Hinsicht ist die Frage interessant, inwieweit Berufswahlsituationen als Bedrohungen subjektiver Handlungsfähigkeit bzw. Lebensbewältigung wahrgenommen werden, bzw. persönliche Krisen auslösen. Im engeren Sinne zielt diese Frage auf die Aufdeckung von Vermeidungsstrategien, Entlastungsmechanismen oder biografischer Widerständigkeit.
5. Aus politischer Sicht ist nach Interventionschancen und -notwendigkeiten zu fragen.

6. Gesellschaftstheoretisch relevant ist die Beobachtung verlängerter Berufsfindungsprozesse bezüglich der darin ablaufenden Prozesse der Subjektivierung von Gesellschaft (Enkulturation) bzw. der Vergesellschaftung von Individuen (Integration) auf mögliche (temporäre oder dauerhafte) Konfliktkonstellationen.



## 5. Methodologie und Methoden

### 5.1 Standortbestimmung in der Biografieforschung

In den Einzelinterviews wird problemzentriertes und höchst selektives, biografisches Material erhoben, so dass es einiger Anmerkungen zum methodologischen Stellenwert bzw. Reliabilität des narrativen Materials bedarf. Von zwei theoretischen Standpunkten aus muss diese kritisch hinterfragt werden. Zum einen wird im Kontext poststrukturalistischer Sozialforschung nach der Determination individueller Lebensverläufe durch objektive Strukturmerkmale gefragt, wogegen subjektiv empfundene Entscheidungsspielräume und Autonomieansprüche als sekundär bis illusionär (bzw. kulturell/normativ erzeugt) angesehen werden (so Bourdieu).<sup>1</sup> In der interpretativen Sozialforschung,<sup>2</sup> der Psychoanalyse<sup>3</sup> und der Oral History<sup>4</sup> sind dagegen zum anderen Reliabilität und Validität der Daten die zentralen Probleme. Welche Art von Daten liegen mit einem transkribierten narrativen Interview vor? Welche Aussagen lässt dieser Text überhaupt zu? In der Biografieforschung zeigt sich dies im Problem der Transformation des tatsächlich gelebten Lebens in biografische Reflexion des Befragten und schlussendlich in seiner biografischen Erzählung. In methodologischen Vorüberlegungen soll zur Problematik der Geltung und Validität narrativen Datenmaterials Stellung genommen werden.

1. Das Gegensatzpaar Determination und Autonomie zielt entweder auf die Wirkung von Strukturen (Machtstrukturen im engeren Sinne wie generell die Tatsache in einer vorstrukturierten Welt zu leben), die mehr oder weniger direkt individuelles Handeln dirigieren<sup>5</sup> oder auf die Determination menschlichen Handelns entweder durch sein genetisches Erbe oder des neurophysiologischen Aufbaus und Funktionierens des menschlichen Gehirns als ‚Ursprungsort‘ von Handlungen und Entscheidungen.<sup>6</sup> Konnten sich evolutionsbiologische Erklärungsansätze innerhalb der Soziologie selbst nicht durchsetzen, steht eine intensive Auseinandersetzungen mit den neuen Erkenntnissen der Neurowissenschaften und dem daraus abgeleiteten Erklärungsanspruch noch am Anfang.<sup>7</sup>

In der Soziologie stellt sich die Frage nach der Determination des menschlichen Lebensvollzuges als Frage nach dem generativen Prinzip sozialer Praxis, wie es Bourdieu beispielhaft in seiner auf dem Habituskonzept und dem sozialen Raum der Positionen beruhende Theorie der sozialen Praxis ausformuliert hat. So beansprucht er zu zeigen, wie aus Gegebenem (Struktur) über die Reaktualisierung im praktischen Lebensvollzug (überwiegend im deskriptiven Sinne unbewusst) erneut Struktur und Ordnung generiert wird, ohne damit einen mechanistischen Determinismus zu behaupten. Vielmehr handelt es sich beim Habitus um ein „System dauerhafter und übertragbarer Dispositionen“<sup>8</sup> zu sozialem

---

<sup>1</sup> Vgl. Bourdieu (1990)

<sup>2</sup> Vgl. Lamnek (1995): Kap. 1.7 & 1.8

<sup>3</sup> Treppenhauer (1991); König (2007)

<sup>4</sup> von Plato (1991)

<sup>5</sup> Hierzu wären beispielsweise die Ansätze von Foucault und Bourdieu zu zählen.

<sup>6</sup> vgl. exemplarisch Roth (2003). Auch wenn von den sich zu philosophischen oder handlungstheoretischen Problemen äußernden Neurowissenschaftlern ein neurowissenschaftlicher Reduktionismus stets abgelehnt wird, zeigt sich in der Debatte mit der Philosophie um den „freien Willen“ dennoch zumindest die imperiale Tendenz, Zuständigkeit der Naturwissenschaften für bisher eher geisteswissenschaftliche, philosophische und sozialwissenschaftliche Fragestellungen zu reklamieren; verbunden mit dem Verneinung, die besseren, weil naturwissenschaftlichen Antworten darauf zu haben (vgl. den Sammelband Sturma 2006; kritisch zu lesen: Roth (2008), ausgewogener ist die Sammlung von Gesprächen mit Wolf Singer: Singer 2003)

<sup>7</sup> vgl. Nollmann (2006); Maasen (2006); Reichertz (2006)

<sup>8</sup> Bourdieu (1993): 98

Handeln, eine Erzeugungsgrundlage für soziale Praktiken mit der Tendenz, in vergleichbaren Situationen ähnlich zu handeln. Der Habitus beschreibt eine generative Struktur: eine Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmatrix, welche die subjektive Wahrnehmung sozial prägt und soziale Praxis hervorbringt.<sup>9</sup>

Die Pointe bei Bourdieu liegt auf der Transintentionalität allen sozialen Handelns, die sich eben in der Reproduktion der, die soziale Ordnung und damit Gesellschaft und Kultur konstituierenden Strukturen ausdrückt und mit dem intentionalen Handlungsmotiv oder dem subjektiv gemeinten Sinn des Handelns nicht zwingend Berührungspunkte aufweist. Indeterministisch ist diese Vorstellung insofern, als dass der Habitus dem Menschen einen Freiheitsspielraum lässt: „Über den Habitus regiert die Struktur, die ihn erzeugt hat, die Praxis und zwar nicht in den Gleisen eines mechanischen Determinismus, sondern über die Einschränkungen und Grenzen, die seinen Erfindungen von vornherein gesetzt sind.“<sup>10</sup> Habitus ermöglicht den Individuen eine bedingte Freiheit im Rahmen ihres historischen, kulturellen und gesellschaftlichen So-Seins und Geworden-Seins, welches sie kaum transzendieren können. Bourdieu geht von einem Entsprechungsverhältnis zwischen strukturierter Sozialordnung – Institutionen, Organisationen, Normensystemen etc. – und ihrer inkorporierten, internalisierten, innerpsychischen Repräsentation aus, woraus er eine Tendenz zur Angleichung des individuellen Verhaltens an den von der Sozialordnung (und damit der Struktur von Ungleichheiten) vorgegebenen Möglichkeitshorizont ableitet.<sup>11</sup>

Auch wenn Bourdieu sich immer gegen den Determinismusvorwurf verwahrt hat, erscheint seine Konzeption im Vergleich zur, auf Erweiterung individueller Freiheitsgrade konzentrierten, Individualisierungsdebatte, aber auch im Vergleich zur sozialphänomenologischen Handlungstheorie sehr deterministisch.<sup>12</sup> Für die Biografieforschung hat diese Sichtweise die Konsequenz der Geringschätzung narrativer Erzählungen im Sinne einer Herabstufung zu bloß kulturell-normativ erzeugten Artefakten einer sozialen Praxis ohne wissenschaftliche Basis. „Das Subjekt und das Objekt der Biografie [...] haben in gewisser Weise das gleiche Interesse, das Postulat der Sinnhaftigkeit der berichteten Existenz (und implizit, der gesamten Existenz) zu akzeptieren“.<sup>13</sup> Und weiter:

„Diese Neigung, sich dadurch zum Ideologen seines eigenen Lebens zu machen, dass man im Dienst einer allgemeinen Intention gewisse signifikante Ereignisse auswählt und zwischen ihnen eigene Beziehungen stiftet, um ihnen Kohärenz zu geben [...], findet die natürliche Komplizenschaft des Biografen, der alles, angefangen bei seinen Dispositionen des professionellen Interpreten, dazu beiträgt, diese artifizielle Kreation von Sinn zu akzeptieren“.<sup>14</sup>

Für Bourdieu zielt Biografieforschung, die narratives Material zum Ausgangspunkt nimmt, am eigentlichen Erkenntnisziel des Nachvollzugs und der Erklärung individueller Lebensverläufe vorbei, da dies nur über die Rekonstruktion der Struktur der Positionen des sozialen Raumes und der sozialen Felder geleistet werden kann, in welchen sich Lebensvollzüge vollziehen. Es geht also im engeren Sinne um die Art und Weise der Transzendierung des Narrativs, welches, wie Bourdieu richtig herausstellt, durch die situativen Faktoren der Erhebungssituation, der Interessen des Befragten wie des Fragenden sowie

---

<sup>9</sup> Meuser (1999): 127

<sup>10</sup> Bourdieu (1993): 102f.

<sup>11</sup> Bourdieu/Wacquant (1996): 163f.

<sup>12</sup> Müller (1992)

<sup>13</sup> Bourdieu (1990): 76

<sup>14</sup> Ebd.

durch etablierte normative Vorgaben über „gelungene“ Biografien oder legitime Lebensläufe konstitutiv bestimmt ist. Dahinter steht die viel grundlegendere Einsicht, dass eine ‚Biografie‘ erst in der reflexiven Zuwendung zur individuellen Vergangenheit entsteht und ohne die ordnenden, verbindende und damit Sinn stiftende kognitive Arbeit und ihre sprachliche Objektivierung schlichtweg nicht existent wäre. Biografie kann nicht beobachtet werden, man kann sie sich nur erzählen lassen. ‚Biografie‘ muss daher als subjektives Konstrukt in einer spezifischen sozialen Situation und damit spezifisch subjektiv motiviert und sozial orientiert angesehen werden.

Bourdieu sucht nun nicht nach einem Weg, vom Narrativ ausgehend zum ‚eigentlichen‘ Leben zu kommen, sondern kritisiert die Herangehensweise der Biografieforschung als solche. Nicht allein mittels Befragungen ist dem individuellen Lebensverlauf auf die Spur zu kommen, sondern durch Sequenzanalyse der Positionswechsel (Laufbahn) des Befragten im Kontext der Kapital- und Machtstrukturen des jeweiligen sozialen Raumes, in welchem sich der Befragte bewegt. „Man kann also eine Laufbahn [...] nur verstehen, wenn man vorher die aufeinander folgenden Zustände des Feldes, in dem sie sich abgespielt hat, konstruiert hat“.<sup>15</sup> Bourdieu kommt es also gar nicht auf die einzelne Biografie als Verlaufsgeschichte an, sondern auf die kausale Determiniertheit der gesamten Biografie bzw. einzelner Lebensereignisse im Netz struktureller und kollektiver Bezüge. Eine Vorstellung, die insofern antiindividualistisch ist, als sie das Individuum nicht als „Planungs- und Entscheidungszentrum“ seines eigenen Lebens begreift, sondern demgegenüber die Abhängigkeiten von externen Einflüssen betont. Das folgt der Logik, in welcher bereits das Habituskonzept angelegt ist – die Betonung impliziter, unbewusster kognitiver, ästhetischer sowie normativer Schemata für die alltägliche Lebensführung gegenüber der bewussten Wahl und Entscheidungsfindung. Bourdieus Antwort auf die eingangs aufgeworfene Frage ist daher klar: der Zugang zum tatsächlichen Lebensablauf wird über die Analyse der sozialen Felder, in welchen er stattfindet, gefunden; die Biografie als Erzählung bleibt Lieferant für die objektiven Daten des Lebensverlaufs, und spielt als Konstruktion kaum eine Rolle. Aus dieser Sichtweise heraus sind Brückenschläge zur Biografieforschung schwer möglich, da Bourdieu neben der konzeptionellen Vernachlässigung des entscheidungsfähigen und kreativen Subjekts eine nahezu statische Vorstellung gesellschaftlicher Ordnung und damit von Lebensverläufen hat.<sup>16</sup> Bourdieus Ansatz ist für den oben erarbeiteten Ansatz zu apodiktisch. Zugunsten einer eindeutig objektiv-strukturzentrierten Perspektive wird auf eine Beobachtung der realen Verschränkung von Dispositionen, Determinationen und strukturellen Einflüssen mit subjektiven Handlungsentwürfen (die ja dennoch auf einer lebensweltlich strukturierten Weltkonstruktion beruhen), individuelle Kreativität und Widerständigkeit verzichtet.

Ernst zu nehmen und zu meinen Ausführungen über biografische Lebensbewältigung anschlussfähig ist Bourdieus Skepsis gegenüber der Handlungsfähigkeit des sozialen Akteurs. Bourdieu kann sehr gut zeigen, wie diese von externen Handlungsrestriktionen beeinflusst wird, wie sich der Lebensverlauf auch als Abfolge unplanbarer Ereignisse und Kontingenzerfahrungen lesen lässt, vor dessen Hintergrund Biografie gerade als subjektives Bemühen um Kohärenzsicherung und Sinnhaftigkeit – und damit als Arbeit und Problem aufscheint. Auch von dieser Warte aus lässt sich damit das aktive Handlungsmodell des sozialen Akteurs kritisieren, da mittels Bourdieu eher das fraktale Subjekt sichtbar wird,

---

<sup>15</sup> Bourdieu (1990): 80

<sup>16</sup> vgl. Balke (2003) der die These vertritt, Bourdieus Ordnungsvorstellung sei an der „höfischen Gesellschaft“, wie Elias sie beschrieben hat, und damit einer stratifizierten Gesellschaftsordnung orientiert, welche Mobilitätsprozesse sowie wirkliche subjektive Entscheidungsfreiheit konzeptionell an den Rand drückt.

welches seiner Ganzheitlichkeit wie auch seinen Lebensumständen nie vollständig habhaft werden kann.<sup>17</sup>

Folgt man Bourdieu, gerät der eigentliche Gegenstand der Biografieforschung – die individuelle Biografie, durch die eher makroskopische Perspektive auf die sozialen Räume und Felder, in denen diese sich vollzieht, aus dem Blick. Für die Verbindung von objektivem Lebensverlauf und subjektiven Biografiekonstruktionen interessiert sich Bourdieu nicht; in der deutschen Biografieforschung steht dies jedoch als Frage nach dem Verhältnis von biografischer Erzählung und „tatsächlich gelebtem Leben“ im Mittelpunkt theoretisch-methodologischer Ausführungen und erfährt dabei unterschiedliche Lösungen.

Interpretative Verfahren sind, wie Flick schreibt, in eine „Krise der Repräsentation“ geraten.<sup>18</sup> Sozialforscher müssen sich danach von der Vorstellung verabschieden, „direkt gelebte Erfahrung einfangen zu können“.<sup>19</sup> Oder mit den Worten von Fuchs-Heinritz: „Lebensgeschichten sind so grundsätzlich widerständig gegen das, was die Sozialwissenschaften von ihnen wollen: Auskünfte über soziale Verhältnisse und Vorgänge aus ‚unpersönlicher‘ Sicht.“<sup>20</sup> Was mittels Interviews erhoben werden kann, ist die subjektive Deutung der eigenen Lebensgeschichte, bzw. eine für die Kommunikation aufbereitete Version individueller Erfahrungen. Man kann dies als Text bezeichnen, um den Konstruktcharakter herauszustellen. Gleiches gilt übrigens für alle Methoden der Sozialforschung; sie sind nicht unabhängig von der jeweiligen Subjektivität des Forschers wie des Forschungsobjekts (siehe nächstes Kapitel). Bedenkt man die Wurzeln des interpretativen Paradigmas in der phänomenologischen Soziologie (Schütz, Berger/Luckmann)<sup>21</sup> und die große Nähe zu wissenssoziologischen Ansätzen, mag das Auftreten der „Krise der Repräsentation“ überraschen. Denn dort ist der Mensch als Konstrukteur von *Welt* ausgewiesen, ohne dass damit behauptet wird, individuelles Welterzeugen, bzw. subjektive Weltansichten geschehen beliebig. Gerade weil sie an die soziale Position des Subjektes, seine individuelle Lebensgeschichte sowie die „geistige Situation der Zeit“<sup>22</sup> gebunden ist, kann sie Gegenstand der qualitativer Sozialforschung werden – aber eben als subjektive Konstruktion und eben nicht als Repräsentant für eine ‚objektiv‘, d. h. von der Subjektivität des Befragten unbeeinflusste Realität.

Mit diesem nachvollziehbaren Paradigmenwechsel hin zu konstruktivistischen Ansätzen,<sup>23</sup> wird die Frage nach dem Verhältnis von biografischer Erzählung und dem objektiv gelebten Leben unter der Hand erledigt. Sich am Konstruktivismus orientierende Biografieforschung interessiert sich daher auch stärker für Form, Inhalt und Art und Weise der Narration biografischer Erfahrung, als für den Versuch, dieser auf den Grund zu gehen.<sup>24</sup> Vom „Was“ der gelebten Erfahrung wurde zum „Wie“ des Erzählens übergegangen und das Fragen nach Kausalitäten aufgegeben. In der inneren Analyse der biografischen

---

<sup>17</sup> Vgl. zu dieser Perspektive: Liebau (2006): 49f.

<sup>18</sup> Flick (2000): 190f., vgl. auch: Flick (2007): 108f.

<sup>19</sup> Flick (2000): 190

<sup>20</sup> Fuchs-Heinritz (2005): 83

<sup>21</sup> Vgl. zu dieser Grundlegung: Lamnek (2005): Kap. 3

<sup>22</sup> Marotzki (2007): 177

<sup>23</sup> Die phänomenologische Soziologie in Nachfolge von Alfred Schütz und Berger/Luckmann wird vielfach als Sozialkonstruktivismus bezeichnet, dem vor allem der radikale oder operante Konstruktivismus, wie er Luhmanns Systemtheorie zugrunde liegt, gegenüberzustellen ist.

<sup>24</sup> Vgl. Jost (2005), Marotzki (2005): 185, zum Überblick über die unterschiedlichen theoretischen Ansätze in der Biografieforschung: Fuchs-Heinritz (2005): Kap. II.4.

Nassehi führt beispielhaft aus, wie in systemtheoretischer Perspektive nicht mehr „gelebtes Leben“ sondern das in Textform vorliegende Narrativ zum Untersuchungsgegenstand der Biografieforschung wird. (vgl. Nassehi 1994)

Erzählung als Konstruktion zweiter Ordnung wird zwar die Sinnstruktur der Erzählung expliziert, der eigentliche Zusammenhang der einzelnen Lebensereignisse, auf denen die Erzählung beruht, bleibt aber im Dunkel.

„Der Konstruktivismus kann die Abfolge biografischer Entscheidungen oder lebensgeschichtlicher Stationen nicht erklären oder verständlich machen, wenn er darauf konzentriert ist, die Muster der Selbstdarstellung und der Selbstbeschreibung in ihrem Vollzug und in ihrer Struktur als Beobachtung zweiter Ordnung zu identifizieren“.<sup>25</sup>

In konstruktivistischer Perspektive kann immer nur die Sinnggebung biografischer Daten vom gegenwärtigen Standpunkt des Befragten aus hermeneutisch erschlossen werden. Vergangene Bedeutungszuschreibungen bzw. Erlebnisqualitäten bleiben so unzugänglich. Monika Wohlrab-Sahr verweist auf die Sequenzanalyse, um dieses Manko zu überwinden. Indem für jede lebenslaufrelevante Entscheidung der Horizont der möglichen Optionen aufgespannt wird und darin dann die getroffenen Entscheidungen analysiert werden, eröffnet sich der Blick auf die Aneinanderreihung biografischer Sequenzen und damit der Folgewirkung biografischer Erfahrung auf zukünftige biografische Entscheidungen. In der Rekonstruktion der Fallstruktur (d. h. des sequenziellen chronologischen Lebensablaufes) zeigt sich über die Art und Weise (oder Logik) der Verknüpfung der Sequenzen die zeitnahe Verarbeitung biografischer Erfahrung.<sup>26</sup>

Diese von vom Bielefelder Soziologen Heinz Bude als „Homologieannahme“<sup>27</sup> bezeichnete methodologische Grundannahme zur Interpretation narrativer Interviews ist dahin gehend kritisiert worden, dass sie den Realitätsgehalt der erzählten biografischen Daten überschätze und den verfälschenden Effekt der Retrospektive wie der (latenten) Darstellungsabsicht der Befragten systematisch unterschätzt.<sup>28</sup> Führt also kein Weg darüber hinaus, den Lebensverlauf nur als weder mitteilbare noch reproduzierbare „dunkle Seite der Biografie“<sup>29</sup> anzusehen? Hier soll eine Perspektive der qualitativen Biografieforschung stark gemacht werden, die sich damit nicht zufrieden gibt. Erstens erlaubt die Analyse vor allem umfangreicher biografischer Interviews die Betrachtung einzelner Biografiesequenzen aus dem Blickwinkel der Gesamtgestalt des berichteten biografischen Materials und damit die Einschätzung, inwieweit das Erzählen von biografischen Ereignissen stark durch die gegenwärtige Lebenssituation oder den aktuellen situativen Kontext bestimmt ist, bzw. inwiefern der Bericht noch authentische Erfahrungs- und Erlebnisweisen früherer Ereignisse reproduziert. Gegen die gegenwartsbezogene Konstruktion von Erinnerung allgemein und Biografie im Besonderen steht die Abhängigkeit der gegenwärtigen biografischen Situation von früheren Lebenserfahrungen – was eine völlige Beliebigkeit oder grobe, permanente verfälschende konstruierende Erinnerung unwahrscheinlich werden lässt.<sup>30</sup> Vor allem szenisch wiedergegebenen Ereignissen wird hohe Authentizität zugestanden. Weiterhin folgen biografische Erzählungen (v. a. Stegreif-Erzählungen) bestimmten Konstitutionsregeln (temporale Ordnung,

---

<sup>25</sup> Wohlrab-Sahr (1999): 490

<sup>26</sup> Vgl. Küsters (2006): 78, in Anschluss an Schütze, der darin die Sedimentierung von Lebenserfahrung beim Erzähler im vergangenen Prozessgeschehen des Lebens sieht.

<sup>27</sup> Bude in: Flick (2007): 438

<sup>28</sup> Flick (2007): 442; Wohlrab-Sahr (1999): 487

<sup>29</sup> Nassehi (1994): 54

<sup>30</sup> Rosenthal (2005): 168

sinnstiftende Kohärenz (=Gestalterschließungszwang), Herstellung von Kausalbeziehungen etc.,<sup>31</sup> Detaillierungszwang), von denen nicht beliebig abgewichen werden kann, bzw. wo deutliche Abweichungen selbst wiederum Hinweise auf die Interpretation des entsprechenden Falles liefern. Aus der Erzähltheorie wird ein Idealtypus biografischer Narration entwickelt, der zumindest als Kontrollfolie für das erhobene narrative Material dient. Auf diese Weise kann verdeutlicht werden, an welchen Stellen davon ausgegangen werden muss, dass - aufgrund bewusster oder unbewusster Verfremdung - das Erzählen eben nicht vergangene Erfahrung möglichst authentisch reproduziert.

Wolfram Fischer-Rosenthal und Gabriele Rosenthal führen mit der Trennung zwischen der Analyse faktischer biografischer Daten (erzählte Lebensgeschichte) und der Erzählstruktur biografischer Erfahrung (erlebte Lebensgeschichte) eine andere, hier bevorzugte, Kontroll- und Verifizierungsmöglichkeit ein.<sup>32</sup> Die auf Fakten beruhende erlebte Lebensgeschichte ermöglicht mittels Sequenzanalyse die Konstruktion möglicher, sinnvoller (im Sinne von sozio-kulturell wahrscheinlicher) Erlebnis- und Verarbeitungsweisen bzw. subjektive Sinnstiftungs- und Kausalitätszuschreibungsformen, die dann mit der erzählten Lebensgeschichte zu vergleichen sind. Dabei sind ‚fehlerfreie‘ Entsprechungen sowie hohe Konsistenz zwischen beiden keine Erforderlichkeit, da sich die Individualität eines Falles, vor allem die latenten Bestimmungsfaktoren biografischer Entscheidungen erst durch deutliche Abweichungen bezüglich eines erwartbaren oder anders möglichen Verlaufs enthüllen.

Grundlegend für die Biografieforschung ist der Standpunkt – und damit kehrt sie fast zu Bourdieu zurück – dass biografische Erzählungen keine willkürliche Aneinanderreihung von Lebensdaten, keine kruden Umdeutungen und Erfindungen von Erlebensweisen und Empfindungen darstellen, sondern in einer durch Interpretation zu ermittelnden Weise mit dem tatsächlichen Lebensvollzug in Verbindung stehen – ohne diesen allerdings vollständig und tatsachenadäquat rekonstruieren zu können.<sup>33</sup> Alle Interpretation bleibt immer Konstruktion, sogar Konstruktion zweiter Ordnung, da bereits die ‚Rohdaten‘ hermeneutischer Analyse der Alltagspraxis entnommene soziale Konstruktionen darstellen.<sup>34</sup> Insofern ist der Konstruktivismus elementarer Bestandteil der hermeneutischen Methodologie,<sup>35</sup> abzulehnen ist nur die dort gezogene Konsequenz, dass auf den Wahrheitsbegriff aufgrund des Konstruktcharakters biografischer Narrative/Texte besser verzichtet werden sollte.<sup>36</sup> Meines Erachtens liegt dies in der Fixierung auf die soziale Rahmung und Normierung sowie der funktionalen Komponente biografischer Erzählungen (Selbstdarstellung, Selbstreflexion) begründet – was unberechtigterweise dazu motiviert, die Distanz zwischen erzähltem und erlebtem Leben als für wissenschaftliche Rückschlüsse unangemessen groß zu postulieren.<sup>37</sup> Die vorstehenden Ausführungen haben zudem die der biografischen Erzählung selbst zu entnehmenden Kontrollmöglichkeiten bezüglich dieses Hiatus ver-

---

<sup>31</sup> Keupp (1999): 229-231, siehe auch Küsters (2006): 24ff. Auch Monika Wohlrab-Sahr spricht dies an, indem sie darauf hinweist, dass Biografien Selbstbindung beim Biografieträger erzeugen, die der Beliebigkeit der Darstellung wie der Verfälschung Grenzen setzt (vgl. Wohlrab-Sahr 2006).

<sup>32</sup> Rosenthal/Fischer-Rosenthal (2007): 461f., Rosenthal (2005): 173f.

<sup>33</sup> Weder im faktischen Ablauf, dazu sind zu viele Details der Erinnerung nicht mehr zugänglich, noch in der tatsächlichen Sinndimension sozialer Praxis, die – wie Bourdieu und Oevermann explizit hervorheben – retrospektiv nicht einzuholen ist.

<sup>34</sup> Vgl. Berger/Luckmann (1980) und Soeffner/Hitzler (1994). Auch die Objektive Hermeneutik teilt diesen Grundsatz, führt die Konstruktionen 1. Ordnung allerdings noch auf transzendente Regeln der sozialen Grammatik zurück, die nicht interpretiert sondern eher nur ausgegraben oder entdeckt werden müssen (vgl. Oevermann, 1993).

<sup>35</sup> Wohlrab-Sahr (1999): 485

<sup>36</sup> Wohlrab-Sahr (1999): 492

<sup>37</sup> Vgl. Jost (2005)

deutlich. Die Konstitutionsbedingungen subjektiver Realitäts- und Biografiekonstruktionen wie deren soziale Funktionalität (Selbstdarstellung, soziale Anerkennung) sind integraler Bestandteil sozialwissenschaftlicher Hermeneutik, weshalb rein konstruktivistische Positionen eher eine Reduktion hermeneutischer Erkenntnismöglichkeiten darstellen, als diese zu erweitern.

Selbstironisch formuliert Werner Fuchs-Heinritz, dass Individuen aufgrund der großen Mängel der menschlichen Erinnerungsfähigkeit und der Tendenz, konstruktivistisch zu erinnern und absichtsgelenkt zu erzählen eigentlich die falschen Ansprechpartner für die Erhebung biografischer Daten sind.<sup>38</sup> Doch sei dies kein Grund, auf diese Forschungen zu verzichten, vielmehr müsse die Relevanz und Gültigkeit der erhobenen Daten besser ausgewiesen und begründet werden. Die Bemühungen innerhalb der hermeneutischen Wissenschaften laufen daher darauf hinaus, aufzuzeigen, dass Konstruktion nicht mit Beliebigkeit gleichzusetzen ist, sondern die Bindung von Narrationen an sie erzeugende, dauerhafte, meist latente und daher in der Interviewsituation seitens des Befragten auch nicht kontrollierbare Strukturen aufzuzeigen. Bourdieus Habituskonzeption als generative Struktur sozialer Praxis (und damit auch des Lebensverlaufs) ist eine Möglichkeit der theoretischen Explikation dieser latenten „inneren Handlungsführung“ (Bude).<sup>39</sup> Meist ist es Erkenntnisziel biografischer Analysen, diesen inneren roten Faden, diese Gestalt, welche ein Leben in dem zugrundeliegenden Text annimmt, heraus zu präparieren. Dadurch wird ein gedankliches Konstrukt gewonnen,<sup>40</sup> welches implizit in allen Lebensäußerungen als formgebende Struktur zugrunde liegt – ohne dies deterministisch zu missverstehen. Denn die Eindeutigkeit solcher latenter Muster ergibt sich erst in der retrospektiven Betrachtung von Biografieverläufen; sie mag nützliche Hypothesen bezüglich zukünftiger biografischer Entscheidungen des Biografieträgers liefern, ohne jedoch diese selbst zu präjudizieren. Die Wandelbarkeit der Persönlichkeit, die Möglichkeit von Lern- und Bildungseffekten, welche solche Muster auch deutlich transformieren können,<sup>41</sup> wird durch diese Annahme nicht unterlaufen.

Methodologisch ist damit gut begründet, dem Biografieträger in der Interviewsituation, trotz seiner nicht zu leugnenden strategischen Interessen, Wahrhaftigkeit bezüglich seiner Aussagebereitschaft zu unterstellen. Wahrhaftig nicht im Sinne „messbarer“ Wahrheit oder der Homologie zwischen faktischem Lebensvollzug und biografischem Bericht, sondern verstanden als Notwendigkeit, dass der Befragte als Experte seines eigenen Lebens überwiegend eine wahrhaftige Schilderung seiner Biografie gibt und diese eben nicht primär durch frei erfundene Episoden anreichert.<sup>42</sup> Als methodologisches Prinzip ist diese Annahme unverzichtbar, da psychodynamisch motivierte wie kulturspezifische Ver-

---

<sup>38</sup> Fuchs-Heinritz (2005)

<sup>39</sup> Bude (1998): 251

<sup>40</sup> Es gibt verschiedene theoretische Annäherungen an diese latente Struktur. Schütze bezeichnet sie als „biografische Gesamtformung“ (Schütze 1983: 104) und bezieht sich damit, ebenso wie Budes „Lebenskonstruktionen“ (Bude 1998) allerdings auf die Gestalt, in welcher die untersuchte Biografie im Text zum Ausdruck kommt. In der objektiven Hermeneutik ist zwar ebenfalls der Text Untersuchungsgegenstand, dennoch wird mit dem Konstrukt der Fallstrukturgesetzmäßigkeit ein generatives, innerpsychisch im Individuum verankertes latentes (ebenso gestalttheoretisches) Konzept des „inneren Leitfadens“ angenommen (vgl. Oevermann 1993: 180). Insofern gibt es deutliche Parallelen zwischen dieser Konzeption und Bourdieus Habituskonzept.

In der Tiefenpsychologie findet sich sowohl bei Alfred Adler („Lebensplan“) wie auch bei Carl Gustav Jung („Individuation“ als Weg vom ‚Ich‘ zum ‚Selbst‘) stärker spekulativ oder metaphysisch konnotierte Konzepte, die zumindest bei Adler jedoch das gleiche Phänomen beschreiben wollen.

<sup>41</sup> Ein deutliches Beispiel dafür ist in den Biografien religiöser Konvertiten zu sehen (vgl. Wohlrab-Sahr 1998).

<sup>42</sup> Kleining (1995): 190

fremdungseffekte (und sei es durch die vom Interviewer aufgezwungene Art der Darstellung) nur so überhaupt identifiziert werden können.

## 5.2 Heuristische Sozialforschung als leitende Methodologie

Zentrales methodisches Problem dieser Arbeit ist die Sichtbarmachung sozialer Praxis, bzw. genauer: individuellen Erlebens, welches so für Außenstehende eigentlich nicht sichtbar ist. Der Untersuchungsgegenstand ‚längere, ausgedehnte oder diskontinuierliche Berufsfindungsprozesse‘ ist weder in seinen sozialen Dimensionen noch der Qualität des subjektiven Erlebens bekannt, vielmehr besteht das primäre Untersuchungsziel dieser Arbeit exakt in der Sichtbarmachung dieses sozialen Phänomens. Das bedeutet nicht, nach einer unbekanntem Nadel im Heuhaufen zu suchen, vielmehr soll vom eingangs formulierten vorthoretischen, der Alltagswelt entnommenen Vorverständnis ausgehend die soziale Ausdehnung dieses Untersuchungsgegenstandes erforscht werden. Als forschungsleitende Methodologie wurde dafür die Heuristische oder Entdeckende Sozialforschung nach Kleinig ausgewählt. Standardisierte und quantitativ orientierte Methoden eignen sich für diese Forschungsfrage nicht, da Festlegung und Operationalisierung der Variablen und Items bereits umfangreiche Kenntnis des Gegenstandes – aus welcher im Folgenden überprüfbare Hypothesen abgeleitet werden könnten – voraussetzen würden. Diese Untersuchung ist dem in explorativer Absicht insofern vorgelagert, als sie erst das soziale Feld erhellt und erst jenes Wissen produziert, worauf quantitative Studien aufbauen können.<sup>43</sup> Hinter dieser methodologischen Gegenüberstellung steht im engeren Sinne die Reflexion des Forschers über seinen sozialen Standpunkt und subjektiven Blickwinkel bezüglich des Untersuchungsgegenstandes und damit die Einsicht, dass sozialwissenschaftliche Untersuchungsgegenstände dem Forscher nicht naiv und „objektiv“<sup>44</sup> gegeben sind.

Wie sein Untersuchungsgegenstand weist auch der Forscher eine historische, geografische und kulturelle Standort- oder Seinsgebundenheit (Mannheim) auf und ist zusätzlich an den Erfahrungs- und Wahrnehmungshorizont seiner eigenen Biografie und Persönlichkeit gebunden.<sup>45</sup> Sozialforscher stehen ihrem Forschungsobjekt nicht nur als technische Maschine zur Datenerhebung gegenüber, sondern treten in eine Interaktionsbeziehung mit ihm ein, die – wie jede soziale Interaktion – ganz wesentlich von den lebensweltlichen Wissensstrukturen und biografisch erworbenen kognitiven und kommunikativen Möglichkeiten bestimmt ist, so dass die Subjekthaftigkeit des Forschers – wird sie nicht in den Forschungsprozess mit einbezogen und reflektiert – zu einer zentralen Fehlerquelle werden kann. Franz Breuer formuliert hierfür eine Forschungshaltung, die im Wesentlichen darauf zielt, eigene dem Vorverständnis entspringende Selbstverständlichkeiten, unproblematisierte Hintergrundannahmen und Interpretationsvorgänge, Auslassungen und nicht-unternommene Forschungsschritte und Fragen mittels Techniken der Dezentrierung (Einnehmen einer Metaperspektive) in den Blick zu bekommen.<sup>46</sup> Der ‚blinde Fleck‘<sup>47</sup> eines jeden Forschers wie Theoretikers lässt sich damit natürlich nicht vollständig

---

<sup>43</sup> Bortz/Döring (2006): 354

<sup>44</sup> „Objektive Erkenntnis ist die Konstruktion eines Subjekts, das sich selbst verabsolutiert, weil und solange es nichts von sich weiß“. (Rauschenbach zitiert in: Breuer 2003, zur Kritik an der Forschungslogik des quantitativen Paradigmas vgl. auch Lamnek 1995: Kap. 1.7).

<sup>45</sup> Vgl. Breuer (2003)

<sup>46</sup> Vgl. Breuer (2000, 2003)

<sup>47</sup> An dieser Stelle ist einem Missverständnis vorzubeugen. Vom ‚blinden Fleck‘ zu sprechen, erzeugt mitunter vor-schnell Assoziationen zur Systemtheorie, auch wenn der Begriff eigentlich aus der Wahrnehmungspsychologie zur



einholen, wie überhaupt diese Forschungstechnik ein hohes Maß an Sensibilität und Aufmerksamkeit für das eigene, routinemäßige wie unbewusst gesteuerte Handeln verlangt. Vergleichbar mit den grundsätzlichen Schwierigkeiten einer auch nur allein durchzuführenden tiefenpsychologischen Selbstanalyse (dafür nach wie vor beispielhaft S. Freuds *Traumdeutung*) formuliert diese Forschungstechnik oder -ethik für den allein arbeitenden Forscher einen hohen Anspruch, dem er, gerade wegen der Unsichtbarkeit des (deskriptiv wie dynamisch) Unbewussten, also dessen was er – so Luhmann – „nicht sehen kann, weil er es nicht sehen kann“<sup>48</sup>, nur unzureichend gerecht werden kann. Insofern bleibt es dem Leser überlassen, in den angegebenen, relevanten biografischen Informationen, der Dokumentation des Forschungsablaufes und den Reflexionen des Forschers selbst Beschränkungen der subjektivitätsverhafteten Perspektive aufzuspüren.

Die Heuristische Sozialforschung oder generell explorative Methoden sind als *via regia* zur ersten Annäherung an ein noch unbekanntes oder wenig vermessenenes Forschungsfeld zu betrachten.<sup>49</sup> Die dafür paradigmatische Offenheit gegenüber dem Forschungsgegenstand, die Bereitschaft sich von ihm „überraschen“ zu lassen und seiner Ausdehnung nachzugehen, anstatt ihn in ein vorgefertigtes Kategoriensystem oder Gedankengebäude zu pressen, prädestinieren entdeckende Methoden für diese Art von Fragestellung. Im vorherigen Abschnitt dürfte auch deutlich geworden sein, dass diese Offenheit nicht mit Voraussetzungslosigkeit gleichzusetzen ist, wie auch Rosenthal mit Rückgriff auf die Methodologie Alfred Schütz' betont.<sup>50</sup> Aus der Alltagswelt entspringend und auf den alltagsweltlichen Konstruktionen von Sozialität aufbauend, einer dadurch intuitiv gegebenen Problemerkennung folgend, gewinnt der Untersuchungsgegenstand erste Konturen, welche nun im Forschungsprozess selbst kontrolliert und nachprüfbar validiert und ausgetestet werden müssen.

„Forschungsgegenstände werden nicht ‚gemessen‘, sondern es wird versucht, ihre Eigenart, ihre Erscheinungsweise und ihre Struktur in ihrem Umfeld und in ihrer gesellschaftlich-geschichtlichen Situation zu erkennen und zu prüfen auf Grundlage eines intersubjektiven Objektbegriffs“.<sup>51</sup>

---

Beschreibung der Physiologie und Funktionalität des menschlichen Auges stammt. In der Systemtheorie beschreibt der ‚blinde Fleck‘ die Annahme, dass in einem sozialen System nicht zwei Operationen gleichzeitig ablaufen können und damit die aktuelle Operation nicht gleichzeitig beobachtet werden kann, sondern nur ex post mit einer weiteren, anschließenden Operation, mit welcher die ursprüngliche jedoch nicht einzuholen ist (und nur als Konstruktion über die erste Operation ausgewiesen werden kann (vgl. nächste Fußnote)). Der ‚blinde Fleck‘ im hier benutzten Verständnis hat mit diesen beiden Verständnisformen wenig mehr gemein als eine gewisse Analogie. Es erscheint vor dem Hintergrund tiefenpsychologischer wie sozialphänomenologischer Erkenntnisse und darauf aufbauender Methodologie unabweisbar dass jedem Menschen sein eigener Standpunkt und damit die kognitiven, emotionalen, psychodynamischen, kulturellen und sozialen Voraussetzungen seiner Weltbeobachtung und Weltkonstruktion in unterschiedlichem Maße intransparent bleiben und in gewissen Grenzen auch bleiben müssen, da Denkvoraussetzungen in ihrer Vielschichtigkeit und Komplexität mittels Reflexion nicht vollständig eingeholt werden können.

<sup>48</sup> Vgl. Luhmann (2005b): 172

Luhmanns Behauptung von der Intransparenz jeder Systemoperation bezieht sich nur auf die Operation als in der Gegenwart ablaufende soziale Praxis, welche bei Luhmann nicht gleichzeitig Praxis und Reflexion über Praxis sein kann, und besitzt nur in dem Rahmen Plausibilität (auch wenn damit nicht viel gewonnen ist, sondern eher verdeckt wird, dass „man“ sehr wohl etwas *tun* und gleichzeitig darüber reflektieren oder sich wundern kann). Die Unmöglichkeit vollständiger Selbsttransparenz korrespondiert bei Luhmann dem kommunikationstheoretischen Systembegriff und nicht einem, näher zu bestimmenden Subjekt, wie im hier zitierten Aufsatz von Luhmann weiter anhand der Kritik am sozialphänomenologischen Paradigma ausgeführt wird.

<sup>49</sup> Vgl. Kleining (1995): 228ff.; Rosenthal (2005): 48-53; Lamnek (1995): 22; Bortz/Döring (2006): 354, 368; Witzel (1985): 228

<sup>50</sup> Vgl. Rosenthal (2005): 49f.

<sup>51</sup> Kleining (1995): 277

Im Dialog mit dem Gegenstand, seiner mehrfachen Befragung, der inneren Bereitschaft neue Erkenntnisse gegen das bisherige Selbstverständnis und damit die Überzeugung des Forschers zuzulassen, wird der Gegenstand schrittweise und regelgeleitet sichtbar. Die Arbeit hat daher mit einem ersten, alltagsweltlichen Vorverständnis begonnen. Es gilt als Basis für die Durchführung der Experteninterviews, deren Auswertung ein erweitertes Vorverständnis hervorbringen wird, welches wieder als Grundlage leitfadengestützter narrativer Interviews dienen soll. Gleichzeitig erlauben diese ersten Zwischenergebnisse begründete Vermutungen über Kausalzusammenhänge. Erst die Auswertung der Einzelinterviews wird eine umfangreiche Extrapolierung des Untersuchungsgegenstandes erbringen. Vollständigkeit kann dabei nicht angestrebt werden. Zum einen würde dies den Rahmen der Arbeit sprengen, zum anderen ist zu bezweifeln, ob in den Sozialwissenschaften Untersuchungsgegenstände eindeutig gegeneinander abzugrenzen sind.<sup>52</sup> Sie in ihrer figurativen Lagerung und Wechselwirkung in der Sozialwelt darzustellen, bildet daher ein erstes zentrales Erkenntnisziel dieser Arbeit.

Sich mit dem Prinzip der Offenheit dem sozialen Feld zu nähern, scheint dabei unumgänglich. Die bisherige Forschung gibt nicht genügend Wissen her, um vorab die hier in den Blick genommene Statuspassage unter diesem Gesichtspunkt hinreichend zu erhellen; erst recht nicht die individuellen Lebensweisen. Auch mittels Milieu- oder Lebensstilstudien können lebensweltlicher Hintergrund, individuelle Relevanzsysteme und Denk- und Entscheidungsstile sowie Habitusformen höchstens annähernd bestimmt werden.

Es gilt dabei, beide Ebenen, das überindividuelle Allgemeine wie das Besondere zu beachten und in einer nur scheinbar zirkulären Analyse miteinander zu verbinden. Durch einen Abstraktionsprozess ergibt sich ein allgemeines oder generalisiertes Vorverständnis des Gegenstands jenseits der konkreten empirischen Daten. Über alle Details hinweg werden hier Gemeinsamkeiten, Strukturen und Analogien sichtbar. Hier zeigt sich der Kern des Gegenstandes, der als Ausgangspunkt zu dessen umfänglicher und konkreten Beschreibung in seinen Grenzen und zahlreichen Facetten genutzt wird. Die Transformation von Kollektivem in Individuelles, von Gesellschaft/Kultur in individuelles Handeln und Erleben, deren Typik und Einzigartigkeit, geraten dabei gleichzeitig in den Blick.

Jede empirische Arbeit muss sich die Frage nach der Gültigkeit und Verlässlichkeit der erhobenen Daten stellen. Für qualitative Forschung ist dies insoweit problematisch, als die Methoden hier nicht standardisiert sind und wegen – der Offenheit gegenüber dem Gegenstand – nicht sein können.

„Gegenstände der heuristischen Sozialforschung sind lebendige, bewegte, den historischen Wandlungen unterworfenen ‚Gegenstände‘, sie sind nicht stabil und fest. Die Prüfverfahren müssen das berücksichtigen.“<sup>53</sup>

Die Vorgehensweise heuristischer wie generell qualitativer Forschung scheint mit dem Anspruch generalisierter Prüfkriterien im Widerspruch zu stehen, der sich auflösen wird, wenn man Reliabilität nicht an Standardisierung und einem den Naturwissenschaften entlehnten Objektivitätsbegriff, sondern an den intersubjektiven Nachvollzug des Forschungsprozesses und der Untersuchungsergebnisse bindet.<sup>54</sup> Dazu muss dieser mit allen Einzelschritten ausführlich dokumentiert werden. Dies erstreckt sich auf das Vorverständnis, Erhebungsmethoden und Erhebungskontext, Transkriptionsregeln, die Daten selbst, die Auswertungsmethoden (Interpretationsverfahren) wie auch auf die Dokumentation des

---

<sup>52</sup> Kleining (1995): 234

<sup>53</sup> Kleining (1995): 277

<sup>54</sup> Vgl. dazu: Steinke (2007): 324f., Lamnek (1995): 182

Ablaufs des Forschungsprozesses. Durch Nachvollziehen des Forschungsprozesses anhand dessen Dokumentation sind die Ergebnisse daher prinzipiell reproduzierbar; gleichzeitig eröffnet sich die Möglichkeit der Analyse des ‚blinden Flecks‘ des Forschers. Als oberstes Kriterium der Forschung gilt zwar die kritische Distanz zum Objekt, die Bereitschaft sich von neuem Wissen überraschen und das Verständnis vom Gegenstand ändern zu lassen, die prinzipiellen Beschränktheit jeder subjektiven Perspektive kann jedoch dadurch nicht außer Kraft gesetzt werden.

Mit diesem Dokumentationsverfahren sind auch die Kriterien der Validität mit berücksichtigt worden. Die Triangulation der Methoden wird keinen nennenswerten validierenden Effekt erzeugen. Uwe Flick ist zuzustimmen, wenn er darauf hinweist, dass jede Methode ihren Gegenstand konstruiert und entsprechend „simple Übereinstimmungen bei der Triangulation verschiedener Methoden bei der Untersuchung des ‚selben‘ Gegenstandes nicht zu erwarten“ sind,<sup>55</sup> Triangulation daher nicht als Validierungsstrategie anzuwenden ist. Die Expertenbefragungen erzeugen den Gegenstand vor dem Hintergrund professionellen Wissens und einer Vielzahl von Fällen auf einer abstrakten Ebene, die jener der Einzelfallstudien nicht gleichgesetzt werden kann. Sie liefern einerseits hauptsächlich jene objektiven Daten über typische Verläufe in dieser Statuspassage und geben einen möglichst breiten wie auch bereits aggregierten Überblick über die Spanne des Phänomens. Experteninterviews dienen in erster Linie für die Erhebung der objektiven Perspektive. Gleichzeitig ermöglichen sie, gerade weil es sich um professionelles Personal handelt, typische Verläufe, Konfliktkonstellationen und Lösungswege zu transzendieren, auf latente Mechanismen und Sinngehalte hinzuweisen. Das aus der Auswertung der Experteninterviews gewonnene (Vor-)Verständnis des Untersuchungsgegenstandes bildet die Grundlage für die Einzelfallstudien und deren Auswertung. Das Ziel der Untersuchung besteht in der Erarbeitung eines gesättigten Bildes des Untersuchungsgegenstandes, welches seiner allgemeinen Eingebundenheit in soziale Zusammenhänge ebenso gerecht wird, wie der Einzigartigkeit individueller Lebensverläufe.

### 5.3 Methodik der Datenerhebung & Datenanalyse

#### Experteninterviews

Mit zwei verschiedenen Methoden soll sich dem Untersuchungsgegenstand angenähert werden. Ausgehend von einem im 5. Kapitel formulierten erweiterten Vorverständnis des Untersuchungsgegenstandes wird dieses in einem ersten Schritt in leitfadengestützten Experteninterviews einem empirischen Test unterzogen. Experteninterviews eignen sich für Untersuchungen,

„in denen soziale Situationen oder Prozesse rekonstruiert werden sollen, um eine sozialwissenschaftliche Erklärung zu finden. Die Experteninterviews haben in diesen Untersuchungen die Aufgabe, dem Forscher das besondere Wissen der in der Situation und Prozesse involvierten Menschen zugänglich zu machen.“<sup>56</sup>

Diese Herangehensweise erscheint als sinnvoll, da professionelle Ansprechpartner in Beratungsinstitutionen regelmäßig mit Problemen in der Berufsfindung in Berührung kommen. Die Unsichtbarkeit bzw. die soziale Unauffälligkeit dieser Lebensverläufe wird m. E. am ehesten dort durchbrochen, wo sich die Betroffenen professionelle Hilfe in der Bewältigung ihrer schwierigen Lebenssituation suchen. Gleich-

---

<sup>55</sup> Flick (2005): 25

<sup>56</sup> Gläser/Laudel (2006): 11, Hervorhebungen im Original weggelassen

Zur Methode vgl. Bogner/Menz (2005), Meuser/Nagel (2005), Kassner/Wassermann (2005)

zeitig beschränkt dies natürlich die Validität der über Experteninterviews erhaltenen Daten aufgrund der Selbstselektion der Betroffenen. Es besteht die Erwartung dass sich die Erfahrungen der Experten auf ein breites Spektrum der Ratsuchenden beziehen, so dass diese Beschränkung möglichst limitiert wird.

Darüber hinaus sind bereits Einsichten in die kausalen und funktionalen Zusammenhänge von subjektiven Orientierungsvorgängen, Entscheidungsfindung und externer Beeinflussung zu erwarten, da die Experten über das methodische Rüstzeug hierfür verfügen, bzw. derartige Analysen zu ihrem Aufgabenbereich zählen. Die Experteninterviews werden demnach mittels qualitativer Inhaltsanalyse faktenorientiert und systematisch ausgewertet (s. u.).

### **Leitfaden der Experteninterviews**

1. Konstruktion des Problemzusammenhangs
  - a. Ist er annähernd richtig beschrieben
  - b. Abweichungen/Konkretisierungen
  - c. Verlaufsskizze der Statuspassage bei Betroffenen
  - d. Gibt es „Beratungskarrieren“?
2. Klassifikation der Hilfesuchenden
  - a. Geschlecht + Alter
  - b. Fachrichtung/Berufszweig (Häufigkeitsverteilungen, Gibt es Zahlenmaterial?)
  - c. Dauer der Beratung (wie oft)
3. Beratungsinhalte + Beratungsverlauf
  - a. Grund der Beratung
  - b. Typische Problemmuster + hinreichende Differenzierung (Vielfalt)
  - c. Darstellung des Verlaufs der (mehrstufigen) Entscheidungsfindung aus Sicht des Beraters
  - d. Darstellung der Ursachen für diesen Verlauf aus Sicht des Beraters
  - e. Aufgezeigte Handlungsmöglichkeiten/Entscheidungsalternativen
  - f. Typische bzw. differenzierte Reaktion der Betroffenen
4. Sicht der Professionellen auf die Statuspassage als soziologisches Konstrukt
  - a. Einschätzung der Möglichkeiten und Schwierigkeiten der Statuspassage unter gegenwärtigen Bedingungen (strukturelle Bedingungen in Wirtschaft/ Bildungswesen, normative Maßstäbe/Zwänge, Kausalität)
  - b. Einschätzung der Beratungssuchenden (Typisierung, individuelle Faktoren)
  - c. Wissen um Beratungsbedarf – Dunkelziffer ?
  - d. Was ist verbesserungswürdig? Wo besteht Handlungsbedarf? (Institutionen, Gesellschaft/Kultur etc.)
  - e. Wissen um Beratungsergebnis

## Einzelinterviews

Als Ergebnis der Auswertung der Experteninterviews wird ein, um die empirischen Ergebnisse erweitertes Verständnis des Untersuchungsgegenstandes, vorliegen. Möglicherweise zeigen sich schon Differenzen zwischen diesem und dem theoriegeleitet erarbeiteten Vorverständnis. Daraus sind die Konsequenzen für die Vorbereitung der Einzelinterviews zu ziehen. Aus ihnen soll zunächst die soziale Reichweite des Phänomens ersichtlich werden. Mit einer absichtlich vagen Formulierung zur Rekrutierung geeigneter Interviewpersonen wird versucht, die Spannbreite der Empirie auch tatsächlich einzuholen, bzw. die Grenzen des Gegenstandes zu erfassen (*testing the limits*).<sup>57</sup> Dazu werden die Gespräche als leitfadengestütztes, problemzentriertes Interview geführt,<sup>58</sup> da die Ausbildungsbiografie als mehrstufiger, reversibler Entscheidungsprozess im Zentrum der Befragung steht, allerdings kombiniert mit der Methodik des narrativen Interviews. Jeder Befragte sollte mit einer freien Erzählung über seinen Ausbildungsweg das Interview beginnen, ohne durch Nachfragen unterbrochen zu werden. Vorgegeben wird ihm dabei der zeitliche Rahmen des interessierenden Biografieausschnitts – ausgehend vom Schulabschluss bis zur gegenwärtigen Situation. Dabei sollen die Befragten nicht nur einen Bericht biografischer Daten liefern, sondern möglichst Szenen ihrer Berufswahlentscheidungen und Erlebnisse erinnern und erzählen.<sup>59</sup> Das narrative Interview wird in der Lebenslauf- und Biografieforschung präferiert, da mit der Tätigkeit des Erzählens auf Seiten des Befragten eine eigengesetzliche, normativ geregelte Konstruktionstätigkeit in Gang gebracht wird, welche nur partiell der Kontrolle des Befragten unterliegt (siehe vorheriges Kapitel). Indem der Befragte von Nachfragen und Bemerkungen des Forschers ungehindert aus sich heraus seine Biografie problemzentriert konstruiert, verweben sich in diesen Konstruktionsprozess all jene oben schon ausgeführten nicht-bewussten Einflussfaktoren sowie die ebenso meist latente Darstellungsabsicht oder Selbstinszenierung des Befragten - welche ebenso Rückschlüsse sowohl auf seine Persönlichkeit wie die sozio-kulturelle Umwelt zulässt. Das Narrativ wird dabei als Einheit, als in sich geschlossene Erzähl- oder Ausdrucksgestalt angesehen,<sup>60</sup> durch welchen sich wie einen roten Faden diese „innere persönliche Linie“<sup>61</sup> zieht, die der Biografie einen einheitlichen Charakter gibt und die der Forschung nicht direkt zugänglich ist, sondern sich in der subjektiven Darstellung des Lebens, der Bewertung von Erreichtem oder Nicht-Erreichtem, dem Blick auf die Vergangenheit und deren Einschätzung, der Aussicht auf die Zukunft, Schilderung der Gegenwart zeigt (Fallrekonstruktion).<sup>62</sup>

Alle weiteren, dem Leitfaden zu entnehmenden Fragen werden in einer Nachfragephase gestellt und sollen bestenfalls erneut Narrationen auslösen – was in unterschiedlichem Maße gelingen wird –, aber vor allem auch sicher stellen, dass ausreichend biografische Daten und der gesamte, theoretisch ausgearbeitete Kontext des fokussierten Biografieausschnittes mit erhoben wird. Das ermöglicht einerseits die detaillierte Beschreibung des Typus ‚verlängerter Berufsfindungsprozess‘ und andererseits besteht, auf den Einzelfall bezogen, so die zusätzliche Analysemöglichkeit der Kontrastierung von er-

---

<sup>57</sup> Kleining (1995): 265

<sup>58</sup> Vgl. Witzel (1985)

<sup>59</sup> So die konstitutive Bestimmung des narrativen Interviews bei Lamnek (2005): 357 im Gegensatz zu anderen Erzählungen.

<sup>60</sup> Vgl. Rosenthal (1995): 20; Auch Oevermanns objektive Hermeneutik beinhaltet im Konzept der Fallstrukturgesetzmäßigkeit eine solche gestalttheoretische Perspektive Oevermann (1993); ebenso Bude (1998).

<sup>61</sup> Fahrenberg (2002): 125

<sup>62</sup> Vgl. Kraimer (2000)

*zähltem Leben* und *gelebtem Leben*.<sup>63</sup> Die Fallrekonstruktion geschieht in dieser Untersuchung mit dem begrenzten Erkenntnisziel der Identifizierung und Typisierung biografischer Handlungs- oder Lebensbewältigungsstile, wie sie sich anhand der Berufswahlproblematik aufzeigen. Deren Relation zur Gesamtbiografie oder der Lebensbewältigung in anderen Lebensbereichen wird eine offene Frage in dieser Arbeit bleiben, es sei denn, die narrativen Interviewsequenzen ergeben selbst hinreichend Material, um diesen Vergleich anstellen zu können. Die Rekonstruktion der Einzelfälle ist in dieser Arbeit lediglich Zwischenschritt und nicht abschließendes Erkenntnisziel.

### ***Leitfaden für die Einzelfallstudien – narratives Interview***

1. Frage nach dem Durchlauf durch die Bildungsinstitutionen (Schule, Universität, Beruf)
    - a. Schulabschluß (Art, evt. Besonderheiten wie berufl. Gymnasien)
    - b. Schulwechsel
    - c. Schulisches Leistungsniveau
  
  2. Frage nach persönlichen Interessen
    - a. Lieblingsfächer, leistungsstarke Fächer (Leistungskurse – warum?)
    - b. Leistungsbereitschaft in der Schule – individuelle Bewertung der Schulzeit, der Leistungskurswahl
    - c. Außerschulische Interessen und Aktivitäten
  
  3. Frage nach Verlauf von Berufswahl und Berufsausbildung
    - a. Rekonstruktion des Entscheidungsprozesses (Interessen, Möglichkeiten, wo beworben, Absagen)
  
  4. Frage nach den Etappen der Berufsausbildung
    - a. Betriebliche Ausbildung oder Studium
    - b. Unterbrechungen, Wechsel, Abbruch (wann, warum, wie lange, mit welcher Perspektive)
    - c. Ortswechsel, Auszug, persönliche Verhältnisse (Partnerschaft, Kinder)
    - d. Allgemeine Lebensbedingungen/finanzielle Lebensgrundlage
    - e. Arbeits- bzw. Lernbedingungen
    - f. Anforderungsprofil + subjektive Einschätzung
    - g. Soziales Umfeld/soziale Aspekte der Ausbildungssituation
- 
- Erfahrungen mit Berufsberatung?
  
  - Angenommen du wärest Millionär...?

---

<sup>63</sup> Rosenthal/Fischer-Rosenthal (2007): 461

## Auswertungsverfahren

Mit den transkribierten Interviews liegt der eigentliche Untersuchungsgegenstand der empirischen Arbeit als Text vor, für deren Analyse sich mehrere hermeneutische Verfahren etabliert

**Tabelle 17: Übersicht über hermeneutische Verfahren**

Hermeneutische Verfahren	Erkenntnisziel
Objektive Hermeneutik	gattungsgemäße, d. h. kulturübergreifende allgemeine Regeln (Strukturen) subjektiven Ausdrucks und sozialer Interaktion
Sozialwissenschaftliche Hermeneutik (Soeffner)	lebensweltliche Wissensstrukturen (kulturspezifisch) als konstitutive Bedingungen der biografischen Narration wie des Lebensverlaufs
Interpretation narrativer Interviews (Schütze, Rosenthal)	fallspezifische generative Muster von Biografieverläufen
Deskriptive Hermeneutik (Heinze)	Deutungsmuster als subjektive Realisierung lebensweltlicher Wissensstrukturen
Qualitative Inhaltsanalyse	kategoriengeleitete Extraktion von Informationen zur Beantwortung der Forschungsfragen

*Quelle: eigene Zusammenstellung*

haben, die viele Gemeinsamkeiten aufweisen.<sup>64</sup> Tabelle 17 stellt ein Versuch dar, die hermeneutischen Verfahren hinsichtlich ihres zentralen Erkenntnisziels vergleichend aufzulisten. Die Tiefenhermeneutik wurde dabei absichtlich ausgespart, da alle Verfahren insofern tiefenhermeneutisch vorgehen,<sup>65</sup> als sie auf latente Muster, Sinnebenen oder Konstitutionsbedingungen zielen. Wesentliche Differenzen liegen in der Reichweite bzw. Tiefe der hermeneutischen Analyse sowie in den methodologischen oder ontologischen Hintergrundannahmen (siehe Kapitel 5).

<sup>64</sup> Für einen Überblick siehe: Flick (2007): 436-450.

<sup>65</sup> Mit der aus der Psychoanalyse übernommenen Interpretationsmethode, besonders der expliziten Beachtung und Analyse von Übertragungs- und Gegenübertragungseffekten, hebt sich die Tiefenhermeneutik deutlich von anderen Interpretationsverfahren ab (vgl. König 200). Allerdings, so wäre kritisch zu fragen, kommen diese Interpretationsmechanismen nicht auch bei der Suche nach latenten Mustern und Sinnebenen implizit zum Einsatz bzw. wird versucht, Gegenübertragungseffekten durch eine möglichst explizite Naivität oder emotionale Neutralität des Interpretieren zu seinem Text, vorzubeugen? *De facto* bleibt die Herkunft von Einfällen, Assoziationen und Sinnzuschreibungen seitens des Interpretieren bzw. deren Relation zu dessen Charakter, Persönlichkeit und Bildungsgeschichte in sozialwissenschaftlichen hermeneutischen Verfahren unaufgeklärt, weshalb die „richtige“ Interpretation auch teilweise zur „Kunstlehre“ erhoben werden muss, da sie letztlich didaktisch nicht hinreichend vermittelbar ist (zu dieser Kritik siehe Steinke 2007: 322f.). Mit der Einbeziehung psychoanalytischer Interpretations- und Reflexionsverfahren kann der Einfluss dieses subjektiven Faktors im Interpretationsprozess kontrolliert und gleichzeitig als Erkenntnisquelle genutzt werden. In Schlücker (2008) ist diese Verbindung und Ergänzung sozialwissenschaftlicher Hermeneutik mit psychoanalytischen Verfahren und Theoriebausteinen (im Wesentlichen im Anschluss an Alfred Lorenzers Brückenschlag zwischen Psychoanalyse und Kulturanalyse) gut ausgeführt und belegt.

Die Qualitative Inhaltsanalyse ist ebenfalls zu den hermeneutischen Verfahren zu zählen, jedoch nicht auf die Aufdeckung latenter Sinnstrukturen gerichtet, sondern auf den manifesten Inhalt von Kommunikation. Ziel ist die Extraktion von Informationen aus einem Text bezogen auf eine spezifische Forschungsfrage, allerdings ist diese thematische Zentrierung in der Herangehensweise allen hermeneutischen Verfahren gemeinsam, denn „man kann einen Text nicht ‚einfach so‘ interpretieren.“<sup>66</sup> Die Ablaufschritte der qualitativen Inhaltsanalyse sind denen anderer hermeneutischer Verfahren vergleichbar.<sup>67</sup> Untersuchungsgegenstand ist jeweils fixierte Kommunikation, die systematisch, regel- und theoriegeleitet mit dem Ziel analysiert wird, die Forschungsfrage zu beantworten und Rückschlüsse auf bestimmte Aspekte der Kommunikation (Darstellungsabsicht, Interaktionseffekte) zu ziehen.<sup>68</sup> Die wesentlichen Unterschiede zwischen den Methoden liegen im Erkenntnisziel (siehe oben) und damit in den spezifischen Techniken der Auswertung, die in der qualitativen Forschung jeweils dem Erkenntnisinteresse und Datenmaterial angepasst ist. Im Folgenden wird die hier angewandte Bearbeitungsmethode der transkribierten Interviews beschrieben, die als Kombination von Techniken der Qualitativen Inhaltsanalyse und der deskriptiven Hermeneutik, bzw. der Narrationsanalyse nach Fischer-Rosenthal/Rosenthal zu bezeichnen ist.

Das hier beschriebene Vorgehen fand sowohl bei den Experten- wie bei den Einzelinterviews Anwendung, allerdings wurden letztere stärker fallanalytisch bearbeitet, d. h. die Befragten bildeten mit ihrer gesamten Lebensgeschichte, ihrer gesamten Persönlichkeit und gegenwärtigen Lebenssituation im weitesten Sinne Gegenstand der Untersuchung, da Ausbildungsbiografien in diesem Kontext situiert sind und relevante Verbindungen hierzu aufgespürt werden sollen. Die Persönlichkeit bzw. Individualität der befragten Experten spielt dagegen keine Rolle, sie werden, wie oben beschrieben, als Informationsquelle aufgrund ihres privilegierten Zugangs zu einem bestimmten sozialen Feld benutzt, über das Aussagen erhoben werden sollen.

### **1. Festlegung des Materials**

Nach Mayring wird zu Beginn festgelegt, welche Interviewabschnitte Gegenstand der Analyse sein sollen. Die Interviews wurden auf die Forschungsfrage, d. h. auf den Berufsfindungsprozess und Ausbildungsverlauf zentriert geführt, so dass nur wenig Material als ‚überflüssig‘, weil nicht zum Thema gehörend, ausgeschlossen zu werden braucht.

### **2. Analyse der Entstehungssituation**

Die Experteninterviews fanden alle an der jeweiligen Arbeitsstelle der Befragten in einer sehr entspannten Gesprächsatmosphären statt. Alle hatten sich ausreichend Zeit genommen und vermittelten den Eindruck, ernsthaft an diesem Gespräch, dem Austausch von Erfahrungen interessiert zu sein. Für den Stellenwert des jeweiligen Experten gilt es dabei immer seinen institutionellen Kontext zu reflektieren, da dieser wesentlich bestimmt, welche Erfahrungen mit Beratungssuchenden gemacht werden und welche Intention Beratungsgespräche haben, d. h. mit welchem Ziel die Beratung durchgeführt

---

<sup>66</sup> Mayring (2003): 50

<sup>67</sup> Zu den einzelnen Ablaufschritten der Textanalyse siehe zum Überblick Küsters (2006): 76-84; exakter: Fischer-Rosenthal/Rosenthal (1997) & Rosenthal/Fischer-Rosenthal (2007), für die deskriptive Hermeneutik: Heinze (1992): 64-75, für die Qualitative Inhaltsanalyse findet sich bei Lamnek eine gute Übersicht der einzelnen Schritte (vgl. Lamnek, 2005: 518-520, wesentlich ausführlicher Mayring 2003: Kap. 5).

<sup>68</sup> Mayring (2003): 13, bei Lamnek findet sich ein weiterführender, tabellarischer Vergleich mehrerer Methoden der Textinterpretation (Lamnek 2005: 510).



wird und unter welchen Problemgesichtspunkten die Berater selbst ihre Klientel sehen und darüber reflektieren. Das hier durchaus relevanter Unterschiede zwischen den Institutionen bestehen, wird in der Auswertung deutlich.

Die Einzelinterviews wurden sämtlich in Universitätsgebäuden durchgeführt, in ruhiger Atmosphäre, so dass sich in allen Fällen ein umfangreiches Gespräch ohne Zeitdruck ergeben konnte. Aber es muss darauf hingewiesen werden, dass der Untersuchungsgegenstand (Berufsfindungsprozess) wie der erhobene Biografieausschnitt insofern als Artefakt angesehen werden muss, als er unter dem Blickwinkel eines spezifischen Erkenntnisinteresses erzeugt wurde und damit Produkt eines Aushandlungsprozesses zwischen Forscher und Befragten ist, in dem die Situationsdefinition und der (manifeste) Sinn der aktuellen Situation seitens des Forschers vorgegeben wird.<sup>69</sup> Das bringt den Befragten in eine außeralltägliche Situation mit einer ebenso wenig alltäglichen Aufforderung zur Selbstreflexion und Narration, womit Handlungsspielräume des Befragten stark eingeschränkt und der Erzählvorgang deutlich vorstrukturiert ist.<sup>70</sup>

Für alle Befragten gilt, dass ihre Ausbildungsbiografie subjektiv sehr emotional gefärbt ist, sie in vielen Fällen vor allem hinsichtlich der Selbstreflexion über die eigenen Erlebnisse noch sehr präsent und daher gut abrufbar und in einigen Fällen immer noch konfliktbeladen präsent ist. Daher spielen die über das eigentliche Interviewgeschehen hinaus erhobenen Daten durch Beobachtung der Befragten und vor allem die teils längeren Gespräche nach dem Interviewende eine besondere Rolle, da hier umfassender Einblick in die gegenwärtige Lebenssituation, Lebensgeschichte und Persönlichkeit der Befragten gewonnen werden konnte. Nachträglich wurden diese Informationen protokolliert, allerdings handelt es sich um rein intuitiv gewonnene Erkenntnisse, deren Stellenwert zunächst nicht überschätzt werden sollte.<sup>71</sup>

### 3. Formale Charakterisierung des Materials

Diese zusätzlichen Informationen sind für die Interpretation der Einzelfälle von hoher Relevanz, für das Untersuchungsthema steht die inhaltliche Analyse der transkribierten Interviews im Vordergrund. In der formalen Textanalyse werden die Aussagen des Befragten dahin gehend klassifiziert, ob es sich um Narration, Bericht, Argumentation etc. handelt.<sup>72</sup> Auf einzelne narrative Abschnitte wird dies abermals angewandt, um bspw. szenisch wiedergegebenes Material zu identifizieren. Anhand der Kennzeichnungen von Lautgesten, Gesprächspausen, Wortfindungsschwierigkeiten etc. kann der Erzählfluss charakterisiert werden, was ein Baustein zur Interpretation des Einzelfalls darstellt. Lautgesten sind in eckigen Klammern charakterisiert (bspw. [*Lachen*]) und kursiv gestellt; Pausen ebenfalls in eckigen Klammern mittels Bindestrichen kenntlich gemacht. Auf die Kenntlichmachung von Dialektfärbungen etc. wurde verzichtet, da diese für die inhaltliche Auswertung irrelevant sind.

Das Material hat überwiegend narrativen Charakter. Die meisten Befragten begannen auf die Eingangsfrage hin mit einem narrativen Bericht, aber auch auf zahlreiche Nachfragen entsponnen sich narrative Episoden, wobei das Nachfragen, wenn es für die Untersuchung relevant war, so weit getrie-

---

<sup>69</sup> Allerdings hatten die Befragten aufgrund des Rekrutierungsvorgangs über Aushangzettel, wo zumindest die Thematik des Interviews grob aufgeführt war, die Gelegenheit zur Vorbereitung auf das Gespräch.

<sup>70</sup> Heinze (1992): 60

<sup>71</sup> Vgl. die Ausführungen zur psychoanalytischen Hermeneutik in Fn. 65

<sup>72</sup> Formale Analyse des Textes wird nicht in jeder Methode als Arbeitsschritt aufgeführt, mag implizit jedoch dazugehören, explizit bei Schütze (vgl. Küsters, 2006: 78) und Mayring (vgl. Mayring 2003: 47)

ben wurde, bis die Auskunftsfähigkeit der Befragten versagte, weil sich das Angesprochene bisher ihrer Selbsterkenntnis entzog.

#### 4. Richtung der Analyse

Mayring gibt mehrere Zielrichtungen der Textanalyse an (s. u. Punkt 6). Erstens können dem Text Aussagen zum emotionalen, kognitiven und Handlungshintergrund der Befragten entnommen werden.<sup>73</sup> Bei einer problemzentrierten Befragung wird die Analyse primär auf das Thema bezogen sein, das heißt, im Vordergrund steht die Extraktion aller für Beschreibung, Verständnis und Erklärung längerer Berufsfindungsprozesse relevanten Informationen. Weiterhin zielt die Analyse auf die Rekonstruktion des kognitiven Hintergrunds des Biografieträgers. Somit soll sichtbar gemacht werden, was Thomas Heinze die subjektiven Alltagstheorien und Relevanzstrukturen genannt hat,<sup>74</sup> welche als subjektiver Lebensweltausschnitt bestimmend für die Situationswahrnehmung, Vergangenheitsevaluation und Handlungsplanung sind.

#### 5. Theoriegeleitete Differenzierung der Fragestellung

Vor der Analyse muss die Fragestellung, angebunden an die dargelegte Theorie zum Forschungsthema, exakt ausformuliert und ggf. in Unterfragen aufgefächert sein. Für diese Arbeit ist dies im vierten Kapitel bereits geschehen. Im Abschnitt zu den Berufswahltheorien wurde ein allgemeines Modell für die (singuläre) Berufswahl vorgestellt, welches gleichzeitig als Leitfaden und Kategoriensystem für die Auswertung dient, da es die Einflussfaktoren auf Berufswahlentscheidungen vorgibt. Die generelle Offenheit qualitativer Textinterpretation wird durch diese Stringenz in der Formulierung der Fragen und Kategorien nicht unterminiert, da die Bildung neuer, aus dem Text gewonnener Kategorien bzw. die Erweiterung oder Modifizierung der Fragestellungen während der Analyse uneingeschränkt möglich ist.

#### 6. Bestimmung der Analysetechnik

Die Qualitative Inhaltsanalyse kennt drei grundverschiedene Techniken, zwischen denen vorab zu wählen ist.<sup>75</sup>

*Zusammenfassung:* Mittels Abstraktion wird das Material bezogen auf die Forschungsfrage reduziert, die inhaltlichen Aussagen des Textes stehen im Vordergrund. Sie bietet sich als Methode an, wenn nur Interesse an der inhaltlichen Ebene des Textes besteht,

*Explikation:* Explikation ist die zur Zusammenfassung entgegen gesetzte Methode. Zu einem Textabschnitt sollen mittels der Nutzung weiterer Informationsquellen (Kontextanalyse, Zusatzmaterial) weitere Daten gesammelt werden, um diesen Abschnitt besser verstehen zu können.

*Strukturierung:* Bestimmte Aspekte werden aus dem Material herausgefiltert, unter vorher festgelegten Ordnungskriterien wird ein Querschnitt durch das Material gelegt, oder das Material wird aufgrund bestimmter Kriterien eingeschätzt.

Grundsätzlich geben die Forschungsfragen die zu nutzenden Techniken vor, da sie sich gerade hinsichtlich der Ergebnisgewinnung voneinander unterscheiden. Werden mehrere Fragen an das Material herangetragen, können dafür auch mehrere Techniken angewandt werden. Für die einzelfallgemäße Interpretation der Interviews wird in dieser Arbeit die strukturierende Inhaltsanalyse genutzt, für die

---

<sup>73</sup> Mayring (2003): 52

<sup>74</sup> Heinze (1992): 65

<sup>75</sup> Mayring (2007): 472-473

Beschreibung des Phänomens verlängerte Berufsfindungsprozesse die zusammenfassende Inhaltsanalyse (siehe Punkt 8).

### **7. Definition der Analyseeinheit**

Nun werden entsprechend dem ausgewählten Verfahren mittels Kategorienbildung die Textteile des Materials bestimmt, die zur Analyse herangezogen werden sollen.

Die Kategorienbildung kann als vierte Grundtechnik der qualitativen Inhaltsanalyse bezeichnet werden, da sie für die Analyse von grundlegender Bedeutung ist. Allerdings hebt sie sich nicht distinkt gegen die anderen Techniken ab, sondern ist in unterschiedlichem Umfang selbst in diesen enthalten. Die Kategorienbildung als regelgeleitetes Verfahren der Textbearbeitung macht explizit, wie einem Text die für die Forschungsfrage relevanten Informationen entnommen werden können. Mayring unterscheidet dabei zwischen deduktiver und induktiver Kategorienbildung. Bei erstere werden die Auswertungskategorien ausgehend vom bisherigen theoretischen Forschungsstand oder bereits unternommenen Untersuchungen zum Thema gebildet und an das Material herangetragen. Genauer formuliert, handelt es sich hierbei um die Operationalisierung theoretischer Modelle oder Hypothesen. Die induktive Kategorienbildung verzichtet dagegen auf enge theoretische Anbindung und versucht aus dem Material selbst die Kategorien zu definieren. Hierin drücken sich der explorative Charakter qualitativer Forschung sowie die Offenheit gegenüber dem Material aus, welches möglichst nicht durch theoretische Vorannahmen verzerrt dargestellt werden sollte.<sup>76</sup>

Mit den vorab entwickelten deduktiv wie induktiv gewonnenen Kategorien werden die Textstellen dahin gehend identifiziert, welche Information sie enthalten, um dann während der zusammenfassenden Inhaltsanalyse darauf zurückzugreifen. Für die Strukturierung der Einzelfälle eignet sich diese Vorgehensweise weniger; hier ist die Sequenzanalyse zu bevorzugen.<sup>77</sup> Nur so kann die Erzählgestalt, der ‚innere rote Faden‘ der biografischen Erzählung ermittelt werden. Sequenzanalyse heißt, den linearen Prozesscharakter des erzählten Biografieausschnittes zugunsten der Einzelepisoden zu suspendieren. Jede Entscheidungssituation im Ausbildungsverlauf bildet dabei eine Sequenz; sie umfasst die Evaluation des Status quo, die Informationssuche bezüglich Entscheidungsalternativen, die kognitiven Vorgänge der Alternativenabwägung und den Entscheidungsprozess selbst. Die Folgen dieser Entscheidung gehören bereits zur nächsten Sequenz.

### **8. Analyse des Materials**

Für die Beantwortung der Forschungsfragen gilt es zunächst dem Einzelfallcharakter der Interviews gerecht zu werden, denn darin kann nicht wie in einem Lexikon nach relevanten Informationen gesucht und der Gesamtzusammenhang des Interviews ignoriert werden, auch wenn dieser wiederum nur einen sehr begrenzten Ausschnitt aus der Biografie des Befragten umfasst. Zur Analyse werden Techniken der strukturierten Inhaltsanalyse, Narrationsanalyse und deskriptiver Hermeneutik miteinander kombiniert. Als erster Schritt werden die Informationen über die nicht an die Interpretation des Befragten gebundenen biografischen Daten dem Text entnommen und chronologisch erfasst.<sup>78</sup> Diese Verlaufschronologie (Strukturierung) der jeweiligen Biografieverläufe ist der eigentliche Gegenstand, auf den hin die jeweilige Biografie befragt wird. Das heißt, nachfolgend wird die Genealogie

---

<sup>76</sup> Mayring (2003): 74-75

<sup>77</sup> Vgl. Rosenthal (2005): 71-74

<sup>78</sup> Fischer-Rosenthal/Rosenthal (1997): 152

dieses Verlaufs anhand des biografischen Materials – und damit aus Perspektive des handelnden Individuums – analysiert.

In der deskriptiven Hermeneutik findet sich dies ebenfalls als erster Analyseschritt des Textes. Dabei handelt es sich um die Paraphrase, d. h. Nacherzählung des Biografieausschnittes aus Perspektive des Biografieträgers.

„Die virtuelle Übernahme der Perspektive der Interviewten erfolgt über die Rekonstruktion *ihrer* handlungsleitenden Alltagstheorien und Situationsdefinitionen. [...] In diesen Rekonstruktionsprozess als Verstehensprozess gehen Alltagstheorien, Versatzstücke wissenschaftlicher Theorien und subjektiv-biografische Erfahrungen der Interpreten ein.“<sup>79</sup>

Damit lassen sich Grundmuster der biografischen Lebensbewältigung anhand der Berufsfindungsproblematik identifizieren, die jedoch über diesen Ausschnitt des Lebens hinaus keine Geltung beanspruchen. Insofern ist der Erkenntnis- und Analyseanspruch weniger weitreichend als in der Objektiven Hermeneutik oder der Narrationsanalyse.<sup>80</sup> Oben wurde diese Handlungslogik über die Konstruktion einer Dimension zwischen Außen- und Innenleitung operationalisiert. Damit sind die Kategorien bestimmt, anhand derer im Textmaterial nach Stellen gesucht werden kann, die Informationen bezüglich der zugrundeliegenden Handlungslogik enthalten. Für jeden Einzelfall werden diese so ermittelt, abschließend zusammenfassend interpretiert und hinsichtlich ihrer Kulturbedeutung und Effizienz kritisch hinterfragt.

Bisher verblieb die Analyse überwiegend auf der manifesten Ebene. In Weiterführung der Sequenzanalyse ist die Identifikation latenter Grundstrukturen bzw. Grundmuster der biografischen Lebensbewältigung das nächste Interpretationsziel. Nun wird die Subjektperspektive des Biografieträgers dahingehend transzendiert, dass die Prozesshaftigkeit des Biografieausschnittes suspendiert und die Verknüpfung der Einzelsequenzen problematisiert wird. „Jedes einzelne biografische Datum wird zunächst noch unabhängig vom Wissen über die Selbstdeutungen und Erzählungen der Interviewten zu diesem Datum wie auch unter Ausblendung unseres Wissens über den weiteren biografischen Verlauf ausgelegt.“<sup>81</sup> Das heißt, für jeweils zwei Sequenzen werden Hypothesen zur Erklärung ihrer Verkettung gebildet (Abduktion). Zu Beginn kommt es dabei nicht darauf an, ‚richtige‘ Hypothesen zu bilden, vielmehr ist die Gewinnung von möglichst unterschiedlichen Erklärungsmöglichkeiten angestrebt, auch um den alltäglichen Selbstverständlichkeiten oder Hintergrundannahmen des Interpreten zu entkommen. In diesem Sinne ist Abduktion keine exakte Methode, kein logisches Schließverfahren, sondern eine Forschungshaltung, die erhobenen Daten ernst zu nehmen und die Gültigkeit bestehenden Wissens einzuklammern.<sup>82</sup> Im Verlauf der Sequenzanalyse reduziert sich die Bandbreite der möglichen Beschreibungen oder Erklärungen von selbst, denn aus den ersten Hypothesen ergeben sich Folgehy-

---

<sup>79</sup> Heinze (1992): 65

<sup>80</sup> Auf die Erhebung gesamter Biografieverläufe oder des milieuspezifischen Hintergrunds der Befragten wurde zugunsten der Konzentration auf Berufsfindungsprozesse verzichtet. Insofern interessiert nicht das allgemeine Muster, welches hinter den Biografien steckt, sondern nur die Logik bzw. die subjektiven Alltagstheorien, welche die Genese dieses Bildungsverlaufes erklären können. Darin besteht letztlich das Erkenntnisziel dieser Arbeit, womit objektive Einflüsse – wie institutionelle Regelungen oder andere Restriktionen – einen eigenständigen Beschreibungs- und Erklärungswert haben und nicht nur als Material für die subjektiven Bewältigungsformen dienen. Elemente der Einzelfallanalyse, die Analyse von Fallstrukturgesetzmäßigkeiten sind demnach nicht Selbstzweck, sondern Mittel zur Beschreibung wie zum Verständnis verlängerter Berufsfindungsprozesse.

<sup>81</sup> Rosenthal (2005): 175

<sup>82</sup> Reichertz (2007): 284

pothesen, die hinsichtlich der Konsistenz überprüft werden und im negativen Fall ausgesondert werden. Dabei sollte stets die Offenheit für nicht-antizipierte Anschlüsse vorhanden sein. Erst nach und nach werden sich einige anhand des empirischen Materials als unwahrscheinlich herausstellen. Bis dahin muss das Material immer im Licht aller denkbaren Hypothesen überprüft werden, um nicht in Gefahr zu laufen, von Beginn an immer nur eine Hypothese zu bestätigen und letztlich Widersprechendes und Vieldeutiges zu übersehen.<sup>83</sup> Abschließend wird der Horizont der möglichen Erklärung für den Biografieausschnitt soweit reduziert, dass nur der wahrscheinlichste als Interpretationsergebnis übrig bleibt.

Am Ende dieses umfangreichen Interpretationsvorgangs stehen zwei Berichte über den Einzelfall, die sich auf unterschiedlichen Ebenen bewegen. Einmal das erlebte Leben, welches die Rohdaten des Biografieausschnittes enthält; und zweitens das mit Selbststilisierungselementen angereicherte erzählte Leben und die dazu ermittelten latenten Sinnbezüge, Kausalannahmen etc. Letzteres liefert wichtige Information für die spätere zusammenfassende Inhaltsanalyse bezüglich des allgemeinen Verlaufs und Bedingungsgefüges verlängerter Berufsfindungsprozesse. In der Fallrekonstruktion steht am Ende die Kontrastierung der beiden soeben identifizierten Ebenen:

„Durch die Kontrastierung erhalten wir Aufschluss über die Mechanismen des Vorstelligwerdens und der Auswahl von Erlebnissen aus dem Gedächtnis und über deren jeweilige Darbietung, über die Unterschiede zwischen Vergangenheits- und Gegenwartsperspektive und über die damit verknüpfte Differenz in der Temporalität von erzählter und erlebter Lebensgeschichte. Nun können wir uns bei der Kontrastierung der erzählten und erlebten Lebensgeschichte fragen, welche Funktion diese Präsentation für den Autobiografen hat und umgekehrt, welche biografischen Erfahrungen zu dieser Präsentation führen.“<sup>84</sup>

Wichtig ist dabei die Verschränkung der gegenwartsbezogenen wie genetischen Perspektive, da biografisches Erzählen von der Lebensgeschichte beeinflusst, jedoch der gegebenen aktuellen Situation angepasst stattfindet. Das heißt zum einen, dass der gegenwärtige biografische Standpunkt des Befragten ganz wesentlich seine retrospektive Narration bestimmt, wie andererseits der besondere Rahmen der Befragungssituation, die spezifische Aufgabenstellung wie oben schon angesprochen ebenfalls das Erzählen beeinflusst.

Die Aufbereitung der Einzelfälle dient nicht einer fallbezogenen Darstellung der Ergebnisse in der Auswertung der Interviews, sondern hat vorbereitenden Charakter. Mittels der Gegenüberstellung von erlebter und erzählter Lebensgeschichte und der Identifizierung von Selbststilisierungseffekte lässt sich die eher inhaltsanalytisch vorgehende Beantwortung der Frage nach den leitenden Handlungsorientierungen abschließen. Denn vor diesem Hintergrund lässt sich die manifeste Ebene des Textes hinsichtlich der Einschätzung transzendieren, inwieweit die durch die Befragten vorgenommene Kausalattribution bezüglich der Entscheidungen im Bildungsverlauf wirklich plausibel sind, oder ob nicht aufgrund der Analyse latenter Muster von Selbsttäuschungen, Rationalisierungen oder Effekten sozialer Erwünschtheit gesprochen werden muss.

Nachdem alle Einzelfälle mit dieser Technik untersucht und das Material entsprechend aufbereitet wurden, sollen Forschungsergebnisse mithilfe einer Typologie strukturiert dargestellt werden. Es ist durchaus möglich, dass die empirische Bandbreite die Typenbildung ausschließt. Da zunächst die Beschreibung des sozialen Phänomens verlängerte Berufsfindungsprozesse im Zentrum steht, sollen am Schluss mittels der zu-

---

<sup>83</sup> Vgl. Rosenthal (2005): 60-62

<sup>84</sup> Fischer-Rosenthal/Rosenthal (1997): 155 Auch bei Heinze findet sich dieser Interpretationsschritt, jedoch unter anderer Bezeichnung, vgl. Heinze (1992): 66

sammenfassenden Inhaltsanalyse kategoriengeleitet alle relevanten Informationen aus dem Material zusammengefasst und in einer komplexen Beschreibung dieses Phänomens integriert werden. Die Kategorien hierfür sind wiederum dem theoretischen Modell der Berufswahlentscheidung sowie dem induktiven Prozess der Kategorienbildung während der Textarbeit entnommen. So werden alle relevanten Bedingungsfaktoren, Verlaufsaspekte berücksichtigt, und darüber hinaus das Gemeinsame in allen Einzelfällen identifiziert.

## **Operationalisierung**

Der Operationalisierung theoretischer Konzepte für die empirische Forschung wird innerhalb der qualitativen Forschungsmethodologie nicht der gleiche Stellenwert zugemessen, welcher sie innerhalb der quantitativen Methoden einnimmt. Meines Erachtens lassen sich wenigstens zwei Gründe dafür anführen. Zum einen verleitet die Alltagsnähe der Gegenstände qualitativer Forschung dazu, Homologie im Verständnis zwischen wissenschaftlicher und alltagsweltlicher Wirklichkeitskonstruktion anzunehmen oder vorauszusetzen. In dem man sich der Erforschung des Alltagslebens oder lebensweltlich fundierter biografischer Erfahrungen zwar mit wissenschaftlichen Konzepten, allerdings alltagssprachlich angepasster Forschungsmethode – Gegenstandsbeschreibung, Forschungssetting, Fragestellungen – nähert, wird die Möglichkeit von Verständnisdifferenzen oder divergierenden Hintergrundannahmen zwischen Forschungsobjekt und -subjekt zu leicht übersehen. Für die entdeckende Sozialforschung gilt (wie vergleichbar auch für ethnografische Verfahren), dass durch möglichst intensive Selbstreflexion des Forschers eigene Hintergrundannahmen aufgedeckt werden und in der Dateninterpretation berücksichtigt werden können (s. o.). Zum anderen schließen sich exploratives Vorgehen und Operationalisierung im engeren Sinne aus, da diese bereits hinreichende Kenntnis über den Untersuchungsgegenstand voraussetzt. Statt dessen wird der Zugang zum Feld über die Ausformulierung von vorempirischen und vorthoretischen Vorverständnissen kontrolliert, welches sich über theoretische Vorarbeit wie durch die empirische Forschung selbst zusehend realitätsgerecht verändern. Entdeckende Forschung geht damit nicht deduktiv vor, in dem auf theoretisch abgesicherter Basis die Empirie konzeptionell erfasst wird, sondern induktiv und abduktiv – um die Mannigfaltigkeit der Wirklichkeit, wie es Weber ausdrückte, überhaupt erst einmal auf den Begriff zu bringen. Theorie- und Hypothesenbildung steht hier am Ende des Forschungsprozesses, nicht an dessen Anfang.

Mit der von Kategorien geleiteten Textanalyse besitzt die Qualitative Inhaltsanalyse einen weiteren Mechanismus der Operationalisierung. Denn die Textbearbeitung erfolgt systematisch und theoriegeleitet – sie ergibt sich nämlich aus der Fragestellung der jeweiligen Untersuchung und dem Erkenntnisziel, welche wiederum auf einen vorab beschriebenen sozialen Kontext bezieht, in welchem der Untersuchungsgegenstand situiert ist. Für diese Arbeit kommt es damit darauf an, vor allem das erarbeitete Modell der Berufswahlentscheidung in ein Kategoriensystem zur Analyse der Interviewtranskripte zu übersetzen.

Ganz kann dabei aber auf die Inanspruchnahme alltagsweltlichen Vokabulars nicht verzichtet werden. Sowohl die ‚Kontaktanzeige‘ zur Rekrutierung der Interviewpartner, wie die Fragen während des Interviews bewegen sich auf dieser alltagsweltlichen Ebene. Im Leitfaden ist die Transformation des theoretischen Modells der Berufsfindung in einen alltagssprachlich verständlichen Fragenkatalog zu sehen; er stellt sich damit dem Anspruch, der kausalen Komplexität wie dem prozessualen Charakter von Berufsfindungsprozessen gerecht zu werden.

Für die qualitative Inhaltsanalyse ist das Kategoriensystem das zentrale Mittel der Extraktion der gewünschten Informationen aus einem Text. Auch für dessen Entwicklung wurde auf das Modell der Berufsfindung zurückgegriffen. In folgender Tabelle sind die Kategorien (separiert nach deduktiv wie induktiv gewonnenen) aufgeführt. Den in der rechten Spalte aufgeführten Kausalfaktoren sind sie inhaltlich zuzuordnen (siehe Tabelle 18: Kategorien).

Diese Kategorien sind ein Analysemittel, sie ordnen die Informationen des Textes in ein Raster ein und ermöglichen die Explikation der interessierenden Textstellen. Dies ist im Rahmen dieser Arbeit für die allgemeine, fallübergreifende Darstellung des Untersuchungsgegenstandes verlängerte Berufsfindungsprozesse notwendig. In dem dieses Raster an jeden Einzelfall herangetragen wird, reichern sich diese Kategorien inhaltlich an und subsumieren schlussendlich die Fülle des empirischen Materials in sich. Allerdings geht bei dieser Methode die Fallstruktur, damit die biografische Gestalt der Erzählungen verloren, so dass diese in einem separaten Schritt gemäß der Methode der deskriptiven Hermeneutik nachgezeichnet wird.

**Tabelle 18: Kategorien für die Textanalyse**

Theoretische Vorgaben	Deduktiv	Induktiv
<b>Persönlichkeit</b>	Interessen/Fähigkeiten/Hobbys	Emotionale und psychische Verarbeitung & Reflexion
<b>Motivation &amp; Entscheidungshandeln</b>	Informationssuche Überlegungen Bewertungen Entscheidungen Begründungen	Zeitangaben, biografische Chronologie Biografischer Zusammenhang
<b>Strukturell-institutioneller Rahmen</b>	Sachinformationen Institutionelle Regelungen/Zugangsvoraussetzungen Institutionelle Akteure	Berufsbilder
<b>Soziales Milieu</b>	Einflusspersonen (direkt) Familiärer Hintergrund (indirekt)	

Die deduktiven Kategorien ergeben sich aus dem Berufswahlmodell im Kapitel 1.2; die induktiven sind aus dem Analyseprozess selbst gewonnen und beziehen sich vor allem auf die psychische, emotionale Verarbeitung biografischer Erfahrungen in der Berufsfindung und auf deren Prozesscharakter.

## 6. Auswertung der Experteninterviews

### 6.1 Anlage der Expertenbefragung

Oben ist der explorative Charakter meiner empirischen Untersuchung betont worden und die Experteninterviews sind der erste Schritt, das noch weitgehend unbekanntes empirische Feld zu erhellen. Zwar werden diskontinuierliche Berufsbiografien in Immatrikulationszahlen, Studienabbrecherquoten und -statistiken, Arbeitslosenquote und Absolventenzahlen mitgezählt; die Sequenzialität und innere Kausalität dieser Verläufe ist statistisch aber nicht zu erfassen. Da Probleme der Berufsfindung bzw. des Abschlusses eines Studiums für diese Personengruppe das konstitutive Merkmal ist, sind Berufs- und Studienberater jene Experten, welche spezifisches Wissen über diese Verlaufsformen haben können. So kann ein erster Überblick über die Problematik und die typischen Verlaufsformen und Bedingungskonstellationen verlängerter Berufsfindungsprozesse gewonnen werden. Bezüglich des tieferen Verständnisses von verlängerten Berufsfindungsprozessen muss die Dienlichkeit der Expertenbefragung sehr zurückhaltend eingeschätzt werden. Trotz eines hohen Beratungsbedarfs unter den Studierenden im Erststudium (etwa 66%, alle Themengebiete übergreifend), nimmt nur ein kleiner Teil davon persönliche Beratungsangebote wahr, und diese wiederum um so seltener, wenn es sich um persönliche Probleme, Zweifel am Fortführen des Studiums, Leistungsschwierigkeiten handelt.<sup>1</sup> Auf der anderen Seite machen die allermeisten Abiturienten während der Schulzeit Bekanntschaft mit den Berufsberatern der Arbeitsagentur. Somit lässt sich eine Spannung konstatieren zwischen der unbestrittenen Zuständigkeit von Berufs- und Studienberater für das hier untersuchte Themenfeld und dem Faktum, dass ihnen selbst für relevante Facetten davon der Zugang fehlt.

Insgesamt wurden fünf Experteninterviews durchgeführt, wobei unterschiedliche Institutionen berücksichtigt werden konnten, um die Vielfalt der Perspektiven möglichst groß zu halten – auch weil u. U. jeweils unterschiedliche Klientel die entsprechenden Beratungsangebote in Anspruch nimmt. Befragt wurden Mitarbeiter der Zentralen Studienberatung der TU Dresden, des Hochschulteams der ARGE Dresden, des Studentenwerks in Dresden und einer privatwirtschaftlichen Bildungsgesellschaft zur Ausbildung behinderter Jugendlicher. Für die Auswertung sind allerdings nur die ersten beiden Interviews maßgeblich, die letzten beiden bestätigten bisheriges Wissen und konnten selbst keine neuen Erkenntnisse bringen. Vor allem die Sozialberatung des Studentenwerks ist wahrscheinlich kein bevorzugter Ansprechpartner bei Berufsfindungsschwierigkeiten.

Der für die Interviews entwickelte Leitfaden trägt dieser Spannweite zwischen Konzentration auf das eigentliche Thema und dem Sammeln von Hintergrundinformationen Rechnung. Begonnen wurde jeweils mit einer idealtypischen Darstellung verlängerter Bildungsbiografien als besonders schwieriger und langwieriger Verlauf, mit dem Ziel, daran die tatsächliche Empirie, wie sie für die Experten in ihrer täglichen Beratungspraxis verfügbar ist, einzuordnen und zu klassifizieren. Danach wurde exakter nach der typischen Problemlage der Beratungssuchenden und den diesbezüglichen Interpretationen des Experten gefragt. Abschließende folgte die Frage nach der generellen Sichtweise des Befragten auf die

---

<sup>1</sup> Der 18. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks zufolge, nahmen 6 von 25 Prozent der Studenten mit Fragen hinsichtlich der Finanzierung ihres Studiums ein Beratungsangebot wahr; von den 16% die im Zweifel über die Fortführung des Studiums befindlich waren, tat dies nur 1% (vgl. Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung 2006: 443).



Entwicklungsaufgabe Berufsfindung unter den gegenwärtigen gesellschaftlichen Bedingungen (Leitfaden s. o.).

## 6.2 Ergebnisse der Expertenbefragung

Zunächst sind noch einige Bemerkungen zum erkenntnistheoretischen Stellenwert der Experteninterviews nachzutragen. Welche Konstruktionen sozialer Wirklichkeit werden durch die Befragung professioneller Berufsberater aufgrund ihres sozialen Ortes und Blickwinkels erhoben? Die Fragestellungen und die Gesprächsführung erzeugen einen problemzentrierten Blick auf die Berufsfindung, dennoch haben alle Experten deutlich gemacht, dass diese Zentrierung keinem Bias entspricht, sondern die Vielfaltigkeit der Ausbildungswege wie auch der Problemlagen wesentlich umfänglicher ist. Grob lassen sich drei Typen von Beratungssuchenden unterscheiden.<sup>2</sup>

1. Dieser Typus sucht primär nach Sachinformationen. Er verfügt schon über konkrete Vorstellungen bezüglich seiner Berufswahl und sucht sachdienliche Hinweise, um diese verwirklichen zu können bzw. bedarf der Bestätigung der individuell erarbeiteten Lösung des Berufsfindungsproblems.
2. Eine zweite Gruppe bilden jene, deren ursprünglicher Studienwunsch sich aufgrund des endgültigen Scheiterns an Prüfungsleistungen nicht mehr realisieren lässt und die nun Hilfe bei der Neuorientierung bzw. Suche nach Alternativen benötigen bzw. jene, wo Studienabbruch oder Exmatrikulation aufgrund aufgeschobener Prüfungsleistungen droht.
3. Die dritte Gruppe umfasst jenen, hier eigentlich interessierenden Typus, der mehr oder weniger ohne konkrete Vorstellungen in das Beratungsgespräch kommt; der selbst keine klare Problemdefinition liefern kann; bei dem es nicht um die Realisierung spezifischer Berufsinteressen, sondern zunächst um deren Freilegung und Artikulation geht.

Die Differenzierung zwischen Typ 2 und 3 ist nicht distinkt; hinter der Verlaufsform des Typ 2 kann sich durchaus eine eher grundlegende Unsicherheit bezüglich der eigenen Berufswünsche bzw. Unklarheit über eigene Begabungen oder Nicht-Begabungen verbergen. So scheitern in Studiengängen mit hohen Durchfallquoten (bspw. Informatik und Wirtschaftswissenschaften) sehr häufig jene, die nicht nur fachlich dem Anforderungsniveau nicht entsprechen, sondern die auch ihr Studium nicht hinreichend mit intrinsischer Motivation und innerer Überzeugung vorangetrieben haben (ohne pauschal Faulheit zu unterstellen! Mit Fleiß lässt sich fehlende Begabung durchaus kompensieren, allerdings bedürfen diese zusätzlichen Lernanstrengungen hoher intrinsischer Motivation.) Im Beratungsgespräch kommt jetzt die eigentliche Intention, bisher nicht beachtete oder ernst genommene Interessen zum Vorschein.

In der Befragung wurde ein besonderer Schwerpunkt auf den dritten Typ gelegt, der sich von den Befragten jedoch schwer quantifizieren ließ; sicher ist nur, dass er eher eine kleine Gruppe darstellt. Diese Konzentration führt zur Konstruktion von Schwierigkeiten und Problemen, welche bei der Berufsfindung auftreten können. Sie sind auf Grundlage weder der Experteninterviews noch der Einzelfallstudien zu verallgemeinern; auch wenn sie im Arbeitsalltag der Experten allgegenwärtig und für die Gegenwart typisch erscheinen. Aber jene Gruppe an Jugendlichen, welche keine Schwierigkeiten mit der Berufswahl und eher stringente Ausbildungsverläufe und Statuspassagen aufweisen, kann durch die Berufsberater eben nicht mit in Betracht gezogen werden (allerdings jene, die sich mit vielleicht ebenso

---

<sup>2</sup> Vgl. Interviewtranskript Zentrale Studienberatung-2, S. 2

großen Schwierigkeiten allein durch diese Entwicklungsaufgabe kämpfen ebenfalls nicht). Insofern ist der Ausschnitt der durch die Experteninterviews beleuchteter Empirie sehr stark auf meine Fragestellung bezogen und damit begrenzt.

### **Zum Verlaufstypus längerer Berufsfindungsprozesse**

Als erstes und wichtigstes Ergebnis gilt festzuhalten, dass alle Experten zum Verlaufsgeschehen verlängerter Berufsfindungsprozesse wenig aussagekräftig waren. Durch die Experten konnte diese Perspektive so nicht reproduziert bzw. erhellt werden, statt dessen dominierte die analytische und querschnittsorientierte Sichtweise in Form einer zusammenfassenden, typisierenden Überblicks über die konkret erlebte Empirie. Vor allem der besondere Fall längerer Unschlüssigkeit im Berufsfindungsprozess über Ausbildungsstationen hinweg konnte als eigenständige Verlaufsform nicht identifiziert werden. So sind Aussagen zu diesem Typus selten und die wenigen Aspekte ergeben kein stimmiges Bild, bleiben bruchstückhaft.

So ist erstens die Beobachtung seitens der Berufsberaterin bei der ARGE Dresden, wie sich Studenten mit „Jobs“ finanziell über Wasser halten, immatrikuliert bleiben, ohne dabei noch die Absicht zu verfolgen, das Studium abzuschließen. Ihnen wird eine sehr gegenwartsorientierte Lebensweise unter Verzicht jeglicher ernsthafter Langzeitperspektive zugeschrieben. Zwar wird diese Gruppe als „gar nicht so klein“ benannt, jedoch fehlen weiterführende Informationen.<sup>3</sup>

Zweitens findet sich durchaus Bestätigung dafür, dass es vielfache Fälle sogar mehrfachen Studienabbruchs- oder Studienfachwechsels gibt, allerdings nicht mehr als zwei Mal. Jedoch wird dies nicht auf ältere Studenten bezogen, wie überhaupt die Mehrheit der Beratungssuchenden in der Studienberatung noch jüngeren Alters sind (also Studenten des Grundstudiums und die Schüler). Für die älteren konnte ein anderes, scheinbar spezifisches Problem identifiziert werden: Verzögerungen im Studienabschluss, Pläne des Abbruchs oder Wechsels resultieren hier oftmals aus Examinierungsangst, d. h. der Furcht vor Prüfungssituationen, vor der Bewährung der eigenen Fähigkeiten in der Diplomarbeit wie vor dem Ende der Studienzzeit und der anstehenden Statuspassage in den Arbeitsmarkt. Die Befürchtung nach dem Abschluss ohne Arbeitsplatz da zu stehen, ist weit verbreitet.

Seitens der ARGE-Mitarbeiterin wurde noch ein institutionelles Hindernis für die älteren Betroffenen angesprochen. Meist sind sie dann aus allen Förderungsmöglichkeiten herausgefallen, können weder BAföG beziehen, noch weiterhin ihr Leben durch „Jobs“ finanzieren, wenn sie tatsächlich endlich einen Abschluss ihres Studiums in Angriff nehmen wollen.<sup>4</sup>

### **Relevanz der Einflussfaktoren auf den Berufswahlprozess**

Bezogen auf das oben angeführte Modell der Entscheidungssituation Berufswahl möchte ich nun die aus den Expertenbefragungen gewonnenen Ergebnisse darstellen, die sich hauptsächlich auf den dritten Typus beziehen. Dabei lassen sich die Faktoren teilweise etwas zusammenfassen.

Wenn vielleicht auch nicht kausal, so stehen doch konzeptionell Persönlichkeit und Charakter, Interessen und Erfahrungen sowie Motivationsstrukturen des Einzelnen im Zentrum der Berufsfindung. Hierin

---

<sup>3</sup> Vgl. Interviewprotokoll Agentur für Arbeit

<sup>4</sup> Ebd.

liegt meist die Quelle von Ideen und Plänen, von Berufswünschen und biografischen Zielvorstellungen, welche dann in Auseinandersetzung mit dem vorgegebenen Raum des Möglichen transformiert und realisiert werden sollen. Hier lassen sich jedoch auch Defizite zuschreiben, wenn Probleme der Berufsfindung in der mangelnden Motivation zur Informationssuche begründet sind. Weiterhin ist die Kompetenz, das reichlich vorhandene Informations- und Beratungsangebot auf die individuelle persönliche Situation und Persönlichkeit zu beziehen ein entscheidender Faktor für eine gelingende Berufswahl. Zwischen ‚Bauch- und Kopfentscheidungen‘ changierend, gelingt es hier nicht, vorhandene Neigungen oder Interessen mit den verfügbaren Informationen zu verknüpfen, um eine realistische Faktenbasis für Berufswahlentscheidungen zu gewinnen.<sup>5</sup> Eine Betonung individuellen Versagens oder sichtbarer Unfähigkeit würde an dieser Stelle bedeuten, an der Oberfläche der Phänomene verhaftet zu bleiben. Alle befragten Berufsberater konnten berichten, dass den Jugendlichen die Organisation und Strukturierung des dargebotenen Informationsmaterials; die Suche nach für sich relevanten Informationen bzw. die Beziehung der verfügbaren Informationen auf die eigene Situation und die eigene Persönlichkeit vor allem viele Schüler problematisch ist. Wie in der obigen Typologie dargelegt, gibt es unterschiedliche Bewältigungsformen dieser Situation. Jenen, die bereits frühzeitig und durchaus erfolgreich Informationen suchen und im Berufsfindungsprozess gut voranschreiten, stehen jene gegenüber, die einem von diesen oder beiden Schritten Schwierigkeiten aufweisen, darin Hindernisse erkennen, was ihre Berufsfindung verzögert. Berufsfindung als komplexe Aufgabe (Präferenzentwicklung, Informationssuche und -management, Kontaktaufnahme mit Ausbildungsinstitutionen und Bewerbung) erweist sich als Bewältigungsherausforderung im Sinne von Böhnisch, Lenz und Schröer, wobei das Vorhandensein notwendiger Kompetenzen und Unterstützungsstrukturen nicht vorausgesetzt werden kann. Diese Form der Strukturierung des Übertritts an der ersten Schwelle (Schule – Ausbildung) erweist sich daher als relevanter Faktor der Generierung sozialer Ungleichheit, da die Art und Weise der Bewältigung dieser Passage bereits Auswirkungen auf die späteren Erwerbschancen impliziert.

Auch wenn nur geringes Wissen über eigene Berufswünsche, den angestrebten Studiengang oder die dadurch eröffneten Berufsfelder existiert, werden Ausbildungsentscheidungen getroffen und Berufsausbildungen und Hochschulstudien begonnen. Informationsdefizite sind meist kein Entscheidungshintergrund und werden im weiteren Verlauf sukzessive behoben. Für die meisten Beratungssuchenden trifft es zu, dass sie direkt nach dem Schulabschluss kaum über eigene relevante Erfahrungen mit der Berufs- und Arbeitswelt verfügen – was die Orientierung erschwert, da die Diskrepanz zwischen Berufsbild und Berufsalltag nicht eingesehen werden kann. Hierin kommt der Verlaufsaspekt der Berufsfindung zum Tragen, denn dieser Mangel an Erfahrung wird nach der Schule über berufsvorbereitende oder gemeinnützige Tätigkeiten, Praktika, Armee oder Zivildienst bzw. über bereits begonnene Berufsausbildung und Studiengänge und Beschäftigungsverhältnisse während des Studiums beseitigt. Wenn eben die Richtung der Berufswahl nach dem Schulabschluss nicht klar ist und sich auch nicht kurzfristig aufhellt, scheinen die ersten Jahre nach dem Abitur fast als notwendige Phase der Persönlichkeitsentwicklung, des Erfahrungssammelns und des Reifens, wo sich dann realistischere Berufsziele sowie die Wege ihrer Verwirklichung herauskristalisieren können. Ein Prozess mit Kontingenz als Verlaufslogik, in dem Ausprobieren nicht Ausnahme, sondern die Regel ist.

Damit ist auf die zwei wichtigsten Sozialisationsfaktoren während der Jugendzeit verwiesen: Schule und Eltern. Zur Berufsvorbereitung in den Schulen selbst – über die Tätigkeit der Berufsberater hinaus

---

<sup>5</sup> Interview Zentrale Studienberatung-2, S. 2

– können seitens der befragten Experten keine Angaben gemacht werden; unisono wird jedoch die Einschätzung getroffen, dass die Beratungssuchenden von der Schule sehr schlecht auf die Aufgabe Berufsfindung vorbereitet sind. Den Schulen wird zugeschrieben, dass scheinbar der Tag des Schulabschlusses den zeitlichen Horizont des schulischen Aufgabenfeldes begrenzt, und die Übergangsproblematik für die Jugendlichen weder als Thema noch als Problem im schulischen Kontext wahrgenommen und behandelt wird – abgesehen von den sehr standardisierten und nur punktuellen Angeboten der Berufsberatung.

Auch die Eltern oder im weiteren Sinne die Herkunftsfamilie sind für die Beratungssuchenden wohl eher keine Hilfe.<sup>6</sup> Zum einen findet sich häufiger das Problem der die Ausbildungsentscheidung ihrer Kinder dirigierender Eltern, womit sich die Jugendlichen einer Zwangssituation ausgesetzt sehen. In diesem Falle verfolgen die Eltern oftmals eine Investitionslogik, welche zur Schwerpunktsetzung auf Studiengängen bzw. Ausbildungsberufen mit guten Arbeitsmarkt- und Einkommenschancen führt. Nachgeordnet bleibt die Frage, nach den eigenen Berufswünschen der Jugendlichen. Eine solche Konstellation zeigt sich oftmals bei jenen, die dann in ihrem Studiengang an zentralen Prüfungen scheitern, woran sich ihre nicht ausreichende Eignung für das Fach offenbart.<sup>7</sup>

Ein anderer Aspekt, welcher auf die geringen eigenen Erfahrungen der Jugendlichen mit der Arbeitswelt verweist, besteht im geringen intergenerationalen Austausch bezüglich der Erwerbsarbeit der Erwachsenen. Den Kindern und Jugendlichen fehlt der direkte persönliche Eindruck von den Tätigkeiten ihrer Eltern oder anderer Bezugspersonen. Sicherlich ist dieser auch nicht immer so leicht zu vermitteln. Besonders die Beraterin der Bundesagentur für Arbeit wies auf die fehlenden Vorbilder hin.

Ein dritter Aspekt in diesem Zusammenhang ist die Hilflosigkeit der Eltern, gerade wenn sie keine eigenen Erfahrungen mit dem Hochschulstudium haben. Als direkte Unterstützung zur Bewältigung der Studienanforderungen und des Studienalltags fallen Eltern, die selbst nicht Akademiker sind, meist aus. Aber je nach gewähltem Studiengang wissen auch Eltern mit Hochschulabschluss nicht sehr viel weiter (bspw. wenn sich das Kind zweier Diplom-Ingenieure im Maschinenbau für Philosophie und Geschichte einschreibt).

Hochschule und Universität bilden den Interaktionsraum (oder das soziale Feld) in welchem sich diese Einflüsse auswirken und über die Verwirklichung einer getroffenen Berufswahlentscheidung selbst Rückwirkungseffekte darauf evoziert werden. Angesprochen sind damit nicht nur institutionalisierte und antizipierbare Selektionsmechanismen wie Prüfungen, sondern vor allem die spezifischen Regeln und Handlungslogiken, welche zur erfolgreichen Bewältigung der Studienleistung beachtet und letztlich angeeignet werden müssen.<sup>8</sup> Am Beginn des Studiums steht daher oft eine geschärfte Wahrnehmung „für die Zumutungen, denen sich Menschen in den gegenwärtigen (anonymen, maskulinen, mediatisierten, bürokratisierten, labyrinthischen usw.) Hochschulen ausgesetzt sehen“.<sup>9</sup> Das universitäre Umfeld stellt an jeden Studienanfänger daher auf drei, nur analytisch unterscheidbaren Ebenen nicht-ignorierbare Anforderungen: erstens auf der fachlichen Ebene, wo die Kompetenzen zur Bewältigung fachspezifischer Lerninhalte vorhanden sein oder erworben werden müssen; zweitens auf der habituellen Ebene, wo Verhaltenserwartungen seitens der Hochschullehrer, Prüfungsämter etc. sowie Inter-

---

<sup>6</sup> Interview mit Zentraler Studienberatung-1, S. 3

<sup>7</sup> Ebd. S. 4

<sup>8</sup> Huber (1998): 421

<sup>9</sup> Huber (1998): 427

aktions- und Beziehungsstile der Kommilitonen beachtet werden müssen; und drittens auf der Ebene der Identitätsentwicklung, da dieser Anpassungsdruck mit den bisherigen Erfahrungen, aktuellen Selbstkonzepten und Selbstidealen in Beziehung gesetzt und abgeglichen werden muss. Wie oben schon deutlich wurde, sind die Studienanfänger unterschiedlich gut auf diesen Sozialisationsprozess vorbereitet: je größer die Differenz zwischen Habitus des Herkunftsmilieus und dem in organisatorischen Strukturen, Studieninhalten und den Personen der Hochschullehrern inkorporierten Fachhabitus ist, umso schwieriger gestaltet sich die Eingewöhnung und Identifizierung in das Studium.<sup>10</sup>

Die Expertenbefragung spiegelt diese Problematik wieder. Als generelles Urteil kann auf die Mehrheit der Beratungssuchenden bezogen gesagt werden, dass sie nicht gut auf den Sozialraum Hochschule vorbereitet sind. Die wenigsten haben zutreffende Vorstellungen von dem, was sie – bezüglich der Lernwirklichkeit und Lernleistung - erwartet und was von ihnen erwartet wird.<sup>11</sup> Als besonderes Problem wird die Anonymität der Universität hervorgehoben, dass fehlende soziale Netzwerk, welches Unterstützung bieten könnte. Dieses muss vielfach an der Universität aktiv neu aufgebaut werden, da es sich durch gemeinsames Lernen oder Wohnen nicht von selbst in ausreichendem Maße herausbildet. Zusätzlich sind die Studenten seitens der Fakultäten und Institute bei der Studienbewältigung weitestgehend und zu weit gehend auf sich allein gestellt. Hier mangelt es nicht nur an direkten Unterstützungsangeboten sondern auch an Motivationskompetenz. Hierin besteht ein zentraler Selektionseffekt an der Universität, denn jene, welche zur Beratung gehen, weisen oftmals geringe Sozialkompetenzen, wie die Fähigkeit zur Selbstorganisation oder zur Selbstmotivation, auf.

Ähnliches ist gemeint, wenn den Beratungssuchenden in Teilen eine Konsumenteneinstellung attestiert wird, d. h. sie erwarten die Lieferung der zur Problemlösung notwendigen Informationen ohne eigene Anstrengungen. Genau damit ist auf die Differenz zwischen Schule und Studium angesprochen, welche eben nicht nur die ‚große Freiheit‘ des Studentenlebens sondern auch erheblich gestiegene Anforderungen an die Selbstständigkeit und Selbstverantwortung des Studenten meint. Wer dies weder im Elternhaus noch in der Schule lernt bzw. sich eingewöhnt, trägt ein größeres Risiko des Scheiterns an der Hochschule in sich.<sup>12</sup> Ein Stück weit mag dabei auch erlernte Hilflosigkeit bzw. Zaghaftigkeit, Unsicherheit eine Rolle spielen, wie sie sich in der Antwort: „Keine Ahnung!“ auf die Frage nach Berufswünschen, Eignungen und Interessen, Zukunftsvorstellung ausdrücken. Weiteres Nachfragen bringt dann sehr wohl inhaltlich konkretere Antworten hervor. Allerdings findet sich diese Problematik nicht nur vor einem oder im ersten Drittel des Studiums, wenn der Abbruch ins Auge gefasst wird, sondern ebenso am Ende, als Furcht vor der Examinierung, als vorübergehende Unwilligkeit oder Unfähigkeit, den Moratoriumstatus des Studenten aufzugeben, und mit abschließenden Prüfungsleistungen sich einer Bewährungssituation auszusetzen.<sup>13</sup> Neben Prüfungs- und Versagensängsten können hier erneut Aspekte einer Identitätskrise eine Rolle spielen, da mit dem Studienabschluss eine gewisse Berufsidentität und damit neue Verhaltenserwartungen seitens der sozialen Umwelt erworben werden – nämlich in diesem Beruf dann auch tätig zu werden.

---

<sup>10</sup> Liebau/Huber (1985) und Schölling (2005) weisen deutlich darauf hin, dass nicht nur die Hochschule an sich eine besonderes soziales Feld darstellt, was sich von der Alltagswirklichkeit der meisten Menschen erheblich unterscheidet, sondern dass auch die Unterschiede im Habitus zwischen den Fächergruppen relativ groß sind, so dass in manchen Bereichen (Bspw. Medizin, Rechtswissenschaft) die Selbstrekrutierung des Nachwuchses relativ hoch ist.

<sup>11</sup> Interview Zentrale Studienberatung-2, S. 5

<sup>12</sup> Ebd. S. 3

<sup>13</sup> Interview mit zentraler Studienberatung-1, S. 3

## Einordnung der Ergebnisse

Wie soeben schon ausgeführt, bieten die Experteninterviews kaum Erkenntnisse zum Verlaufsaspekt der Berufsfindung. Als erstes Ergebnis ist dies festzuhalten. Auch wenn Beratungssuchende mehrere Gespräche mit dem Berater haben, was eher selten ist, beziehen diese sich nur auf eine Station in ihrem Berufsfindungsprozess. Von einer wiederholten Berufsberatung mit einigen Jahren Abstand, nach einem erfolglosen Ausbildungsversuch oder aus Gründen der beruflichen Neuorientierung ist in den Interviews nicht berichtet worden.<sup>14</sup>

Tabelle 19 listet die zentralen verzögernden Einflussfaktoren auf die Berufswahlentscheidung, d. h. die sie erschwerenden Bedingungen noch einmal auf. Sie knüpfen überwiegend nahtlos an die Ergebnisse anderer empirischer Studien an, wenn gleich sie primär die Individuum zentrierte Perspektive wiedergeben, und weniger den Einzelnen im sozialen Kontext von auch hemmender oder erschwerender Bedingungen darstellen. So wird inzwischen vielfach berichtet, dass sich der Nutzen des immensen Informationsangebots über die vielfältigen Ausbildungsmöglichkeiten schnell ins Gegenteil verkehrt werden kann, da diese Menge subjektiv nicht bewältigt, nicht durchdrungen werden kann. Mit dem paradoxen Effekt, dass trotz dieser Informationsmenge das Wissen um Ausbildungsmöglichkeiten wie um Studienwirklichkeit oder Berufspraxis oftmals sehr gering ist.<sup>15</sup> Die Inputorientierung in der Berufsberatung stößt damit an deutliche Grenzen. Denn wie sich in den Interviews zeigte, fehlt den Jugendlichen in der Berufsfindung die notwendige soziale Unterstützung, um einerseits diese Informationsmenge zu bewältigen und andererseits sie auf sich selbst zu beziehen. Vor allem die Eltern treten aus Sicht der interviewten Experten entweder als ‚falsche‘ Ratgeber auf, in dem sie eigene Präferenzen für die Kinder durchzusetzen versuchen oder sie fallen als Unterstützung

**Tabelle 19: Zusammenfassung der verzögernd wirkenden Einflussfaktoren auf Berufsfindungsprozesse**

- Unzureichende Informiertheit  
(über Ausbildungs- und Studienmöglichkeiten wie über die Berufspraxis von angestrebten Berufen)
- Fähigkeiten des Informationsmanagements
- Mangelhafte individuelle Motivation
- Fehlende soziale Unterstützung  
(v. a. durch Eltern, aber auch Vorbereitung durch die Schule)
- Habituell bedingte Anpassungsschwierigkeiten an das soziale Feld Hochschule

<sup>14</sup> Das ist ein interessanter Effekt, der näher untersucht werden müsste. Aus informellen Gesprächen mit Berufsberatern aus kleinstädtischen Arbeitsagenturbezirken ist bekannt, dass hier genau dieser Fall häufiger zu beobachten ist, dann allerdings nicht bei Abiturienten, sondern nur bezogen auf duale oder schulische Berufsausbildungen von Realschul- oder Hauptschulabsolventen. Die Tatsache, dass in diesen Regionen nur ein oder zwei Berater überhaupt für die Berufsberatung zuständig sind, führt bei einiger personeller Kontinuität dazu, die betroffenen zu unterschiedlichen Zeitpunkten in der Berufsberatung wiederzutreffen. Dort verschwindet dann der punktuell-situative Charakter der Beratungssituation, hier kann an auch seitens des Beraters an den bisherigen Beratungsprozess angeknüpft werden, was sich in der Qualität der Beratung positiv niederschlagen kann.

<sup>15</sup> Griepentrog (2001): 121, vgl. auch Wieland/Lexis (2005)

aufgrund von Hilflosigkeit selbst aus. Der Einfluss von Eltern ist damit nicht generell als gering anzusehen, obwohl er, einer Studie in Mecklenburg-Vorpommern zufolge, bei den Abiturienten im Vergleich zu den anderen Schulabsolventen am geringsten ist.<sup>16</sup> Eltern scheinen sich hier häufiger im Hintergrund zu halten, sind als Unterstützer praktischer Art und für den allgemeinen Rückhalt sehr wichtig – wollen aber Berufswahl der Kinder „inhaltlich nicht dominieren“.<sup>17</sup> Nur eine kleine Gruppe der Eltern verhält sich sehr bestimmend bzw. sehr desinteressiert, weshalb auf theoretischer Ebene der Elterneinfluss seiner Richtung und Wirkung nach daher als offen konzipiert werden muss. Das gilt grundsätzlich für alle Beziehungspersonen und selbst für professionelle Berufsberater, da die Orientierung am Wohl des Beratungsbedürftigen, an seinen Interessen und Fähigkeiten nirgends als gegeben vorausgesetzt werden kann.<sup>18</sup> Weiterhin kann hier schon im Vorgriff auf die Auswertung der Einzelinterviews angeführt werden, dass die Orientierung der Berufswahlentscheidung an den Entscheidungen von Freunden, wie das mehr oder weniger reflektierte Aufgreifen eines Ratschlags von weniger vertrauten Beziehungspersonen als Komplexitätsreduktion unter Handlungs- und Entscheidungsdruck anzusehen ist, womit der Bewältigung des Informationsangebotes – wie auch evtl. der eigenen Unschlüssigkeit und Unklarheit – ausgewichen werden kann.

Ohne nähere empirische Untersuchung sollte dieser Kompetenzmangel in Informationsmanagement und Entscheidungsfähigkeit jedoch nicht als individuelles ‚Versagen‘ abgestempelt werden. Angesichts der Komplexität und Tragweite der Berufswahlentscheidung und dem oft anzutreffenden Sicherheitsmotiv der Jugendlichen und jungen Erwachsenen gewinnt diese Zögerlichkeit eine plausible Funktionalität im Sinne der Furchtreduktion. Turrini/Schelling zeigen, wie Festlegungen auf einen Beruf, eine Identität, eine Zukunft vermieden werden, weil neben der Angst vor Arbeitslosigkeit, Überforderung, Eignungs- und Motivationszweifel und Wertkonflikten die Angst vor einem ‚langweiligen‘ und ‚falschen gestalteten Leben‘ zu Zurückhaltung mahnt.<sup>19</sup>

Welche Bedeutung einem längeren Suchprozess bzw. diese ‚Unwissenheit‘ bezüglich der individuellen beruflichen Neigung und Eignung im Zusammenhang mit subjektiver Lebensplanung und individueller Entwicklung zuzuschreiben ist, kann vorempirisch wiederum nicht entschieden werden. Hier bestätigt sich die zentrale Bedeutung, die Selbstreflexivität und Selbstevaluation auf die Bewältigung der Berufsfindung zuzuschreiben ist.

Die Experten der Berufs- und Studienberatung können aufgrund ihres spezifischen Zugriffs auf die Rat suchenden Jugendlichen einen sehr guten Einblick in die konkrete Nahtstelle des Übergangs an der ersten Schwelle im Übergangssystem geben. Besonders akzentuiert wird die allgemeine Unsicherheit bis hin zur subjektiven Ahnungslosigkeit bezüglich der individuellen beruflichen Zukunft. Kritisch hinterfragt, erweist sich dies als Uninformiertheit, fehlendes Zutrauen in die eigenen Fähigkeiten, mangelndes Informationsmanagement heraus, so dass wohl kaum ein Jugendlicher tatsächlich „keine Ah-

---

<sup>16</sup> von Wensierski (2008): 157

<sup>17</sup> Knauf/Oechsle (2006): 7

<sup>18</sup> Die Erfahrungen mit der Beratungspraxis der Arbeitsagentur sind hierfür exemplarisch, auch wenn sie nicht verallgemeinert werden dürfen. Auffällig war jedoch die primäre Absicht, die Beratungssuchenden in irgendeiner Ausbildung, Studium etc. unterzubringen – vor allem wenn sie aktuell als arbeitslos gemeldet waren. Ebenso auffallend war die Unfähigkeit oder Unwilligkeit bei der Evaluation und Freilegung von Berufswünschen behilflich zu sein. Kann der Beratungssuchende sein Problem selbst nicht formulieren, hat er selbst keine Ideen und Pläne, läuft die Beratung schnell ins Leere. Hier gibt es allerdings Hinweise, dass dies weniger Qualitätsmängel in der Beratungspraxis der Berufsberater sind, sondern dies wesentlich durch Vorgaben bezüglich Beratungsinhalt, Beratungsdauer und Beratungsziel bedingt ist.

<sup>19</sup> Turrini/Schilling (1997): 237, Knauf/Oechsle (2007): 143

nung“ betreffs seiner Berufswahl hat. Hier zeigt sich, wie in diesen Fällen weder Schule noch Elternhaus zu einer erfolgreichen Berufsfindung beitragen konnten; dies zum Teil auch nicht als ihre Aufgaben wahrnahmen.

Ein zweiter Beratungsschwerpunkt liegt für die universitäre Studienberatung bei erzwungenen Exmatrikulationen und den spezifischen Problemen in der Endphase des Studiums. Inwieweit auch diese als Berufsfindungsschwierigkeiten zu interpretieren sind oder andere Ursachen haben, kann auf Grundlage des vorliegenden Materials nicht beurteilt werden. Es liegen jedoch Hinweise vor, dass auf das ‚Commitment‘ mit dem angestrebten Beruf oder Abschluss, zugunsten des Verweilens im ‚geschützten‘ Studentenstatus vorläufig verzichtet wird, bzw. sich subjektive Leistungsblockaden vor dem Studienabschluss ausbilden. Dies könnte Ausdruck einer Identitätskrise, einer allgemeinen oder latenten Unzufriedenheit mit der aktuellen Ausbildungssituation sein – zur Validierung bedürfte es nun der Subjektperspektive der Studenten oder Auszubildenden, zu der die Expertenbefragung jedoch wenig Informationen liefern konnte. Sie erbrachte eher eine allgemeine Charakterisierung des Kontextes von Berufsfindungsprozessen. Der Verlaufsaspekt blieb ausgespart, jedoch konnten die Einflussnahmen der Einzelfaktoren aus dem obigen Berufswahlmodell auf Berufsfindungsprozesse bereits erläutert werden. Sie bilden daher das Grundgerüst des Interviewleitfadens für die Einzelinterviews.



## 7. Auswertung der Einzelinterviews

### 7.1 Allgemeine Charakterisierung

Für diese Arbeit wurden insgesamt 18 Personen (6 Männer und 12 Frauen) zu ihrem Berufswahlprozess befragt. Rekrutiert wurden diese über Aushänge am Campus und in den Studentenwohnheimen sowie in einer der Campus-Zeitungen. Für die Akquise der Gesprächspersonen ist bewusst eine sehr allgemein gehaltene Suchanfrage gestellt worden („Suche nach Personen mit Studienabbruch und/oder Schwierigkeiten in der Berufsfindung“), um ein möglichst breites Spektrum an Fällen erheben zu können. Ziel war es, auch die Grenzen des Untersuchungsgegenstandes ausloten zu können, wie dies unten im Abschnitt zu *Testing the Limits* dargelegt wird.

Das Geschlechterverhältnis ist stark ungleichgewichtig, was jedoch nicht als Problem angesehen wird, da es in den Frageformulierungen keine Rolle spielt. Sollten sich jedoch relevante Unterschiede zwischen Männern und Frauen anhand dieses, ohnehin nicht auf Repräsentativität zielenden Datenmaterials zeigen, wird dies in der Auswertung berücksichtigt.

Bezüglich der sozialen Herkunft der Befragten ist ein sehr differenziertes Bild zu zeichnen. Bei neun von ihnen hatte zumindest ein Elternteil in der DDR ein Studium absolviert (Fachhochschule oder Universität), in drei Fällen waren beide Eltern Akademiker. Die Väter waren dabei bis auf eine Ausnahme (Naturwissenschaftler) Ingenieure unterschiedlicher Richtungen; unter den Müttern finden sich mehrere Lehrerinnen, eine Theologin und eine Diplom-Kauffrau. In drei Fällen handelte es sich um allein erziehende Mütter, von denen zwei studiert hatten, eine als Angestellte im Öffentlichen Dienst tätig war.

In den nicht-akademischen Elternhäusern traten überwiegend typische DDR-Berufsausbildungen und Erwerbskarrieren auf (Arbeiter, Schlosser, Handwerker), mit oftmals von Arbeitslosigkeit unterbrochenen Berufslaufbahnen nach dem Systemumbruch von 1989. Wobei in diesem Sample die Väter stärker betroffen waren als die Mütter, die meist in Angestelltenverhältnissen überwiegend kontinuierlich beschäftigt waren. Insgesamt muss jedoch berücksichtigt werden, dass die Befragten für Auskünfte sowohl über die Berufe ihrer Eltern wie deren Erwerbsbiografie nach der Wiedervereinigung in vielen Fällen keine sehr kompetenten Auskunftspartner waren. Teilweise konnte der Beruf der Eltern (v. a. des Vaters) nur mit groben Worten umrissen werden und auch der Erwerbsverlauf nach 1989 wurde manchmal nur bruchstückhaft reproduziert. Anbetrachts des Alters der Befragten ist dies nachvollziehbar, da die Nachwendezeit überwiegend ihre eigene (frühe Kindheit) darstellte, in welcher solche Erfahrungen selten aufgenommen und memoriert wurden. Welche Rückschlüsse sich aus dieser Milieuverhaftung und dem spezifischen Erfahrungshintergrund der Eltern ergeben, wird in Abschnitt Der Einfluss von Familien und Freunden weiter ausgeführt.

Wie lassen sich verlängerte Ausbildungsverläufe in einer ersten Annäherung charakterisieren? Es handelt sich um recht heterogene Lebensvollzüge, die in ihrer jeweiligen Bedingtheit sehr komplex sind und daher kaum unter dem Aspekt einer allgemeinen Typisierung betrachtet werden können. Bei allen zeigt sich eine enge Verschränktheit von individuellen und externen, strukturellen und institutionellen Faktoren, denn auch wenn mit dem Abitur formal alle Türen zum gewünschten Berufsziel offen zu stehen scheinen, existieren *de facto* Hürden, welche die Wahlfreiheit deutlich einschränken. In erster Linie ist hier der Numerus Clausus angesprochen, aber auch verpasste Bewerbungsfristen sind in meh-

reren Fällen für eine Verzögerung verantwortlich. Interessant ist nun, dass bei den angestrebten dualen Berufsausbildungen bei allen bis auf eine Ausnahme eine zweite Bewerbung stattfand, die dann auch erfolgreich war und zum Eintritt in die betriebliche Ausbildung führte. Anders bei den Studienfächern: Medizin, Psychologie, Sozialpädagogik und Kommunikationswissenschaft wurden als Fächer genannt, bei denen aufgrund des Numerus Clausus der direkte Einstieg nicht gelang, aber (bis auf eine) versuchte keiner der Befragten über die Wartesemesterregelung diesen ursprünglichen Studienwunsch weiter zu verfolgen. Das Scheitern der ursprünglichen Berufswahlidee steht damit am Anfang der meisten untersuchten Fälle.

Trennscharf zwischen den einzelnen Gründen für die unterschiedlichen Verläufe zu differenzieren, ist aufgrund deren Interdependenz fast nicht möglich. Generell gilt festzuhalten: je weniger exakt sich die individuelle Berufsfindung an den Regeln und Fristen des Berufsausbildungs- wie Hochschulsystems orientiert, um so eher kommt es zu diskontinuierlichen Ausbildungsverläufen. Mit „exakt“ ist gemeint, dass Regelungen wie auch Möglichkeiten des Ausbildungssystems in den allermeisten Fällen kaum hinreichend recherchiert werden. So zeigt sich vielfach die Tendenz, naheliegende Alternativen zu wählen (sich auf das Studienangebot regional angesiedelter Hochschulen zu beschränken bzw. die Studienwahl unter dem Blickwinkel des ‚Angenommenwerdens‘ als Vermeidung der Ablehnung durch den Numerus Clausus durchzuführen), anstatt Berufswünsche stringent gegen Widerstände durchzusetzen. Weiterhin findet eine intensive Informationssuche im Sinne eines Abgleichens zwischen dem individuellen Fähigkeits- und Interessenprofil und den Ausbildungsmöglichkeiten des dualen Berufsausbildungs- und des Hochschulsystems meist erst nach dem ersten gescheiterten Ausbildungsversuch statt. Die von der Literatur vielfach belegte und in der Expertenbefragung bestätigte subjektive Ahnungslosigkeit hinsichtlich des weiteren Ausbildungsverlaufs zum Zeitpunkt des Schulabschlusses wird hier bei fast allen Befragten deutlich.

Ein Mangel an konkreten Berufswünschen oder zumindest eines reflektierten Handlungsentwurfes über die nächste Lebensphase steht damit am Beginn fast jeden verlängerten Ausbildungsprozesses. Ursächlich ist dies auf das Fehlen konkreter Berufsideen bzw. der Kompetenz zurückzuführen, aus diffusen Ideen und Wünschen Berufsideen zu entwickeln, die anschließend umgesetzt werden können. Oder es existiert ein konflikthafte Nebeneinander mehrerer, ebenfalls nicht zwingend explizit formulierter Ideen für die weitere Ausbildungslaufbahn, zwischen denen jedoch nicht entscheiden werden kann. Darin offenbart sich einerseits die Kurzfristigkeit vorhandener Planungen und Zielvorstellungen – wenn etwa die Studienentscheidung primär von dem Wunsch zu studieren motiviert ist und die Fächersuche erst davon abgeleitet und im Horizont des für erreichbar Erachteten stattfindet. Andererseits zeigt sich die Unschärfe von Zielvorstellungen, denn weder hinter der Grundentscheidung für oder gegen ein Hochschulstudium, noch hinter den meisten begonnenen Berufsausbildungen standen konkrete Berufsbilder oder Berufspositionen als Zielmotivation. Die in der Situation vor und nach dem Schulabschluss auch subjektiv wahrgenommene Problematik der Berufsfindung wird zumindest zu diesem Zeitpunkt in den meisten Fällen nicht durch eine intensivere Informationssuche oder Entscheidung für institutionalisierte Überbrückungsmöglichkeiten (Freiwilligendienste) genutzt, sondern auf Basis der gegenwärtigen Handlungsbefähigung und Zukunftsentwürfe findet eine Ausbildungsentcheidung statt. Diese Plastizität bezüglich beruflicher Ziele bedingt daher das relativ hohe Gewicht externer Einflüsse auf den Ausbildungsverlauf. Hier spielen dann die Entfernung des Ausbildungsortes von der Heimat, die jeweilige Fachkultur, die Erwerbchancen nach abgeschlossener Berufsausbildung, der Arbeitsalltag eine große Rolle. Die große Diskrepanz zwischen vorhandenen Informationen und

subjektiven Vorstellungen über Ausbildungsinhalt, Institution und Berufsalltag und der erfahrenen Realität bewirken eine Vielzahl von Abbrüchen, Weiterqualifizierungen und Mehrfachausbildungen.

Dabei muss offenbleiben, inwiefern diese Differenz vorab durch Informationssuche tatsächlich verringert werden kann. Unbestritten gibt es zahlreiche Informations- und Kennenlernangebote seitens der Berufsberatung, der Hochschulen, aber auch der Industrie- und Handelskammer, von Unternehmen und öffentlichen Einrichtungen. Am Mangel an verfügbaren Informationen und Informationsmöglichkeiten kann es nicht liegen, daher ist stärker darauf zu schauen, inwieweit mit dem Informationsangebot subjektiv umgegangen werden kann. Das heißt, für eine gelingende Berufsfindung ist Berufswahlbereitschaft als Fähigkeit relevante Informationen suchen und problemspezifisch verarbeiten zu können, um entscheidungsfähig zu werden, von entscheidender Bedeutung.

Aus jugendlicher Perspektive ist die Aufgabe der Berufsfindung kaum zu überschauen; es bedarf eines gewissen Entwicklungsniveaus, um sie ohne größere Schwierigkeiten zu meistern. Näheres zu diesen Faktoren wird unten im Abschnitt 3.3 ausgeführt, hier sei bereits darauf hingewiesen, dass Berufsfindungsprozesse solange problematisch sind und leicht zu nicht befriedigenden Ergebnissen führen, wie die Lebensweise und Handlungsorientierung des Betroffenen in starkem Maße moratoriumsorientiert ist. Noch im (post-adoleszenten) Moratorium gefangen zu sein, steht in der Regel der erfolgreichen Absolvierung des aktuellen Studiums oder Ausbildung entgegen. Umgekehrt darf aber auch eine deutliche Transitionsorientierung nicht als Allheilmittel oder Selbstläufer interpretiert werden. Berufsfindung ist in biografischer Perspektive grundsätzlich ein offener, an keine Altersgrenzen gebundener Prozess. Wie noch deutlich zu machen sein wird, ist der Übergang von einem diskontinuierlichen, verlängerten Berufsfindungsprozess zu einer diskontinuierlichen Erwerbsbiografie fließend; eine eindeutige Grenze kann kaum markiert werden.

In struktureller Perspektive zeigt sich, dass die sozial desintegrative Wirkung verlängerter Berufsfindungsprozesse gering ist. Überwiegend sind die Betroffenen in Bildungsinstitutionen und Bildungsgängen inkludiert und finanziell über Ausbildungsförderung, Erwerbsarbeit oder die Eltern abgesichert. Im Fall des temporären Ausscheidens aus dem Bildungssystem stellt die Herkunftsfamilie die entscheidende Bewältigungsressource da; sie sichert sowohl materielle wie emotionale Unterstützung.

Auch nur in Einzelfällen zeigt sich ein spürbarer Leidensdruck bei der Bewältigung der Entwicklungsaufgabe Berufsfindung. Selbst wenn diese mehrstufig und über Stationen temporären Scheiterns verlaufen, werden sie in der biografischen Erzählung nicht als subjektiv belastendes Ereignis dargestellt. Gefühle wie Unsicherheit, Planlosigkeit und Ungewissheit kommen zur Sprache, aber keine grundlegende Ablehnung der normativen gesellschaftlichen Erwartung, überhaupt einen Beruf zu suchen. Für die meisten ist dies eine kaum hinterfragte Selbstverständlichkeit und eng mit dem Bedürfnis nach einer zufriedenstellenden Tätigkeit verbunden. Eine als mögliche Ursache erachtete Geringschätzung sozialer Leistungsnormen und Arbeitsbereitschaft spielt für den Verlauf der Berufsfindungsprozesse keine Rolle. Wohl aber die mangelnde Bereitschaft, subjektiv empfindliche Härten hinzunehmen und größere Hürden zu überwinden (Beschränkung auf Herkunftsregion, Verbundenheit mit sozialen Netzwerken). Diese Form der Sicherheitsorientierung dominiert vielfach gegenüber konkreten Berufswünschen, so dass sich deren Anpassung primär unter Berücksichtigung der sozialen Einbindung vollzieht.

Für verlängerte Berufsfindungsprozesse gilt demnach nur begrenzt, dass Berufswünsche zunächst entwickelt und dann im Kontext des Berufsausbildungs- und Hochschulsystems umgesetzt werden – im Sinne der Entwicklung einer beruflichen Identität und sozialen Platzierung – sondern dass dieser Prozess sehr stark von emotionalen Faktoren der sozialen Einbindung, der Heimatverbundenheit und der

materiellen Absicherung beeinflusst ist. So zeigt sich die Interdependenz auf Persönlichkeitsebene zwischen Berufswahlentscheidungen und anderen Persönlichkeitsfacetten. Jede Option wird dabei eben nicht nur bezüglich identitätsrelevanter Aspekte beleuchtet, sondern auch hinsichtlich weiterer Kosten und negativer Folgen, so dass Berufswünsche (in dem Fall könnten sie auch als Träume bezeichnet werden) nicht realisiert werden bzw. nicht einmal ein Versuch unternommen wird, weil die antizipierten Kosten als zu hoch angesehen werden. Oder es wird, wie im Falle der einem Studium vorgelagerten Berufsausbildung, ein subjektiv Sicherheit spendendes Fundament durch den schon erreichten Berufsabschluss und eventuelle Berufserfahrung geschaffen, von dem ausgehend weitere Ausbildungswünsche in Angriff genommen werden können. So vollzieht sich Berufsfindung als Aushandlungsprozess zwischen Berufswünschen/Ideen/Möglichkeiten, in die Zukunft gerichteten Identitäts- oder Selbstvorstellungen und ebenso in der Persönlichkeit verankerter Strebungen nach emotionaler, sozialer und materieller Absicherung und Integration.

Desintegrationserfahrungen zeigen sich in Einzelfällen durch Überforderungsgefühle angesichts der Berufswahlentscheidung – wie oben schon erwähnt, fehlen hier noch für diese Entscheidung relevante individuelle Kompetenzen. Dennoch erfolgt die Inklusion ins Hochschulsystem und zieht einen Studienabbruch bzw. Fachwechsel fast erwartbar nach sich, bzw. führt zu einer dauerhaft unbefriedigenden Studiensituation, solange keine Alternativen entwickelt werden können. Um eine prinzipielle Negierung der Verhaltenserwartung Berufsfindung handelt es sich dabei nicht, sondern um die Schwierigkeit, aus vorhandenen Interessen und Neigungen Berufsideen zu entwickeln, bzw. für noch kaum verbalisierbare, unklare Interessen Handlungsfelder zu ihrer Verwirklichung zu finden. Vor allem Personen mit einer starken kreativen Ader weisen dieses Problem auf; sie machen die Erfahrung, dass ihre Interessen und Fähigkeiten nur schwer in konkrete Berufsfelder umzusetzen sind. Und es ist bemerkenswert, dass die Option einer Künstlerkarriere mehrheitlich keine reale Option darstellt, darin kein eigentlicher Beruf gesehen wird. Hierin wird die soziale Ungleichwertigkeit von Tätigkeiten und Fähigkeiten deutlich und damit auch die Selektivität des Berufsausbildungssystems bzw. der Nachfragestruktur seitens des Arbeitsmarktes.

## 7.2 Typologie der Berufsfindungsverläufe

Im ersten Zugriff lassen sich zwei Typen verlängerter Berufsfindungsverläufe identifizieren, die nacheinander ausgeführt werden. Sie repräsentieren zwei grundverschiedene Verlaufsmuster, die auch den Kern des Untersuchungsgegenstandes umreißen. Der erste Typ wird weiter inhaltlich zu differenzieren sein, da sich die Grundthematik in unterschiedlichen Verlaufsformen oder Gestalten zeigt.

Zentrales Unterscheidungskriterium in dieser Typologie ist die Arbeitsmarktintegration: sie trennt jene, die den Berufseinstieg bereits einmal versucht haben von jenen, die bis zum Interviewzeitpunkt – unabhängig davon, ob sie bereits eine abgeschlossene Berufsausbildung haben oder nicht – permanent im Bildungssystem (ggf. nur vom Status Arbeitslosigkeit oder Auslandsreisen unterbrochen) verblieben sind und ihre Berufsfindung damit augenscheinlich noch nicht abgeschlossen haben.

### Typ 1 Hauptthema: Suchen

Die Charakterisierung als „suchend“ bezieht sich bei diesem Typus auf mehrere Dimensionen, in denen Findungs-, Evaluierungs- und Entscheidungsprozesse ablaufen, die sich in verschiedenen Mischungsverhältnissen in den einzelnen Biografien zeigen, also meist kombiniert auftreten. Die Thematik „su-

chend' kann dabei als Dimension angesehen werden: der eine Pol ist der allgemeine, hier ist die Persönlichkeitsentwicklung so unabgeschlossen, dass überhaupt erst Neigungen entwickelt und daraus Berufsvorstellungen gebildet werden müssen, bevor eine Berufsausbildung begonnen werden kann; den anderen Pol (spezifisch) bildet die Problemlage, mit konkreten Interessenprofilen die dafür passenden Ausbildungswege zu finden. Entlang dieser Dimension sollen die einzelnen Unterkategorien dargestellt werden. Diese Differenzierung bezieht sich primär auf die Ausgangssituation der Berufsfindung – die Zeit des Schulabschlusses – denn die konkreten Ausbildungsverläufe konvergieren in ihrer Charakterisierung mit zunehmender Dauer; wesentliche Unterschiede lassen sich primär am Beginn festmachen.

### **(1) Zunächst ohne Fahrplan, dennoch angekommen**

Dieser Typ zeichnet sich durch einen umfangreichen Mangel an Interessen und Neigungen aus, welche Berufswünsche und entsprechende Ausbildungsverläufe generieren können. Zwar wird das stereotype „Keine Ahnung!“ zur Beschreibung ihres Status bezüglich der Berufswahl nach dem Abitur von vielen Befragten (nachträglich) berichtet; jedoch zeigte sich dann im Interviewverlauf, dass die Ahnungslosigkeit nicht wirklich manifest gewesen ist. Bei diesem Typ war sie es zumindest in dem Sinne, dass die Betroffenen von ihrer Persönlichkeit aus zunächst keinen Anschluss zum Berufsbildungssystem finden konnten. Nach eigenen Aussagen hatten sie nicht nur keine im Berufsbildungssystem anschlussfähigen Interessen und Neigungen, sondern waren ganz allgemein sehr neigungsarm. Sozial sind sie fest in eine Peer-group integriert, also keineswegs einsam oder von sozialer Desintegration betroffen, jedoch stehen sie der Aufforderung zur Berufswahl sehr distanziert gegenüber. Der Norm folgen sie dennoch, die Ausbildungsentscheidung erfolgt an dieser Stelle jedoch sehr stark extern gesteuert, das heißt primär über soziale Beziehungen vermittelt und angeleitet, sei es, dass die Eltern den Weg ebnen, in dem sie den Entscheidungsprozess dirigieren oder man folgt in den Entscheidungen wichtigen Bezugspersonen aus dem Freundeskreis. Dorothee ist aus dem Sample das prototypische Beispiel für diesen Typus. In den wesentlichen Zügen soll ihr Ausbildungsverlauf hier wiedergegeben werden. Es soll, wie alle anderen Beispiele, die vorgestellten Typen sowie die weiteren Analyseergebnisse illustrieren und mit Plausibilität unterlegen.

Dorothee entstammt einer Akademikerfamilie des ländlichen, nördlichen Ostdeutschlands, ihre Eltern wie auch beide Brüder haben studiert. Schon die Leistungskurswahl im Gymnasium orientierte sich daran, wo sie gute Noten erhielt – was sie jedoch nicht mit Interesse oder persönliche Eignung für das jeweilige Fach in Verbindung brachte. Dorothee sagte explizit, dass es ihr stets schwer fiel, Neigungen oder Interessen auszubilden. „Also ich muss sagen, mit Interessen, das war immer ein bisschen schwierig. Ich habe halt eher danach entschieden, wo bin ich gut. [...] Und mit Interessen, das fiel mir dann eben so nach dem Abi auf, wo ich dann überlegt habe: Ja was willst du denn jetzt studieren? Das war ganz wenig ausgeprägt.“<sup>1</sup> Ihr hauptsächliches Interesse bestand in gemeinsamen Aktivitäten und Gesprächen mit Freunden und Bekannten, sich mit ihnen zu unterhalten und gemeinsam „etwas zu erleben“. Was konkret erlebt wurde oder erlebt werden konnte, war nachrangig; ihr ging es um die soziale Gemeinschaft, das Eingebundensein und die Kommunikation. „mir war es immer ganz doll wichtig, Freunde zu treffen und um mich zu haben und irgendwie Ausflüge zu machen oder irgendwie - ja - Zeit zu verbringen mit Menschen, die ich lieb habe und die mich lieb haben, so ungefähr. Und das - [überlegt] - war dann total egal - [lacht] -, was wir dann gemacht haben, so ungefähr.“<sup>2</sup> Die erste Ausbildungsentscheidung erfolgte daher auch nicht berufswunschbezogen. Motiviert war sie a) vom Wunsch die provinziell-

---

<sup>1</sup> Dorothee S. 5

<sup>2</sup> Ebd.

le Heimat so schnell wie möglich in Richtung einer Universitätsstadt zu verlassen und b) von einem völlig unspezifischem Studienwunsch.<sup>3</sup> Die Fächerauswahl geschah mittels systematischem Durchblättern des nur mäßig informativen Katalogs der Universität; die Entscheidung für Archäologie und Vor-/Frühgeschichte erfolgte im Assoziationskontext der „Indiana Jones“-Filme.<sup>4</sup> Bereits im 1. Semester brach Dorothee dieses Studium aus Einsicht in die komplette Ungeeignetheit dafür ab. Dennoch war dieser Fehlversuch für sie die Initialzündung, um sich folgend intensiv mit dem Thema Berufsfindung auseinanderzusetzen, was sie zuvor nicht getan hatte. Für den sich anschließenden Evaluationsprozess stand ihr genügend Zeit zur Verfügung. Sie war wieder nach Hause zurückgekehrt und ohne Anstellung. Nun zeigt sich, wie sie erstmals auf eigene Fähigkeiten Bezug nimmt. In ihrer Kirchgemeinde war sie langjähriges Mitglied im Kirchenchor, und so entwickelte sie vom musikalischen Interesse das Berufsziel der Sprecherzieherin – Verbindung zwischen beidem besteht in den Entwicklungsmöglichkeiten der Stimme, auch bezogen auf die Chorarbeit.

Trotz eines abgebrochenen Praktikums in einem Kinderpflegeheim in Süddeutschland, was ihr zeigte, dass sie sich nicht in jedem deutschen Landstrich wird einleben und auch mit Kleinkindern nicht wirklich gut zusammenarbeiten können, verfolgte sie das Berufsziel weiter. Einen Eignungstest an der Universität bestand sie, wurde aber dennoch, wohl aufgrund des nicht ausreichenden Abiturnotendurchschnitts, von der Universität nicht angenommen. Zielstrebig bereitete sie sich für den gleichen Test im Jahr darauf vor und bestand ihn mit noch besseren Noten, allerdings verzichtete sie auf eine erneute Bewerbung um einen Studienplatz. In der Zwischenzeit war Dorothee bereits in die neue Universitätsstadt gezogen und hatte sich nicht nur pro forma für Lehramt Religion und Englisch eingeschrieben, sondern dieses Studium auch tatsächlich begonnen, wenn auch zunächst ohne Absicht es auch zu beenden. Dabei fand sie jedoch so viel Spaß und Interesse, dass sie im Lehramtsstudium mit der festen Absicht verblieben ist, den Lehrerberuf auch tatsächlich zu ergreifen. Hier zeigen sich auch wieder deutliche familiäre Einflüsse, denn sowohl Vater als auch ein Bruder sind Theologen.

## **(2) Alternativensuche**

Die zweite Unterkategorie zeichnet sich dadurch aus, dass alternative Berufs- und Ausbildungsideen entwickelt werden müssen, da die ursprünglichen Ziele nicht verwirklicht werden können. Hier bestehen also durchaus elaborierte Berufswünsche, deren Realisierung aber aus primär externen Gründen nicht gelingt. Meist liegt dies an Eignungstests oder den Zulassungsbeschränkungen des Numerus Clausus, die trotz Abitur die Wahlfreiheit bezüglich des Studienfaches zumindest temporär beschränken. Als Reaktion zeigen sich zwei grundsätzliche Möglichkeiten: im ursprünglichen Berufsfeld wird nach alternativen Studiengängen oder Berufen gesucht, welche thematisch das eigentliche Interessengebiet möglichst umfangreich mit abdecken.

Clara bekam sowohl für Psychologie wie Sozialpädagogik aufgrund des Numerus Clausus keinen Studienplatz und versucht gegenwärtig über das Soziologiestudium entsprechendes Interesse mit zu bedienen. Ein anderes Beispiel ist Alexandra, die nach abgeschlossener Ausbildung zur Tourismusassistentin eigentlich Tourismuswirtschaft an der Berufsakademie studieren wollte, was jedoch in zwei Anläufen nicht glückte. Daher ist sie im alternativ begonnenen Studium der Verkehrswirtschaft verblieben, mit dem Ziel, sich im Hauptstudium auf Tourismuswirtschaft zu spezialisieren. Bei beiden wird deutlich, dass ihr aktuelles Studium nicht ihre erste Wahl ist; es zeigt sich jeweils eine gewisse Distanz zu den Studieninhalten und der ursprüngliche Berufswunsch ist noch sehr präsent; die Identifikation mit dem aktuellen Ausbildungsweg ist

---

<sup>3</sup> „Also wir haben zusammen meine beiden Brüder besucht. Der eine hatte in G. studiert, der andere in L. Und erst waren wir ganz doll begeistert von G. Und dann waren wir danach in L. und dann stand fest, wir wollen zusammen nach L. ziehen. [...] Studieren war irgendwie klar.“ (Dorothee S. 1)

<sup>4</sup> „Aber ich hatte so ein bisschen das Gefühl, das ist so Indiana-Jones-mäßig. Ich dachte schon, ich müsste dann irgendwas ausgraben und irgendwelche Zusammenhänge entdecken. Das habe ich mir ganz toll vorgestellt.“ (Dorothee, S. 1)

noch nicht vollständig, so dass hier Zweifel berechtigt sind, ob sie ihre Studiengänge erfolgreich abschließen werden. „Naja, jetzt Anfang des zweiten oder irgendwann im zweiten Semester jetzt hatte ich mal ein Tief. Da hätte ich am liebsten alles hingeschmissen, weil ich mich nicht mehr angestrengt habe und, naja, da war eben noch sehr viel Mathe dabei [*lacht*]. Und wenn man sich immer anstrengt und es kommt nichts bei rum und man wird nicht besser oder es lohnt sich irgendwie nicht, dann denkt man sich, warum mache ich das eigentlich alles. Und dann jetzt wieder die Prüfungen und das packe ich eh nicht und dann denke ich mir wieder so, nein, jetzt packst du das und jetzt hängst du dich rein. [*überlegt*] Das macht schon so Spaß, aber ich weiß ehrlich gesagt auch jetzt dann nicht so direkt, was ich dann später danach machen soll, so. Ich sehe jetzt noch nicht so das große Ziel, auf was ich hinarbeiten kann.“<sup>5</sup>

Die andere Möglichkeit besteht darin, andere Interessen und Neigungen zu einer Berufsoption auszubauen, bzw. daraus entsprechende Motivation zu entwickeln und die ursprüngliche Berufswahl gänzlich aufzugeben. Das zeigt sich am deutlichsten bei Linda.

Das Theaterspielen war für sie schon während der Schulzeit sehr wichtig und nahm einen großen Teil ihrer Freizeit ein. Da lag der Studienwunsch Theaterwissenschaft nahe, nachdem schon auf die Bewerbung bei der Schauspielschule aufgrund des langen Vorlaufes, den eine solche Bewerbung benötigte, verzichtet wurde. Allerdings erhielt sie keinen Studienplatz, so dass sie in einer längeren Phase der erzwungenen Untätigkeit über ihre Berufswahl intensiv nachdenken konnte, was zur Abkehr vom ursprünglichen Studienwunsch führte. Zweifel an der Verwertbarkeit eines solchen Studiums verwies sie auf ihr zweites zentrales Interesse: das Lesen. Darauf folgte die Immatrikulation für Germanistik (Literatur- und Sprachwissenschaft), Geografie und Anglistik und später, auch erzwungen durch den Wechsel des Hochschulortes, der Wechsel zu deutscher Sprachwissenschaft und Philosophie. Im Gegensatz zu Clara und Alexandra zeigt sich Linda mit ihrer sekundären Studienwahl hochzufrieden, vor allem die Sprachwissenschaft hat Begeisterung und Engagement in ihr geweckt, so dass sie darauf aufbauend konkrete Pläne für die weitere Ausbildungs- und Berufslaufbahn entwickeln konnte (Master, evtl. Promotion).

Dieser Fall zeigt deutlich, wie das Suchen auf den institutionellen Rahmen gerichtet ist, in den sich Auszubildende und Studierende jeweils einzuordnen haben; wie sie die Alltagswirklichkeit der Studiengänge und der Universität erst kennenlernen und auch bewältigen müssen.<sup>6</sup> Damit ist schon ein Bereich markiert, in dem beide Unterkategorien nicht mehr trennscharf auseinander gehalten werden können. Wie oben bereits angesprochen, legitimiert sich diese Unterscheidung nur bezogen auf die Ausgangssituation der Ausbildungsbiografie (Schulabschluss<sup>7</sup>). Im weiteren Verlauf konvergieren die beiden hier differenzierten Typen sehr stark, bei beiden zeigt sich eine Art Selbstverstärkung des Berufsfindungsprozesses. Durch den Eintritt in das Ausbildungssystem (am stärksten ausgeprägt bei der Aufnahme eines Studiums) werden die Jugendlichen mit der Realität des Berufsfeldes und Ausbildungsinhaltes konfrontiert und können unabhängig davon, wie stark ihnen ihre eigenen Fähigkeiten und Interessen vorher bewusst gewesen sind, sich anhand der Studieninhalte und Leistungsanforderungen selbst evaluieren. Der Berufsfindungsprozess wird dadurch sehr vorangetrieben, jedoch nicht unbedingt verkürzt. Wird die neigungsbezogene Berufswahl erst später im Berufsfindungsprozess entdeckt, kann sie umso intensiver ausgestaltet werden, so dass sich gerade deshalb die Berufseinmündung biografisch

---

<sup>5</sup> Alexandra S. 4

<sup>6</sup> Linda berichtet auch den negativen Fall: das Studium der Literaturwissenschaft hat ihr, aufgrund der dort üblichen Menge an Lesestoff und des Umgangs mit Literatur das Lesen selbst nahezu verleidet; war also an ihr alltagsweltliches Interesse für Literatur gar nicht anschlussfähig.

<sup>7</sup> Auf die Diskussion der Schulzeit kann an dieser Stelle noch verzichtet werden. Zwar zeigen sich hier schon unterschiedliche Verläufe, allerdings hat die Art und Weise des Schulabschlusses keinen systematischen Einfluss auf die Ausbildungsbiografie. Für den einzelnen Lebensverlauf ist er natürlich hoch bedeutsam, aber zusammengenommen ergibt sich aus den Einzelfällen eben kein Muster.

nach hinten verschiebt, da noch mehrere Stationen durchlaufen werden müssen oder sollen, bevor ein Abschluss gemacht werden kann.

Am deutlichsten kommt dies bei Juliane zum Vorschein. Nach eigenem Bekunden hatte sie während ihrer Schulzeit und auch nach dem Abitur gar keine Idee, welchen Beruf sie ergreifen möchte<sup>8</sup> und hat sich mehr oder weniger klaglos der Beeinflussung ihrer Eltern gefügt, eine Ausbildung zur Zahntechnikerin zu beginnen. Diese hat sie abgeschlossen, allerdings nicht den Berufseinstieg probiert. Das Interesse am medizinischen Bereich und die umfassende Motivation „Helfersyndrom“ motivierten zum Medizinstudium,<sup>9</sup> welches jedoch nach drei Jahren abgebrochen wurde (zum Teil auch aus persönlichen Gründen, die im Interview nicht zur Sprache gebracht wurden). Zu einem wesentlichen Teil verbarg sich dahinter jedoch auch eine Veränderung der Präferenzen, so dass sich für Juliane mit dem neu aufgenommenen Lehramtsstudium (Religion/Latein) gar kein Bruch ergab, sondern sich die gleiche Motivation hier nur neue Bahnen suchte, allerdings mit dem Ziel, präventiv in einem für sie wichtigen Bereich wirken zu können. „Na, weil das eben so, sozusagen [*überlegt*] in meiner eigenen Biografie begründet ist, dass ich mir gesagt habe, dass es besser ... etwas vorzubeugen, als erst hinterher zu helfen, sozusagen, also [*Pause*], ja [*Pause*] also, sage ich mal, bei mir ist halt nicht so alles rund gelaufen und deswegen ist das für mich so der Anspruch, dass ich da den Schülern sozusagen auf den richtigen Weg helfe.“<sup>10</sup>

Einschränkend gilt es zu erwähnen, dass die Berufswahl bei keinem der Befragten wirklich abgeschlossen ist, da sie sich alle zum Interviewzeitpunkt in irgendeiner Form der Nicht-Erwerbstätigkeit und Ausbildung befanden. Unabhängig von der individuellen Motivation der Befragten und ihrer gegenwärtigen Zufriedenheit mit ihrer Ausbildung, sind Berufsfindung und Berufseinstieg auch von externen Umständen abhängig, die Übergänge erleichtern oder erschweren können und u. U. zu weiterer Alternativensuche motivieren. Alle Befragten, die den bisher dargestellten Typen zuzuordnen waren, gaben an, ihre aktuelle Ausbildung auch erfolgreich zu Ende führen zu wollen.

### **(3) Akute Orientierungsphase**

Bei der dritten Unterkategorie ist Berufsfindung nicht nur hypothetisch unabgeschlossen, vielmehr wird im Interview mehr oder weniger explizit deutlich, dass Ausbildungsabschluss und/oder Berufseinstieg noch in weiter Ferne stehen. Konzentriert sich die intensive Phase des Suchens und der Ratlosigkeit bei den bisherigen Fällen überwiegend auf die ersten Jahre nach dem Schulabschluss, befinden sich die jungen Menschen dieses Typs aktuell gerade (auch zum wiederholten Male) in dieser Phase. Das heißt, sie haben schon mehrere Jahre in zum Teil unterschiedlichen Formen der Berufsausbildung und des Studiums verbracht und dennoch für sich weder ein klares Ausbildungsziel noch eine Berufsperspektive entwickelt, der sie nachstreben wollen. Ein Konvergieren von individuellen Berufswünschen und der Realität von Ausbildungsgängen während der ersten Jahre nach dem Schulabschluss hat hier noch nicht stattgefunden; deutlich bewusst ist den Betroffenen vor allem, was sie nicht wollen. Neigungen oder Interessen zu entwickeln scheint dabei weniger das Problem zu sein, als vielmehr sich auch auf einen Ausbildungsweg festzulegen und diesen bis zum erfolgreichen Abschluss und Berufseinstieg durchzuhalten. Darin liegt die zentrale Schwierigkeit, weshalb der individuellen Persönlichkeit und ihrer Entwicklung bei diesem Typus ein hoher, Berufsfindung verzögernder, Einfluss zugeschrieben werden muss.

---

<sup>8</sup> „Ich wusste nicht, was ich nach der Schule machen soll. Ich wusste weder, ob ich studiere oder nicht. Ich wollte damals auch gar nicht studieren.“ (Juliane S. 1)

<sup>9</sup> Juliane S. 3

<sup>10</sup> Juliane S. 3



Susanna ist hierfür ein erstes Beispiel. Die Berufswahl war nach dem Abitur durch den Studienwunsch Medizin bestimmt, die Vorstellung, eine Arztpraxis zu haben, gefiel ihr sehr gut. Allerdings genügte der Notendurchschnitt nicht den Anforderungen des Numerus Clausus, so dass ihr das Medizinstudium versagt blieb. Nach einem Jahr in den USA begann sie daher, auf dem grundlegenden Interesse für Chemie aufbauend das Studium zum Chemieingenieurwesen, welches sie nach 5 Semestern aufgrund einer endgültig nicht bestandenen Prüfung abbrechen musste. Unter Zugzwang konnte sie keine wirkliche Alternative entwickeln und entschied sich relativ schnell für das inhaltlich verwandte Studium der Verfahrenstechnik an einer anderen (benachbarten) Hochschule. Allerdings konnte Susanna im Interview weder vermitteln, dass wirkliches Interesse sie zu diesem Studium motivierte, noch dass sie selbst ihre Erfolgsaussichten sonderlich hoch einschätzte.

Ganz allgemein hatte sie habituelle Schwierigkeiten mit der Alltagswirklichkeit der Universität, dem Massenbetrieb, der Distanz zu Lehrenden und zu den meisten Kommilitonen. Sehr hoch schätzt sie jedoch den Studentenstatus, der für sie die erste Befreiung aus dem Herkunftsmilieu in die eigene Unabhängigkeit darstellt (dennoch ist sie sehr heimatverbunden). Den Freiraum nutzt sie zur weit gefächerten Entfaltung unterschiedlicher Interessen, jedoch weniger im Sinne von Hobbys (auch wenn diese mit Malen, Lesen und Gitarrespielen auch einen breiteren Raum einnehmen), als vielmehr des temporären Spielens mit Identitätsschablonen. So hat sie unterschiedliche Kleidungsstile und Musikstile ausprobiert, kann sich recht schnell für die Interessen anderer Menschen begeistern, um diese kennenzulernen. Susanna ist, auch ihrer eigenen Aussage nach, noch in einer, die gesamte Persönlichkeit betreffenden Findungsphase. „Und irgendwann denke ich, findet man den Bogen oder ist man dabei den Bogen zu finden, dass man ein bestimmtes Interessengebiet oder eben auch mehrere Interessen vielleicht hat, die man der Sache wegen macht, weil sie einen sehr erfüllen.“<sup>11</sup> Sie wartet darauf, dass sie weiß, was sie will, was ihr Spaß macht und worin sie „gut sein kann“. Susanna stellt hohe Leistungsanforderungen an sich, allerdings gelingt es ihr (vorerst) nicht, diese in ihrem Studium zu befriedigen, bzw. sie an ihr Leistungsvermögen anzupassen. Hierin ist ein Entwicklungshindernis zu sehen, welches die Berufsfindung weiter verzögert. Leistungsdefizite führen zu grundlegenden Zweifeln bezüglich ihrer Fähigkeiten und daher Eignung für Berufswege; gleichzeitig kann sie nicht die Konzentration und Disziplin aufbringen, bestehende Leistungsanforderungen hinreichend zu erfüllen. Diese Problematik ist ihr selbst sehr bewusst, allerdings weiß sie keine aktive Bewältigungsstrategie, ihr bleibt nur das Warten. Auf die Frage nach ihren Zukunftsvorstellungen antwortet sie: „Mir wird es auf jeden Fall gut gehen. [...] Ich werde mich viel besser einschätzen können und kennengelernt haben. Und ich werde einiges besser verstehen.“<sup>12</sup>

Begründet liegt die verzögerte Entwicklung von Susanna (denn sie zeigt typisches adoleszentes Verhalten und nutzt die Studienphase intensiv als Moratorium für die Entfaltung ihrer Persönlichkeit) in der eigentlichen Jugendphase während der Gymnasialzeit, die von einem offensichtlich einschneidenden Konflikt mit den Eltern geprägt gewesen ist. „Also ich konnte mir nie vorstellen, dass ich mit meinen Eltern ernsthafte Probleme habe und plötzlich [Pause] kam das einfach so.“<sup>13</sup> Aufgrund dessen haben sich die Schulleistungen erheblich verschlechtert – was ihr u. U. das Medizinstudium direkt nach dem Abitur unmöglich machte. Nach einer Phase des Zurückziehens setzte für sie während der Sekundarstufe II die Phase der Exploration der eigenen Möglichkeiten, der Welt außerhalb des bisher Bekannten

---

<sup>11</sup> Susanna S. 1

<sup>12</sup> Susanna S. 5

<sup>13</sup> Susanna S. 2 Nähere Informationen zu diesem Konflikt verweigert Susanna.

ein, und entwickelte sie fast schon einen bis heute anhaltenden ‚Lebenshunger‘, der ihr die notwendige Konzentration auf die Anforderungen der Schule wie zuletzt auch den Leistungserwartungen im Studium raubte, bzw. ihr Leistungsvermögen hemmt. „Entweder du sitzt da ruhig in der Schule und lernst immer und lässt die Erfahrung an dir vorbeiziehen oder du gehst irgendwo hin.“<sup>14</sup> „...weil ich viele Interessen hab, und dann bin ich hier und da und beschäftige mich mit dem und mit dem und dann kann ich mich..., ist dann für mich schwierig, mich ausdauernd mit einer Sache zu beschäftigen“.<sup>15</sup>

Susanna vertritt die positive Variante dieses Untertyps. Sie weist eine hohe Leistungs- und Arbeitsmotivation auf, der Verzicht auf Berufsarbeit käme ihr nicht in den Sinn.<sup>16</sup> Insofern zeigt sie nur einen biografisch nach hinten verlagerten Adoleszenzverlauf, dessen Ausgang allerdings offen ist. Dem stehen mit Gabor, Gabi und Clara drei Fälle gegenüber, die zum Teil zwar aktuell ernsthafter in ihr Studium eingebunden sind, generell jedoch eine große Distanz zum Thema Berufsfindung und Erwerbsarbeit artikulieren. Die Berufswahl wird, in unterschiedlichen Schattierungen, als extern aufgezwungene Norm empfunden. Sie wissen, dass sie dieser Norm nicht entfliehen können, zeigen dafür aber in ihrer Bildungsbiografie deutliche Zeichen von Widerständigkeit und Desintegration. Bei Clara und Gabi ist diese Distanz grundsätzlicher Natur, nicht weil sie kein Interesse daran haben, in irgendeiner Hinsicht tätig zu sein, allerdings fällt es ihnen vergleichsweise schwer, dies in einer für sie adäquaten Berufsausbildung oder Studium umzusetzen.

Clara weist gegenüber Ausbildungsinhalten und der generellen Ausbildungssituation (vor allem dem Kollegium) eine sehr kritische Einstellung auf. So zeigt sich bei ihr zwar ein beständiges Bemühen um die Berufsfindung, intensive Informationssuche und Bewerbungsphasen – gleichzeitig konterkariert sie ihre eigenen Bemühungen durch Aversionen gegen die jeweils erreichte Situation. Eine innere Widerständigkeit gegen die Zwänge einer jeden institutionellen Eingebundenheit im Bildungssystem erschwert ihr das erfolgreiche Abschließen einer Ausbildungsmaßnahme. So wollte sie schon ihr Abitur aus Motivationsmangel abbrechen, hat dies auf Anraten des persönlichen Umfeldes nicht getan, und ihr ‚nur‘ befriedigender Abiturnotendurchschnitt hat sich wiederum als Hürde für gewünschte Studiengänge erwiesen. Mangelndes Durchhaltevermögen zeigt sich auch bei ihren beiden begonnenen Berufsausbildungen (Tourismusassistentin und Sozialassistentin), die jeweils aus Gründen schlechter Organisation und Arbeitsbedingungen sowie vor allem wegen schlechter kollegialer Beziehungen von ihrer Seite aus vorzeitig beendet wurden.<sup>17</sup>

---

<sup>14</sup> Susanna S. 3

<sup>15</sup> Susanna S. 1

Aus tiefenpsychologischer Perspektive wäre es eine Vermutung, dass Susanna innerpsychisch noch im Konflikt mit ihren Eltern verstrickt ist, bzw. müsste hierfür näher geklärt werden, wie dieses Konfliktgeschehen, ihre sehr hohen (um nicht zu sagen überzogenen) Leistungserwartungen an sich selbst und das Scheitern an Prüfungsleistungen wie Schwierigkeiten in der beruflichen Orientierung miteinander zusammenhängen.

<sup>16</sup> Auf die obligatorische Schlussfrage, ob sie sich mit einem Millionengewinn im Lotto ein Leben ohne Erwerbsarbeit vorstellen könnte, reagierte sie völlig verständnislos; es schien als hätte sie die Frage nicht verstanden, als wäre der Verzicht auf einen Beruf undenkbar. „Wenn man keinen Beruf hat, also wenn man... Jeder will ja irgend etwas zu tun haben, was einem Spaß macht.“ Ihr gelingt keine Antwort auf die Frage, da ihre eigenen Interessen und Fähigkeiten noch nicht ausgereift sind. Sie will etwas zu tun haben, was ihr Spaß macht, durch aus auch was „Praktisches“ (Gestalten/Design), kann aber nicht konkret werden; bekennt sich auch zu keinem künstlerischen oder handwerklichen Talent. (vgl. Susanna S. 4)

<sup>17</sup> Hier dominiert eindeutig die externe Verantwortungszuschreibung für diese Abbrüche. Dahinter einen psychischen Abwehrmechanismus zu sehen, kann insofern unzutreffend sein, da inakzeptable Ausbildungsverhältnisse und Arbeitsbedingungen in Deutschland vielleicht gar nicht so selten sind. Dennoch rechtfertigt sich diese Interpretation, da sich die Unzufriedenheit mit der Ausbildungssituation und damit das mangelnde Durchhaltevermögen von der Schule bis ins gegenwärtige Studium fortsetzt.

„Habe das Jahr durchgezogen, bis mir dann die Einrichtung dermaßen auf den Keks ging, dass ich das hingeschmissen habe. Also da hat absolut nichts funktioniert. Es ging sogar soweit..., nicht nur dass sich das Kollegium da gegenseitig niedergemacht hat, was natürlich auch noch negative Wirkung auf die Schüler hatte, sondern dass sie – ich weiß nicht – die Technik funktionierte auch so gut wie nie und irgendwann haben sie den einzigen Techniker, der sich damit auskannte, rausgeschmissen.“<sup>18</sup>

Zur zweiten Ausbildung als Sozialassistentin: „Ich habe die auch nur ein Jahr gemacht [*lacht*]. Einfach mal auf Grund der Tatsache, dass ich mit meiner Praxisstelle nicht klargekommen bin. Ich habe in Lüb-  
ben in der psychiatrischen Klinik Praktikum gemacht, in der Jugendpsychiatrie. Also ich bin mit den Kindern und den Patienten super klargekommen, aber mit dem Kollegium nicht. Einfach mal aufgrund der Tatsache, dass da ständig wechselndes Personal ist, eben wegen diesem Schichtsystem und das von meiner Ausbildungsstelle her, von der Schule her, die Praxistage nur Montag und Dienstag angesetzt waren, was sowieso dermaßen bescheuert war, weil man ja den Stationsablauf... der ist ja nicht nur Montag und Dienstag. Und da leidet – wie gesagt – mein Verhältnis zu den Kollegen extrem drunter.“<sup>19</sup>

Gegenwärtig studiert Clara Soziologie und hat Gefallen an der theoretischen Ausrichtung des Faches gewonnen. Die Distanz zum Fach, wie überhaupt zum selbst gesteuerten Lernen und Arbeiten wird durch zahlreiche kritische Äußerungen bezüglich des Studiums deutlich. „Also ja [*Pause*] die Motivation schwankt hin und wieder einfach mal, weil Dresden in den Geisteswissenschaften jetzt nicht so topp ist. Das ärgert mich immer wieder. Also ich habe schon überlegt, nach Potsdam zu wechseln“.<sup>20</sup> Bei glaubhaft versichertem Interesse, vor allem an der theoretischen Ausrichtung des Soziologiestudiums und der guten Verknüpfbarkeit mit philosophischen Fragestellungen, werden dennoch Seminare wie Dozenten teilweise als langweilig, uninteressant oder belanglos erlebt; die Studiensituation wird allgemein eher negativ bewertet; es bestehen grundlegende Zweifel an der Verwertbarkeit des Studiums.<sup>21</sup> Auffällig ist, dass Clara scheinbar kein Interesse daran hat, sich interessanten Lernstoff über die in Vorlesungen und Seminaren dargebotenen Inhalte hinaus zu besorgen, um die empfundene Langeweile durch Eigenaktivität zu überwinden. „Ich würde lieber ein bisschen mehr lernen als hier rumzudümpeln. Ich habe zwölf Blöcke pro Woche. Super. Ich habe massenhaft Freizeit und weiß nicht, was ich damit machen soll.“<sup>22</sup> Hier kommt eine große Passivität (fast schon aggressive Widerständigkeit) gegenüber der Welt zum Ausdruck. Auf die Frage nach ihren Hobbys antwortete sie: „Ich habe kein konkretes Hobby. Schlafen, schlafen, schlafen.“<sup>23</sup>

---

<sup>18</sup> Clara S. 1

<sup>19</sup> Clara S. 2

<sup>20</sup> Clara S. 3

<sup>21</sup> Clara S. 2-3

<sup>22</sup> Clara S. 3

<sup>23</sup> Clara S. 7. Wie bei Susanna erweisen sich auch bei Clara psychologische Faktoren als wesentliche Determinanten der allgemeinen Lebenssituation und damit auch der Berufsfindung. Über kein Hobby, keine lieb gewonnene oder auch nur regelmäßig ausgeführte Tätigkeit zu verfügen (oder keine außer „Schlafen“ nennen zu können), überrascht sehr und erscheint im Allgemeinen als sehr untypisch. Gleichzeitig gibt sie den Blick darauf frei, dass dies früher anders war. „Also ich habe mich früher mal künstlerisch betätigt. Ich habe mal geschrieben und fotografiert und gezeichnet und so. Das ist alles irgendwann mal verlaufen.“ (Clara S. 7) Diese Handlungshemmung auf die Spur zu kommen, war jedoch nicht Ziel des Interviews. Clara erlebt diese Widerständigkeit an sich selbst sehr deutlich und ist sich ihr bewusst, kann sie nur nicht korrekt einordnen. Sehr stark orientiert sie sich an der normativen Folie der Normalbiografie und äußert Unbehagen über ihren diskontinuierlichen und mit Verzögerungen und Abbrüchen gespickten Lebenslauf. Sie wöllte wohl nichts lieber, als dieser Norm gerecht werden, allerdings ist ihr noch die Ein-

Ähnlich wie Clara äußert Gabor keine grundlegende Ablehnung bezüglich der sozialen Erwartung einen Beruf zu ergreifen und arbeiten zu gehen, betont sogar selbst, wie wichtig ihm die Anerkennung aus einer Tätigkeit ist. Allerdings ist ‚Geldverdienen‘ für ihn nicht nur keine ausreichende Motivation, sondern sogar Grund zur Ablehnung. Eine Arbeit primär wegen ihres materiellen Ertrages zu tun, widerspricht seiner Einstellung, dass die subjektbezogene ‚Sinnhaftigkeit‘ der Arbeit im Mittelpunkt stehen soll.<sup>24</sup> Für ihn ergibt diese sich aus der Arbeit mit Menschen, in helfenden Tätigkeiten, wie er es während einer ehrenamtlichen Tätigkeit in einer sozialpädagogischen Einrichtung kennengelernt hatte. „Ich bin mehr für die menschliche Seite halt.“<sup>25</sup> Und obwohl Aversionen gegen ‚falsche‘ Berufswahlentscheidungen bei Gabor manifeste psychosomatische Symptome hervorrufen, ist ihm bis heute eine wirklich neigungsbezogene Berufswahl nicht gelungen. In der Nachwendezeit um 1995, als Ausbildungsplätze in Ostdeutschland rar waren, begann er – ohne sich wirklich für geeignet zu halten – eine Ausbildung zum Glas- und Gebäudereiniger, während dessen sich herausstellte, dass er den Beruf aufgrund seiner Höhenuntauglichkeit nicht ausüben konnte. Nach Zivildienst und nachgeholtem Abitur auf der Abendschule nahm er eine Umschulung zum Bürokaufmann in Anspruch, die er erfolgreich abschloss. Zwar bereitete ihm das Organisieren der Bürotätigkeit, Kommunikation mit Kunden Freude, dennoch war es ihm letztlich zu steril und fade, zu wenig mitmenschlicher Kontakt: der Berufseinstieg gelang nicht wegen gesundheitlicher Probleme und wurde dann schließlich aufgegeben.

Die jüngste Entscheidung erfolgte für ein Studium der Informatik, hervorgegangen aus einer gewissen Technikaffinität, doch Gabor realisierte bereits im zweiten Semester, dass das Studium für ihn nicht das Richtige ist. Zum einen sind die Leistungsanforderungen sehr hoch und bringen ihn an die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit „Also erstmal ist es für mich ziemlich knochentrocken gewesen, also der Stoff und alles. Das habe ich nicht wirklich, so dass ich sagen könnte, da steht irgendwo Leben drin - ist es ja auch nicht, ist ja Technik, im Endeffekt alles. Ist halt nicht meins, diese ganze technische Welt, ich bin offen dafür, aber nicht dass ich jetzt sagen würde, Technik steht über allem. Sehr trocken alles, und man musste auch ziemlich viel nacharbeiten.“ Stärker betont Gabor allerdings auch hier habituelle Schwierigkeiten mit der Fachkultur der Informatiker. „Ich habe auch gemerkt an den Leuten, die das studieren, also die Hälfte von denen sind halt ziemlich verfahren, also Computerfreaks teilweise. Also für die es im Leben kaum was anderes gibt. Und da habe ich auch ein bisschen die Angst gehabt, ‚naja, wenn du jetzt nur mit solchen Leuten im Gespräch bist, vielleicht verschwindet dann das irgendwann so Stück für Stück, was dir persönlich wichtig ist.‘ Ich hab auch gemerkt, dass man mit diesen Leuten nicht wirklich gut über Emotionen oder so was reden kann. Die haben dann auch wirklich gesagt, ‚Eine Emotion ist bei mir, wenn der Computer nicht funktioniert, dann hau ich auf den Tisch oder die Tastatur!‘ Aber was das Leben so betrifft und beeinflusst, kam ich mit den Leuten ziemlich und wenn überhaupt dann nur kurz oder oberflächlich ins Gespräch. Habe ich auch ganz schnell gemerkt, dass dies nicht das Wahre ist. Und die Frage, ob ich das nun durchhalte bis zum Schluss, die ganze Prüfungen die dort sind [Pause], bin ich mir doch sehr unsicher.“<sup>26</sup>

---

sicht verschlossen, warum ihr dies nicht gelingt. Mit 22 Jahren ist Clara noch vergleichsweise jung, so dass die folgenden Jahre Raum für eine positive Weiterentwicklung geben.

<sup>24</sup> Gerade beim Thema Geldverdienen wird die habituelle Distanz Gabors zur von ihm wahrgenommenen deutschen Gegenwartskultur offenkundig. „Während dessen in einem richtigen materialistischen oder, kann man ja schon sagen, kapitalistischen Gefüge dann, wo es nur um Geld geht, um Leistung, um Druck, wo ich dem eigentlich nicht gewappnet bin.“ (Gabor S. 3)

<sup>25</sup> Gabor S. 3

<sup>26</sup> Gabor S. 5

Nach der Abbruchsentscheidung befindet er sich nach eigenen Aussagen in einer Findungsphase mit offenem Ausgang. Gabor weist, da er als Kind prägende Jahre nicht in Deutschland verbracht hat, eine deutlich spürbare habituelle Distanz zur deutschen Alltags- und Leistungskultur auf, in welcher er sich auch nicht affirmativ einordnen will und kann. Daraus resultiert die Distanziertheit zum Berufsalltag, zu etablierten Berufsvorstellungen, eventuell auch seine psychische Labilität. Gabor hat auch versucht, Berufswege im sozialen Bereich zu realisieren, zum einen das Studium der Psychologie und zum anderen Studiengänge im sozialpädagogischen Bereich. In beiden Fällen haben ihn Zugangshürden (beim letzteren die fehlenden Praktika) und die empfundene Notwendigkeit, schnell zu einer Entscheidung kommen zu müssen, von der Realisierung dieser Wege abgehalten.<sup>27</sup> Hier fehlte ihm scheinbar der letzte Wille, sich auftürmende Hindernisse zu überwinden; er weicht eher auf Alternativen aus, als längerfristig ein Ziel zu verfolgen.

An den beiden Beispielen ist deutlich geworden, wie eine konfliktgeprägte, ambivalente Persönlichkeitsstruktur hemmend auf das Evaluationsverhalten in der Ausbildungszeit einwirkt und zufriedenstellende Ergebnisse verhindert. Mit der hohen Bedeutung psychologischer Faktoren ist hierbei schon eine Grenze des Untersuchungsgegenstandes aufgezeigt; um dies deutlich machen zu können, wurde etwas ausführlicher aus den Transkriptionen zitiert.

#### **(4) *Suspendierung oder Latenzzeit***

Als vierte Unterkategorie lässt sich ein Typ kennzeichnen, den es im System von Bachelor und Master vielleicht gar nicht mehr geben wird. Im Gegensatz zu den anderen Typen zeigt sich hier kein Wechsel der Ausbildung, kein Studienabbruch sondern eine hohe Statuskonstanz; das Ringen um die Berufsfindung spielt sich dagegen im Inneren ab. Konstituierend für diese Unterkategorie ist die weit über dem Durchschnitt liegende Studiendauer in einem Studiengang. Diese ergibt sich in diesen Fällen nicht aus studienbegleitender Erwerbstätigkeit oder gesellschaftspolitischem Engagement, sondern aus der Kombination eines gewissen Unernstes mit dem das Studium begonnen wurde, und mangelnder bzw. ambivalenter Identifikation mit dem Studium wie dem angestrebten Abschluss.

Den strukturellen Rahmen bildeten die großen Freiräume geistes- und sozialwissenschaftlicher Studiengänge, in denen die Studienleistung der Studenten kaum Kontrollen unterlag und die von der Studienordnung gesetzten Fristen in Abstimmung mit den Prüfungsämtern großzügig ausgedehnt werden konnten. Zeitdruck kam dementsprechend selten auf. Das sind aber nur die äußeren Rahmenbedingungen, die relativ problemlos die Erweiterung des adoleszenten Moratoriums in die Jahre des Universitätsstudiums ermöglichten. Die Thematik Berufsfindung zeigt sich hier eher durch Abwesenheit, sofern wäre der Typus auch der Unterkategorie 3 zuzuordnen gewesen. Das Unterscheidungskriterium besteht in einer ambivalenten Einstellung der Befragten zum gewählten Studienfach und zum angestrebten Abschluss, resultierend aus in familiären Kreisen geäußertem Unverständnis bis hin zu konkreter Ablehnung geisteswissenschaftlicher Studiengängen sowie begründeter Zweifel und Ängste bezüglich der Verwertbarkeit des Studienabschlusses auf dem Arbeitsmarkt. Anders als bei den vorigen Typen führen diese Zweifel jedoch nicht zum Studienabbruch, da über längere Zeit keine berufliche Alternative zu finden ist. Eher aus Ratlosigkeit bleiben die Betroffenen ihrem Studienfach treu und kommen sogar zum erfolgreichen Abschluss.

---

<sup>27</sup> Gabor S. 4

Oskar hatte aufgrund der habituellen und kognitiven Distanz zur Wissenschaft, ihres Inhalts und ihrer Sprache, erhebliche Schwierigkeiten, sich im Soziologiestudium zu etablieren; verwandte aber auch einen erheblichen Teil seiner verfügbaren Zeit für musikalische Übungsstunden, um den Auftrittsverpflichtungen seiner Musikkapelle möglichst professionell nachkommen zu können. In dieser parallelen Aufteilung von Kraft und Zeit kam das Studium wohl längere Zeit zu kurz, auch wenn er mehr und mehr Gefallen an dessen Inhalten und Entfaltungsmöglichkeiten gefunden hatte.<sup>28</sup> Den schlechten Stand, den Soziologie als Studienfach in den, die berufliche Zukunft des Nachwuchses thematisierenden, familiären Gesprächssituationen besaß, hatte Oskar unterdessen hinreichend erfahren müssen. „Ja, was machst du eigentlich so? Und dann kommt man in Erklärungsnot. und genauso ist das in der Wirtschaft und im Erziehungssystem und überall, in der Politik: was macht die Soziologie eigentlich? Ja, was macht sie? Was beschäftigt einen Soziologen? [*leicht ironisches Lachen*]<sup>29</sup> So ist die Hinauszögerung des Studiums als Verlegenheitslösung aus Ratlosigkeit zu interpretieren. Einerseits machte das Studium Spaß, sprach es sein Denk- und Leistungsvermögen an, andererseits unterminierte die geringe gesellschaftliche Legitimation des Faches seine Identifikation damit und die Motivation, das Studium zügig abzuschließen. Musik war die Gelegenheit, dennoch nicht untätig zu sein. Erst als aus gesundheitlichen Gründen das intensive Üben und Auftreten nicht mehr möglich waren, gelang es Oskar, mehr Zeit und Mühe in das Studium zu investieren und es auch erfolgreich zu beenden. Der Berufseinstieg gelang nicht und Oskar versuchte dann doch jene alternative Berufsmöglichkeit zu realisieren, die er schon über Jahre abwog, jedoch aufgrund begründeter Zweifel an seiner Leistungsfähigkeit in Mathematik bisher nicht verfolgt hatte. Sein großes technisch-handwerkliches Interesse führte ihn zur Immatrikulation für Maschinenbau, was er allerdings nach einem Semester wieder abbrach. Die unsichere Finanzierung, der große Altersabstand zu den, überwiegend zehn Jahre jüngeren Kommilitonen und die verschulte, Freiheitsgrade beschneidende Studienorganisation sind dafür als Gründe anzuführen. Damit zeigt sich a) wie sehr Oskars Persönlichkeitsentwicklung durch das Soziologiestudium beeinflusst wurde, wie stark also seine fachspezifische berufliche Sozialisation ihre Spuren hinterlassen hat; dass aber auch b) die Wahlverwandtschaft zwischen Persönlichkeit und Studiengang und Studienorganisation schon vorher bestanden hat. Insofern ist Oskar nicht nur einfach ein Bummelstudent gewesen, sondern die ursprüngliche Entscheidung für Soziologie setzte eine geistige Auseinandersetzung und Entwicklung in Gang, die eine gewisse Zeit in Anspruch nahm, um dann schlussendlich im erfolgreichen Abschluss des Studiums zu münden. Bislang wird der eingeschlagene Weg konsequent weiterverfolgt, da Oskar inzwischen an seiner Promotion arbeitet.

Oskars Beispiel betrachtet diesen Verlaufstypus von einem angenommenen Ende aus, wo die studienbegleitende und Verzögerungen erzeugende Sinnkrise überwunden wurde und es eben nicht zum Studienabbruch kam. Retrospektiv ist allerdings auch bei Oskar nicht entscheidbar (auch hier mangelt es an Erinnerungen), ob das Studium letztlich primär aus Ratlosigkeit und Alternativlosigkeit und daher extern motiviert beendet wurde, oder ob die intrinsische Motivation überwogen hat.<sup>30</sup>

---

<sup>28</sup> „Ich hab eigentlich bis 2001 hab ich Musik gemacht, hab eigentlich fast mehr den ganzen Tag geübt als an die Soziologie gedacht, das ist mehr so nebenbei gelaufen am Anfang und auch so in der Mitte. Und dann hab ich mich einfach..., dann waren so arbeitsintensive Wochen oder Monate, wo ich einfach..., das [*überlegen*] Ziel wie viel Scheine ich machen musste, das habe ich dann so gerafft in zwei Monate durchgezogen. Da war natürlich Stress angesagt. Die andere Zeit habe ich mich eben mit Musik beschäftigt.“ (Oskar, S. 2)

<sup>29</sup> Oskar S. 3

<sup>30</sup> Aus eher persönlichem Erleben und nicht methodischer Datenerhebung ist hinzuzufügen, dass diese Art der Sinn- und Identitätskrise, zumindest bei Soziologie-Studenten, nicht selten ist, worauf ja auch die hohen Abbruchzahlen hinweisen. Im persönlichen Umfeld ist der hier beschriebene Verlauf, trotz großer Zweifel am Sinn des Studiums, eben dieses nicht zu beenden, mehrfach zu beobachten. Bei Oskar diente die Musik als Legitimation und Ablen-

## Typ 2 Hauptthema: Höherqualifizierung

Ausgangspunkt für den Typus Höherqualifizierung kann ebenfalls eine gewisse Ratlosigkeit bezüglich der eigenen Berufswünsche, wie auch das Scheitern dieser an Zulassungsbeschränkungen sein, stellt jedoch keine Bedingung dar. Denn auch wenn direkt nach dem Abitur für ein bis zwei Semester Universitätsluft geschnuppert wurde, zeichnet sich dieser Typus durch die Einmündung des Ausbildungsverlaufs in die Absolvierung einer betrieblichen Berufsausbildung im dualen System und durch einen (wenn auch kurzen) Berufseinstieg nach erfolgreichem Abschluss dieser Ausbildung aus. Erst die Erfahrungen im Berufsalltag motivieren die Rückkehr ins Bildungssystem, konkret: wecken oder begründen einen Studienwunsch, der durchaus in fachlicher Kontinuität zum erlernten Beruf steht und damit eine Weiter- und Höherqualifizierung darstellt; aber auch in anderen Fällen mit der bisherigen Tätigkeit wenig zu tun haben kann. Während also Typ 1 die Erfahrungen mehrerer Ausbildungswege braucht, um individuelle Berufsziele entwickeln und dann auch realisieren zu können, kann beim Typ 2 davon ausgegangen werden, dass die Berufsfindung zumindest unter objektiven Kriterien mit dem Berufseinstieg abgeschlossen war, bevor sie erneut aktuell wurde.

Zentrales Motiv dafür ist die subjektive Unzufriedenheit mit den Arbeitsbedingungen nach der abgeschlossenen Berufsausbildung bzw. mit fehlenden Qualifizierungsmöglichkeiten. Inhaltlich begründet ist dies dann, wenn der praktische Arbeitsalltag viel weniger reichhaltig und anregend ist, als es die Ausbildung war und daher schnell Routine und Langeweile aufkommen lässt. Fehlende Qualifizierungsmöglichkeiten liegen wiederum stärker in der konkreten Arbeitssituation bzw. im Berufsbild selbst begründet. In beiden Fällen handelt sich um ein gewisses Underachievement: die individuellen Fähigkeiten kommen in der aktuellen Arbeitsstelle nicht ausreichend zur Entfaltung. Während des bisherigen Ausbildungsverlaufs nahm die Persönlichkeitsentwicklung jeweils einen Weg, der die ursprünglichen Koordinaten oder Präferenzen für die Berufswahl veränderte. So bei Martina, die sich direkt nach dem Abitur als nicht „reif“ genug für ein Studium fühlte,<sup>31</sup> was sich nach ihrer Berufsausbildung geändert hatte; oder wie im zweiten Fall bei Rosalie, bei der ein dominantes Sicherheitsmotiv zunächst zur Berufsausbildung führte und die ursprüngliche Studierneigung nun nachträglich als Weiterqualifikation im selben Berufsfeld realisiert wird.

Martina hatte nach dem Abitur keine Lust, weiterhin hauptsächlich zu lernen, weshalb ein Studium überhaupt nicht in Frage kam. Dennoch immatrikulierte sie sich für zwei Semester (Erziehungswissenschaften), da im ersten Anlauf die Bewerbung um einen Ausbildungsplatz zur Logopädin nicht erfolgreich war. Nach dieser subjektiv negativ eingeschätzten Studienphase konnte sie im zweiten Versuch die Ausbildung beginnen, die sie mit großem Interesse verfolgte und erfolgreich abschloss. Gegenüber der Lernsituation in der Ausbildung erfuhr Martina den Berufsalltag als zu voraussehbar und eintönig. „... die Arbeit an und für sich, die [überlegt] - ja - war auch okay, aber hat mich nicht ausgefüllt, hat mich nicht glücklich gemacht. Weil es ist letztlich... als Logopäde hat man so seinen typischen Ablauf, wie man eben eine Therapie durchführt, aber das Hintergrundwissen spielt dann letztlich keine Rolle

---

kung, um die Entscheidung über den weiteren Fortgang des Studiums zumindest solange hinauszuzögern, bis selbst bei großzügiger Auslegung der Studienordnung, sich dramatischer Zeitdruck aufgebaut hatte. Für Frauen ist der Wechsel in die Mutterrolle und die Ausnutzung der großzügigen Urlaubssemesterregelung ein probates Mittel für den gleichen Zweck.

<sup>31</sup> „Also ich würde sagen, ich war einfach zu jung, um das wirklich nachzuvollziehen.[...] Also wenn ich jetzt manchmal so zurückdenke, da habe ich so das Gefühl, dass ich eigentlich das gar nicht verstanden habe, worum es da ging.“ (Martina, S. 3)

mehr.“<sup>32</sup> Inzwischen hatte sie Gefallen am Lernen gefunden, konnte sich für den medizinischen Bereich begeistern und begann eigentlich parallel zum Berufseinstieg nach Alternativen zu suchen. Medizin kam für sie als Studienfach nicht in Frage, dafür das Lehramt für Berufsschule im Gesundheits- und Pflegeberufe. Hier kann sie auf akademischem Niveau ihre Kenntnisse vertiefen. Dennoch ist die Berufswahl bei ihr damit nicht abgeschlossen, da sie schon weiß, nie als Berufsschullehrer sondern „irgendwas in der Erwachsenenbildung“ arbeiten zu wollen.<sup>33</sup> Die Zielperspektive ist noch sehr unklar und bei ihr zeigt sich daher ebenfalls eine nachholende Entwicklung. Grundsätzlich für ein Studium geeignet, kam dies direkt nach dem Schulabschluss biografisch zu früh. Ihrer Aussage zufolge konnte sie den Studieninhalten schlichtweg nicht folgen.<sup>34</sup> Erst in der Ausbildung entwickelte sie entsprechende kognitiven Fähigkeiten und Lernmotivation. Sie ist daher auch noch in einer gewissen Probierphase, in welcher sie austesten muss, wo sie ihre Interessen und Leistungsfähigkeit hintreiben.

Rosalie war eine leistungsstarke Schülerin mit ausgeprägten Interessen im naturwissenschaftlichen Bereich, wie sich an ihrem Freien Ökologischen Jahr in einem forstwirtschaftlichen Betrieb ablesen lässt. Profunde Zweifel bezüglich ihrer mathematischen Fähigkeiten haben sie dennoch von Beginn an davon abgehalten, in den Naturwissenschaften einen passenden Studienplatz zu suchen. Stattdessen war der Eintritt in den Polizeidienst der primäre Berufswunsch. Auf die Begründung hin befragt, zeigte sich allerdings weniger direktes Interesse oder gar persönliche Eignung für diesen Beruf. Im Gegenteil, später sah sie sich selbst für diesen Beruf wohl als zu zart besaitet an. Reizvoll war für sie die relative Arbeitsplatzsicherheit, die sie sich vom Polizeidienst versprach. „Ich wollte halt nicht so einen langwierigen Studiengang machen, wollt halt relativ schnell einen Berufsabschluss erst mal, irgendwas in der Tasche erst einmal haben und dann dementsprechend drauf aufbauen. Und mit der Polizeitätigkeit... Man hat halt immer so verschiedene Vorstellungen gehabt, aber das ist heutzutage gar nicht mehr so. Es ist echt ein harter Job und man darf auch nicht sehr zartbesaitet sein, wo ich mir dann gedacht habe: naja, vielleicht dann doch nicht so das richtige für mich.“<sup>35</sup> Parallele Bewerbungen in mehreren Bundesländern hatten nur im Saarland Erfolg. Aufgrund der Entfernung zum Heimatort trat sie die Stelle nicht an.

Eine Phase der Orientierungslosigkeit im engeren Sinne erfuhr Rosalie nicht, da sie ihre Berufsfindung während des Freiwilligen Ökologischen Jahres vorantrieb, wobei sich darüber auch eine berufliche Alternative ergeben sollte. Dort sammelte sie Erfahrungen nicht nur mit Natur und Forstwirtschaft, sondern auch mit der Verwaltungsarbeit, woran sie solchen Gefallen fand, dass sie dies zum Beruf fortentwickeln wollte. Die Berufsausbildung absolvierte sie in einer Stadtverwaltung, in der sie auch anschließend allerdings ausbildungsunadäquat beschäftigt blieb. Dies und fehlende feste Perspektiven seitens des Arbeitgebers für eine Weiterqualifizierung an der Verwaltungsfachhochschule motivierte Rosalie zur Kündigung und zur Immatrikulation für den juristischen Studiengang „Law in context“.

---

<sup>32</sup> Martina S. 1. Auf Seite 5 wird die spezifische Unzufriedenheit mit dem Berufsalltag und ihre Motivation für die Studienaufnahme noch deutlicher: „Ich glaube, wenn man lange als Logopäde arbeitet, ist die einzige... der Anspruch oder die Herausforderung, dass man sich so auf den Patienten einstellt, weil die Therapie an und für sich ist immer sehr ähnlich, also so von den einzelnen Störungsbildern her gesehen. Und das... Ich weiß nicht, mir hat da irgendwie so die Herausforderung gefehlt. Also das Nachdenken fehlt dabei irgendwie. Und ich wollte gerne noch mehr lernen. Also mir hat es irgendwie... Ich hatte nicht das Gefühl, dass ich jetzt irgendwie irgendwas ausgeschöpft habe, was ich kann.“

<sup>33</sup> „Also ich könnte mir vorstellen, in die Erwachsenenbildung zu gehen, aber Berufsschullehrer werde ich nicht.“ (Martina S. 2)

<sup>34</sup> Martina S. 3

<sup>35</sup> Rosalie S. 2



Es wird deutlich, wie sich das Sicherheitsmotiv durch ihre Ausbildungsbiografie zieht. Auch die Rückkehr in das Bildungssystem zeugt nur begrenzt von Risikobereitschaft, denn sie hatte zunächst nur einen 1-Jahresvertrag in der Stadtverwaltung und das Sicherheitsmotiv war auch ein wichtiger Grund, weshalb sie auf ein von hohen Durchfallquoten geprägtes „volles“ Jurastudium verzichtet hat und sich für das kürzere, spezialisierte „Law in context“ (Bachelorstudiengang) entschied.

### Testing the Limits

Von ‚Testing the Limits‘ zu sprechen, mag falsche Assoziationen hervorrufen. In der kognitiven Entwicklungspsychologie wird damit ein Verfahren zur Ermittlung der Leistungsobergrenzen von trainierten Testpersonen in einem Fähigkeitsbereich bezeichnet. Das Ziel besteht darin, die latent vorhandene Leistungsfähigkeit der Versuchsperson herauszufinden und gleichzeitig Einflüsse der Testsituation und des Testverfahrens auf die Leistung der Probanden zu minimieren.<sup>36</sup> Darum kann es sich hier nicht handeln. Kleining hat die Grundidee der Grenzbestimmung in einem kurzen Beitrag auf die Qualitative Forschung in Psychologie wie Sozialwissenschaften übertragen,<sup>37</sup> deren Eigenheit es oftmals ist, nicht eine bestimmte Theorie oder Hypothese als Ausgangspunkt für empirische Forschung zu haben, sondern mit der Datensammlung zu beginnen und daraus erst Theorie und Hypothesen zu gewinnen. Hier gilt es, den Geltungsbereich einer gewonnenen Theorie zu bestimmen, da in diesen Wissenschaften keine Theorie universellen Charakter beanspruchen kann. Diese Arbeit zielt allerdings weniger auf die Entwicklung einer Theorie, als vielmehr auf die explorative Beschreibung eines sozialen Gegenstandes und *testing the limits* soll in diesem Fall heißen, die Grenzen dieses Gegenstandes zu umreißen, also jene Punkte zu berühren, bei denen das Spezifikum des Gegenstandes verloren zu gehen droht und der Fall als Ganzes anders zu bezeichnen und einzuordnen wäre.

Um für den Untersuchungsgegenstand diese Grenzen zu bestimmen, müsste zunächst geklärt werden, was ihn über die oben gegebene allgemeine Charakterisierung hinaus auszeichnet und ihm eine, wenn auch abstrakte, Gestalt verleiht. Dazu ist auf die im ersten Kapitel gelieferte Definition des Berufsfindungsprozesses zurückzukommen. Sein Beginn verliert sich demnach in berufswahlbezogenen Überlegungen während der Schulzeit; wirklich manifest zeigt er sich in der Entscheidung für oder gegen das Abitur und diese Entscheidung begleitende und weiterführende Überlegungen. Im Verlauf der Berufsfindung kommt es zur Anpassung individueller Pläne an objektive Möglichkeiten, was unbedingt als Wechselspiel verstanden werden muss. Strukturell gegebene Möglichkeiten erzwingen nicht einseitig eine Anpassung individueller Planungen an den Rahmen des Möglichen im Sinne einer Anspruchsbeschränkung, sondern mit entsprechendem Aufwand und Opportunitätskosten können auch die Möglichkeitsspielräume bis zur Realisierung ursprünglicher Berufsziele ausgereizt werden. Berufsfindung ganz allgemein ist damit ein permanenter Evaluationsprozess von Vorteilen und Kosten getroffener Ausbildungsentscheidungen und möglicher Alternativen, der eine deutliche Pfadabhängigkeit aufweist. Vor allem früh getroffene Entscheidungen (zum Beispiel der Abbruch des Abiturs) prägen sehr stark den weiteren Ausbildungsverlauf, da sie Wahlmöglichkeiten stark begrenzen und die Kosten, diese Restriktionen zu umgehen, wiederum erhöhen. Das Ende der Berufsfindung ist im erfolgreichen Abschluss von Ausbildung/Studium, dem gelungenen Berufseinstieg und der subjektiven Selbstbindung an den gelernten Beruf zu sehen (Kombination objektiver und subjektiver Faktoren). Letzterer Punkt beinhaltet vor allem, dass es aktuell keine ernsthaften Alternativen zum eingeschlagenen Weg gibt,

---

<sup>36</sup> Lindenberger/Schaefer (2008): 389

<sup>37</sup> Vgl. Kleining (2005)

aber auch keine alte Sehnsucht (meist ein ursprünglicher Wunsch doch zu studieren) virulent ist. Für die nötige Trennschärfe wird dieses Kriterium als unerlässlich erachtet, da es unterschiedliche Motive geben kann, vorübergehend in einem Beruf zu verbleiben, obwohl subjektiv eigentlich der Wunsch nach Veränderung besteht. Erst wenn hier der objektive Anschein – Berufstätigkeit – mit der subjektiven Verfassung – Identifikation mit der Berufsrolle – zur Deckung gekommen ist, kann von einem Abschluss der Berufsfindung gesprochen werden.<sup>38</sup>

Anhand der Bedeutung die ‚Suche‘ und ‚Entwicklung‘ für den Biografieträger im erhobenen Biografieausschnitt spielen, lässt sich die Grenze zwischen verlängerten Ausbildungsverläufen und diskontinuierlichen Berufsbiografien recht gut veranschaulichen. Vom zweiten Fall kann gesprochen werden, wenn sich Leistungsstreben und Qualifizierungsabsicht konkret auf die Entwicklung spezifischer Fähigkeiten eines erlernten Berufes beziehen, anstatt noch nach dem passenden Betätigungsfeld für die Entfaltung eigener Fertigkeiten und Interessen zu suchen.

Am Beispiel von Alfons wird dies gut sichtbar. In der mecklenburgischen Provinz absolvierte er erfolgreich das Gymnasium, und war sich während der Schulzeit schon über seinen beruflichen Weg im Klaren: Weltumsegler wollte er werden („Das war mein Berufswunsch.“<sup>39</sup>), und als Bootsbauer für Holzboote dafür den Grundstein legen. Schon den Zivildienst leistete er im Holzbootbau, woran sich eine Lehre anschloss. Seine Qualifizierungsbestrebungen zeigen sich im Wechsel des Ausbildungsbetriebes, um umfangreicheren Einblick in die handwerklichen Vorgehensweisen zu bekommen. An die erfolgreiche Lehre schlossen sich bei Alfons fünfeinhalb Jahre Wanderschaft als Geselle durch die ganze Welt an, „ein bisschen der Arbeit hinterher“<sup>40</sup>, die immer ausreichende und teilweise gute Verdienstmöglichkeiten bot. Auch nach der Rückkehr nach Deutschland mied er die Sesshaftigkeit, baut sich mit Unterstützung einen LKW als Wohnmobil aus und kann auch so dem Arbeitsangebot an den deutschen Küsten flexibel folgen. Alfons Lebensthema ist die Unabhängigkeit und Ungebundenheit, auch wenn es mit der Weltumseglung noch nicht geklappt hat.

„Also man muss das so formulieren, damit das auch... Also was ja der Sinn dahinter ist, ist: selbstbestimmend. Wenn du einen LKW hast und hast einen Beruf, mit dem LKW hast du erst mal relativ wenig Kosten, so als Beispiel. Es ist so ein bisschen... und du musst jetzt auch fähig sein, den selbst zu reparieren. Dann bist du auch noch selbstbestimmend. Das heißt, du kommst mit relativ wenig Kosten, wenn du wenig Kosten hast, brauchst du nicht so viel arbeiten. Du hast viel Geld, dass du dir... z. B. da kannst du Konzerte besuchen oder dir ein schönes Instrument kaufen. Oder ich habe mir ein schönes Rennrad gekauft, um Sport zu machen. Und wenn du dadurch auch keine Miete bezahlst, hast du auch keinen Stress mit dem Nachbarn, weil meistens stehst du auf irgendwelchen Bauernwiesen, wo keiner ist. Und dann kann man sich wesentlich mit Sachen beschäftigen, die dir wichtig sind. [...]Und das macht bei so... wenn du so selbstbestimmend reisen kannst, ist das halt sehr schön, wenn... auch wenn du einerseits arbeitest, meinerwegen selbst im Tessin oder so, dann siehst du erst mal die anderen Leute. Alle sprechen Italienisch. Kriegst ein bisschen Mentalität mit. [...] Das Leben wird dann wie ein ganz lang gezogener Intensivurlaub. Das ist schön.“<sup>41</sup>

---

<sup>38</sup> Davon zu unterscheiden ist das Streben nach konkreten Berufspositionen (wie Professor oder Kapitän), die erst durch langjähriges Weiterqualifizieren zu erreichen sind.

<sup>39</sup> Alfons S. 1

<sup>40</sup> Alfons S. 5

<sup>41</sup> Alfons S. 7

Erst durch das Kennenlernen seiner späteren Frau kommt es zu einer deutlichen Umorientierung; Sesshaftigkeit und Familiengründung spielen eine größere Rolle, was auch eine berufliche Neuorientierung erzwingt. Auf Anraten seines ehemaligen Berufsschullehrers nimmt er das Lehramtsstudium für Berufsschule (Holzbau) auf.

Die unstete Lebensweise resultiert bei Alfons also nicht aus Unklarheit bezüglich des eigenen Lebensweges, sondern als bewusste Vermeidung von dauerhaften Verträgen und festen Bindungen und ruht sehr tief in seine Persönlichkeit. Die Berufsfindung war für Alfons nie wirklich problematisch, auch wenn der Wechsel vom Bootsbau zum Lehramt ein längerer Prozess des Überlegens und Abwägens gewesen ist. Dennoch handelt es sich hierbei um eine berufliche Neuorientierung nach längerer Erwerbsarbeit im alten Beruf und nicht um einen verlängerten Ausbildungsverlauf.

Wibke weist im Vergleich dazu eine objektiv ähnlich verlaufene Biografie auf, die jedoch ganz anders zu bewerten ist. Sie brach ihr Abitur nach der 11. Klasse ab, da sie eine Ausbildungsstelle als Europa-sekretärin bekommen hatte. Diese und verwandte Ausbildungswege wurden damals von der Berufsberatung stark angepriesen (auch ihre Eltern hatten von einem Studium zugunsten einer „sicheren“ Ausbildung abgeraten<sup>42</sup>), und da Fremdsprachen für Wibke damals der einzige Bereich war, an dem sich Berufsvorstellungen festmachen konnten, hat sie die Gelegenheit ergriffen, die Ausbildung absolviert und anschließend etwas mehr als vier Jahre in ihrem Beruf gearbeitet. Daran schloss sich dann das Fachabitur mit dem Ziel des Universitätsstudiums (Politik, Soziologie, Germanistik) an. Im Gegensatz zu Alfons war für Wibke trotz Ausbildung und Berufseinstieg die Berufsfindung innerlich nie wirklich abgeschlossen. Recht bald hatte sie bereut, nicht noch ein Jahr gewartet und dann mit abgeschlossenem Abitur die Ausbildung begonnen zu haben. Denn inzwischen war ein noch unspezifischer Studienwunsch erwacht, der sich in den folgenden Jahren fachlich konkretisierte und Wibke begann eine Strategie zu entwickeln, die fehlende Hochschulreife nachzuholen. Es hat in den Jahren der Berufsarbeit ein intensiver Selbstfindungsprozess stattgefunden, in welchem die Entscheidungen zur beruflichen Neuorientierung gefallen sind. Damit hat sich die ursprüngliche Konzentration auf ihre sprachlichen Fähigkeiten und Interesse an Fremdsprachen nachträglich als „Kurzschlussreaktion“ zur schnellen Lösung des Berufswahlproblems herausgestellt. „...irgendwann relativ früh habe ich das schon sehr bereut, dass ich da so kurz entschlossen reagiert habe. Das war wirklich eine Kurzschlussreaktion, keine Ahnung. Ich bin ein Menschen, der immer aus dem Bauch heraus entscheidet. Manchmal ist das gut, aber eben auch nicht immer. Damals habe ich das dann sehr schnell bereut, weil ich gemerkt habe, es legt mir ganz, ganz viele Steine in den Weg, genau diesen Abschluss nicht zu haben.“<sup>43</sup>

\* \* \*

Eine weitere Grenze ist zu den Fällen zu ziehen, bei denen externe Faktoren den Abbruch des bisherigen Ausbildungs- oder Berufsweges bestimmen. Dabei handelt es sich hier um gesundheitliche Faktoren, (wie oben bei Gabor schon zu sehen war, der als höhenuntauglich im Beruf Glas- und Gebäudereinigers kaum vermittlungsfähig war), Konkurrenzbedingungen auf dem Arbeitsmarkt sowie bestimmte Lebensereignisse, die auf die Berufsbiografie zurückwirken.

Bei Elisa waren es gesundheitliche Faktoren, die zur Suche nach Alternativen zwang. Sie hatte an der Berufsakademie ihren Abschluss als Sozialpädagogin gemacht und daraufhin längere Zeit in einer großstädtischen Ganztagschule in der Kinderbetreuung gearbeitet. Aus privaten Gründen wechselte sie

---

<sup>42</sup> Wibke S. 1

<sup>43</sup> Wibke S. 4

den Wohnort und mehr oder weniger zufällig wurde ihrem neuen Arbeitgeber bekannt, dass Elisa eine chronische Erkrankung hatte, die ihr aus rechtlichen Gründen das Arbeiten mit Kindern unmöglich machte. Da sie aber innerhalb der Sozialpädagogik sich keinem anderen Berufsfeld zuwenden wollte, griff sie eine schon während der Abiturzeit präsente berufliche Alternative auf, und begann eine vom Arbeitsamt vermittelte Umschulung in einen kaufmännischen Beruf, den sie inzwischen mit ähnlicher Freude ausübt. Hier zeigt sich zwar das Schwanken zwischen zwei Alternativen, so dass man im Zweifel sein könnte, ob Elisa wirklich *ihren* Beruf gefunden hatte, dennoch vermittelte sie im Interview den Eindruck, dass ihr die Arbeit mit den Kindern großen Spaß bereitet hat, so dass sie von selbst wahrscheinlich den Beruf nicht gewechselt hätte. Deutlicher als alle anderen Befragten zeigt sie eine starke Arbeitsorientierung. So ist ihr das Arbeiten gehen und Geldverdienen hochgradig wichtig und Selbstentfaltung wurde ihr nie zum Problem, da sie in beiden Berufsfeldern hohe Zufriedenheit erlebt und bekundet hat. Es plagten sie eben keine Zweifel, welcher von beiden Wegen denn nun der bessere sei, sondern der Wille zu arbeiten und Geld zu verdienen<sup>44</sup> führte zu schnellen Entscheidungen und konsequentem Verfolgen der eingeschlagenen Wege.

Elisa ist wirklich ein Grenzfall, da sie durch das erzwungene Ausscheiden aus ihrer Arbeit im Kindergarten erst die legitime Gelegenheit zur beruflichen Neuorientierung bekam, allerdings dann auf den ursprünglichen Berufswunsch zurückkommen konnte. Denn nach dem Abitur hatte sie sich für eine kaufmännische Ausbildung an der Berufsakademie erfolglos beworben. Zur Überbrückung hatte sie ein Studium der Erziehungswissenschaften begonnen, und auch wenn ihr das Studium inhaltlich überhaupt nicht zusagte, wurde sie dadurch auf den sozialen Bereich als mögliches Berufsfeld aufmerksam. Mit gutem Recht könnte man Elisa auch unter den Typ Suchende, Unterkategorie 2 fassen, indem die Ausbildung und Berufsarbeit als Sozialpädagogin als Umweg interpretiert wird. Die Schwierigkeiten, die Elisa hier jedoch zu bewältigen hatte, sprechen allerdings dagegen. Nach Ausbildungsabschluss war sie längere Zeit arbeitslos, hätte also dort schon die Gelegenheit gehabt, berufliche Alternativen zu entwickeln. Aber sie hat durchgehalten und ihr ist der Berufseinstieg geglückt. Ihre empfundene Freude an der Arbeit führt zu der Einschätzung, dass sie sich auch subjektiv mit der Rolle des Pädagogen und der Arbeit mit Kindern identifizierte.

Externe Faktoren und die individuelle Reaktion darauf waren auch für Franziskas Rückkehr in das Ausbildungssystem entscheidend. Ihr Berufseinstieg ist an den Konkurrenzbedingungen auf dem Arbeitsmarkt gescheitert.

Der Berufswunsch war für Franziska eigentlich nie fraglich, bereits nach dem Berufspraktikum in der 9. Klasse hatte sie die Präferenz für die Ausbildung zum Physiotherapeuten, die sie auch absolviert hatte. Allerdings musste sie die Abschlussprüfung wiederholen, wobei ihr Abschlusszeugnis auch eher durchschnittlich war. Ihren (extern nicht validierten) Aussagen zufolge werden Physiotherapeuten stark über dem eigentlichen Bedarf ausgebildet; zudem werden Zusatzausbildungen in besonderen, aktuell sehr gefragten, Behandlungsmethoden gern gesehen. Eine davon bekam Franziska sogar vom Arbeitsamt finanziert, der Berufseinstieg gelang dennoch in der regionalen Umgebung nicht. Überregional wollte sie sich nicht bewerben, da sie schon in der Ausbildungszeit negative Erfahrungen mit fremden Umgebungen gemacht hat. Da lag für sie der Verzicht auf den eigentlichen Beruf näher. Mehrfach hat sie sich erfolglos um ein Medizinstudium bemüht und ist nun Lehramtsstudent für Berufsschule der Berufe im Gesundheitswesen.

---

<sup>44</sup> Elisa betont mehrfach, wie wichtig es ihr war, recht schnell arbeiten und Geld verdienen zu können. Darin bestand einer der Hauptgründe gegen ein (langwieriges) Universitätsstudium (vgl. Elisa S. 5).

Franziska ist ursprünglich kein suchender Typ gewesen. Sie hatte sich zeitig Gedanken um ihre berufliche Zukunft gemacht und während der Schulzeit auch in einer Zahnarztpraxis ein Praktikum absolviert, so dass ihre Entscheidung für die Ausbildung zur Physiotherapeutin gut fundiert und zielstrebig war. Zur Suchenden ist sie dann erst geworden, weil die subjektiven Kosten für einen Berufseinstieg – Verlassen der Heimatregion – für sie zu groß gewesen wären.

Da Berufsfindung und Erwerbsarbeit immer im Zusammenhang *eines* Lebens, *einer* Biografie ablaufen, ist es keine Überraschung, wenn bedeutsame Lebensereignisse auf diese Bereiche zurückwirken, wie es bei Hannes die Scheidung von seiner Frau tat. Damit war nicht nur eine Beziehung und Form des Zusammenlebens beendet, sondern ein kompletter Lebensentwurf mit Aufgabenverteilung, Zielstellungen und gemeinsamen Werten musste ad acta gelegt werden. So hatte Hannes seine Berufsarbeit sehr stark mit familiären Zielen verbunden. Er sorgte für den Lebensunterhalt (sehr sicher und gut bezahlt im Öffentlichen Dienst), während seine Frau ihr Studium absolvierte und wollte diese Rolle für die anstehende Familiengründung und geplante Anschaffung von Wohneigentum weiterhin ausfüllen. Mit der Scheidung entfielen diese Fixpunkte seiner Lebensplanung und er konnte die gewonnene Freiheit zur Aufnahme eines Universitätsstudiums nutzen. Die Berufsfindung war für ihn dem Anschein nach längst abgeschlossen, so dass er eher als Berufswechsler denn als Berufssuchender zu charakterisieren ist. Was ihn dennoch zum Grenzfall in dieser Arbeit macht, ist die Tatsache, dass seine Berufswahl – beginnend mit dem angestrebten Schulabschluss – überhaupt nicht neigungsbezogen sondern primär fremdbestimmt abgelaufen ist und er erst jetzt, jenseits des 30. Geburtstags, nachdem die bisher bestimmenden Einflussfaktoren weggefallen sind, Ansätze zu einer neigungsbezogenen Berufswahl entwickelt.

Hannes wollte eigentlich das berufliche Gymnasium (Profil Wirtschaft) besuchen, Familienangehörige überredeten ihn jedoch zu einer Berufsausbildung im Öffentlichen Dienst, die zudem im Wesentlichen über die Mutter vermittelt wurde. Hannes betont mehrfach, dass ihm dieser Beruf eigentlich nichts bedeutet hat,<sup>45</sup> macht auf der anderen Seite aber auch deutlich, dass er sich über die Jahre hinweg damit durchaus arrangiert und daran nach den ersten kleinen Beförderungsschritten einen gewissen Gefallen gefunden hat.

„Und ich habe dann auch gerne dort gearbeitet. Habe auch - sage ich mal - teilweise dann als Vorarbeiter oder Kolonnenführer gearbeitet oder Schichtleiter im Winterdienst, was ich dann schon erfüllender fand als dieses schnöde [*überlegt*]... also die schlimmsten - sage ich mal - Arbeiten waren: mit der Müllzange im Straßengraben rumlaufen [*lacht*] und Zeug aufklauben. Also das war dann immer, wo man sich dann wirklich fehl am Platze gefühlt hat und gedacht hat: Das kann es jetzt eigentlich nicht gewesen sein, dein ganzes Leben lang hier mit der Zange durch den Graben zu springen. Andererseits hat man gedacht: Okay, [*überlegt*] das Geld hat schon gestimmt, für die Arbeit.“<sup>46</sup>

Vielleicht wollte er damit nur deutlich machen, dass er sich mit dieser einfachen Berufsqualifikation dauerhaft doch nicht zufrieden geben wollte. Gleichzeitig betont er die materielle Absicherung durch ein Angestelltenverhältnis im Öffentlichen Dienst, die seinem Sicherheitsdenken sehr entgegen kam. Allerdings weist Hannes keine ausgeprägte materielle Orientierung aus. Zwar wäre er gern auf das Wirtschaftsgymnasium gegangen, allerdings nicht wegen Interesse für Wirtschaftsprozesse oder Fi-

---

<sup>45</sup> „Und [*überlegt*] habe nach der Lehre - was eigentlich so dieser persönliche Hintergrund war, diese Arbeit weiterzuführen, die mir nicht wirklich viel bedeutet hat – [*überlegt*] eher an Familienplanung gedacht und da war es wichtiger, einen relativ sicheren Job zu haben und bin da mit drin geblieben.“ (Hannes, S. 1)

<sup>46</sup> Hannes S. 3

nanzwesen. „Ich bin eigentlich - denke ich mal - auch ein Mensch, der *[überlegt]* mit Geld relativ wenig zu tun haben will - sage ich mal. Ich *[überlegt]* - sage ich mal - bin mit ziemlich wenig zufrieden und bin auch nicht so daran interessiert, später einmal unbedingt eine sehr, sehr gut bezahlte Arbeit zu haben. Also mir ist es viel, viel wichtiger, in meinem Job glücklich zu werden.“<sup>47</sup> Unterbrochen war die Arbeit vom Militärdienst in der Bundeswehr. Er hat sich gleich für 14 Monate verpflichtet (eine weitere Verlängerung wäre denkbar gewesen), sich auf Kampfmittelbeseitigung spezialisiert und hatte eigentlich geplant, für Auslandseinsätze der Bundeswehr zur Verfügung zu stehen. Auf Drängen seiner Frau hat er davon, wie von einem weiteren Verbleib in der Bundeswehr über die 14 Monate hinaus, Abstand genommen. In seiner Lebensplanung war nach dem Berufseintritt seiner Frau für ihn Gelegenheit für eine berufliche Neuausrichtung oder Weiterqualifizierung, allerdings waren ebenfalls schon Kinder und Hausbau im Gespräch, so dass die Realisierung bislang zurückgestellter Berufswünsche wohl unwahrscheinlich gewesen wäre. Nachdem „das ganze dann in eine Scheidung gemündet ist, war ich dann recht frei und konnte sozusagen für mich entscheiden, wie ich *[überlegt]* selber fortfahren will, was ich von meiner Zukunft erwarte. Und da erst habe ich dann wirklich für mich selber denken können: Was will ich?“<sup>48</sup>

Die Scheidung hat ihn aus dieser familiären Vertragssituation befreit; Hannes holte berufsbegleitend das Abitur nach und begann daraufhin ein Lehramtsstudium für die Berufsschule und bleibt dabei in seinem Fachgebiet Straßenbau. Das Sicherheitsmotiv tritt deutlich hervor und dominiert die Entscheidungsfindung, denn seine eigentlichen Neigungen weisen auf Geschichte und Kunstpädagogik. Hannes stellt seine Interessen jedoch kategorisch hinter die Arbeitsmarktorientierung (Erwerbschancen) zurück. „...die Kombination Kunst und Geschichte wäre *[überlegt]* meines Erachtens zu sehr meinen Interessen gefolgt. *[Pause]* Das heißt *[überlegt]* dort späterhin, realistisch, vielleicht eine Arbeitsstelle zu finden, wäre schwieriger, ist schwieriger wie - also, wenn man das jetzt mal so abschätzen sollte - wie das jetzt mit Bautechnik ist.“

Es ist durchaus möglich, dass ihm der Beruf wie die Arbeit an sich für sein Leben gar nicht so wichtig sind, er sie für familiäre Ziele sofort hintenanstellen würde. „Wie gesagt, deswegen auch die Beziehung zum Geld und Finanziellen, ich weiß nicht, nicht so sehr hochrangig. Also lieber eine weniger/schlecht bezahlte Arbeit und glücklich sein und sein Privatleben mehr oder weniger zu verwirklichen oder sich da zu verwirklichen, als - ja - *[überlegt]* mit viel Geld oder irgendwo *[überlegt]* alleine rumzusitzen oder wie auch immer *[lacht]*.“

Hannes negiert damit a) die Norm der neigungsbezogenen Berufswahl und b) überhaupt die Zentralität von Erwerbsarbeit vor allem für den männlichen Lebenslauf. Rein intrinsisch motiviert, könnte er sich gut vorstellen, die fürsorgliche Rolle innerhalb der Familie übernehmen. Insofern steht er auf der Grenze zur ersten Unterkategorie des Typs Suchende. Ihm mangelt es zwar nicht an Interessen, wohl aber an der Motivation, diese in einen Beruf umzusetzen, wie er generell gewisse Distanz zu stereotypen Rollen des Arbeitnehmers in der Leistungsgesellschaft artikuliert.<sup>49</sup> Etwa sieben Jahre hat Hannes in seinem Beruf gearbeitet, so dass er anhand dieser objektiven Kriterien kaum Gegenstand dieser Arbeit sein könnte. Nur aus Subjektperspektive wird deutlich, dass Hannes schon eine beständige Auseinandersetzung um die Berufsfindung geführt hat, da er sich weder gegen die eigene Familie noch

---

<sup>47</sup> Hannes S. 9

<sup>48</sup> Hannes S. 1

<sup>49</sup> Dabei zeigt Hannes allerdings keinerlei widerständiges Potential. Auch wenn er in seiner Berufsfindung alles andere als frei gewesen ist, war er ein zuverlässiger Arbeitnehmer und Partner, der sich in seine Umstände gefügt hat.

später gegen seine Lebenspartnerin mit eigenen Vorstellungen hat durchsetzen können. Damit weist Hannes auch Ähnlichkeiten mit der Verlaufsform von Clara und Gabor auf, die beide aufgrund ihrer Persönlichkeitsstruktur erhebliche Probleme mit der Berufsfindung haben. Bei Hannes bezieht sich dies aber weniger auf die Tätigkeiten an sich – er ringt also nicht aus inhaltlichen Gründen darum, für sich den richtigen Platz in der Berufswelt zu finden –, sondern er ringt mit sich und wichtigen Beziehungspersonen darum, eigene Vorstellungen durchsetzen zu können. Auch das macht ihn zu einem Grenzfall. Denn die Abwesenheit von derart starken externen Einflussfaktoren (wie Eltern, welche die Berufswahl ihrer Kinder bestimmen) ist als ein Bestimmungsmerkmal des Untersuchungsgegenstandes anzusehen. Denn erst wenn dem Berufssuchenden die Freiheit zur eigenen Entscheidung zugestanden wird, kann das Wechselspiel zwischen Persönlichkeit, Lebensplanentwürfen und gesellschaftlich-strukturellen Rahmenbedingungen in den Blick genommen werden.

\* \* \*

Die Betrachtung untypischer Fälle im Sample verdeutlicht, dass der Untersuchungsgegenstand primär zur Erfassung von verlängerten Berufsfindungsverläufen konstituiert ist, die während der im Lebenslaufcurriculum dafür vorgesehenen Lebensphase ablaufen – also in den Jahren die auf den Schulabschluss folgen. Alle Biografieausschnitte zeigen jedoch, dass das Thema Berufsfindung – explizit assoziativ mit der Berufungsidee verbunden – in den unterschiedlichsten Situationen akut werden kann. Es liegt dabei in der Beschränktheit des sozialwissenschaftlichen Zugriffs begründet, Berufsfindungsprozesse nicht als Ganzes, sondern nur ausschnitthaft zu erfassen. Zur Unterscheidung der Verlaufstypen wurden zwar die Konstruktion von Kriterien einer abgeschlossenen Berufsfindung genutzt, die sich praktisch auch bewährt hat, theoretisch dennoch in die Irre führt, da sie die biografische Unabschließbarkeit von Berufsfindungsprozessen aus dem Blick verliert. Denn allein die Willkür des Befragungszeitpunktes erzeugt einen Ausbildungsverlauf, der aktuell noch in der Orientierungsphase ist oder bereits früher einmal mit einem Berufsabschluss beendet und nun wieder aufgenommen worden war. Trotz glaubhafter Versicherungen seitens der Befragten, ihre aktuelle Ausbildung zu Ende zu führen und anschließend den Berufseinstieg zu wagen, bleibt der weitere individuelle Verlauf offen. Denn gerade die in diesem Abschnitt angeführten Fälle zeigen, wie wenig Berufsfindung losgelöst von der Gesamtbiografie betrachtet werden kann. Lebensereignisse jeglicher Art, vor allem tendenziell an das Lebensalter gebundene Veränderungsprozesse<sup>50</sup> verändern Präferenzsysteme, Lebensplanungen und damit auch die Bewertung der aktuellen beruflichen Situation und die Evaluation möglicher Alternativen. Die in diesem Kapitel bisher vorgenommenen typologischen Unterscheidungen dienen demnach

---

<sup>50</sup> Wie bei Alfons zeigt sich dies auch bei Florian sehr deutlich. Mit großer Zielstrebigkeit hatte er die Umsetzung seiner beruflichen Pläne begonnen. Einerseits wollte er Geschichte studieren, gleichzeitig reizte ihn die Herausforderung des Soldatenberufes, so dass er beides in der Bundeswehr zu verbinden suchte und dort als Offiziersanwärter und Student der Bundeswehruniversität auch sein Ziel zu erreichen schien. Während der sechs Jahre bei der Armee lernte er seine spätere Frau kennen und gründete eine Familie, so dass sich seine beruflichen Präferenzen deutlich verschoben. Zwar stand er Auslandseinsätzen der Bundeswehr teilweise sehr kritisch gegenüber, aber auch unabhängig davon, hatte sich sein berufliches Interesse auf seine Studienfächer gerichtet, und weniger auf typische Tätigkeiten des Soldaten. Nach Abschluss des Studiums hatte er eher nicht vor, sich durch Kampfeinsätze wieder zu „remilitarisieren“, sondern wollte dem Abschluss gemäß tätig werden. Da die Bundeswehr ihm diesbezüglich keine sichere Perspektive offerieren konnte, brach er Studium und Offizierslaufbahn ab, um nun als Zivilperson seinen Studienabschluss zu erlangen. Wie bei Alfons zeigt sich auch bei Florian eine Umorientierung auf Sesshaftigkeit, gesicherter Anstellung und Einkommen und damit eine deutliche Veränderung des Berufszieles bzw. der angestrebten Berufspositionen. „Zum einen habe ich zwei Kinder und die Vereinbarkeit Familie-Beruf war überhaupt nicht mehr gegeben, weil man in der Bundeswehr ja wirklich noch das Familienbild der 50er Jahre hat (schmunzelt), die Frau bleibt Zuhause, und da meine Lebensgefährtin Lehramtsstudentin ist und eben auch sich nicht hauptsächlich um die Kinder kümmern kann und will, habe ich da einen Schlussstrich gezogen.“ (Florian S. 1).

primär der Sortierung des Materials und dem Vorhaben, einen Kern des Untersuchungsgegenstandes herauszuarbeiten. Das ist auch mit dem Thema des Suchens sehr gut gelungen. Darüber hinaus darf diese Einteilung jedoch nicht überbewertet werden. Zum einen zeigen sich die hier sorgsam auseinander gehaltenen Verlaufsformen und Motivgruppen häufig auch diachron und synchron in einem Berufsfindungsprozess, zum anderen suggeriert sie deutliche Grenzen, wo eventuell nur marginale Differenzen auszumachen sind.

Unter diesem Aspekt sei auf die nicht zu unterschätzende Rolle dessen hingewiesen, was alltagsprachlich als ‚Zufall‘ bezeichnet wird. Welche Gestalt ein Berufsfindungsprozess annimmt, hängt ganz wesentlich davon ab, wann die teilweise gar nicht so rational durchdachten und geplanten Maßnahmen zur Berufsfindung auf jene Gelegenheiten stoßen, die den Verbleib in einer Ausbildung und deren Abschluss ermöglichen. Erinnert sei dabei noch einmal an Dorothee, die sich nur zur Überbrückung eines Semesters als Lehramtsstudentin eingeschrieben, dann aber so großen Gefallen daran gefunden hat, dass der ursprüngliche, über zwei Jahre verfolgte, Berufswunsch aufgegeben wurde. Sollte sie den Lehrerberuf dann tatsächlich ausüben, könnte dies als glückliche Fügung bezeichnet werden; ändern sich ihre Berufsziele noch, wäre diese Entscheidung anders zu bewerten. Ähnlich Elemente des ‚Zufalls‘ zeigen sich auch in anderen Fällen; allerdings sind nicht ohne Absicht Anführungsstriche benutzt worden, denn ‚Zufall‘ ist keine zufriedenstellende Beschreibung oder Erklärung für ein Vorgehen. Vielmehr müssten die scheinbar zufälligen Ereignisse detailliert analysiert werden, um ihrer Entstehungslogik auf die Spur zu kommen. Im Rahmen dieser Untersuchung ist dies nicht gelungen, da diese entscheidenden Erlebnisse den Befragten mental nicht mehr hinreichend präsent gewesen sind. Zudem wäre zu vermuten, dass hier auch latente kognitive Prozesse eine Rolle spielen, die sich ohnehin der Verbalisierung im Interview versagen.

### **7.3 Kausale Analyse: Einflussfaktoren auf den Berufsfindungsprozess**

Das vorherige Kapitel hat die Verlaufstypik verlängerter Berufsfindungsprozesse herausgearbeitet, worin sich die Thematik des Suchens und Probierens, in unterschiedlicher Ausgestaltung zwar, aber dennoch als zentral erwiesen hat. Das ist banal und nicht weiter überraschend, interessant sind jedoch die spezifischen individuellen wie sozialen Umstände, unter denen Berufsfindung als Such- und Evaluationsprozess abläuft, bzw. welche einen solchen Suchprozess nach bereits gelungenem Berufseinstieg auslösen. Zur strukturierten Darlegung bleibt kaum ein anderes Mittel, als die aneinandergereihte Darstellung der einzelnen Faktoren, was nicht zur Verdeutlichung ihrer Interdependenz beiträgt. Die subjektzentrierten Perspektive weiter verfolgend, wird mit den persönlichkeitsgebundenen Einflussfaktoren begonnen; externe Variablen erst im Anschluss daran und bezogen auf die Subjektperspektive diskutiert, um so das Zusammenspiel, die wechselseitige Abhängigkeit bzw. Verstärkungseffekte möglichst anschaulich werden zu lassen. Die einzelnen Faktoren werden dabei unter der Perspektive ihres Beitrags zu einer Verlängerung des Berufsbildungsverlaufes diskutiert, wobei manchmal der Kontext bzw. die Gesamtfiguration über die negative oder positive Wirkung entscheidet.

#### **Berufswünsche und Präferenzen**

Mit den Berufswünschen zu beginnen, heißt nicht, ihren Einfluss am stärksten zu gewichten, aber sie bieten – vor dem Hintergrund der Norm der neigungsbezogenen Berufswahl – einen privilegierten Ausgangspunkt.



Es ist naheliegend, dass das Risiko eines verlängerten Berufsfindungsprozesses hoch ist, wenn generell das individuelle Präferenzsystem unterentwickelt ist, weder konkrete Berufswünsche noch anderweitig Neigungen und Interessen ausgeprägt sind, die in Berufswünsche und Pläne umgesetzt werden könnten (wie dies im Sample am deutlichsten bei Juliane und Dorothee der Fall gewesen ist). Der Einfluss von Eltern und verinnerlichte soziale Normen sorgen dennoch dafür, dass trotz fehlenden Berufsinteresses mit einer Ausbildung oder einem Studium begonnen wird. Im Zweifel wird also in der Arbeitslosigkeit nach Schulabschluss nicht auf die Entwicklung von Interessen gewartet, sondern aktionistisch der Einstieg in das Ausbildungssystem gewagt. Interessanterweise wird in dieser Situation die legitime Möglichkeit, die Berufsfindung mittels eines weiteren Moratoriums während eines Freiwilligen ökologischen oder sozialen Jahres mehrheitlich nicht genutzt. Rosalie ist die einzige, die davon Gebrauch machte.<sup>51</sup> Allerdings bedurfte sie dieser Auszeit nicht zur Entwicklung von Berufsneigungen, sondern zur Bewältigung innerer Unsicherheit bezüglich der Auswahl zwischen den von ihr entworfenen Möglichkeiten (Polizeidienst oder Studium). Dies ist dahin gehend zu interpretieren, dass fehlende Neigungen und Interessen, bzw. Unklarheit über die eigenen Fähigkeiten auch die Bewerbung um einen Freiwilligendienst erschweren, bzw. daran gar nicht denken lassen, da auch hier, überwiegend neigungsbezogen, aus einer Vielzahl an Angeboten zu wählen wäre (ebenso muss als offen angesehen werden, wie sehr diese Form der Überbrückung in den jeweiligen Sozialmilieus kulturell legitimiert und damit überhaupt eine mögliche Option ist).

Die Folgen der einmal begonnenen Ausbildung sind dann hoch kontingent. Sie kann sich, wie bei Dorothee als völliger Missgriff erweisen, der durch einen schnellen Abbruch behoben wird; die Ausbildung kann bis zum Abschluss absolviert werden, auch wenn danach der Berufseinstieg gar nicht erst versucht wird (wie bei Juliane<sup>52</sup>) – in jedem Fall wird hier der Anstoß zu einer individuellen Entwicklung gegeben. Der Auseinandersetzung mit dem Thema Berufswahl können sich die jungen Erwachsenen aufgrund der direkten Betroffenheit von diesem Thema nicht mehr entziehen. Mit einer hinreichenden Offenheit gegenüber den eigenen Reaktionen auf Ausbildungsinhalte und Ausbildungssituation sowie Kenntnissen über Alternativen kann daran eine Optimierung der Berufswahl anschließen. Im günstigen Falle führt so ein Versuch auch zur Entdeckung des eigentlichen Berufswunsches, wie dies bei Rosalie der Fall war, als sie ihr Interesse für Verwaltungstätigkeiten in einem Forstamt während des Freien Ökologischen Jahres sozusagen ‚nebenbei‘ entdeckte.<sup>53</sup>

Die gerade angesprochene Offenheit, verstanden als Fähigkeit zur Selbstreflexion und Selbstbeobachtung, ist von großer Bedeutung. Denn mitunter stehen am Anfang des Berufsfindungsprozesses apodiktische Entscheidungen oder Pläne, die zu einer nicht zum Erfolg führenden Berufswahl motivieren. Dabei handelt es sich um kategorische Grundsatzentscheidungen, meist pro oder kontra Studium wie auch gegen Mobilität, die den Möglichkeitshorizont einschränken. Letzteres verweist schon auf innerpsychische Konfliktlagen, in denen unterschiedliche Motive sich wechselseitig blockieren (hier der Wunsch die Heimatregion nicht zu verlassen mit konkreten, in dieser Region aber nicht problemlos realisierbaren Berufswünschen). Darauf wird später rekurriert, hier zunächst der Fall verfolgt, dass

---

<sup>51</sup> „Und da hab ich dann gesagt: nee, du machst es nicht. Hab dann als Überbrückung wo ich mir noch einmal Gedanken machen wollte, ein freiwilliges ökologisches Jahr gemacht. Und das tat mir auch sehr gut, hab da auch viele körperliche Tätigkeiten vollbringen müssen. Hab im Wald gearbeitet und im Forstamt und... Ich wollt halt so verschiedene Möglichkeiten mir aufmachen.“ (Rosalie S. 1)

<sup>52</sup> Die Abkehr vom erlernten Beruf war bei Juliane durch die wenig verlockende Aussicht langfristig angestellt zu sein motiviert. Sich mit einem Zahntechniklabor selbstständig zu machen, tauchte bei ihr zumindest als Idee auf, wurde aber nicht versucht umzusetzen (vgl. Juliane S. 2).

<sup>53</sup> Rosalie S. 1

mangelnde Selbstreflexion bzw. das Verhaftetsein an reinen, auf ihren Realitätsgehalt und ihre Realisierungsmöglichkeit nicht weiter überprüften, Wunschvorstellungen, ebenfalls am Beginn eines verlängerten Berufsfindungsprozesses stehen können. Fehlen bei anderen zunächst die Neigungen, so resultieren sie hier aus einem falschen Selbstbild: in beiden Fällen bedarf es der Korrektur während des Berufsfindungsprozesses durch konkrete Erfahrungen.

Susanna ist hierfür das Paradebeispiel. Für sie stand mit dem Abitur fest, dass sie unbedingt studieren wollte und sie stellte es sich als schön vor, mal eine Arztpraxis zu haben. „Ich wollte ursprünglich gerne Medizin oder so was machen, in Richtung, bei mir waren es die Noten gewesen damals. [Pause] Ich wollte aber gern studieren, ich wollt zur Uni gehen.“<sup>54</sup> Das Medizinstudium war jedoch aufgrund des schlechten Notendurchschnitts im Abitur unerreichbar. Ihr Festhalten am Wunsch zu studieren, hat sie in die Situation gebracht, bisher an den Hochschulen keinen Studiengang gefunden zu haben, deren Leistungsanforderungen sie erfüllen kann und denen sie auch hinreichendes Interesse entgegenbringt. Hinzu kommt bei ihr, dass sie sich allgemein an der Universität, im Kommilitonenkreis wie im Kontakt (oder dessen Oberflächlichkeit oder Fehlen) zu den Dozenten überwiegend nicht wohlfühlt, so dass begründet bezweifelt werden kann, ob die Entscheidung für ein Studium, zumindest an der Universität, für sie die richtige gewesen ist.<sup>55</sup>

Der Fall mehrere Berufswünsche zu haben (um nicht von ‚zu vielen‘ zu sprechen), scheint hingegen nicht problematisch zu sein, solange die Entscheidung zwischen ihnen gelingt. Im Gegenteil, die Alternativen dienen als Ressourcen, sollte der erste Entwurf sich nicht realisieren lassen (wie bei Peter) oder falls, beispielsweise aus gesundheitlichen Gründen, eine Neuorientierung notwendig wird (wie bei Elisa).

Unter den Aspekt Berufswünsche und Präferenzen fallen auch die Biografieverläufe, die sich zunächst durch ein Underachievement auszeichnen, in denen Risikoscheu und Sicherheitsmotivierung zwar eine neigungsbezogene Berufswahl nicht behindern, wohl aber das Ausreizen der individuellen Leistungsgrenzen zurückgestellt wurde. Zu einem verlängerten Berufsfindungsprozess führt dies dann, wenn dieser Verzicht subjektiv nicht akzeptiert wird und das Hintenanstellen einer ausgeprägten Leistungsorientierung nicht durchgehalten werden kann und auf Dauer zu Unzufriedenheit mit dem Erreichten führt. Das ist ganz wertfrei gemeint, denn unter den ökonomischen Umständen sowohl im Transformationsprozesse der 1990er Jahre wie auch in der konstant prekären Arbeitsmarktsituation in weiten Teilen Ostdeutschlands ist eine solche Sicherheitsstrategie funktional. Viel eher handelt es sich um den Zielkonflikt Absicherung vs. Selbstentfaltung. Generell zeigen sich positive Wirkungen auf die Berufsfindung, da berufliche Sozialisation während der Berufsausbildung die Ausgangsbedingungen für die Wahl des Studiums deutlich verbessern. Die Zeit der Berufsausbildung wird, trotz deren arbeitsweltlichen Charakters, als zusätzliches Moratorium zur Entwicklung und Evaluation von Interessen und Abwägung von Ausbildungsalternativen genutzt. Nicht selten erfolgt die anschließende Studienwahl, wie

---

<sup>54</sup> Susanna S. 1

<sup>55</sup> Diese Enttäuschung bezieht sich sowohl auf den Umgang zwischen Studenten und Lehrenden wie auch auf den Inhalt und Ausrichtung des gewählten Studiengangs. Sie empfindet ein Desinteresse der lehrenden Professoren an den Studenten und teilweise auch am Lehrstoff und fühlt sich davon eher abgestoßen. Hinsichtlich ihres Studienfaches ist sie der Meinung, dass es den anderen Kommilitonen primär ums „Geldverdienen“ geht, das Chemieingenieurwesen damit eher zum Gelderwerb instrumentalisiert wird, als selbst im Zentrum zu stehen. „Was bringt es denn, wenn ich mich jetzt dafür interessiere, wenn (Verzögerung) wenn es eher um Geld geht.“ (Susanna, S. 1) Von dieser scheinbar verbreiteten Einstellung lässt sie sich massiv verunsichern; zumindest gelingt ihr keine nachhaltige Identifikation mit ihrem Studienfach.

bei Rosalie und Alexandra, im selben Berufsfeld bzw. als direkte Höherqualifizierung zur abgeschlossenen Berufsausbildung.

## Motivationsmängel

Fehlende Motivation zeigt sich an vielen Stellen des Berufswahlprozess als entscheidender Faktor für eine weitere Verlängerung dieses Prozesses; ist aber gleichwohl nur eine Chiffre oder Stellvertreter für tiefer liegende psychologische Faktoren. Ihr Einfluss ist dafür in der Tat gravierend.

Motivationsmängel äußern sich zum einen als Faulheit – von den Befragten selbst so bezeichnet (Clara, Martina, Dorothee)<sup>56</sup> - bezogen auf die Abiturzeit aber auch die ersten Auseinandersetzungen mit der Berufswahl. Hierfür ist Faulheit während der Abiturstufe dann problematisch, wenn sie nicht durch überlegene Leistungsfähigkeit ausgeglichen werden kann und damit zu einem Underachievement in der Abiturnote führt, welches wiederum aufgrund von Numerus Clausus Regelungen potenzielle Berufswege verbaut (wie bei Clara u. a.). Generell erweisen sich biografische Irritationen während der Abiturzeit, also das Abwägen, das Abitur abzubrechen (wie auch im Fall von Wibke den Abbruch zu vollziehen) als Risikofaktoren für einen verlängerten Berufsfindungsprozess. Denn das Abitur teilt die Jugendlichen nicht wie ein Notenspektrum in „besser“ und „schlechter“ sondern erzeugt kategoriale Differenzen in den Zugangsberechtigungen im Berufsausbildungssystem.

Ebenso gravierend wirkt sich Faulheit bzw. geringe Motivation in der konkreten Berufsorientierung aus. Sie zeigt sich hier im Unwillen oder in der Unfähigkeit, trotz Problemen in der Entwicklung von Berufsideen, das Informationsangebot auszuschöpfen, d. h. sich überhaupt umfangreich zu informieren, wie bei Dorothees Entscheidung zusammen mit einer Studienfreundin in die Universitätsstadt ihres Bruders zu ziehen, ohne einen festen Studienfachwunsch zu haben. Franziska beklagt retrospektiv ganz deutlich, wie wenig sie über Ausbildungsmöglichkeiten, Bedingungen auf dem Arbeitsmarkt und Verwertungsmöglichkeiten von Ausbildungsabschlüssen Bescheid gewusst hat und vermittelt damit zumindest den begründeten Eindruck, sich nicht hinreichend informiert zu haben. Unten im Abschnitt über Entscheidungsstile wird auf die sich darin ausdrückende Handlungslogik in Berufswahlsituationen näher eingegangen.

Die psychologischen Motive hinter der Faulheit können vielfältig sein; in einem ersten Schritt lässt sie sich in jedem Fall als Handlungshemmung interpretieren. Um Faulheit handelt es sich dann, wenn spezifischen Handlungs- und Leistungsnormen durch Nichtstun oder Ablenkung nicht oder nur im begrenzten Maße (zur Vermeidung schärferer oder irreversibler Sanktionen) nachgekommen wird. In ihr drückt sich eine Widerständigkeit, eine innere Distanz gegenüber diesen Verhaltenserwartungen und damit ein Mangel intrinsischer Handlungsmotivation aus. Martina gibt dafür selbst die Erklärung, wenn sie sagt, dass mangelndes Engagement aus der fehlenden Sinnperspektive oder subjektiven Sinnhaftig-

---

<sup>56</sup> Dorothees „Megafaulheit“ (Dorothee S. 5) führt weniger zu einem schlechten Abiturnotendurchschnitt, der sich als Hindernis erweisen könnte, sondern erschwert ihr die Berufsfindung, da sie sich zu Beginn überhaupt keine Mühe bei der Informationssuche gibt und sie später auf Grundlage erster Studiererfahrungen zahlreiche Studiengänge (lern- und leseintensive Fächer wie Medizin, Jura, Magisterstudiengänge) *per se* ausschließt. Faulheit äußert sich bei ihr dabei im Unwillen, Dinge zu tun, die keinen Spaß machen und wo auch keine großen Erfolge erzielt werden – wie bspw. das Anfertigen von Hausarbeiten (Dorothee S. 8).

Bei Clara und Martina zeigt sich die Faulheit gerade nicht während der Berufsfindung, beide informieren sich außerordentlich intensiv über mögliche Berufswege; mangelnde Lernmotivation während der Abiturzeit führten allerdings zu nur befriedigenden Abiturnoten.

keit des gegenwärtigen Tuns resultiert. Bezogen auf die Abiturzeit und die nur mittelmäßige Durchschnittsnote sagt sie:

„Und habe mich halt irgendwie so durchgemogelt. Weil ich auch nicht wusste, wofür ich es mache. Weil... also ich weiß, ich hätte viel, viel besser sein können. Aber ich habe irgendwie... Ich habe das Ziel nicht gesehen. Ich wollte da auch nie studieren.“<sup>57</sup>

Faulheit ist, im Anschluss an die Gedanken zur Anthropologie der Arbeit und des Tätigseins,<sup>58</sup> damit in erster Linie nicht als Charakterschwäche anzusehen, sondern als eine Form erlernter Hilflosigkeit oder biografischer Widerständigkeit, die sich angesichts sozialer Normen zeigt, denen nicht ausgewichen werden kann. Der Zusammenhang mit der Entwicklung von Fähigkeiten und Neigungen ist dabei sehr groß. Auch hier stellt Martina den Zusammenhang sehr bewusst her: ihre schlechten Schulleistungen beruhten u. a. darauf, dass sie „nirgends wirklich gut war.“<sup>59</sup> Positives Feedback zur Gewinnung positiver Selbstwahrnehmung und Kontrollüberzeugungen und damit Integration von Fähigkeiten und Interessen in Selbstbildkonstruktionen ist auch in der Berufsfindung von hoher Bedeutung. Ausbleibende Erfolgswahrnehmungen bezüglich der eigenen Anstrengungen und Bemühungen erschöpfen u. U. die Motivationsressourcen und können zum Abbruch von Studium oder Ausbildung bzw. zu Ratlosigkeit über berufliche Alternativen führen.

Bei Susanna und Alexandra zeigt sich deutlich, wie sie mit den Leistungsanforderungen ihrer Studienfächer zu kämpfen haben. Alexandra versucht mit viel Disziplin und Anstrengung die Prüfungen zu bestehen, was ihr bisher auch gelingt, allerdings wird in ihren Aussagen deutlich, dass dies den Spaß am Studium reduziert.<sup>60</sup> Es ist ihr deutlich anzumerken, dass sie lieber an der Berufsakademie als an der Universität studiert hätte. Bei Susanna haben sich die Leistungsschwierigkeiten über mehrere Semester in dem Maße gesteigert, wie es ihr schwer fiel, sich auf die Studienanforderungen zu konzentrieren, so dass sie nun endgültig eine zentrale Prüfung nicht bestanden hatte und exmatrikuliert wurde.

Unzufriedenheit mit den allgemeinen Umständen der gegenwärtigen Situation ist ein weiterer Faktor, welcher die Motivation und damit die Fortsetzung des einmal eingeschlagenen Weges negativ beeinflusst. Als Reaktion auf Unterforderung und ein Übermaß an Routine ist Unzufriedenheit oben schon diskutiert worden. Hier soll die Unzufriedenheit mit der Ausbildungssituation zur Sprache kommen, wie sie sich vor allem an der Universität zeigen kann. Wie jede soziale Situation ist auch das soziale Feld der Hochschule nicht neutral in dem Sinne, dass Organisationsstrukturen, spezifische Ausbildungsinhalte und Leistungserwartungen sowie habituelle Umgangsformen keine Rolle spielen. Untersuchungen zur Hochschulsozialisation wie auch zu den Fachkulturen zeigen,<sup>61</sup> dass Fähigkeiten zur Selbstorganisation, zur Selbstmotivation und individuellen Belohnung, zum Zurechtfinden an großen Universitäten, kognitive Fähigkeiten zur Erfassung des Lernstoffes und Bewältigung von Prüfungsleistungen sowie soziale Fertigkeiten für den Umgang mit Studenten und Dozenten eben einen bestimmten Habitus ergeben, welcher zum erfolgreichen Studienabschluss angeeignet werden muss, insofern er nicht, auch in Teilen, schon vorhanden ist. So sind die Vorteile von Akademikerkindern nicht nur auf dem Gymnasium, sondern auch an den Universitäten und Hochschulen erklärbar.

---

<sup>57</sup> Martina S. 7

<sup>58</sup> Siehe oben Fn. 23 auf S. 11

<sup>59</sup> Martina S. 6

<sup>60</sup> Vgl. Zitat zu Alexandra oben S.

<sup>61</sup> Vgl. besonders Liebau/Huber (1985) als klassische Studie zu den Fachkulturen, wo eine Beschreibung der Kulturen der wichtigsten universitären Fachbereiche vorgenommen wird. Die aufgezeigten habituellen Differenzen sind beträchtlich. Huber weißt darüber hinaus darauf hin, dass der fachspezifische Habitus als Produkt der Fachkultur und der Herkunftskultur ergibt; Studenten damit in einem Studienfach vor größeren Herausforderungen stehen, welches rein habituell nicht ihrer Herkunftskultur entspricht (Huber 1998: 423).

In den Biografien von Susanna, Gabor, Elisa, in Abstufungen auch bei Dorothee und Martina, zeigen sich diese subjektiv empfundenen Schwierigkeiten mit dem Lernort Hochschule sehr deutlich; die Auswirkungen auf den weiteren Ausbildungsverlauf sind allerdings unterschiedlich. Die drei Erstgenannten zeigen ein gewisses Befremden vor allem bezüglich des Umgangs zwischen Studenten und Lehrkörper, die große Distanz zwischen beiden, das scheinbar geringe Interesse der Dozenten an Anwesenheit und Leistung der Studenten. Bei allen genannten zeigt sich zudem, dass der Zugang zum Lernstoff gar nicht (wie bei Elisa und Gabor) oder nur unzureichend (bei Susanna) gefunden wird. Dorothee erkennt auch sehr schnell, dass geisteswissenschaftliche Fächer für sie nicht das Richtige sind („magistergeschädigt“)<sup>62</sup>, hat aber keine generellen Anpassungsprobleme an die Universität, sondern ist nur im falschen Fachbereich gelandet; bei Martina zeigte sich direkt nach dem Abitur die fehlende Reife für das Studium, welche sie während der Berufsausbildung erst erworben hatte.

Susanna, Gabor und Elisa ist die Integration in die Hochschule nicht gelungen; für letztere stellte dies ohnehin nur eine Form der Überbrückung dar, welche sehr schnell als „Irrtum“ erkannt und beendet wurde – allerdings nahm sie aus dem Studium der Erziehungswissenschaften die Motivation mit, sich nachfolgend im sozialpädagogischen Bereich unterhalb der Universität um eine Ausbildung zu bemühen.<sup>63</sup> Susannas Integration in die Universität kann als prekär bezeichnet werden. Unzufriedenheit und Unwohlbefinden schwächten sicherlich die Studienmotivation, waren aber keine Gründe, das Studium abzubrechen. Mit dem Versuch, der begonnenen Fachrichtung an einer Fachhochschule möglichst treu zu bleiben, versucht sie nun, sowohl ihre Leistungsschwierigkeiten zu lösen. Nur Gabor fällt nach dem schnellen Scheitern im Studiengang Informatik in ein Loch, da er zunächst für sich keine Alternative sieht. Er begründet diese Entscheidung auch explizit mit einer Distanz zum Studieninhalt, und ebenso deutlich zu den Kommilitonen. Sowohl der Studieninhalt („knochentrocken“) wie die Lebenswirklichkeit der Kommilitonen sind ihm zu weit entfernt von dem, was er für sich das „wahre Leben“ nennt. „Aber was das Leben so betrifft und beeinflusst, kam mit den Leuten ziemlich und wenn überhaupt dann nur kurz oder oberflächlich ins Gespräch. Hab ich auch ganz schnell gemerkt, dass dies nicht das Wahre ist.“<sup>64</sup>

Motivationsschwierigkeiten sind daher Ausdruck einer gewissen Ungeeignetheit für den gegenwärtigen Ausbildungsgang, die sich in der mangelnden Identifikation mit der Ausbildung, der fehlenden Zielperspektive und Sinnhaftigkeit und in Leistungsdefiziten äußert und immer auf den aktuellen Stand der Persönlichkeitsentwicklung bezogen ist. Martina ist das beste Beispiel, wie sie die Studieneignung –, welche ihr direkt nach dem Abitur wohl nicht zuzuschreiben war – über die Erfahrungen während der Berufsausbildung zur Logopädin erworben hat. Faulheit/Motivationsmängel verweisen, wenn sie als wesentliches Hindernis der Berufsfindung bzw. des Abschlusses von Berufsausbildungen/Studium erscheinen, auf weiteren individuellen Entwicklungsbedarf, auf die Lösung persönlichkeitsbedingter Handlungshemmungen und Veränderungen kognitiver Muster und Entscheidungsheuristiken.

In den allermeisten Fällen vollzieht sich diese weitere Entwicklung (es wäre besser von Reifung zu sprechen) während der Inklusion in Ausbildungsgänge. Selbst bei Unklarheit über den einzuschlagenden Weg und geringer Motivation diese zu beseitigen, wird dennoch eine Wahl für irgendeine Ausbildung getroffen; in aller Regel wird ein Studium begonnen, denn die Entscheidung und Bewerbung für eine betriebliche Berufsausbildung verlangt wesentlich mehr Initiative und Engagement. Dagegen ist der Beginn eines Studiums offensichtlich die optimale Lösung, um biografisch auf legitime Weise Zeit zu gewinnen. Das zeigt sich auch in den Fällen, wo die erste Studienentscheidung durchaus als ernsthafter Versuch gemeint gewesen ist, wie bei Dorothee und Linda.

---

<sup>62</sup> Dorothee S. 8

<sup>63</sup> Elisa S. 1

<sup>64</sup> Gabor S. 5

## Entscheidungsstile

In diesem Abschnitt sollen die verlängerte Berufsfindungsprozessen erzeugenden Entscheidungsstile und Handlungslogiken näher analysiert werden. In erster Linie bezieht sich diese Fragestellung auf die primär durch eine innere Entwicklungsdynamik geprägten Verläufe des langen Suchens nach einer passenden Berufsidee (Typ 1). So lassen sich davon jene Verläufe unterscheiden, die eher durch externe oder andere, weniger beeinflussbare Faktoren bestimmt sind. In diesen, wie bei Franziska, Elisa, Peter aber auch Martina, zeigt sich demnach auch am stärksten die wohl der Aufgabe der Berufsfindung adäquate Herangehensweise. Sie verfügen über definierte Berufswünsche und Interessen und versuchen, diese auch möglichst stringent in einer Ausbildung umzusetzen. Vorab, noch während der Schulzeit, haben sie sich über die Berufsmöglichkeiten ganz allgemein, wie auch spezifisch für die eigenen Berufsziele informiert und wissen damit recht gut über die Ausbildungsinhalte und Berufsfelder ihres angestrebten Berufes Bescheid. Bei ihnen ist eindeutig die Transitionsorientierung vorherrschend. Ziel ist der Berufsabschluss, allerdings nicht unbedingt die schnelle Arbeitsmarktintegration (hier ist Elisa die einzige, die das Arbeiten gehen und Geldverdienen so explizit betont), sondern durchaus mit dem Blick auf weitere Qualifizierungsmöglichkeiten (wie bei Martina, die eigentlich erst durch die Ausbildung zentrale berufliche Interessen entfaltet hat und diesen aktuell durch ein Studium nachgehen möchte; ihre Ausrichtung hat sich damit vorübergehend in Richtung Moratorium verändert). Diese Herangehensweise zeichnet sich demnach durch eine rationale Anpassung von individuellen Neigungen, Fähigkeiten und Interessen an die Möglichkeiten des Berufsbildungssystems aus, und führt eher ohne Umwege zur Realisierung eines ersten Berufszieles. Verzögerungen entstehen hier am ehesten durch externe Faktoren wie das Verpassen von Bewerbungsfristen (so bei Peter und Martina).

Im Gegensatz dazu weisen die Vertreter des Typs 1 in der Regel weniger funktionale Entscheidungsstile auf, bzw. ihr Status als Suchende ist ganz zentral dadurch bestimmt, dass ihnen die im obigen Absatz beschriebene Art der Berufs- und Entscheidungsfindung vor allem zu Beginn der Ausbildungslaufbahn nicht gelungen ist wie zum Teil bis heute nicht gelingt. Dabei handelt es sich meist um eine Fehleinschätzung bezüglich der subjektiven Eignung für den gewählten Ausbildungsweg, was sich in mehreren Facetten zeigt, die nachfolgend näher erläutert werden sollen.

So stehen beispielsweise bei Susanna und Dorothee am Anfang nicht hinreichend reflektierte Grundsatzentscheidungen für ein Universitätsstudium, bei Dorothee sogar für eine Universitätsstadt. Für Susanna waren der Wunsch zu studieren, sowie die Vorstellung eine eigene Arztpraxis zu haben, leitend. Während es Dorothee durch das schnelle Scheitern im Magisterstudiengang gelang, zielführender an die weitere Entwicklung von Berufswünschen und Bewerbungen um Ausbildungsmöglichkeiten heranzugehen, hält Susanna am (unspezifischen) Studienwunsch trotz verpasstem Medizinstudium und trotz Scheitern an Leistungsanforderungen im Chemieingenieurwesen weiterhin fest, obwohl sie ihre eigenen Erfolgchancen im neuen Studiengang selbst nicht positiv einschätzt. Auf Nachfrage haben beide gesagt, dass eine betriebliche Berufsausbildung für sie nie in Frage gekommen wäre.

Übereilte, unter Zeitdruck getroffene Entscheidungen sowie die Langzeitperspektive vernachlässigende Überlegungen bilden einen anderen Aspekt. Hierzu zählt bspw. auch die Unkenntnis über Bewerbungsfristen, die ebenfalls zumindest einen Mangel an Planung und Informiertheit über die institutionellen Bedingungen vermuten lässt. Bezogen auf die erste Berufswahl nach dem Schulabschluss ist dahinter ein Mangel an Handlungsdruck oder Entscheidungskompetenz zu vermuten, der verhindert, dass die Betroffenen hinreichend auf diese objektiven Bedingungen zu achten. Martina berichtet davon, wie sie

eigentlich „keine Ahnung“ bezüglich ihrer beruflichen Zukunft hatte<sup>65</sup> und die entscheidende Anregung zur Logopädie erst kam, als es für eine Bewerbung für das nächste Ausbildungsjahr bereits zu spät war. Das zeigt, wie voraussetzungsvoll der Berufsfindungsverlauf ohne Unterbrechung, ohne Auszeit oder Überbrückung ist, denn die Entscheidung für eine betriebliche Ausbildung im direkten Anschluss an das Abitur muss bereits vor dem Schulabschluss getroffen sein.

Umgekehrt kann jedoch auch zu hoher Handlungsdruck bezüglich der Berufsfindung einen verlängerten Ausbildungsverlauf hervorbringen. Wibkes Entscheidung, das Abitur zugunsten einer ihr durchaus interessant erscheinenden Ausbildung abzubrechen, mag für die damalige Situation eine zufriedenstellende Lösung des Berufsfindungsproblems gewesen sein (auch für Wibke war es dies noch in den 1990er Jahren und im Bewusstsein der Knappheit von Ausbildungsplätzen in Ostdeutschland) – sie war erst einmal untergekommen. Trotz mehrjähriger und nachträglich positiv bewerteter Arbeit im erlernten Beruf, erlebte sie nie eine volle Zufriedenheit mit ihrem beruflichen Status und ärgerte sich über das verpasste Abitur und die damit verbauten Chancen für den Hochschulzugang. Auch Gabor traf die Entscheidung für das Informatikstudium letztlich unter Zeitdruck – ohne zufriedenstellendes Ergebnis.

In den Fällen von Hannes, Gabor und Juliane standen fremdbestimmte Berufswahlentscheidungen am Anfang des Prozesses. Wie alle anderen Faktoren müssen auch diese nicht zu einem verlängerten Ausbildungsverlauf führen, da sie, mehr oder weniger durch ‚Zufall‘, dennoch Entwicklungswege einschlagen, die daraufhin subjektiv akzeptiert werden können. Wenn jedoch fremdbestimmte Ausbildungsentscheidungen an den eigentlichen Interessen der Jugendlichen vorbeizielten, ist das Risiko groß, dass der Anspruch auf eine neigungsbezogene Berufswahl noch einmal akut wird.

So bei Hannes, der sich erst sowohl vom Einfluss seiner Mutter befreien, wie auch aus der Bindung zu seiner Frau entlassen werden musste, um zum ersten Mal eigene Berufsvorstellungen umzusetzen. Hannes war sich zumindest seiner Beeinflussbarkeit und Fügsamkeit gegenüber anderen Personen bewusst; Gabor scheint dies weniger zu reflektieren. In der schwierigen Arbeitsmarktsituation Mitte der 90er Jahre hat er die Ausbildung zum Glas- und Gebäudereiniger begonnen – eine Entscheidung, die er heute als „Verzweiflungstat“ ansieht, da er sich kurzfristig für diese Ausbildung oder für ein Berufsvorbereitendes Jahr entscheiden musste. Letzteres wollte er nicht, und er war sich bewusst, dass in der Nachwendezeit ein Ausbildungsplatz schon einen Wert an sich darstellte, so dass er diese Ausbildung hauptsächlich mit Durchhalten durchgezogen hat. „Also da habe ich die Ausbildung gemacht. Hab mir gedacht, also gut, da musst du erst einmal durch, und was danach kommt, sieht man weiter, aber ich habe erst mal einen Gesellenbrief in der Tasche.“<sup>66</sup>

Auch in der Entscheidung für die Umschulung folgt er den Vorgaben des Arbeitsamtes, welches ihm die überhaupt möglichen Umschulungen vorlegten und er nur daraus, sicherlich nicht ohne Abgleich mit den eigenen Interessen, eine auswählen konnte. Wirklich glücklich war er mit dieser Wahl aber nicht. Stärker eigeninitiativ war hingegen das Nachholen des Abiturs auf der Abendschule, wie auch die Studienentschei-

---

<sup>65</sup> Martina S. 1. Dieses „keine Ahnung haben“ war für Martina hoch problematisch, da sie dies nicht nur bezüglich der Berufswahl sondern schon bei der Wahl ihrer Leistungskurse für das Abitur erlebte. Sie wusste bis zum Ende der Schulzeit nicht was sie „richtig gut kann“ (S. 6) und zeigte auch in ihren Schulfächern keinen Leistungsschwerpunkt und insgesamt nur eine befriedigende Abschlussdurchschnittsnote. Dabei ist diese Unsicherheit aber nicht mit einem beruflichen Desinteresse oder schnellem „sich-zufriedengeben“ sondern mit einer hohen Leistungsmotivation verbunden. Schon während der Ausbildung hatte sie nach weiteren Studienmöglichkeiten geschaut (Martina S. 6) und dass sie der eingeschlagenen medizinisch-therapeutischen Richtung treu bleiben würde, war nicht zwangsläufig gegeben; sie hatte sich auch für andere Bereiche (Medien) interessiert und informiert. Das verdeutlicht den Suchcharakter ihres Handelns, denn sie setzt eben keinen vorgefassten Plan in die Tat um. Der Wille, ihr Wissen und Können zu erweitern und ihre Möglichkeiten auszureizen, treten sehr stark hervor und bestimmen in hohem Maße den Ablauf des Ausbildungsprozesses.

Auch Wibke sagt dies wörtlich: „Ich wusste nicht was mit meinem Leben anfangen“, (Wibke S. 4).

<sup>66</sup> Gabor S. 2

derung, wobei diese unter Zeitdruck geschah, was darauf schließen lässt, dass Gabor sich auch hier kaum zwischen der Vielzahl an Möglichkeiten entscheiden konnte (denn genügend Zeit für die Beschäftigung mit dem Studienangebot muss ihm zugestanden werden). Stärker als alle anderen Befragten hat Gabor die Fremdbestimmung der Berufswahl über eine, seine eigenen Interessen im Kern eigentlich hemmende und entgegenlaufende Arbeitsmarktorientierung internalisiert. Alle drei Entscheidungen (für Berufsausbildung, Umschulung und Studium) sind von ihm so genannte „Kopfscheidungen“, getroffen unter der Hinsicht ihrer Verwertbarkeit auf dem Arbeitsmarkt, ihn aber bisher stets in die Irre führend. „Ich denke also, diese knochentrockenen Entscheidungen aus dem Kopf heraus, die tun mir nicht immer gut. Ich merk halt oft, es gibt ja dieses sogenannte ‚Gehirn im Bauch‘ wie manche sagen ... [stottern] ... also ich habe halt ganz oft gemerkt, dass mich mein Kopf sozusagen verscheißert auf Deutsch gesagt.“<sup>67</sup>

Eine völlig andere Problematik entsteht aus der Einschränkung von zeitlicher und regionaler Mobilität und Flexibilität. Die bisher genannten Aspekte wirkten sich hinderlich auf die Berufsfindung aus, da sie die Entfaltung individueller Interessen bzw. deren Findung behinderten oder verzögerten. Hier handelt es sich nun um Kriterien, die von den Betroffenen einer rein neigungsbezogenen Berufswahl übergeordnet werden. Mit zeitlicher Inflexibilität ist gemeint, dass keiner der Interviewten, der seinen primären Studienwunsch wegen der Numerus-Clausus-Regelung nicht realisieren konnte, es versuchte, unter der Ausnutzung der Wartesemesterregelung doch noch an das Ziel zu gelangen. Ganz bewusst und mit dem alleinigen Ziel der Überbrückung wird von den Befragten kein Umweg in Kauf genommen, keiner will sich auf die Warteliste setzen lassen, der Ungewissheit ausgeliefert, wann und ggf. wo er seinen Studienplatz letztlich doch noch bekommt. Statt dessen werden Alternativen ausprobiert, die durchaus erfolgreich sein können – Alexandra nutzt die Spezialisierungsrichtung Tourismuswirtschaft innerhalb der Verkehrswissenschaft, anstatt direkt Tourismuswirtschaft an der Berufsakademie zu studieren – jedoch ebenso zu weiteren Abbrüchen und Verzögerungen führen können. Clara und Gabor sind dafür die besten Beispiele. Beide hätten am liebsten Psychologie studiert, schreckten aber schon im Wissen um den nicht ausreichend guten Notendurchschnitt auf dem Abiturzeugnis vor der Bewerbung zurück. Die Antworten auf die Nachfrage, warum das Warten keine Option war, lassen eigentlich nur den Schluss zu, dass dies für die Befragten nie eine relevante Überlegung war.<sup>68</sup> Wird dabei die Ungewissheit bezüglich der individuellen Eignung, die ja beim Typus des Suchenden deutlich im Vordergrund steht, berücksichtigt, ist diese fehlende Hartnäckigkeit verständlich. Der Berufswunsch muss schon mit einer hohen subjektiven Überzeugung und Sicherheit vertreten werden, damit das lange darauf Hinar-

<sup>67</sup> Gabor S. 5

Gabor befindet sich dabei in einem wahren Dilemma. Er merkt zwar, dass er mit aus seiner Sicht „rationalen“ Überlegungen in der Berufswahl nicht wirklich weiter kommt, wie auch, dass er „aus dem Bauch heraus“ entscheidend und dabei ehrenamtlich und caritativ tätig sein sich wesentlich wohler fühlt. Allerdings sieht er dies für sich hinsichtlich des beruflichen Fortkommens als negativ an. „Wenn ich die Entscheidung aus dem Bauch heraus..., oder die mit dem Herzen getroffen sind, die tun mir mehr gut. Wobei ich dort eher Nachteile erleide. Also Entscheidungen, die ich eher mit dem Bauch oder dem Herzen treffe, sind Entscheidungen jetzt eher Menschen zu helfen, oder irgendwas, aber die bringen mich ja auf Dauer auf der menschlichen Ebene weiter, aber jetzt nicht in meiner Entwicklung in beruflicher Hinsicht.“ (Gabor S. 5) Er spricht explizit das Helfersyndrom an und so könnte vermutet werden, dass er sich den helfenden und heilenden Berufen aus der Angst heraus entzieht, diesen ebenfalls körperlich wie psychisch nicht gewachsen zu sein. Allerdings weiß er nur Positives über seine ehrenamtliche Tätigkeit im „Mädchentreff“ zu berichten, so dass zu vermuten wäre, dass er seine Belastungsfähigkeit in sozialen Berufen noch gar nicht ausprobiert hat – zumal die Zivildienstzeit im Krankenhaus auch sehr positiv erinnert wird. (Gabor S. 3)

<sup>68</sup> Gabor wurde eine entsprechende Frage gestellt: „Das fällt mir ziemlich schwierig. Also ich bin ein Mensch... also es kommt darauf an. Es gibt Dinge, die will ich sofort haben, da bin nicht bereit zu warten. [...]Man wartet sowieso das halbe Leben und warten kann ich nicht besonders gut. Also auch langfristige Ziele verfolgen, so in 5 Jahren will ich dort sein. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich jemals ein solches Ziel gehabt hätte. [...]Es fällt mir schwer sowas langfristiges durchzuhalten.“ (Gabor S. 10) Darauf folgt die Einsicht, dass er in Anbetracht seines diskontinuierlichen Ausbildungsverlaufs inzwischen auch einige Wartesemester angesammelt hätte.



beiten, die Anhäufung von Wartesemestern und die biografische Verzögerung der Berufsausbildung gerechtfertigt ist. Zudem ist das deutsche Berufsbildungssystem variabel genug, um auf verschiedenen Wegen und in biografisch längerer Perspektive eventuell dennoch eine ursprüngliche Berufsidee verwirklichen zu können.

Auch fehlende regionale Mobilität schränkt die Möglichkeiten der Berufsfindung ein; ist aber nicht als externer Faktor, sondern als höherwertige Präferenz anzusehen. Berufsziele werden aufgegeben oder in die zweite Reihe geschoben, wenn sie sich nicht innerhalb der Herkunftsregion verwirklichen lassen. Alexandra hat sich gar nicht darüber informiert, ob an anderen Hochschulen in Deutschland ebenfalls der Numerus Clausus sie vom Studium der Kommunikationswissenschaften abgehalten hätte.<sup>69</sup> Franziska hat hingegen bewusst darauf verzichtet, als Physiotherapeutin den Berufseinstieg auch außerhalb der Herkunftsregion zu versuchen, da sie dies ihrer Einschätzung nach in der Fremde kaum durchgehalten hätte. Die Rückkehr zum Studium ergab sich für sie ja erst, weil sie regional keine akzeptable Arbeit fand. In diesen Fällen wird deutlich, dass die Kosten der Verfolgung eines bestimmten Berufszieles subjektiv sehr genau abgewogen werden. Dabei zeigt sich, dass am ehesten jene, die sich ihrer Berufswahl sehr sicher sind (wie Alfons) Bereitschaft zu geografischer Mobilität zeigen. Damit ist bereits die Bedeutung des persönlichen sozialen Umfeldes für die Berufsfindung angeschnitten, was weiter unten näher erläutert werden soll.

Die Ergebnisse zeigen, dass eine Mehrzahl der Befragten der, wie ein Mantra im Diskurs um Employability wiederholten, Forderung nach individueller Mobilität und Flexibilität nicht unbegrenzt nachkommen und diese Normativität für sich auch gar nicht akzeptieren. Die Ausbildungsstätte in der Nähe des Heimatortes zu suchen und sich im Wesentlichen darauf zu beschränken, wird als legitime Herangehensweise angesehen. Psychologische Faktoren (Bedürfnis nach sozialer Einbindung) stehen hier einer streng auf die Realisierung von Berufswünschen zielenden rationalen Entscheidungsfindung entgegen; die Berufsziele selbst nehmen im individuellen Relevanzsystem nicht die erste Stelle ein. So bleibt es individuell verschieden, wann eine Berufswahloption wichtig genug ist, um die vertraute Umgebung und das soziale Beziehungsnetz zu verlassen.

Bei der Zielorientierung Berufsabschluss verhält es sich anders. Den Befragten ist die Berufsfindung entweder selbst sehr wichtig, da sie überwiegend eine Transitionsorientierung aufweisen bzw. sind sich andernfalls der Normativität dieser Orientierung bewusst. Vor allem jene, die inzwischen für sich offensichtlich den richtigen Berufsweg gefunden haben, weisen eine hohe Leistungsorientierung, Lernbereitschaft und Begeisterung auf; das Ziel des Ausbildungsabschlusses ist mehr oder weniger fest ins Auge gefasst. Der Berufseinstieg wäre danach der logische nächste Schritt, hierbei zeigen sich wiederum deutliche Differenzen, welche die Transitionsorientierung letztlich doch relativieren.

Dorothee verfügt zwar über detaillierte Vorstellungen und Pläne für ihren Lehrerberuf – sie möchte gern an Reformschulen arbeiten, um ihre pädagogischen Vorstellungen auch durchsetzen zu können; würde dies

---

<sup>69</sup> Alexandra hat sich nur in Dresden für Kommunikationswissenschaft beworben; an eine andere Uni zu wechseln war keine Alternative. Sie betont mehrfach, dass sie am liebsten in Dresden bleiben würde: „Naja, wenn es sich einrichten lässt, würde ich dann schon lieber hier bleiben sozusagen oder halt irgendwo in der Nähe, aber gut man kann es sich ja nicht immer so aussuchen.“ (Alexandra S. 6). Die Heimatverbundenheit wirkt sich bei ihr sehr stark reduzierend auf die Optionenvielfalt hinsichtlich ihrer Berufswahlentscheidung aus. Einzig für den Tourismus-Studiengang an der Berufsakademie wäre sie aus Dresden fortgezogen (wobei der Ort Breitenbrunn noch in relativer Nähe liegt). Wie im Zitat anklingt, ist Mobilität für sie eher von außen auferlegter Zwang. Äußerungen, wonach sie mit einem Masterstudiengang im Ausland liebäugelt, stehen dem entgegen; müssen nicht zwingend als reiner Darstellungseffekt angesehen werden, sondern können Ausdruck einer sehr unsicheren Persönlichkeit und „vorsichtigen“ Lebensführung sein, in welcher die „Fremde“ eine ernste, Zweifel am eigenen Bewältigungsvermögen heraufbeschwörende Herausforderung darstellt.

aber auch an staatlichen Schulen versuchen – genau genommen ist direkt nach dem Studium bzw. im Referendariat die Familiengründung eingeplant, mit mehreren Kindern in nicht allzu großen Abständen, so dass, kann sie dies umsetzen, nur die zwei Jahre des Referendariats abgeschlossen werden. Die Vereinbarkeit von Familie und Beruf möchte sie gern über eine Halbtagsstelle sicherstellen.

Zwischen der Zielorientierung auf einen Ausbildungsabschluss und der Motivation zum Berufseinstieg muss daher unterschieden werden; Transitions- und Moratoriumsorientierung können sich biografisch je nach Status abwechseln.

Martina wie Franziska sind Beispiele dafür, wie ihre Entscheidung gegen Studium und für eine Berufsausbildung zunächst transitionsorientiert bestimmt war, da sie sich nach dem Abitur keine weitere lange Lernphase zumuten wollten. Inzwischen genießen sie aber das Studium intensiv, zeigen eine hohe Lernmotivation, die noch primär auf das Erwerben von Kenntnissen, die Erweiterung ihres Wissens und kognitiver Fähigkeiten gerichtet ist. Berufseinstieg und Berufspraxis spielen in der subjektiven Antizipation zwar schon eine Rolle, allerdings als noch unspezifische Vorstellungen über mögliche Einsatzfelder. Beide sind sich offensichtlich sicher, welche Arbeit sie nicht anstreben: beide wollen lieber in die Erwachsenenbildung anstatt Berufsschullehrer zu werden bzw. mit Jugendlichen zu arbeiten.

Das Universitätsstudium bringt, aufgrund seiner Dauer vor dem Bachelor/Master-System, fast schon zwangsläufig eine gewisse Moratoriumshaltung hervor, vor allem dann, wenn die Finanzierung des Studiums gesichert ist und nebenbei nicht gearbeitet werden muss. Für Martina und Franziska stellt das Studium allerdings auch eine Horizonterweiterung ihrer beruflichen Möglichkeiten dar, welche neu zu bewältigende Orientierungsleistungen verlangt. Für Studenten von Fächern mit breiterem beruflichem Einsatzspektrum ist dies eine typische Lage.

Rosalie ist hierfür das Gegenbeispiel; bei ihr dominiert die Transitionsorientierung auch das Studium. Es stellt für sie ohnehin eine Weiterqualifizierung (aber auch ein Test des individuellen Leistungsvermögens) dar, und sie hat bewusst auf ein „normales“ Jurastudium zugunsten des fachlich spezialisierten Bachelor-Studium verzichtet, um schneller in ihren Beruf zurückkehren zu können und auch die Abhängigkeit von ihren Eltern nicht über Gebühr beanspruchen zu müssen. „Ich hatte erst überlegt, das reine Jura zu machen. Aber das ist auch wieder so langwierig und die Durchfallquote war ja auch ziemlich hoch. [...] ‚Law in context‘ ist aber halt auch komprimierter, bzw. man kann sich schon von vornherein schon auf gewisse Rechtsbereiche spezialisieren“.<sup>70</sup> Diese Stringenz zieht sich bei Rosalie von Beginn an durch den Ausbildungsverlauf. Zwar hat sie auch ein Freiwilliges Ökologisches Jahr eingeschoben, weil sie sich über ihre Berufswünsche nur unzureichend im Klaren war, aber ihr war es immer sehr wichtig, überhaupt ‚etwas zu haben‘, nicht ‚in der Luft zu hängen‘, sondern in irgendeiner Form ins Ausbildungssystem integriert zu sein. So haben sich ihre einzelnen Etappen recht nahtlos aneinander gefügt – im Gegensatz zu Dorothee, die nie parallele Alternativpläne entwickelt hat und daher zweimal für längere Zeit nicht im Ausbildungssystem integriert war.

Die meisten Befragten weisen in ihrer Biografie eine gewisse Such- oder Überbrückungsphase auf und auch hier ist der Eindruck zu gewinnen, dass Formen des Ausprobierens, auch wenn dies Lebenszeit ‚kostet‘, als sozial akzeptiert angesehen werden, vor allem, wenn Unklarheit bezüglich der eigenen Berufswünsche herrscht. FÖJ oder FSJ, Auslandsaufenthalte und Praktika sind Formen, in denen die Ausbildungsphase ohne negative Konsequenzen zeitlich ausgedehnt werden kann. Im Gegenteil, gerade Auslandsaufenthalte gelten als erwünscht, unabhängig, ob sie primär der Qualifizierung oder der Persönlichkeitsentwicklung dienen.

Linda sagt ganz explizit, dass etwas Ausprobieren heute doch „völlig normal sei“, was Reflexion über den Verzug im Lebenslauf nicht ausschließt, wie es bei Clara deutlich wird: Nach zwei gescheiterten Versuchen

---

<sup>70</sup> Rosalie S. 4 und S. 1

geht sie die Wahl des richtigen Studienfaches wohl überlegt an, da sie sich, mit Blick auf ihren Lebenslauf, keine weitere Verzögerung leisten möchte.

Der Zusammenhang von Berufsfindung und allgemeiner Lebensplanung erweist sich in den vorliegenden Daten als vage, bzw. stark von der persönlichen Situation der Befragten abhängig. Die meisten befinden sich in einem Alter zwischen 23-26 Jahren, stecken mitten in ihrer Berufsausbildung und Familienplanung spielt aktuell kaum eine Rolle, unabhängig von der Existenz fester Partnerschaften. Es existieren vage Vorstellungen über ein mögliches Familienleben und die Vereinbarkeit von Beruf und Familie (für die Frauen). Nur Dorothee und Elisa haben Kinder schon explizit eingeplant. Zum Teil wird den Frauen bewusst, dass sie nach dem Ausbildungsabschluss dem 30. Geburtstag schon sehr nahe gekommen und immer noch nicht ‚fertig‘ sind, im Sinne des gelungenen Berufseinstiegs, was darauf schließen lässt, dass sie früher andere Vorstellungen von ihrem Lebensverlauf hatten. Aber da die meisten zu ihrem Ausbildungsverlauf stehen, auch jeder Fehlentscheidung positive Seiten abgewinnen können und erkennen, dass eben dieser Weg sie zu der positiv bewerteten aktuellen Situation geführt hat, wird kaum Bedauern über Umwege und Sackgassen in der Berufsfindung und ihre Auswirkungen auf die allgemeine Lebensplanung geäußert.

Wibke bereut als einzige eine frühere Entscheidung – hier der Abgang vom Gymnasium nach der 11. Klasse. Die damit verpasste Hochschulreife hat ihr letztlich sehr viel Mühe bereitet, die retrospektiv in der hohen Wertschätzung eines ‚normalen‘, ‚glatten‘ Ausbildungsverlaufes zum Ausdruck kommt. „Damals habe ich das dann sehr schnell bereut, weil ich gemerkt habe, es legt mir ganz, ganz viele Steine in den Weg, genau diesen Abschluss nicht zu haben [...] das hat mich jetzt zu einem Spätstudierer gemacht auf dem zweiten Bildungsweg und mit sehr vielen Umwegen und sehr vielen Schwierigkeiten was finanzielle Dinge, was BA-föG, Zugänge, Altersbeschränkungen angeht oder auch Förderungen. Ich habe mich auch mal für eine Stiftung beworben auch da gab es überall finanziell, nicht finanziell, sondern Altersbeschränkungen, die für mich dann immer irgendwie Grenzen gesetzt haben. Ich habe das bereut. Ich würde es heute anders machen oder ich hätte es schon vor einigen Jahre anders gemacht.“<sup>71</sup> Es ist nicht zu übersehen, wie sehr sie sich im Nachhinein einen solchen Verlauf wünscht. Denn das Thema Familie spielt für sie schon längere Zeit eine Rolle; sie hatte auch überlegt, während des Studiums das erste Kind zu bekommen und sich dann doch dagegen entschieden, um sich voll auf die Ausbildung konzentrieren zu können.<sup>72</sup> Aus subjektiver Sicht hat Wibke den Zeitplan ihrer Lebensplanung deutlich überschritten; sie möchte das Thema Berufsfindung endlich abschließen, um andere biografische Ziele verwirklichen zu können.

Die Wirkung normativer Skripts oder Leitlinien zeigt sich am ehesten im zeitlichen Nacheinander von Berufsausbildung und Familiengründung. Auch wenn sich Berufsfindung gegenwärtig über das gesamte dritte Lebensjahrzehnt erstrecken kann und damit Lebensjahre einnimmt, in denen, zumindest in Ostdeutschland, die Eltern der Befragten schon in die Familienphase eingetreten waren,<sup>73</sup> ist in der Vorstellungswelt der meisten Interviewten die Familiengründung der Berufsfindung zeitlich wie auch normativ nachgeordnet (Hannes ausgenommen<sup>74</sup>), wie dies nach amtlichen Statistiken fast alle Studenten praktizieren, denn nur rund 7 % aller Studenten haben während ihres Studiums mindestens schon ein Kind.<sup>75</sup> Je jünger die befragten Frauen sind, umso deutlicher wird, wie nachrangig aktuell die Familienthematik für sie noch ist (so bei Alexandra, Clara, Gabi). Gegen Ende Zwanzig scheint sich da eine Ver-

---

<sup>71</sup> Wibke S. 4

<sup>72</sup> Wibke S. 7

<sup>73</sup> Statistisches Bundesamt (2006): 508f.

<sup>74</sup> Hannes wiederum ist der einzige Fall, wo die Berufsfindung hinter der allgemeinen Lebensplanung bzw. dem bestimmenden Einfluss anderer Personen zurückstand – er hat sie stets auf Kosten eigener Ambitionen in den Dienst der Familienplanung gestellt und würde dies auch weiterhin tun. Nur durch die Scheidung und das Fehlen einer neuen Partnerin ist ihm der Freiraum zur Verwirklichung eigener Berufswünsche gegeben.

<sup>75</sup> Middendorff (2008): 3

änderung zu vollziehen; noch in der Berufsfindung involviert zu sein, kann dann schon als (ärgerliches) Hindernis für die Familienplanung angesehen werden. Wie gesehen, hat sich Wibke intensiv Gedanken über die Vereinbarkeit von Studium und Mutterrolle gemacht; Linda hat für sich festgesetzt, eigentlich keine Kinder mehr zu bekommen, wenn sie älter als dreißig ist, wobei sie offen gelassen hat, neben dem Studium eine Familie zu gründen, da dies aktuell für sie überhaupt nicht relevant ist.

In der Unklarheit über die Familienplanung bei der Mehrzahl der Befragten ist wiederum eine Einschränkung normativer Leitvorstellungen bezüglich der allgemeinen Lebensplanung zu erkennen. Eheschließung und Familiengründung gehören eben nicht mehr wie selbstverständlich zum Leben dazu; sie werden ganz bewusst als Option wahrgenommen. Allerdings kann sich ein Stück Selbstverständlichkeit darin verbergen, dass vor allem die Jüngeren nicht mehr als eine vage Vorstellung ihrer Familienplanung entwickelt haben, in denen Kinder eine Rolle spielen (allein Clara hat sich tendenziell gegen eigene Kinder ausgesprochen, aber auch das unter Vorbehalt).

Abschließend zeigt sich bei diesen Orientierungs- und Entscheidungsstilen, wie sie dazu dienen, die Komplexität von Berufswahlentscheidungen zu reduzieren, in dem nicht neigungs- oder berufsbezogene Präferenzen erheblicher Einfluss eingeräumt wird. Am deutlichsten wird dies an den Grundsatzentscheidungen für oder gegen ein Hochschulstudium, da hiermit Ausbildungswege komplett ausgeblendet werden können. Bezogen auf die jeweiligen Entscheidungssituationen und den Grad der Persönlichkeitsentwicklung repräsentieren diese Überlegungen und Entscheidungen Grenzen der subjektiv möglichen Handlungskompetenz. Selbst wenn die Überlegungen bspw. von Susanna oder Dorothee aus distanzierter Perspektive naiv anmuten, muss ihnen diese mangelnde Reife als Ergebnis ihrer bisherigen Persönlichkeitsentwicklung wie als Ausdruck der bisher durch Schule, Elternhaus und Berufsberatung geleisteten Vorbereitung auf die Berufsfindung zugestanden werden.

## **Die Rolle der Schule**

Den Einfluss der Schule auf die Berufsfindung umfassend zu diskutieren, würde den Rahmen der Arbeit deutlich übersteigen. Die Schule ist die zentrale Institution zur Vorbereitung der Heranwachsenden auf die Leistungsgesellschaft sowie zu ihrer Kanalisierung in bestimmte Berufsfelder anhand der Selektionseffekte, die sich aus den unterschiedlichen Schulabschlüssen und innerhalb dieser aus den unterschiedlichen Notendurchschnitten ergeben. Davon abgeleitete verzögernde Wirkungen auf Berufsfindungsprozesse sind schon mehrfach zur Sprache gekommen.

Um den Einfluss der Schule systematisch zu erfassen, bedürfte es einer gesonderten, nicht retrospektiv angelegten Untersuchung. Hier wurde sich darauf beschränkt, die von den Befragten geäußerten Fakten aufzunehmen, im Wissen, dass Effekte schulischer Sozialisation (die über die Persönlichkeits- und Leistungsprofilentwicklung indirekt die Berufsfindung beeinflussen) eher latent ablaufen. Konkret auf die Berufsfindung bezogen ist das System der Leistungskurse, welches dem Schüler erstmals Wahl- und Spezialisierungsmöglichkeiten eröffnet sowie das Berufspraktikum, welches wohl in den meisten Bundesländern zwischen der 9. und der 11. Klasse angesiedelt ist. Es bietet die Möglichkeit, praktische Erfahrungen in einem Berufsfeld zu sammeln. Beiden Einrichtungen kann anhand der vorliegenden Daten kein systematischer Einfluss auf die Berufsfindung zugewiesen werden. Franziska ist der einzige Fall, in welchem das Berufspraktikum eine Berufsidee hervorbrachte, die dann auch realisiert wurde. In den anderen Fällen spielt es überhaupt keine Rolle, war es ohnehin eher obligatorisch und ohne intrinsische Motivation absolviert worden; bestenfalls zeigte sich dann, welcher Bereich für den eigenen Beruf gar nicht in Frage kam.

Bei den Leistungskursen lässt sich schon aufgrund der Differenz von Schulfächern und universitären Studiengängen nur begrenzt ein direkter Zusammenhang herstellen. Für Alexandra spielte perspektivisch die Berufswahl für die Wahl der Leistungskurse eine Rolle.<sup>76</sup> Sprachen waren ihr sehr wichtig, und ihre Berufswünsche (Kommunikationswissenschaften, Werbung, Tourismuswirtschaft) weisen der (Fremd-)Sprachfähigkeit und Formulierungsfähigkeit eine hohe Bedeutung zu. Daher wählte sie Englisch und Deutsch. Aber auch sie bildet hier, zusammen mit Wibke, eine Ausnahme. Alle anderen wählten ihre Leistungskurse optimierend nach ihrem Leistungsniveau, unabhängig davon, ob es sich um ein wirkliches Lieblingsfach handelt; manchmal auch nur, um andere Fächer zu vermeiden. Vielfach drückten sich in der Leistungskurswahl schon persönliche Interessen aus (wie bei Clara, die Kunst belegte und sich auch während der Schulzeit selbst facettenreich künstlerisch ausprobierte), allerdings fehlte meist die Bezugnahme auf die Berufswahl. Und so zeigt sich sowohl bei dem Berufspraktikum wie bei den Leistungskursen, dass es sich hier um Angebote handelt, welche zur Evaluierung von Fähigkeiten und Interessen für die Berufsfindung genutzt werden können, wenn die subjektive Bereitschaft dafür vorhanden ist. Das heißt, für wen Berufsfindung mit 15 oder 16 eine primär Rat- und Hilflosigkeit erzeugende Thematik ist, wer keinen Handlungsdruck verspürt oder aufgezwungen bekommt, an dem gehen diese ersten Orientierungsmöglichkeiten notwendigerweise vorbei. Unter Umständen wirken sich die Erfahrungen während der Schulzeit später aus, und sei es nur, indem Optionen generell ausgeschlossen werden können. Die Effekte auf die Berufsfindung sind daher begrenzt, weil diese Angebote gerade jene Unwissenheit und fehlende Entscheidungskompetenz in Sachen Berufsfindung, wie sie seitens der professionellen Berufsberater für eine Vielzahl an Schulabsolventen als charakteristisch beschrieben wird, eben nicht systematisch, sondern bestenfalls im Einzelfall beseitigen helfen. Gerade weil es sich um Wahlmöglichkeiten handelt, die wiederum auf individuelle Initiative und subjektives Interessenprofil verweisen, sind sie für den hier untersuchten Typus 1 verlängerter Berufsfindungsverläufe nicht wirklich dienlich, sondern stellen eher eine Vorverlagerung der ohnehin nicht adäquat zu bewältigenden Entscheidungszumutung in Sachen Berufswahl dar.

## **Der Einfluss von Familien und Freunden**

Ähnlich wie für die Schule gilt auch hier, dass der anzunehmende Einfluss von Eltern und Freunden oftmals indirekt wirkt und in einer retrospektiven Befragung schwer zu erheben ist. Spätestens während den letzten beiden Schuljahren, so muss angenommen werden, wird das Thema Berufsfindung Gegenstand zahlreicher Gespräche im Familien- und Freundeskreis gewesen sein, wo Überlegungen präsentiert, Vor- und Nachteile abgewogen, Einstellungen und Erwartungen vor allem der Eltern wahrgenommen werden – was alles wiederum in den weiteren Eruierungsprozess eingespeist wird und die endgültige Entscheidung wesentlich mit beeinflusst. Der individuellen Erinnerung sind solche Gespräche oft nicht zugänglich. Die Ergebnisse zu diesem durchaus wichtigen Punkt sind daher inhaltlich nicht sehr aussagekräftig, sind auch zu uneinheitlich, als dass sie mehr als Hinweise auf kausale Beziehungen zwischen Elterneinfluss und verlängertem Berufsfindungsprozess geben könnten.

Der Einfluss der Eltern lässt sich recht leicht typologisch erfassen: 1) beratende oder begleitende Hilfeleistung ohne direkte Einflussnahme; dem Jugendlichen werden große Freiräume und Selbstverantwortlichkeit zugestanden. 2) Eltern äußern eigene Vorstellungen über den Ausbildungsweg und können diese zunächst durchsetzen, 3) Eltern können eigene Vorstellungen nicht durchsetzen, Jugendliche behaupten Entscheidungsautonomie. Die Verteilung der Einzelfälle auf die drei Kategorien ist nicht

---

<sup>76</sup> Vgl. Alexandra S. 3

ganz ausgewogen; fast die Hälfte der Fälle (8 von 18) fällt unter die erste Kategorie; in die anderen beiden jeweils fünf.

1. Weniger wohlwollend formuliert, kann dieses Begleiten der Heranwachsenden in ihrer Berufsfindung auch als ‚laufen lassen‘ bezeichnet werden. Die Eltern nehmen sich hier in der Beeinflussung der Berufsfindung der Kinder stark zurück. In den Interviews wird von niemandem der Eindruck erweckt, dass den Eltern die Berufswahl völlig gleichgültig gewesen sei, dennoch zeigen sich deutliche Unterschiede darin, wie diese Hintergrundrolle der Eltern zum Tragen kommt.

Franziska wie Dorothee, Peter und Linda übernehmen selbst die Verantwortung für ihre Berufsfindung, berichten aber von der wohlwollenden Unterstützung der Eltern auch nach Fehlern in der Ausbildungsentscheidung.<sup>77</sup> Dem stehen beispielsweise Clara, Gabi und Alexandra gegenüber, die einfach keine näheren Informationen zum Einfluss der Eltern machen können; sie betonen vordergründig die eigene Verantwortung für die getroffenen Entscheidungen.

Die tatsächliche Beziehungsqualität und Art der Beeinflussung und Unterstützung können nicht wirklich beurteilt werden. Dennoch ist festzustellen, dass, durchaus auf eigenes Bestreben hin, die Interviewten in ihrer Berufsfindung hier insofern auf sich allein gestellt gewesen sind, als sie keine direkten Präferenzen seitens der Eltern zur Orientierung hatten.

Hierin zeigt sich m. E. tatsächlich weniger Desinteresse seitens der Eltern als vielmehr bewusste Zurückhaltung aus dem Wissen heraus, für die Berufsfindung ihrer Kinder selbst nicht hinreichend kompetent zu sein. Ihre eigene Biografie wie ihre eigenen Lebenserfahrungen werden als nicht aussagekräftig für die zukünftige Entwicklung angesehen, so dass von einer direkten Beeinflussung abgesehen wird.

2. Im zweiten Fall verfügten die Eltern(-teile) über konkrete Präferenzen – ausschließlich zu einer Berufsausbildung – welche letztlich auch realisiert wurde. Die Art der Beeinflussung lässt sich daraus aber nicht direkt ablesen, da die Frage der Entscheidungshoheit nicht geklärt ist. Nur bei Hannes zeigt sich eindeutig, dass die Eltern seine Berufswahl nach dem Realschulabschluss determiniert haben. Die Mutter als städtische Angestellte hat für ihn sowohl die Bewerbung verfasst, als auch das Vorstellungsgespräch vermittelt.<sup>78</sup> Bei Gabor wird hingegen deutlich, dass er die Hilfe seiner Eltern aus Gründen fehlender eigener Handlungsfähigkeit gebraucht hat.<sup>79</sup> Für ihn bestand das Risiko, dass Abitur nicht zu bestehen (erzeugt durch Schwierigkeiten in Mathematik schon während der 9. und 10. Klasse), so dass er auch nicht das Gymnasium besuchte, sondern eine Berufsausbildung begonnen hat. Dieser Entscheidungsprozess ist intensiv von seinen Eltern begleitet und unterstützt worden. Auch Rosalie, Juliane und Wibke berichten von der Präferenz ihrer Eltern für eine Berufsausbildung statt Studium – und haben

---

<sup>77</sup> „Das war also so ein Riesenmoment auch für mich, zu wissen, okay meine Eltern stehen dahinter, auch, wenn ich das jetzt... auch, wenn das eigentlich total bekloppt ist irgendwie, so was anzufangen und dann abzubrechen“ (Dorothee S. 1).

„Und meine Mutter hat gemeint: »Ja, mach das, was dir gefällt.« Hat sie immer zu uns gesagt, dass wir unseren Weg selbst gehen sollen. Sie unterstützt uns finanziell, so gut, wie sie es kann. [...] Also sie war jetzt froh, dass ich mit Kartografie was gefunden habe, was mir Spaß macht. Das ist ja ohne Frage. Und jetzt ist sie eigentlich auch ganz froh.“ (Peter, S. 3f.)

<sup>78</sup> „Und meine Familie, also meine Mutter (lacht) und meine Oma, haben entschieden damals: »Der kann doch irgendwas lernen. Und da, wo die Oma gearbeitet hat, ist eine tolle sichere Arbeitsstelle, so vom Verdienst.«“ (Hannes S. 2)

<sup>79</sup> Gabor spricht von „einem bisschen Druck“ und „haben mich größtenteils laufen lassen“ (Gabor S. 7). Angesichts der großen Entscheidungsschwierigkeiten, die Gabor während seines gesamten Ausbildungsverlaufs aufweist, erscheint die Vermutung berechtigt, recht stark von den (gut gemeinten) Rat- und Vorschlägen der Eltern beeinflusst worden zu sein.

zum Teil, wie bei Juliane, diese auch vermittelt – allerdings kann hier nicht von einer Fremdbestimmung wie bei Hannes gesprochen werden. Vielmehr haben sie sich die Einschätzung ihrer Eltern zu eigen gemacht, wobei im Nachhinein nicht mehr zu rekonstruieren ist, wie sehr dies ihren eigenen Präferenzen entsprochen hatte. Interessanterweise steht bei dieser Kategorie nur die Form der Ausbildung und nicht die Berufsrichtung selbst im Zentrum.

Da Rosalie durchgängig eine hohe Sicherheitsorientierung aufwies, ist hier eine hohe Interessenkongruenz zwischen ihr und ihrer Familie wahrscheinlich. Nach dem FÖJ hatte sie keinen spezifischen Studienfachwunsch, hatte sich auch nicht für ein Verwaltungsstudium an einer (nicht im Heimatort befindlichen) Hochschule, sondern ‚nur‘ für die Berufsausbildung in der Stadtverwaltung beworben. Wibke stellt hierfür das Gegenteil dar; recht schnell hat sie das abgebrochene Abitur bereut und einen, zunächst auch noch unspezifischen, Studienwunsch verspürt, vor dessen Realisierung aber hohe Hürden standen. Im Gespräch betont sie auch mehrfach, dass ihre Eltern eine Berufsausbildung dem Studium auf jeden Fall vorgezogen haben. Sie selbst sieht dies aber längst als großen Fehler und Fehleinschätzung an und wünscht sich im Nachhinein, ihre Eltern hätten ihr mehr Entscheidungsautonomie zugestanden.

3. In den Fällen von Martina, Susanna, Florian, Elisa und Oskar ergibt sich die Gemeinsamkeit aus dem Widerstand, den sie gegen mehr oder minder vehement vorgetragene Erwartungen, festen Einstellungen und Beurteilungen ihrer Eltern vorgetragen haben.

Diese Opposition richtet sich dabei weniger gegen die Ausbildungsform als vielmehr gegen die einzuschlagende Richtung. Martinas Mutter ist als Steuerberaterin tätig und hätte ihre Tochter gern eine kaufmännische Lehre absolvieren sehen (mit der Option, später in die Branche einzusteigen). Oskar und Elisa berichten vom Unverständnis ihrer familiären Umgebung gegenüber ihrer Berufswahl, welches als Ablehnung interpretiert werden kann. Das Argument von Elisas Eltern waren schlechte Verdienstmöglichkeiten für Sozialpädagogen, wie eine generelle Distanz zu Berufen im sozialen Bereich oder im Gesundheitswesen. Oskar kämpfte während seiner gesamten Studienzzeit mit der Schwierigkeit, Studien- und Berufsinhalt des Soziologen, sowie dessen gesellschaftliche Relevanz gegenüber Familienmitgliedern offensiv und positiv vertreten zu können. Auch er betont, dass vor allem seine Eltern fachspezifischen Fragestellungen und Denkweisen sehr fern stehen.<sup>80</sup> Auf Dauer problematisch wurde für Oskar jedoch die empfundene Ablehnung im weiteren Familienkreis, die er, zusammen mit einer der Gesamtgesellschaft zugeschriebenen Geringschätzung der Soziologie, internalisierte und ihn in tiefe Sinn- und Motivationskrisen stürzte.

In den genannten Fällen führt der eingeschlagene Weg letztlich zum erfolgreichen Abschluss der Berufsausbildung, wenn auch mit zum Teil deutlichen zeitlichen Verzögerungen. Bei Susanna ist dies noch völlig offen. Gegen den Rat ihrer Eltern hat sie sich für ein Studium und gegen die Berufsausbildung entschieden. Sie meint, ihre Eltern hätten eine Fehleinschätzung von ihren Interessen und Fähigkeiten und hat sich daher für den eigenen Weg entschieden. Das verweist auf die oben schon beschriebene konflikthafte Absetzung von den Eltern, den unbedingten Willen zur Eigenständigkeit und Eigenwilligkeit, vielleicht jedoch über ein angemessenes Maß hinaus und damit gegen wohlmeinende Ratschläge immunisiert. Denn ob Susanna derart auf sich allein gestellt ihre Berufsfindung erfolgreich und zufriedenstellend abschließt, muss gegenwärtig noch als völlig offen angesehen werden.

Generell beschränkt sich der Einfluss der Eltern auf die erste Berufswahlentscheidung – unabhängig davon, ob diese zu einem Berufsabschluss führte oder nicht. Die Korrektur des eingeschlagenen We-

---

<sup>80</sup> Oskar S. 2

ges, bzw. der Versuch, höhere berufliche Ziele im selben Bereich zu erreichen geht zum größten Teil auf Initiative der Berufssuchenden zurück und wird von den Eltern dann nicht weiter behindert. Das erreichte Lebensalter der Interviewten wird hierfür eine nicht unerhebliche Rolle gespielt haben, da nach der ersten Ausbildungsperiode die Volljährigkeit erreicht ist sowie weitere Lebenserfahrung gesammelt wurde, die zur vollständigen Unabhängigkeit von den Eltern befähigt.

Hinter direktem Einfluss der Eltern steht im Sample primär ein Sicherheitsdenken, d. h. die Absicht, das eigene Kind mit einer Berufsausbildung relativ schnell fit für den Arbeitsmarkt zu machen; eben einen langen Suchprozess, Studienabbrüche und Arbeitslosigkeitserfahrungen zu vermeiden. Trotz eines letztlich längeren Bildungsverlaufes, sind diese Strategien nicht gescheitert. Entweder resultierte daraus eine Festlegung auf ein Berufsfeld (Rosalie) bzw. zumindest für einige Jahre der Berufseinstieg (Wibke und Hannes) oder es wurde Raum für weitere Entwicklungsprozesse geschaffen (Juliane).

Es ist generell nicht angemessen, verlängerte Berufsfindungsverläufe unter der Maßgabe zu betrachten, dass sie bei reiflicher Überlegung seitens der Betroffenen hätten verhindert werden können. So sind Entscheidungen als funktional und sinnvoll anzusehen, auch wenn sie im Endeffekt scheinbar nicht in den Ausbildungsverlauf hineinpassen. Ob Eltern in den hier untersuchten Fällen richtig oder falsch gehandelt haben, braucht daher gar nicht thematisiert zu werden. Schon allein, dass die Mehrheit der Fälle im Sample einen verlängerten Ausbildungsverlauf auch ohne nennenswerten Einfluss der Eltern aufweist, relativiert deren Bedeutung für die Genese dieser Biografieerläufe. Elterlicher Einfluss auf die Berufsfindung ihrer Kinder wirkt unter zwei Gesichtspunkten verzögernd auf diesen Prozess: 1. wenn die Direktive der Eltern zu wenig Rücksicht auf die Interessen und Absichten der Jugendlichen nehmen, so dass abzusehen wäre, dass sie sich nicht nachhaltig diesem Eingriff in ihre Lebensplanung fügen werden; und 2. wenn im umgekehrten Fall mögliche Hilfe seitens der Eltern angesichts erheblicher Schwierigkeiten in der Formulierung von Neigungen oder Berufszielen ihrer Kinder ausbleibt, diese in diesem Sinne zu sehr sich selbst überlassen werden.

Kurz soll nun auf die Auswirkung der Milieuzugehörigkeit auf verlängerte Berufsfindungsprozesse eingegangen werden. Im Interview wurden sowohl die Berufe der Eltern als auch ihre Erwerbsbiografien seit der Wende erhoben. Vielfach zeigen sich typische DDR-Berufe und Berufsbiografien – insgesamt jedoch das weite Spektrum von Arbeiter- und Angestelltenberufen bis hin zu den DDR-Akademikern im technischen Bereich. Dorothee bildet hier wohl die einzige Ausnahme, Mutter wie ein Bruder sind Theologen, der Vater ist Naturwissenschaftler und ihr ist die Herkunft aus einer durch und durch akademischen Familie anzumerken, wie an der ausschließlichen Orientierung auf das Studium nach dem Abitur abzulesen ist. Eine Berufsausbildung kam für Dorothee nie wirklich in Betracht, entsprechende Vorstellungen wurden nie entwickelt. Auch die Sicherheitsstrategie wird ausschließlich von nicht-akademischen Elternhäusern präferiert; generell zeigt sich aber keine dominante milieukonforme Berufswahl. Zwar zeigen soziologische Untersuchungen, dass Bildungsaufsteiger in ihrer milieuinadäquaten Berufswahl größere Schwierigkeiten sowie ein größeres Abbruchrisiko haben,<sup>81</sup> allerdings lassen sich die hier dargelegten Befunde nicht umstandslos darin einordnen. Denn den Interviewten geht es in der Berufsfindung in letzter Konsequenz immer um die Frage der subjektiven Eignung, der optimierenden Verbindung von eigenem Interesse und Ausbildungsmöglichkeit. Milieuspezifische Tätigkeitsprofile spielen dabei gerade keine Rolle, wie der Trend zu späten Studienaufnahmen nach einer Berufsausbildung zeigt. Hier wird ganz bewusst versucht, über den Berufsstatus der Eltern hinaus zu

---

<sup>81</sup> Siehe oben die Fußnote zu Fachkulturen und Hochschulsozialisation



gelangen; allerdings unter dem Aspekt, die eigenen Fähigkeiten zu entwickeln und Interessen zu verwirklichen.

Ein deutlicher Milieueffekt scheint sich dort abzuzeichnen, wo bereits mit abgebrochenem Abitur oder schlechtem Notendurchschnitt die Berufsfindung mit einer Hypothek belastet wird. Motivations- und Leistungsprobleme, bzw. die Überlegung das Abitur abzubrechen, zeigen sich nicht bei den Befragten, deren Eltern beide ebenfalls studiert haben; im Gegenteil, sowohl Dorothee, als auch Peter und Linda (deren Mütter jeweils Lehrerinnen sind) weisen eine stringente Schulbiografie mit hinreichender Lernmotivation auf.

Auf das Wohlbefinden an der Universität, die Fähigkeit mit dortigen Strukturen und Interaktionsgewohnheiten erfolgreich umgehen zu können, zeigt sich hingegen kein deutlicher Einfluss. Susanna ist die Einzige, die hiervon nennenswert betroffen ist, bei Gabor und Dorothee beruhte dies wohl eher auf der spezifischen Fachkultur und den Inhalten des Studiums.

Um den Milieueinfluss besser einschätzen zu können, hätte es einer anders angelegten Untersuchung mit einer Operationalisierung milieuspezifischer Sozialisierungseffekte und deren Auswirkung auf die Berufsfindung bedurft. Hier wurde der Milieuhintergrund lediglich als Kontrollmöglichkeit für den Fall erfasst, dass sich starke Zusammenhänge gezeigt hätten. Dem ist nicht so und so ordnen sich die Untersuchungsergebnisse in die allgemeine Kenntnislage in der Fachliteratur ein.

Enge persönliche Freunde, bzw. die Peer-group im weiteren Sinne stellen für viele Jugendliche die wichtigsten sozialen Beziehungen dar. Es ist davon auszugehen, dass auch hier Berufsfindung in Gesprächen vielfach thematisiert wird, ohne dass ein direkter Einfluss des Freundeskreises mittels retrospektiver Befragung im Abstand mehrerer Jahre noch greifbar wäre. Martina berichtet davon, dass der Anstoß für ihr Interesse an Logopädie aus ihrem persönlichen Umfeld in der Schulzeit gekommen sei, konnte dies allerdings nicht näher spezifizieren. Ausgenommen sind die wenigen Fälle, wo enge Freundschaften in Entscheidungssituationen insofern den Ausschlag geben, als die individuelle Entscheidung an die Wahl des Freundes/der Freundin angeglichen wird. Allerdings geschieht dies nur dann, wenn keine triftigeren Kriterien zur Verfügung stehen, bzw. die Entscheidungssituation diese Art der Entlastung vom Entscheidungsdruck zulässt. Dabei handelt es sich um Situationen, in denen die Betroffenen selbst nicht in der Lage sind, eigene Berufsvorstellungen umzusetzen.

Im Fall von Peter geschieht dies aufgrund des Verpassens der Bewerbungsfrist für die Ausbildung zum Fotografen. Er verfügte über keinen Alternativplan und musste ein Jahr bis zum möglichen Ausbildungsbeginn überbrücken. Da er nicht allein in der Kleinstadt in brandenburgischer Provinz zurückbleiben wollte, nachdem alle seine Freunde diese für ihre Ausbildung verlassen hatten, folgte er einem Freund nach Sachsen und in das Studium der Medieninformatik. Selbst hatte er sich keine Alternative überlegt und das Studienfach schien ihm hinreichend nah an seinem Interesse für Grafiken und grafisches Design, so dass es subjektiv als legitimer Ersatz (und eben nicht nur reine Überbrückung) erschien. „Und dann [*überlegt*] habe ich mir gedacht, bevor ich rumgammle, nehme ich mir erst mal ein Studienfach, was mich interessiert und was ich dann womöglich auch weitermachen könnte. Das war dann halt die Medieninformatik.“<sup>82</sup> In Martinas Fall verhält es sich ganz ähnlich; verpasste Bewerbungsfristen führten auch hier dazu, dass sie mit Freundinnen das Magisterstudium aufnahm, für welches sie sich dann aber als ungeeignet erfuhr.

---

<sup>82</sup> Peter S. 1

Anders liegen die Verhältnisse bei Dorothee. Bereits vor dem Abitur stand für sie fest, zusammen mit einer Freundin die mecklenburgische Heimatstadt in Richtung bekannter Universitätsstädte zu verlassen. Der Wunsch, trotz Heimatverbundenheit, einmal von dort „raus zu kommen“, überdeckte die Suche nach einem geeigneten Studienfach, welches sie sich dann ja mit wenig Erfolg aus dem Angebotskatalog der Universität aussuchte. Das Motiv die Heimat zu verlassen war hier zwar dominant, entscheidend ist jedoch, dass Dorothee von der Freundin begleitet wurde und zur Auswahl nur die Städte standen, in denen ihre Brüder studierten. Damit wird deutlich, wie wichtig ihr die soziale Eingebundenheit in ein vertrautes Beziehungsnetzwerk war. Insgesamt resultierte diese Entscheidungsfindung aus der völligen Ratlosigkeit bezüglich der Berufsfindung; nach eigenem Bekunden verfügte Dorothee über keine formulierbaren Neigungen und Interessen, so dass sie die Auswahl an Möglichkeiten durch die Beschränkung auf eine Universität durch dieses gemeinsame Projekt mit ihrer Freundin reduzieren konnte.

In beiden Fällen wird deutlich, dass der Einfluss von Freunden am ehesten bei Startschwierigkeiten in die Ausbildungslaufbahn manifest werden kann. Verzögernd wirkt er, da er letztlich nur durch individuellen Verzicht auf autonome Entscheidungsfindung zum Tragen kommen kann und dann wirklich nur rein zufällig den Betroffenen in eine für ihn günstige Richtung weist. Insofern handelt es sich hierbei, wie bei der Übernahme des elterlichen Ratschlages um Unsicherheitsbewältigungsstrategien, die zumindest in den Einzelfällen jeweils verzögernde Wirkung hatten.

## **Berufsberatung**

Es erscheint naheliegend, bei Berufsfindungsschwierigkeiten die Angebote der Berufsberatung zu nutzen, weshalb deren Einfluss auf verlängerte Berufsfindungsprozesse hier näher beleuchtet werden soll. Zunächst ist festzuhalten, dass die Befragten, wenn überhaupt, dann Erfahrungen mit der Berufsberatung der Agentur für Arbeit und des Berufsinformationszentrums gemacht haben. Universitäre Angebote wie die „Schnuppertage“ werden zweimal erwähnt, Beratungsangebote seitens der Zentralen Studienberatung oder des Studentenwerks wurden von niemandem genutzt. Insgesamt ist die Bilanz vor allem der Berufsberatung am Arbeitsamt ernüchternd, selbst bei differenzierter Betrachtung. Die online erreichbaren Informationen und Tests wurden von den meisten Befragten durchaus mit Gewinn genutzt; auch an die obligatorischen Besuche im Berufsinformationszentrum während der Schulzeit konnten sich die meisten erinnern. Darüber hinaus nutzten mit zehn Befragten aber mehr als die Hälfte der Einzelfälle keine weiteren Angebote der Berufsberatungen (völlig unabhängig von ihrer Bedürftigkeit an Ratschlägen, Reflexion und Austausch). Weitere fünf Befragte berichteten von eindeutig negativen Erlebnissen und nur bei drei Interviewpartnern kann ein positiver Effekt verzeichnet werden, der sich aber nicht aus persönlichen Beratungsgesprächen sondern dem allgemeinen Informationsangebot zu Berufen, Tests und in einem Fall auf die „Schnuppertage“ an der Universität ergeben.

Mittlerweile ist das Internet wohl die hauptsächliche Informationsquelle für die individuelle Berufsorientierung, die Angebote der Arbeitsagentur werden dementsprechend umfangreich genutzt. Diese Informationen können, bei subjektiver Entscheidungsfähigkeit, für die Entscheidungsfindung sehr hilfreich sein. Peter beschreibt, wie er von den im Berufsinformationszentrum verfügbaren Informationen vom Architekturstudium abgehalten wurde.

„Und als ich Architekt werden wollte, sind wir da zur Berufsberatung, und da habe ich mir das Video angeguckt, und da hieß es aber - ja - Studiengang also total überlaufen. Und auch ein sehr träger Beruf. Also man sieht, es ist nicht, dass man den ganzen Tag Häuser plant, sondern auch eine ganze Zeit Berechnungen

macht. Und dann dachte ich mir auch, gut muss jetzt nicht unbedingt sein, dass ich mich in diese lange Schlange einreihe. Und wenn man jetzt hier an der Uni entlangkuckt, die ganzen Architekten, die man so kennt, wenn man Erfolg haben will, muss man sich echt totackern. Die sind ja dann am Ende des Semesters, die letzten zwei Monate, da schlafen die ja kaum noch.“<sup>83</sup>

Im Fall von Dorothee erbrachte ein standardisierter Eignungstest durchaus zutreffende Ergebnisse, in dem sowohl ihr Interesse an Design wie an Sprachen und Kommunikation erkannt wurden – auch wenn ihr dies zunächst bei der Berufsfindung nicht direkt weiterhalf. Rosalie (wie einige andere auch) hingegen berichtet diesbezüglich von konträren Erfahrungen „Die haben mir überhaupt nicht weitergeholfen. Da durfte ich solche Bögen ausfüllen und da kamen dann so lustige Sachen raus, wo ich dachte: äähm, nee!“<sup>84</sup> Der Erfolg dieser Selbstevaluation hängt jedoch in starkem Maße vom Nutzer ab, so dass die unterschiedlichen Ergebnisse nicht verwundern und hier auch nicht stärker ins Gewicht fallen sollen.

Warum so viele Befragte kein persönliches Beratungsgespräch gesucht haben, ist kaum aufzuklären. In den meisten Fällen, die überhaupt keine weitere Berührungen mit Berufsberatung hatten, scheint dies aus einer generellen Distanz zu institutionellen Beratungsangeboten zu resultieren. Den Befragten schien die Idee, sich dort Hilfe und Rat zu suchen, bereits fremd zu sein. Möglicherweise handelt es sich um vergleichbare psychische Dispositionen oder Hemmschwellen, die auch die Bereitschaft für die Aufnahme einer Psychotherapie bzw. überhaupt der Anerkennung eigener psychischer Probleme regulieren; für manche kommt die Annahme professioneller Hilfe einfach nicht in Betracht. Inwieweit über Freunde und Bekannte vermittelte Erfahrungen mit Beratungsinstitutionen in der Einstellung zu diesen eine Rolle spielten, ist retrospektiv ebenfalls nicht so leicht zu erheben. Zumindest wurden bei dieser Mehrheit der Befragten keine entsprechenden Assoziationen angeregt.

Die negative Einschätzung der Performanz der Berufsberatung am Arbeitsamt ergibt sich aus der Erfahrung, dass dort nicht wirklich weitergeholfen werden konnte. Gerade jene, die mit ihrer eigenen Unsicherheit und Unklarheit über mögliche Berufswege um Entscheidungshilfen, Tipps und Informationen in einem persönlichen Beratungsgespräch nachsuchen, sind davon nachhaltig und gründlich enttäuscht worden. So Claras sehr drastische Einschätzung: „Ich war da mal gewesen und war schockiert, wie wenig die mir eigentlich helfen konnten.“<sup>85</sup> Es zeigt sich, dass die Berufsberater die an sie herangetragenen Erwartungen nicht erfüllen konnten. Statt aus dem Dilemma der Entscheidungsunsicherheit oder Unwissenheit über mögliche Wege herauszuhelfen, wird die Verantwortlichkeit des Ratsuchenden für die Entwicklung von Berufswünschen betont, eventuell weitere sachliche Informationen gegeben, ohne dass dies wirklich weiterhelfen würde.

„Ich habe gedacht, dass sie mir wirklich Tipps geben kann, was man jetzt so machen könnte. Und wollte einfach irgendwie so im Gespräch erfahren, was es für Möglichkeiten gibt, was es jetzt auch so in diese pädagogische Richtung für Möglichkeiten gibt. Und sie saß irgendwie immer nur da und meinte so, ‚na ja ich muss selber entscheiden, was ich machen will. Ich muss es selber wissen.‘ Und, klar muss ich es selber wissen, aber ich bin davon ausgegangen, dass sie mir irgendwie so verschiedene Möglichkeiten zeigen kann, aber [*überlegt*] also irgendwie hat es mir halt gar nichts gebracht. Sie hat mir dann die Studienordnungen von irgendwelchen Studiengängen ausgedruckt und die Stundenpläne.“<sup>86</sup>

---

<sup>83</sup> Peter S. 4

<sup>84</sup> Rosalie S. 5f.

<sup>85</sup> Clara S. 11

<sup>86</sup> Martina S. 4

Auch bei Gabor zeigt sich dies bei der Frage nach seinen Erfahrungen mit Berufsberatung sehr eindrücklich:

„Dort ist ja wirklich bloß..., also dort habe ich gemerkt, dass die nicht auf den Menschen eingehen. Die fragen: ‚Was sind ihre Fähigkeiten?‘ oder versuchen das herauszufinden, sondern ‚Sie müssen jetzt mal langsam!‘ also dass da jetzt schon Druck dahinter ist. Sie sagen: ‚Sie sind nicht mehr jung! Sie müssen jetzt endlich mal! Kneifen Sie die Arschbacken zusammen!‘ auf gut Deutsch gesagt. Da ist wieder dieses Wort ‚müssen‘, da ist wieder dieser Druck von außen: ‚Sie müssen jetzt mal endlich!‘ Und das weiß ich selber, dass ich muss. Aber wie finde ich zu dem Weg, dann mal wirklich etwas zu beginnen?“<sup>87</sup>

Offensichtlich besteht die Beratungskompetenz in den Arbeitsämtern hauptsächlich – und nicht geringschätzend gemeint – darin, sachliche Informationen über Ausbildungsmodalitäten, darauf bezogene allgemeine Erfahrungen sowie der Verwertungschancen der Abschlüsse auf dem Arbeitsmarkt zu vermitteln. Dies ist dann hilfreich, wenn seitens der Ratsuchenden hauptsächlich Informationsmangel die Berufswahlentscheidung behindert. Liegen die Hemmnisse dafür aber eher in psychologischen Faktoren begründet und mangelt es an der Fähigkeit, Interessen und Berufsziele formulieren zu können oder generell an der Entscheidungsfähigkeit, stößt das Beratungskonzept der Berufsberater in den Arbeitsämtern an seine Grenzen und provoziert verstörende Erfahrungen.<sup>88</sup>

Insgesamt verweisen diese Ergebnisse auf eine eingeschränkte Problemlösungskompetenz seitens der Berufsberater der Arbeitsagentur. Dabei spielen persönliche Faktoren wie subjektiven Erwartungen der Ratsuchenden eine erhebliche Rolle, die hinsichtlich der möglichen Beratungsleistung in der Arbeitsagentur auch als zu hoch angesetzt zu beurteilen sind.

Bedeutsamer ist, dass die Mehrheit der Interviewten nach dem Schulabschluss überhaupt keinen nennenswerten Kontakt mehr mit den Institutionen der Berufsberatung hatte (auch nicht in Krisensituationen), und dass die Anlaufstellen an Universität und Studentenwerk wenig genutzt werden. An der Erreichbarkeit professioneller Berater kann dies kaum liegen, entsprechende Informationen sind zumindest online leicht verfügbar. Warum der Berufsberatung bei verlängerten Berufsfindungsverläufen keine positivere Rolle beschieden ist, bedarf daher weiterer Forschung.

## Institutionelle und strukturelle Faktoren

Dass dem Bildungssystem als Strukturgebilde von Bildungsmöglichkeiten zentraler Einfluss auf die Berufsfindung zugewiesen wird, liegt nahe. Im Bildungssystem wird festgelegt, welche formalen Ausbildungsabschlüsse in Deutschland erworben werden können; und Arbeitgeber orientieren sich nach wie vor sehr an Bildungszertifikaten. Die Möglichkeit des Quereinstiegs ist sicherlich in vielen Bereichen grundsätzlich gegeben, allerdings gelingt dieser meist nicht ohne Berufsausbildung, sondern wird als

---

<sup>87</sup> Gabor S. 5

<sup>88</sup> Clara hat diesbezüglich eine eindeutige Vermutung: „Weil das interessiert die nicht wirklich was Du machst. Hauptsache du machst irgendwas und hängst denen nicht auf der Tasche.“ (Clara S. 11) In dieser drastischen Form soll dies als ihre private Meinung so stehen bleiben. Sie problematisiert jedoch die Grundorientierung der Berufsberatung in der ARGE, unterstellt mangelndes Interesse an der Individualität des Einzelfalls und einer fallspezifischen Lösungsorientierung. Ohne verallgemeinern zu wollen, ist dem durch persönliche Erfahrungen aus dem Expertengespräch in der ARGE durchaus zuzustimmen. Priorität in der Berufsberatung genießt die Vermittlung des Ratsuchenden in irgendeine Form von (sozialversicherungspflichtiger) Beschäftigung, Ausbildung oder eine andere Form von Ausbildung oder Maßnahme; Präferenzen der Ratsuchenden stecken dafür den Rahmen ab. Inwiefern auf persönliche Probleme, psychologische Hemmnisse etc. eingegangen wird, obliegt dann wahrscheinlich den Fähigkeiten und dem Ermessen des einzelnen Berufsberaters, scheint zumindest nicht Bestandteil der Beratungsrichtlinie im Arbeitsamt zu sein.

eigentlich fachfremder Berufseinstieg realisiert. Gänzlich ohne formalen Berufsabschluss bleiben sicherlich die wenigsten. Insofern steckt das Bildungssystem den Rahmen an zertifizierten Ausbildungen ab und erscheint damit primär als breiter Möglichkeitsraum, da je nach Voraussetzungen verschiedene Wege offen stehen und auch bisher Versäumtes nachgeholt oder eine falsche Entscheidung korrigiert werden kann (zweiter Bildungsweg, Erleichterung des Hochschulzugangs). Tabelle 20 listet die relevanten institutionellen und strukturellen Faktoren, die bisher mehrfach schon zur Sprache kamen, zusammenfassend noch einmal auf. Keiner dieser Faktoren verhindert eine Ausbildung generell, zwingen die Berufssuchenden jedoch zu flexiblen Anpassungen ihrer Pläne.

**Tabelle 20: Institutionelle + strukturelle Faktoren**

- Numerus Clausus
- Studiengebühren
- Altersgrenzen für finanzielle Unterstützung (Stipendien u. a.)
- Arbeitsmarktsituation
- Verwertungschancen von Berufsabschlüssen
- Sozialprestige

Die Numerus-Clausus-Regelung ist dabei an erster Stelle zu nennen. Sie wirkt nicht nur durch den Fakt eines ablehnenden Bescheids sondern, wie Clara und Martina sehr deutlich zeigen, bereits selbstselektiv. Das heißt, aufgrund subjektiv perceptiver Chancenlosigkeit hinsichtlich der Studienzulassung, werden möglicher Berufswege bereits vorab aussortiert.

Die anderen Faktoren verwehren nicht direkt einen Ausbildungsweg, zwingen den Berufssuchenden

jedoch neue Entscheidungssituationen auf, in denen wiederum ‚falsche‘ Alternativen gewählt werden können. Hier zählt dann oft der Mut, zugemutete Hindernisse dennoch zu überwinden oder einer neigungsbezogenen Berufswahl treu zu bleiben, auch wenn sie bspw. unter dem Gesichtspunkt der Verwertungschancen des Abschlusses oder seines Sozialprestige als riskant einzustufen ist. Die Konjunktur von Berufen mit dem kaum kalkulierbaren Wechsel von Mangel und Überangebot bildet den Rahmen einer jeden Berufsfindung, und jeder einzelne muss für sich dazu Stellung nehmen und entscheiden, wie relevant dieser Faktor für die individuelle Berufswahl ist. Für die Rolle, welche das soziale Prestige eines Berufs spielt, gilt dies in gleichem Maße (wie schwerwiegend dies sein kann, war im Fall von Oskar deutlich zu sehen). Allerdings handelt es sich bei beiden Faktoren nicht um völlig unbeeinflussbare Prozesse, sondern zumindest teilweise um politisch-administrativ erzeugte strukturelle Benachteiligung bestimmter Berufsgruppen. Ohne die fiskalpolitischen Bedingungen hier ausbreiten zu können und über den ‚Wert‘ von Ausbildungen reflektieren zu wollen, zeigt sich in den stark unterschiedlichen Beschäftigungsaussichten zwischen den Fachbereichen eine branchenspezifische Benachteiligung im Arbeitsmarktzugang und macht deutlich, dass die Berufswahlfreiheit sich lediglich auf die Ausbildung beschränkt und nicht darauf, auch in diesem Beruf arbeiten zu können – zwei Aspekte, welche für Berufsfindungsprozesse aber unbedingt zusammen gehören. Berufseinstieg und Arbeitsmarktintegration sind marktförmig organisierte Prozesse; für den Übergang in betriebliche Ausbildung oder Hochschulstudium gilt dies nur sehr eingeschränkt, da einerseits die Begrenzung der Studienplätze keiner Arbeitsmarkt bezogenen Bedarfskalkulation zugrunde liegt; und gleichzeitig im dualen Berufsausbildungssystem mittels politisch-gewerkschaftlicher Initiativen (aber auch unabhängig davon) oftmals über Bedarf ausgebildet wird. Die Übergangsproblematik wird somit nur von der ersten auf die zweite Schwelle verschoben und gleichzeitig individualisiert (d. h. dem Einzelnen als zu leistende Aufgabe zugewiesen und mit entsprechender Verantwortungszuschreibung versehen). Ist das Bildungssystem insgesamt als ermöglichender, zahlreiche Entwicklungswege eröffnender struktureller Rahmen anzusehen, offenbart sich hier eine institutionalisierte Restriktion.

## 8. Konklusion und Ausblick

### 8.1 ‚Alles im Rahmen‘ - Verlängerte Berufsfindungsprozesse als vorstrukturierte Möglichkeit

Die Zentralität der Erwerbsarbeit für die individuelle Lebensplanung ist in dieser Untersuchung erneut deutlich geworden; eine Abschwächung der Erwerbsorientierung ist auf den ersten Blick nicht für die Genese verlängerter Bildungsprozesse verantwortlich zu machen.<sup>1</sup> Dahinter verbirgt sich aber die deutliche Tendenz, dass die jungen Erwachsenen selbst die Bedingungen bestimmen möchten, unter denen sie den Berufseinstieg vollziehen. Gleichzeitig erachten sie diese Entscheidung grundsätzlich als reversibel, wenn sich ihre Arbeitsbedingungen oder deren Entwicklungsperspektive verschlechtern. Aufgrund der Angebotsstruktur im Bildungssystem kann der Eintritt in die Vollerwerbstätigkeit biographisch nach hinten verlegt werden, bzw. ist die Rückkehr aus dem Erwerbsleben in Aus- und Weiterbildung möglich. Verlängerte Berufsfindungsprozesse sind daher strukturell angelegt, da in den Zugangsregelungen zu institutionalisierten Bildungsprozessen Anreizstrukturen wie Restriktionen existieren, die zu einem langen Verbleib im Bildungssystem, bzw. zu einer Rückkehr führen können. Zu den Restriktionen, welche Umwege oder alternative Ausbildungsbiografien erzeugen, ist oben schon vieles gesagt worden. Politisch erwünscht ist dagegen aktuell die Rückkehr aus dem Erwerbsleben an die Hochschulen, wie sich in der Ausweitung der Hochschulzugangsberechtigung über die Allgemeine Hochschulreife, Fachhochschulreife und die bestehenden Regelungen zur Aufnahme des Studiums ohne Studienberechtigung zeigt. Ziel ist die Höherqualifizierung der Arbeitnehmer, die Vorsorge angesichts des erwarteten Nachwuchsmangels in einigen Branchen und besonders bei Akademikern.<sup>2</sup> Daraus ergibt sich, dass Ausbildung immer mehr auch Bestandteil des Lebens jenseits der eigentlichen Jugend – als ursprünglich der Ausbildung vorbehaltenen Lebensphase – wird. An der Alterszusammensetzung der Studentenschaft in Deutschland ist dies abzulesen. 1994 waren 17% aller Studenten älter als 27, 1997 schon 21% und 2006 bereits 26%.<sup>3</sup> Ausbildungsphasen als Bildungsmoratorium fallen nicht mehr ausschließlich in die Adoleszenz und ihre Ausläufer (Post-Adoleszenz), sondern erstrecken sich biographisch weit darüber hinaus, entkoppeln sich tendenziell vom Adoleszenzalter und entdramatisieren damit die Gleichzeitigkeit typisch pubertärer Entwicklungsanforderungen (körperlich, psychosozial und schulisch/beruflich).

Institutionell begünstigt sind vor allem als Höherqualifizierung einzustufende Bildungsverläufe. Hier wurden Angebotsstrukturen geschaffen, die den Hochschulzugang erweitern. Politisch unerwünscht ist der lange Verbleib im Bildungssystem, v. a. an den Hochschulen, und mit der Umsetzung der Bologna-Reform wurden hierfür ebenfalls institutionelle Rahmenbedingungen geschaffen, welche den schnel-

---

<sup>1</sup> Einzuschränken ist diese Aussage insofern, als jene, die sich der Norm zur Erwerbsarbeit durch die Übernahme von Familienrollen entziehen, nicht im Sample der Befragten befanden. Somit sei nur darauf hingewiesen, wie oben auch schon kurz erwähnt, dass der Rückzug auf die Familie bzw. die Lebenspartnerschaft ein Weg ist, Ausbildungsabschluss und Berufseinstieg aufzuschieben. Bedingung ist dabei die finanzielle Absicherung durch den Partner. Mit dem Hausfrauenmodell steht dafür ein sozial legitimes Lebensmuster zur Verfügung – auch wenn es in weiten Teilen der Bundesrepublik wohl wenig soziale Anerkennung einbringen würde. Beobachtungen aus dem Alltagsleben zeigen jedoch, dass auch Männer zumindest temporär – und deutlich über die angestrebten Väter-Monate im Rahmen der Elternzeitregelung hinaus – dieses Rollenmodell für sich wählen. Die Frage der sozialen Anerkennung stellt sich hier in noch viel stärkerem Maße.

<sup>2</sup> Vgl. Biersack/Kettner et al. (2008)

<sup>3</sup> Siehe Schnitzer/Isserstedt et al. (1998): 40 und Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung (2006): 121

len Übertritt der Studienabsolventen in das Erwerbsleben befördern sollen (ebenso die Gebühreneinforderung für Langzeitstudenten und Zweitstudien). Das große Interesse an weiterführenden Masterstudienrichtungen<sup>4</sup> verweist jedoch auf den begrenzten politischen Einfluss auf Bildungsaspirationen und damit den Übergang von der Ausbildung ins Erwerbsleben. So zeigt sich auch im Sample der Trend zu Mehrfachausbildungen (v. a. als Kombination von Berufsausbildung und Studium). Die Akteure handeln dabei zwar mitunter gegen politische Intentionen, allerdings sind ihnen diese verlängerten Ausbildungswege strukturell vorgezeichnet. Den zahlreichen Inklusions- und Verbleibsmöglichkeiten im Bildungssystem korrespondieren Chancen, über staatliche Ausbildungsförderung, familiäre Unterstützung und geringfügiger Erwerbsarbeit bzw. Teilzeitarbeit den Lebensunterhalt zu sichern. Letzteres spielt dabei allerdings eine geringere Rolle, der Anteil des aus eigenem Verdienst generierten verfügbaren Einkommens der Studenten ist in den letzten zehn Jahren gesunken, die finanzielle Absicherung über Familie (meist Eltern) und BAföG ist hingegen gestiegen.<sup>5</sup>

Die Entscheidung im Bildungssystem zu bleiben oder zurückzukehren und damit verlängerte Ausbildungsprozesse zu generieren, ist daher prinzipiell in zahlreichen berufsbiografischen Situation möglich – es variieren lediglich die Bedingungen und Transaktionskosten einer solchen Entscheidung. Höherqualifizierungen sind dabei gegenwärtig Gegenstand sozialpolitischer Förderung; die Überdehnung von Regelstudienzeiten wird restriktiv begrenzt. Vor allem für die Suchenden sind familiäre Ressourcen zur emotionalen wie finanziellen Unterstützung notwendig, damit auch verlängerte Berufsfindungsprozesse letztlich erfolgreich abgeschlossen werden können.

Gabor ist jedoch auch ein Beispiel für das auf die Qualifizierung für den ersten Arbeitsmarkt ausgelegte Übergangssystem als Instrument der Arbeitspolitik. Individuelles Scheitern in der Berufsfindung, Berufsausbildung oder Berufseinstieg kann institutionell durch Überbrückungs-, Weiterbildungs- und Beratungsmaßnahmen aufgefangen werden. Das Ausbildungssystem hat damit eine interne Differenziertheit erreicht, die vielfältige Bildungswege ermöglicht, und damit zur weiteren De-Synchronisierung von Ausbildungswegen beiträgt, da individuell Wege gefunden werden, vorhandene Restriktionen vor allem in der materiellen Absicherung zu umgehen. So zeigt sich, dass die Altersnormen – als Effekt homologer Durchläufe der Einzelnen durch Bildungsinstitutionen – weiter an Signifikanz verlieren. Und das nicht nur bei den vom wirtschaftlichen Strukturwandel in ihrem Berufseinstieg ohnehin vor größeren Herausforderung stehenden Absolventen der Haupt- und Realschulen, sondern eben auch bei Abiturienten. Hier allerdings weniger aufgrund verschlossener Türen auf dem ersten Arbeitsmarkt, sondern als Reflex im begrenzten Rahmen die Bedingungen des Berufseinstiegs selbst bestimmen zu wollen (bspw. Verzicht auf Mobilität). Allerdings hat dies nur aufschiebende Wirkung; die Rückkehr ins Bildungssystem, die bspw. von Martina, Rosalie und Franziska gewählt wird, steht nicht unbeschränkt zur Verfügung. Nach Abschluss des ersten Studiums sind die Chancen für den Verbleib im Bildungssystem geringer (aufgrund des Wegfalls der meisten Förderungsmöglichkeiten bzw. des Hinzutretens neuer Kosten für weitere Bildungsgänge).

Diese Bedingungen variieren weniger nach dem Lebensalter, sondern sind vielmehr von der bisherigen Ausbildungsbiografie abhängig. Höherqualifizierung ist nach einem Direktstudium im Anschluss an die Schulausbildung weniger leicht realisierbar als im Anschluss an eine betriebliche Berufsausbildung oder

<sup>4</sup> Siehe „Keine Quote für Master“ von Faz.net 8.Juli 2009 URL:

<http://berufundchance.fazjob.net/s/Rub1A09F6EF89FE4FD19B3755342A3F509A/Doc~E908CEDFD2F2B4C3E9E3EAB66045A0BD0~ATpl~Ecommon~Scontent.html>, und: Schnittstelle: Bachelor-Master – Übergang oder Sackgasse URL: [http://www.academics.de/wissenschaft/schnittstelle\\_bachelor\\_master\\_sackgassestattuebergang\\_35716.html](http://www.academics.de/wissenschaft/schnittstelle_bachelor_master_sackgassestattuebergang_35716.html)

<sup>5</sup> Vgl. Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung (2006): 182f.

aus dem Erwerbsleben heraus. Somit bestätigt sich hier Karl Ulrich Mayers Insistieren auf die hohe Bedeutung institutioneller Regelungen für den Lebensverlauf. Sie determinieren zwar keine Entscheidungen, bestimmen jedoch in hohem Maße die Restriktionen und Kosten und üben darüber eine steuernde Wirkung aus. Verlängerte Berufsfindungsprozesse bei Abiturienten und Studenten haben daher keinen anomischen Charakter; die Betroffenen bilden keine neue Gruppe sozial Benachteiligter, denn keinen plagt konkret die Sorge um die eigene berufliche Entwicklung. Trotz erlebter Schwierigkeiten in der Berufsfindung herrscht bei (fast) allen der Optimismus, früher oder später den Berufseinstieg zufriedenstellend zu bewältigen. Es zeigen sich keinerlei Anzeichen manifester Aussichtslosigkeit oder sozialer Marginalisierung. Nur in Gabors Fall erwiesen sich alle bisherigen Ausbildungsversuche als Sackgasse, was jedoch nur begrenzt seiner sozialen Lagerung, als vielmehr seiner Persönlichkeitsstruktur sowie dem davon abgeleiteten Modus der Berufswahlentscheidung zuzuschreiben ist.

Der subjektive Optimismus kann als Folge der klaren institutionellen Regelungen des Bildungssystems angesehen werden. Für Abiturienten existieren zahlreiche mögliche und subjektiv Zufriedenheit stiftende Ausbildungswege, deren gesellschaftliche Akzeptanz und ökonomische Verwertbarkeit nicht in Frage gestellt wird. Mit ihnen wird die Hoffnung verbunden, trotz einiger Schwierigkeiten in der Berufsfindung auf lange Sicht sowohl die passende Ausbildung wie auch eine entsprechende Berufsposition zu finden. Die jungen Erwachsenen nutzen daher das Bildungsangebot ganz bewusst zur individuellen Entwicklung, sich bietende Chancen werden als solche wahrgenommen und erfolgsorientiert angegangen. Und dabei bewegen sie sich eben gerade nicht in einem von sozialer Kontrolle freigestellten Raum, sondern wie schon gesagt, in einem engmaschigen Rahmen von Studienordnungen, Förderungsmöglichkeiten und Zugangsberechtigungen bzw. -schränken sowie sozialstaatlicher Unterstützungsleistungen. Verlängerte Bildungsprozesse sind damit strukturell im deutschen Bildungssystem und Arbeitsmarkt als ein möglicher Pfad angelegt und tragen ihren Teil zur Umsetzung des Verfassungsgebots der Berufswahlfreiheit bei.

Hinsichtlich der Platzierung von Bildungsmaßnahmen im Lebenslauf und dessen Strukturierung durch die Kopplung von Ausbildung und Beschäftigung lassen sich zwei Bemerkungen anführen. Zum einen sind mit der Umstellung auf das Bachelor-Master-System und die Einführung von Gebühren für Langzeitstudenten und Zweitstudien Steuerungsversuche zur Verkürzung der Verweildauer im Bildungssystem erkennen.<sup>6</sup> Ob deutsche Hochschulabsolventen dadurch signifikant früher den Berufseinstieg vollziehen, muss noch offen bleiben. Werden die durchschnittliche Studiendauer in den jeweiligen Fächergruppen von Bachelor und Master addiert und mit den Durchschnittswerten der anderen Abschlussarten verglichen, zeigt sich kaum ein positiver Effekt: die Gesamtstudiendauer ist gleich lang oder sogar länger.<sup>7</sup> Auch das Durchschnittsalter der Masterabsolventen bewegt sich im Rahmen jener der anderen Prüfungsarten bzw. der früheren Durchschnittsalter beim Absolvieren der Diplomprüfung.<sup>8</sup> Aufgrund der kleinen Kohorte sind diese Zahlen noch mit Vorsicht zu interpretieren. Dennoch zeigt sich,

---

<sup>6</sup> So reduzierten sich die Langzeitstudenten (ab 15. Semester) in den Bundesländer mit entsprechenden Gebühren zum Wintersemester 2004/05 um 28%; die Zahl der Zweitstudien ebenfalls um ein Drittel, wenn dafür Gebühren erhoben werden (vgl. Studiengebühren schrecken Bummelstudenten ab: [http://www.rp-online.de/beruf/bildung/Studiengebuehren-schrecken-Bummelstudenten-ab\\_aid\\_118957.html](http://www.rp-online.de/beruf/bildung/Studiengebuehren-schrecken-Bummelstudenten-ab_aid_118957.html), letzter Zugriff am 26.01.2010). Die Einführung der Bachelor-Studiengänge reduzierte die durchschnittliche Studiendauer. Sie liegt einer Statistik der Hochschulrektorenkonferenz im Jahr 2006 bei 6,9 Semestern (gegenüber 10,4 bei den übrigen Abschlussarten) (Hochschulrektorenkonferenz 2008: 30).

<sup>7</sup> Hochschulrektorenkonferenz (2008): 30

Bei den fächerübergreifenden Durchschnittswerten zeigt sich eine Studiendauer bei Bachelor + Master von 11,7 Semestern gegenüber 10,4 bei anderen Abschlussarten.

<sup>8</sup> Vgl. Hochschulrektorenkonferenz (2008): 29



dass sich die beabsichtigte politische Wirkung hin auf eine Verkürzung der Ausbildungszeiten nur bei deutlichen Zulassungsbeschränkungen zu den Masterstudiengängen realisieren lassen wird. Über die Eigenwilligkeit sozialer Praxis und der Komplexität der Lebensverläufe kann tendenziell sogar der gegenteilige Effekt eintreten. Indem zwischen Bachelorabschluss und Masterstudiengang eine neue Übergangsstufe eingezogen wurde (die auch durch die Begrenzung der Studienförderung auf das Bachelorstudium akzentuiert wird), sind längere Übergangsphasen zwischen Bachelor und Master und damit eine Verlängerung des gesamten Ausbildungsprozesses möglich. Generell zeigt sich aber die beabsichtigte Tendenz, die Aufenthaltsdauer im Hochschulsystem ohne Studienabschluss zu verkürzen, wie auch in den restriktiven Regelungen der Studienförderung gemäß BAföG hinsichtlich des Fächerwechsels deutlich wird. Grundsätzlich ist die Offenheit des Bildungswesens aber nicht einzuschränken, da bei ausreichender Ressourcenausstattung auch mehrfacher Fach- und Studiengangwechsel (wie im Fall von Susanna) möglich bleibt.

Zum anderen werden mit der Ausweitung des Hochschulzugangs für qualifizierte Beschäftigte und entsprechender finanzieller Förderung wie der generellen Präferenzierung von Höherqualifizierung und beruflicher Weiterbildung neue Bildungsphasen im Lebenslauf geschaffen.<sup>9</sup> Ist Ausbildung im Anschluss an die Schule „normaler“ Bestandteil der Lebensverläufe und erzeugt damit eine gewisse Homogenität zwischen den Lebensverläufen einer Kohorte (auch wenn sich die Länge der Ausbildung stark unterscheidet), gibt es für diese Art der beruflichen Weiterqualifizierung keinerlei lebenszeitlichen Rahmen.<sup>10</sup> Inwiefern diese angestrebte Ausweitung der Bildungsbeteiligung über das 30. Lebensjahr hinaus (etwa 40% der Teilnehmer dieser Förderungsmaßnahme sind älter als 30 Jahre) wie ganz allgemein das vielfach beschworene ‚lebenslange Lernen‘ Strukturveränderungen im Lebenslaufregime erzeugt und die klassische Dreiteilung von Ausbildung – Erwerbsarbeit – Ruhestand aufbricht, muss der weiteren Entwicklung anheim gestellt werden. Ein entsprechender Trend lässt sich über die letzten Jahren sowohl anhand empirischer Daten (steigende Studienbeteiligung jenseits des 27. Lebensjahres) wie auch des breiten wissenschaftlichen Diskurses um das ‚lebenslange Lernen‘ beobachten. Festhalten lässt sich daher, dass Ausbildung – politisch wie ökonomisch gewollt – nicht mehr auf eine, sich an den Schulabschluss anschließende und durchaus lang gestreckte Lebensphase beschränkt bleibt, sondern (siehe die Ausführungen zu den Mehrfachausbildungen) als Weiterbildung bzw. Neuorientierung wiederholt im Lebensverlauf auftaucht.

Auf der anderen Seite wird die Jugend mit der fortschreitenden Höherqualifizierung der Bevölkerung und damit zunehmender Bildungsbeteiligungsraten in Gymnasial- und Hochschulausbildung immer ausschließlicher zu einer von Bildungsprozessen bestimmten Lebensphase.<sup>11</sup> Was vielfach als ‚Entgrenzung‘ bezeichnet wird, erscheint in dieser Perspektive einerseits als Konzentration von Bildungsbeteiligung in der Jugendphase aufgrund des ungebremsten Zustroms auf die Gymnasien (Generalisierung ehemals bürgerlicher Jugendverläufe) und gleichzeitig als Ausweitung der Bildungsbeteiligung jenseits der eigentlichen Jugendphase, was wiederum als Anzeichen für eine sinkende Nachhal-

---

<sup>9</sup> Vgl. die Pressemitteilung des Bundesministerium für Bildung und Forschung vom 4.12.2009 zu Aufstiegsförderung unter [http://www.bmbf.de/media/press/pm\\_20091204-287.pdf](http://www.bmbf.de/media/press/pm_20091204-287.pdf) (letzter Zugriff 26.01.2010) und das als „Meister-Bafög“ bekannte Aufstiegsförderungsgesetz (siehe <http://www.bmbf.de/pub/afbg.pdf>, letzter Zugriff 26.01.2010).

<sup>10</sup> Das Aufstiegsförderungsgesetz sieht keine Regelungen für im Sinne von unteren oder oberen Altersgrenzen vor.

<sup>11</sup> Damit wird der, einer „Wissensgesellschaft“ zugeschriebenen hohe Bedeutung von Bildung, Kompetenzerwerb, Qualifizierung Rechnung getragen und kann als sich selbst verstärkende Dynamik, einerseits zur Intensivierung von Bildungsbemühungen andererseits als Exklusionsphänomen, betrachtet werden, wo jene zumindest vom Ausschluss aus zentralen gesellschaftlichen Anerkennungsverhältnissen und Leistungs- und Versorgungsbezügen bedroht sind, die im Bildungswettbewerb nicht mithalten können (vgl. Bittlingmayer 2005).

tigkeit von biografischen Entscheidungen angesehen werden muss. Im theoretischen Teil wurden die objektiv-strukturellen wie subjektiv-individuellen Ursachen hierfür besprochen und aufgezeigt, dass sich in diesem Zusammenspiel ein Möglichkeitsrahmen für individuelle Entscheidungen hinsichtlich der eigenen Biografie öffnet, dessen Weite stark mit dem zertifizierten schulischen Leistungsniveau korreliert. Was objektiv als Entstrukturierung oder Diskontinuität erscheinen mag, offenbart in subjektiver Perspektive doch vielfach eine gewisse Kohärenz. So zeigen sich auch in den hier untersuchten Berufsfindungsprozessen deutliche Entwicklungspfade; primär problematisch war für die meisten die Initiierung dieser Entwicklung. Wie gesehen, nimmt dies inzwischen mehr Lebenszeit in Anspruch als noch vor zwanzig Jahren, von Entstrukturierung zu sprechen, berührt aber nur die Oberfläche des Phänomens. Vielmehr zeigt sich in den Berufsfindungsprozessen ein nicht immer freiwilliges intensives Ausnutzen institutionell angelegter Verweil- und Kombinationsmöglichkeiten zur bestmöglichen Realisierung biografischer Ziele bzw. zur Vermeidung von Nachteilen. In den Interviews wird mehrfach deutlich, wie relativ leicht erreichbare Verweilmöglichkeiten im Bildungssystem zur Vermeidung des Berufseinstiegs, bzw. zum Rückzug aus der Erwerbsarbeit genutzt werden – nicht primär aus Ablehnung der Arbeit an sich, sondern zur Verfolgung von Bildungszielen, die entweder schon am Beginn des Berufsfindungsprozess vorhanden und nur nicht umgesetzt wurden oder sich während des bisherigen Ausbildungsverlaufs herauskristallisierten. Die scheinbare Entstrukturierung von Ausbildungsverläufen muss daher als Ausdruck der differenzierten Struktur des deutschen Bildungssystems und entsprechender lebensweltlich bedingter wie politisch erwünschter Anreizstrukturen angesehen werden.

Rechtliche Maßnahmen zur Steuerung von Bildungsverläufen wurden diskutiert und auch sie führen nicht zu einem ‚Verbot‘ von einem Zweitstudium oder von Weiterbildungen und beruflicher Umorientierung, sondern erhöhen nur die individuellen Kosten für diesen biografischen Weg. Auch das weist auf Möglichkeiten, Handlungsspielräume zu erweitern und gesellschaftlichen Steuerungseinflüssen zu entgehen. Und im umgekehrten Fall, wenn sich Handlungsalternativen in einer spezifischen biografischen Konstellation verschließen, wie dies Susanna und Gabor erlebt haben, wird der Lebenslauf in noch viel stärkerem Maße institutionell geleitet, indem Regelungen der Sozialgesetzgebung, der Arbeitsmarktpolitik (durch die Arbeitsagentur finanzierte Umschulungen, Weiterbildungen) den Rahmen möglicher Auswege aus der misslichen Lage weisen. Je stärker die individuelle Existenzsicherung über öffentliche Transferleistungen erfolgt, umso stärker ist der Einfluss institutioneller Regelungen auf den Lebensverlauf. Denn zumindest für die hier Befragten gilt, dass in der Herkunftsfamilie keine ausreichenden Ressourcen vorhanden sind, um ‚Durststrecken‘ im Bildungsweg der jungen Erwachsenen finanziell dauerhaft zu überbrücken; ebenso wenig existieren partnerschaftliche Beziehungen, die dies übernehmen könnten.<sup>12</sup>

Solche ‚Durststrecken‘ oder Überbrückungszeiten treten daher, wenn überhaupt, hauptsächlich am Anfang des Berufsfindungsprozesses auf: wenn Bewerbungsfristen verpasst wurden und daher ein Semester oder gar ein ganzes Jahr ungenutzt verstreicht, oder wenn ein Studium sehr schnell wieder abgebrochen wird. Hier befinden sich die Jugendlichen meist noch im elterlichen Haushalt, so dass die Problematik der Eigenfinanzierung nicht so dringlich ist. Wurde die Trennung von der Herkunftsfamilie einmal vollzogen, besteht durchaus das Bestreben, nicht mehr in die Abhängigkeit von den Eltern zurückzufallen.

---

<sup>12</sup> Ausgenommen ist hier der Fall der Suspendierung der Berufsfindung durch Rückzug auf Versorgungsrollen in der eigenen Familie und der Partner für das Familieneinkommen überwiegend zuständig ist.

## 8.2 Normative Subjektivität – Die Interaktion von Berufsfindung und Persönlichkeitsentwicklung

Damit ist zur Thematisierung der Handlungsorientierung und Entscheidungslogik in Berufsfindungsprozessen übergeleitet. Oben wurde diese nach Reinders in der Matrix zwischen moratoriums- und transitionsorientiertem Ausbildungsverlauf verortet. Entgegen der These von der Auflösung des Bildungsmoratoriums stellte die Annahme von stärkerer Moratoriumsorientierung in verlängerten Berufsfindungsprozessen eine zentrale Fragestellung dar. Die empirische Untersuchung legt eine differenzierte Sichtweise nahe, die eine simple Etikettierung dieser Verläufe nicht erlaubt; selbst innerhalb der von in der Auswertung unterschiedenen Typen zeigen sich komplexe und ambivalente Verschränkungen zwischen Moratoriums- und Transitionsorientierung. Von Elisa und Gabor ausgenommen,<sup>13</sup> erleben alle Befragten ihre Studienzeit als Moratorium unabhängig von einer vorher absolvierten Berufsausbildung oder einer parallelen Erwerbstätigkeit. Die Suspendierung der Erwerbsgesellschaft im Hochschulstudium ist, trotz dessen Ausrichtung auf Erwerbsfähigkeit und Qualifizierung, allgegenwärtig und wird hoch geschätzt (auch von Alfons nach langen Jahren der Berufstätigkeit). Doch tritt diese Moratoriumsorientierung außer bei Clara, Oskar (und bei Susanna implizit) nie so rein zu Tage, sondern ist stets von einer mehr oder weniger offensichtlichen und explizit vorgebrachten Transitionsorientierung begleitet. Das heißt, dass auch bei den Suchenden, bei jenen, die sich über ihren näheren Berufsweg noch nicht abschließend im Klaren sind, die Zielmotivierung das Begonnene auch erfolgreich abzuschließen, deutlich hervortritt. Außer bei Linda und Oskar herrscht die Norm einer möglichst zügig zu absolvierenden Berufsausbildung vor. Selbst Clara und Susanna, die offenkundig große Schwierigkeiten in der individuellen Verortung in der Vielfalt der Ausbildungsmöglichkeiten hatten, beziehen sich ständig auf den ‚Normalverlauf‘ bzw. auf das Ziel des Ausbildungsabschlusses.<sup>14</sup> ‚Bummelzeiten‘ sind ganz offensichtlich kaum legitim; wo sie auftreten werden sie im Interview entweder um Entschuldigung und Verständnis suchend dargestellt bzw. tritt subjektiv empfundene damit verbundene Peinlichkeit oder Verärgerung deutlich zutage.<sup>15</sup> In anderen Fällen, wie hauptsächlich bei

---

<sup>13</sup> Wie bei keinem anderen der Befragten war Elisa vom Schulabschluss an auf Geldverdienen ausgerichtet und gestaltete entsprechend ihren Ausbildungsverlauf. Das Intermezzo an der Universität erlebte sie eher verstörend denn als Auszeit und auch darüber hinaus zeigt sie kein Interesse an einem Moratorium im Sinne einer Freistellung von der Erwerbsarbeit. Dabei ist dies gerade bei ihr nicht Ausdruck einer primär materialistisch oder statusorientierten Persönlichkeit sondern Bestandteil eines „normalen Lebens“. Für eigene Kinder den Erwerbsstatus auch für eine Jahre zu verlassen, ist dabei gerade nicht ausgeschlossen sondern inkludiert. Mit der Elternzeit besteht zwar auch ein institutionalisierter Raum für ein Moratorium, allerdings spielt dieser, auf die Entfaltung der Subjektivität gerichtete Auszeitgedanke, auch hier für Elisa keine Rolle. Gabor befindet sich, trotz seiner beiden Berufsausbildungen und dem nachgeholt Abitur nach wie vor in einem Status außerhalb der Erwerbsgesellschaft, ohne das dies als Moratorium bezeichnet werden kann. Einerseits ist sein Bildungsverlauf alles andere als selbst gewählt; der Berufseinstieg scheiterte bisher mehrfach an den Grenzen seiner Leistungsfähigkeit und andererseits wird auch das gegenwärtig absolvierte Studium nicht als Moratorium, sondern eher als Belastung erlebt, angesichts der Gewissheit, darin wieder nicht ‚das Richtige‘ gefunden zu haben. Insgesamt befindet Gabor sich, ähnlich wie Susanna, objektiv betrachtet sehr wohl noch in einer Auszeit, in gesellschaftlich geschützten, von der Arbeitswelt ausgegliederten Räumen, weil sie die persönliche Eignung dafür noch nicht erworben haben.

<sup>14</sup> Hierbei kann es sich aber sehr wohl um einen Interviewereffekt halten. Gerade bei Susanna wird in weiten Teilen des Interviews deutlich, wie sehr sie die Situation des Studiums zur Entfaltung von Persönlichkeitsfacetten schätzt – so sehr, dass ihre Studienleistungen massiv darunter leiden und sie letztlich zur Exmatrikulation gezwungen ist. Sie hat für sich zumindest implizit erkannt, dass sie noch Zeit zur Reifung und Entwicklung benötigt – und dafür auch den passenden institutionellen Rahmen gefunden (neuer, aber verwandter Studiengang an anderer Universität).

<sup>15</sup> Ersteres bei Dorothee, ihr ist ihre Naivität und mangelnde Auseinandersetzung mit der Aufgabe der Berufswahl sehr unangenehm; Wibke ist das Beispiel für eine tiefe Reue gegenüber frühen, falschen Entscheidungen und Sehnsucht nach einem ‚normalen‘, stringenten und kurzem Ausbildungsverlauf.

Oskar, wird deutlich, dass längere, eindeutige Phasen des Moratoriums auf eine Distanz zur gegenwärtigen Ausbildung und damit auch auf persönliche Krisensituationen verweisen können.

In das von Heinz Reinders entworfene Schema einer zweidimensionalen Matrix mit entsprechend vier idealtypischen Jugendverläufen lassen sich die verlängerten Berufsprozesse dennoch nicht einordnen. Denn Reinders übersieht, dass die subjektive Handlungsorientierung den tatsächlichen Übergangsverlauf nicht determiniert, bzw. dass dieser nicht nur von den Intentionen der Jugendlichen abhängt, sondern mindestens ebenso stark von den Rahmenbedingungen, in welchen Berufsfindungsprozesse umgesetzt werden sollen. So können sie sowohl Folge einer stringenten Zielorientierung sein, wie bei Wibke, deren eigenes Streben von Beginn an eher auf ein Hochschulstudium zielte, die Entscheidung für Abiturabbruch und Berufsausbildung aus heutiger Sicht als Fehler und Umweg beurteilt werden muss. Und sie können Ergebnis dominanter Moratoriumsorientierung bzw. Angewiesenheit auf weitere, geschützte Entfaltungsräume für die Persönlichkeitsentwicklung sein, wie bei Susanna, Oskar und Clara. Auch weil Traditions- und Moratoriumsorientierung innerhalb eines Ausbildungsverlaufs abwechselnd die jeweilige Lebenslage bestimmen können, gelingt eine Einordnung der Gesamtverläufe in das angesprochene Schema nicht. Mag der typologische und deskriptive Ertrag gering sein, so bewährt sich diese schematische Erfassung meines Erachtens in einer kausalen Interpretation. In Berufsfindungsprozessen ist der direkte Übergang von der Schule in die erste Station der Berufsausbildung oder des Studiums ein neuralgischer Punkt. Je intensiver diese erste Entscheidung vorbereitet ist, umso weniger wahrscheinlich ist ein diskontinuierlicher Ausbildungsverlauf. Das heißt, dass eine hohe Transitionsorientierung in der ‚heißen Phase‘ der Berufsfindung während der letzten Schuljahre bzw. kurz nach dem Schulabschluss begünstigend auf den Ausbildungsverlauf wirkt. Der Umkehrschluss ist nicht so zwingend. Mangelnde Ernsthaftigkeit in der Auseinandersetzung mit der Berufswahl, wie bei Dorothee und Martina, können als enge Verhaftung in eine moratoriumsorientierte Lebensführung interpretiert werden, so dass die eigentliche Berufsorientierung erst im Ausbildungsprozess selbst vor sich geht. Doch zeigt sich dieser Unernst nicht in allen Einzelfällen, die dem Typus ‚Suchende‘ zuzurechnen sind. Elemente einer „gegenwartsorientierten Entfaltung“<sup>16</sup> können nämlich andererseits auch als Ringen um Handlungsfähigkeit angesichts der Norm der Berufswahl interpretiert werden. Die Ernsthaftigkeit dieser Entwicklungsaufgabe tritt dabei vor allem als Niederschlag von Erfahrungen biografischen Scheiterns zutage (Clara, Gabor, Susanna). Den Betroffenen ist unbedingt die transitionsorientierte Gestaltung ihrer Berufsfindung zuzugestehen und sie offenbaren umso deutlicher die Faktoren, die der Umsetzung dieser Transitionsorientierung hinderlich sind. Mit der Dominanz von nicht-berufswahlbezogenen Relevanzstrukturen (biografischen Zielen, Bindungen), restriktiver Arbeitsmarktlage und dem Verweis auf die psychologische Dimension (Berufswahlreife) seien diese Faktoren hier noch einmal genannt; erstere sind oben bereits ausführlich diskutiert, letzteres wird unten noch einmal aufgegriffen.

Die hier gewählte Bewältigungsperspektive sprengt sowohl den typologischen wie heuristischen Rahmen von Reinders' Konzeption. Wie Jugendliche mit den gegenwärtigen Dimensionen biografischer Unsicherheit zurecht kommen, kann damit kaum aufgezeigt werden. Hinsichtlich der Erfassung entsprechender Bewältigungsmodi sind in der Literatur Typologien zu finden,<sup>17</sup> die als Heuristik zur Sys-

---

<sup>16</sup> Reinders (2003): 61

<sup>17</sup> Zinn u. a. haben drei Bewältigungsstile anhand qualitativem Interviewmaterial identifizieren können. In Typ 1 herrscht die Orientierung an unhinterfragt geltenden Normensystemen vor. Sie bilden die Basis für individuelle Lebensplanung und Lebensführung – Unsicherheit hinsichtlich der Realisierungswahrscheinlichkeit biografischer Ziele erzeugt Bedrohungsgefühle. Individuelle Handlungsautonomie steht im Zentrum des zweiten Typs. Biografische Ziele sind hier sehr stark subjektiv geprägt unter flexibler Orientierung an gesellschaftlichen Werten und Bezugsgrup-

tematisierung der empirischen Fälle dienlich wären – jedoch nur eine punktuelle Einordnung der Einzelbiografien erlauben. Charakteristisch an verlängerten Berufsfindungsprozessen ist dagegen der Wandel der Bewältigungsstile im Prozessverlauf selbst. Orientierungslosigkeit und Hilflosigkeit in der Bewältigung der Entwicklungsaufgabe Berufsfindung zeigt sich bei den meisten Befragten vor allem und sehr manifest zu Beginn der Berufsfindung. Nirgends ist die Unsicherheit größer als nach dem Schulabschluss und der Anforderung binnen Monaten sich für den weiteren Ausbildungsweg zu entscheiden. Angesprochen sei damit nicht nur das typische „Keine-Ahnung-Haben“ sondern auch die vielfältigen Zweifel, inwiefern insgeheim gehegte Berufswünsche oder Berufsideen realisierbar sind. Es zeigt sich sehr deutlich, wie bei den Befragten Berufsideen auf ihre Realisierbarkeit abgeklöpft werden, wobei sowohl persönlichkeitsbezogene (Eignung, Durchhaltevermögen, Erfolgserwartung) wie externe Faktoren (Umstände der Ausbildung, familiäre Widerstände) Berücksichtigung finden. Entscheidungen können letztlich immer getroffen werden – auch jene, die tatsächlich überhaupt keine praktische Vorstellung von ihrem Ausbildungsbeginn haben, finden letztlich zu einer Entscheidung. Biografische Unsicherheit führt bei keinem Fall zu einer Art Paralyse, zu völliger Handlungsunfähigkeit. Der Entscheidungserwartung durch das soziale Umfeld ausgesetzt, werden verfügbare Kriterien zur Entscheidungsfindung herangezogen. Das können enge Freunde sein (wie bei Dorothee und Martina), Sicherheitsabwägungen (wie bei Rosalie und Franziska) oder die Delegation der tatsächlichen Entscheidung an die Eltern (wie bei Juliane und zum Teil auch bei Hannes). Normative Erwartungen erweisen sich als wesentlich dominanter, Unsicherheitsgefühle und Zweifel hinsichtlich der eingeschlagenen Richtung zeigen sich immer innerhalb institutionalisierter Ausbildungsarrangements bzw. begleiten diese. Im Bildungssystem und im Lebenslaufcurriculum sind, von den Freiwilligendiensten und Auslandsaufenthalten (Au pair) abgesehen, keine weiteren Spielräume eingebaut, die explizit der Evaluation von Berufswünschen oder der Auszeit vom Berufsfindungsprozess vorbehalten sind. Lediglich die Studienordnungen boten früher – aufgrund des Verzichts auf engmaschige Kontrolle des Studienverlaufs und über die Urlaubssemesterregelung – hierfür einen legitimen Rahmen. Jenseits dessen regiert heute (wie im neuen Bachelor/Master-System ganz augenscheinlich) die Normativität kurzer, schnell absolvierter Ausbildungsgänge. Beratungsangebote und die Praxis der Klientenbetreuung seitens der Arbeitsagenturen zielen ebenfalls darauf, den Betroffenen wieder auf das Gleis der Berufsausbildung und Erwerbsfähigkeit zu setzen – wie bei Gabor sehr eindringlich zu sehen war. Und Gabor ist auch das Beispiel für eine Form legitimen Ausstiegs: die amtliche (!) Einstufung als in irgendeiner Form vorübergehend nicht ausbildungs- und erwerbsfähig eröffnet Schonräume und entlastet von Entscheidungszumutungen, sind aber dezidiert nur Aufschiebungen, die zusätzlich Lebenszeit kosten und mit anderen negativen Konsequenzen verbunden sind (geringes Einkommen, Verschlechterung der Zugangschancen auf dem Ausbildungs- und Arbeitsmarkt). Berufswahlentscheidungen werden demnach trotz manifester Unsicherheit, Unwissenheit und Zweifel bezüglich Sinn und Zweck der angestrebten Unternehmung aufgrund der Verhaltenserwartung institutioneller Akteure wie des sozialen Umfelds getroffen. Verlängerte Berufsfindungsprozesse sind demnach in doppelter Hinsicht ein Effekt des Bildungssystems. Wie hier beschrieben führt die Handlungslogik in der Berufswahlphase dazu, dass lieber ‚falsche‘ oder unüberlegte, spontane, im weiteren Sinne nicht-zweckrationale Entscheidungen getroffen werden als zu gar keiner Entscheidung zu kommen – und gleichzeitig sind die Strukturen und Verknüpfungsmöglich-

---

pen. Es existiert eine starke Zielorientierung und Schwierigkeiten auf dem Weg der Zielverwirklichung werden als unliebsame Störung empfunden, die aber eher ohne tief greifende Krisenerfahrung bewältigt werden können. Typ 3 kann als Prototyp der Zweiten Moderne angesehen werden; biografische Unsicherheit im Sinne der tendenziellen Unkalkulierbarkeit von Zielrealisationen stellt eine normale biografische Erfahrung dar – mit den verschiedenen, kontingenten Lebensereignissen wird flexibel umgegangen. Es erfolgt eine beständige Anpassung von Plänen an gegebene Optionen und Restriktionen (vgl. Zinn/Eißer 2003, Zinn 2006).

keiten, wie oben beschrieben, vorhanden, um solche ‚falschen‘ Entscheidungen im weiteren Bildungsverlauf korrigieren zu können.

Biografischer Unsicherheit ist darüber hinaus ein weiterer Einfluss auf verlängerte Berufsfindungsprozesse zuzuschreiben. In mehreren Fällen wurde deutlich, wie die Antizipation von Arbeitsmarktrisiken in subjektive Zweifel hinsichtlich der Rentabilität bestimmter Ausbildungsinvestitionen mündet. Von der empirisch nicht verifizierbaren Annahme besserer Arbeitsmarktchancen für Absolventen einer dualen Berufsausbildung geleitet (meist über die Eltern vermittelt und verstärkt) werden Bildungsentscheidungen entgegen ursprünglich vorhandenen Plänen oder Wünschen getroffen – die sich dann im Bildungsverlauf dennoch durchsetzen und realisiert werden. Eine Interpretation als ‚falsche‘ Entscheidung oder Umweg drängt sich nicht auf, da im Zuge der beruflichen Sozialisation während der Berufsausbildung und im Berufsalltag (wenn vorhanden) die Berufswahlfähigkeit wächst, und gleichzeitig die individuelle Kalkulation von Nutzen und Kosten einer universitären Ausbildung anders ausfällt als vor Beginn der Berufsausbildung. Bei allen Fällen dieses Samples einer dem Studium vorgeschobenen Berufsausbildung zeigt sich spätestens im Berufsalltag, wie die Unzufriedenheit mit dem erreichten beruflichen und fachlichen Status höher als das Risiko und die Kosten eines Hochschulstudiums bewertet wird und entsprechend zur Entscheidung für das Studium führen. Sicherheitsstrategien zur Vermeidung biografischer Risiken, hier vor allem zur Absicherung des Berufseinstiegs, spielen nur für die Befragten mit einer dem Studium vorangestellten Berufsausbildung bzw. dem Verzicht auf das Abitur eine Rolle. Bei allen anderen fehlt eine derartige, auf das Gelingen des Berufseinstiegs zentrierte Arbeitsmarktorientierung in ihren Berufsplänen. Und das nicht nur in der Situation nach dem Schulabschluss, auch spätere Bildungsentscheidungen folgen sehr stark subjektiven, neigungsbezogenen Ausbildungsplänen, teilweise dezidiert ohne konkrete Pläne für den sich daran anschließenden Erwerbseintritt. Das bedeutet, dass Unsicherheit bzw. Ungewissheit über den Ertrag von Investitionen und Realisierung von Zielen durch Verzicht auf die Langfrist-Perspektive reguliert wird. Für die hier untersuchten Fälle stimmt es dabei eben genau nicht, dass aus Erwartungsunsicherheit auf die Maximierung des individuellen Nutzens (d. h. in dem Falle auf die Realisierung hochgesteckte Bildungsziele) zugunsten einer zufriedenstellenden („satisficing“) Variante verzichtet wird,<sup>18</sup> sondern verlängerte Berufsfindungsprozesse zeichnen sich explizit dadurch aus, dass Erwartungsunsicherheit temporalisierend bewältigt und dabei Berufswünsche oder Bildungsziele, zum Teil trotz Umwegen und Hindernissen, verfolgt werden. Zwar handelt es sich sehr wohl um eine „Politik der kleinen Schritte“<sup>19</sup>, in der für jede Etappe und jede Entscheidungssituation ein spezifischer Modus der Anpassung subjektiver Pläne und Wünsche an objektiv gegebene Möglichkeiten stattfindet. Allerdings offenbart nur die Prozessperspektive die (auch subjektiv nicht immer präsente) Nachhaltigkeit abgewählter Alternativen und damit im Zeitverlauf die Realisierung von höher gesteckten Ausbildungszielen – jedoch nicht unbedingt als Umsetzung eines intendierten Plans, sondern als kontingentes gleichwohl dennoch pfadabhängiges Ereignis.

Als weiterer Entlastungsmechanismus kann die konsequente Nachordnung von beruflichen wie privaten Statuspassagen angesehen werden. Zwar steigt die Zahl der Studierenden mit Kind zwischen 2003 und 2006 leicht an, beläuft sich für die sich im Erststudium befindenden jedoch auf marginale 5%.<sup>20</sup> Im Sample der Befragten zeigt sich dazu eine deutliche Zäsur. Der eher jüngere Teil hat bisher wenig an

---

<sup>18</sup> Im Rahmen der Rational-Choice-Theorie stellt „satisficing“ den Prototyp an Entscheidungsstil reduzierter Rationalität dar (vgl. Schimank 2005: 277).

<sup>19</sup> Ebd. S. 283

<sup>20</sup> Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung (2006): 124f.

Familienplanung gedacht; sie ist damit der Berufsfindung eindeutig nachrangig. Bei den älteren, dem 30. Lebensjahr sich annähernd oder dieses schon überschreitend, zeigt sich hingegen eine intensivere Auseinandersetzung mit der Problematik, Berufsfindung, Berufseinstieg und familiäre Lebenspläne in Übereinklang zu bringen. Alle haben sich dabei für die zeitliche Nachordnung beider Bereiche entscheiden, d. h. Familienplanung steht auch hier deutlich hinter der Verfolgung beruflicher Ziele zurück, vor allem die Geburt von Kindern wird bewusst auf den Zeitraum nach dem Studium verschoben. Entlastend wirkt dies insofern, als Ausbildung und Qualifizierung die volle individuelle Konzentration beanspruchen können. Ebenso gerät aber in den Blick, wie verlängerte Berufsfindungsprozesse mit privaten Lebenszielen in Konflikt geraten können, da der Verzicht auf die Realisierung des Kinderwunsches bzw. des Verfehlens einer etablierten (von Elisa auch als „langweilig“, „spießig“) bezeichneten Lebensführung subjektiv negativ erlebt wird. Schlussendlich kann hierin ein weiterer Effekt ungebrochener normativer Gültigkeit der Normalbiografie identifiziert werden, wonach Ausbildungsphasen und Familienphase voneinander separiert werden (wie im ursprünglich bürgerlichen Modell). Unter den gegenwärtigen Bedingungen der Berufswahl führt dies eben, wie oben gesehen, eher zur Hinausschiebung des Heirats- und Erstgeburtsalters als zur Verschränkung beider Lebensphasen.

In der Analyse verlängerter Berufsfindungsprozesse ist deutlich geworden, wie ihre Genese von der sich fortwährend ändernden Konstellation relevanter Einflussfaktoren abhängt: subjektive Ziele und Bewertung des Status quo, vorhandener Horizont an Alternativen, weitere Restriktionen materieller, motivationaler und normativer Art. Damit sei ein Modell entworfen, welches zur Beschreibung von gegenwärtigen Lebensverläufen und Lebensführungen auf der Gewinnerseite von Modernisierungsprozessen dienlich ist. Individuelle und überindividuelle Faktoren stellen die Bedingungsfaktoren dar, während die Volatilität des Akteurs, d. h. die Freiheit des Einzelnen in diesem Rahmen Nutzen und Kosten nach individuellen Maßstäben abzuwägen und entsprechende Entscheidungen zu treffen, an zentrale Stelle gerückt ist. Was die Einordnung in Entscheidungstypologien oder Bewältigungsstile erschwert, ist die sich lebenslagenspezifisch verändernde individuelle Relevanzstruktur und die bei den meisten Interviewten zu beobachtende, sich positiv entwickelnde Entscheidungsfähigkeit. Die erste Berufswahlsituation während oder nach dem Schulabschluss ist daher mit späteren Entscheidungssituationen prinzipiell nicht vergleichbar; individuelle Fortschritte in der Persönlichkeitsentwicklung wären eher Normalität und die Persistenz eines nicht zielführenden Entscheidungs- und Verhaltensmuster müsste als erklärungsbedürftig angesehen werden. In diesen Fällen spielt biografische Unsicherheit als Erwartungsunsicherheit bezüglich der Verwertbarkeit von Ausbildungsabschlüssen eine nachgeordnete Rolle, konzentriert sich vielmehr auf das subjektive Abschätzen, inwieweit Eignung und Fähigkeiten zum erfolgreichen Abschließen der begonnenen Ausbildung ausreichen – bzw. ob das aktuell verfolgte Bildungsziel und damit verbundene Berufsbilder (Berufswirklichkeiten) tatsächlich subjektiv erstrebenswert sind.

So wird deutlich, dass Berufsfindungsprozesse im Kern Entwicklungsprozesse sind. Unzureichend ausgebildete Berufswahlreife ist – trotz des nicht unerheblichen Anteils institutioneller Faktoren für den jeweiligen Verlauf – konstitutive Bedingung, suggeriert allerdings eine negative Bewertung, als wenn ein gradliniger Verlauf möglich gewesen wäre. Derartige Ex-post-Einschätzungen, wie die dahinter befindlichen normativen Erwartungen, sind zurückzuweisen. Berufsfindungsprozesse stehen im Kontext und in Abhängigkeit ontogenetischer Entwicklung, deren individuelles Tempo (Eigenzeit) zu berücksichtigen ist. Zwar soll nicht das Individuum in Hyperthropierung der Individualisierungsthese zum unumschränkten Herrn seiner Lebensführung gemacht werden, indem sich institutionelle Regelungen bestenfalls nach der Maßgabe subjektiver Entwicklungsschritte richten. Dennoch zeigt sich, und das ist

alles andere als neu, dass die subjektive Zufriedenheit und damit auch die Motivation Begonnenes zu beenden umso größer ist, je stärker die Identifikation mit dem aktuellen Ausbildungsarrangement ist. Der individuellen Entscheidungsautonomie und damit persönlichkeitsbezogenen Faktoren ist damit der größte Anteil an der Ausbildung von verlängerten Bildungsverläufen zuzuschreiben. Institutionelle Regelungen schließen zwar bestimmte Optionen aus, kanalisieren damit Berufswahlentscheidungen – allerdings kann nicht angenommen und auch nicht überprüft werden, ob der Bildungsverlauf kürzer gewesen wäre, wenn ursprüngliche Präferenzen bspw. nicht an Numerus-Clausus-Regeln gescheitert wären.<sup>21</sup> Die grundlegende Kontingenz von Biografien ist nicht vermeidbar, was nicht heißt, dass konkrete Entscheidungen nicht hätten besser vorbereitet oder getroffen werden können. Aber gerade weil sich die Entscheidungsfindung in den meisten Fällen an subjektiven Zuständen, Befindlichkeiten und Selbstkonzepten orientiert, ist sie von deren Variabilität abhängig. Die normative Rahmung von Berufsfindungsprozessen ist zu unkonkret, um verlängerte Bildungsprozesse zu verhindern; individuelle Entscheidungsautonomie ist explizit darin eingebaut. Im Gegenteil, Normen und Bewertungen wie die Wertschätzung der dualen Berufsausbildung oder der stets gut gemeinte Ratschlag, Begonnenes doch zu Ende zu führen – damit man „etwas in der Tasche hat“ – wirken zusätzlich verzögernd, wenn seitens des Auszubildenden oder Studenten die Identifikation mit seinem Ausbildungsweg nicht ausreicht, so dass Alternativen gesucht werden. Und gerade in dieser Motivation, bei gegebenem Anlass nach Verbesserungen der aktuellen Lage zu suchen, die Grenzen des Leistungsvermögens auszureizen, den Berufsfindungsprozess zu optimieren, ist ein weiterer zentraler, in der Persönlichkeit verankerter Faktor zu sehen. Die meisten Befragten geben sich eben nicht einfach „zufrieden“, weichen mit ihrem Streben nach Selbstverwirklichung eben nicht auf die Freizeit- und Privatsphäre aus, sondern beharren auf dem Anspruch, einen subjektiv erfüllenden Beruf und Berufsalltag zu erreichen. Insofern zielt die Sichtweise auf den Lebenslauf als Motivationskarriere auf zentrale Bedingungsfaktoren.<sup>22</sup> Denn wenn strukturelle Bedingungen nicht deterministisch wirken, sondern einen Möglichkeitsraum eröffnen, in welchem Restriktionen nur höhere Kosten der Zielerreichung verursachen, anstatt Wege komplett zu verbauen, kommt der Motivation, gegebene Hindernisse zu überwinden, entscheidende Bedeutung zu. Die Stärke der Identifikation mit dem anvisierten Ziel ist auch dann wieder ein hinlänglicher Indikator für die Abschätzung, in wieweit als gravierend empfundene Hindernisse tatsächlich überwunden und entsprechende Nachteile in Kauf genommen werden.<sup>23</sup>

Üblicherweise ist die Bereitschaft, Nachteile in Kauf zu nehmen, zu Beginn des Berufswahlprozesses nach dem Schulabschluss am geringsten ausgeprägt, dafür am stärksten, wenn eine berufliche Identität auf Basis der bisher erworbenen Erfahrungen im Rahmen beruflicher Sozialisation (v. a. im Rahmen einer Berufsausbildung) schon zu Grundsatzentscheidungen über das angestrebte Berufsfeld und eventuelle Tätigkeitsprofil geführt hat. Insofern ist auch Hurrelmanns Aussage zuzustimmen, Jugendliche benötigen einen „inneren Kompass“ als Richtschnur für die Bewältigung ihrer Entwicklungsaufga-

---

<sup>21</sup> Zwar sind die Abbruchraten in Studienfächern wie Medizin, Psychologie oder Pharmazie nicht so hoch wie in weniger umkämpften Fächern, dennoch bleiben sie vom Studienabbruch und Fachwechsel nicht verschont. Zu Bedenken ist weiterhin, dass die hier Befragten, die Psychologie oder Medizin als Studienwunsch angegeben hatten, schon aufgrund ihres schulischen Leistungsprofils nicht dem Leistungsdurchschnitt der Studenten dieser Fächer entsprochen hätten; ein Studienabbruch damit wahrscheinlicher wäre als beim Durchschnitt der Studenten.

<sup>22</sup> Walter/Walther et al. (2007): 100

<sup>23</sup> Zu diesem Ergebnis kam auch Karin Stuhlmann in ihrer Untersuchung des Prognosewerts bereits erworbener Berufsidentität auf die Dauerhaftigkeit von Berufswahlentscheidungen. Demnach existiert ein empirischer Zusammenhang von entwickelter berufsbezogener Identität mit Selbstwirksamkeitsüberzeugungen, Entscheidungsfähigkeit, Extraversion, Gewissenhaftigkeit und der Motivation Ausbildungen zu Ende zu führen und den Berufseinstieg zu vollziehen. Identität moderiert Passung zwischen Persönlichkeit (Interesse/Neigung) und beruflicher Umwelt (vgl. Stuhlmann 2009).



ben.<sup>24</sup> Der Bewältigungsansatz konnte in dieser Untersuchung deutlich machen, dass verlängerte Berufsfindungsprozesse als Entwicklungsprozess dieses „Kompasses“ anzusehen sind. Sie unterscheiden sich aus entwicklungspsychologischer Perspektive von gradlinigeren Bildungsverläufen primär nur durch ihre längere Dauer. Sie als in irgendeiner Form abweichend anzusehen, ist damit nicht gerechtfertigt, was die Bewältigungsperspektive nachträglich zusätzlich legitimiert. Sie konnte gerade zeigen, wie unter der Maßgabe von Selbstbehauptung und sozialer Anerkennung Handlungsfähigkeit über das Treffen von Entscheidungen (unter Verwendung von Entlastungsmechanismen) gewahrt und gleichzeitig in den meisten Fällen auch elaboriert wurde.

Weitere Forschung hätte demnach aufzuklären, welche Sozialisationsbedingungen die Entwicklung eines Berufswahlfähigkeit implizierenden Selbstkonzepts – denn als solches ist die Metapher vom „inneren Kompass“ zu interpretieren<sup>25</sup> – befördern bzw. sich als hinderlich erweisen. Zu denken ist dabei an spezifische Sozialisationsumwelten, Anregungs- und Entfaltungsstrukturen, aber auch Beziehungstypen und Bindungsqualitäten. Wenn eine gewisse Orientierungslosigkeit und Hilflosigkeit hinsichtlich der ersten Berufswahlentscheidung auch nach Erfahrungen professioneller Berufsberater bei Abiturienten (und Realschulabsolventen sind sich nicht viel orientierungssicherer, sehen sich nur anderen Rahmenbedingungen und Erwartungshorizonten gegenüber) so weit verbreitet ist, verweist dies zumindest auf ein Bildungssystem, welches die Ausbildung von konkreten Berufswünschen und von Berufswahlbefähigung nicht explizit als originäre Aufgabe angenommen hat. Hier lassen sich inzwischen eine Vielfalt, seitens großer Wirtschaftsunternehmen, mittelständischer Betriebe wie Unternehmensverbänden initiiertes und finanzierter Initiativen beobachten, die exakt diese Ferne des Schulalltags von der Berufswelt zu überbrücken versuchen, um Berufsfindung zu erleichtern.<sup>26</sup> Inwieweit die Entwicklung von Berufswahlreife überhaupt Aufgabe der Schule sein sollte, muss hier undiskutiert bleiben; es sei nur auf die hohe Bedeutung informeller Lernprozesse im Zusammenhang mit der Kompetenzentwicklung hingewiesen, die von der Bildungsforschung in jüngster Zeit herausgestellt wurde und explizit konstatiert, dass die nationalstaatlichen Bildungssysteme nur unzureichend auf das Leben in einer globalisierten Welt vorbereiten.<sup>27</sup>

Ein „innerer Kompass“ allein genügt jedoch nicht zur gelingenden Berufsfindung. Die von ihm gezeigte Richtung muss im Rahmen der Berufsbilder, der legitimen Formen bezahlter Arbeit und zertifizierbarer Ausbildungsgänge auch gangbar sein. Oder umgekehrt formuliert: Persönlichkeitsstrukturen müssen hinreichend elastisch sein, um bei Schwierigkeiten in der Umsetzung von Berufswünschen entwicklungsfähig zu bleiben und unter gegebenen Umständen zu zufriedenstellenden Lösungen zu kommen. Gabor zeigt auf, wie anscheinend eng gesetzte psychophysische Grenzen zu wiederholtem Scheitern im Berufsfindungsprozess und virulenten Krisensymptomen und Ratlosigkeit bezüglich der weiteren

---

<sup>24</sup> Hurrelmann (2004): 41

<sup>25</sup> Zum Selbstkonzept sei auf die Ausführungen im Abschnitt 3.3 verwiesen. Explizit wird hier nicht davon ausgegangen, dass es zwingend erforderlich ist, dass manifeste Berufswünsche und Ziele ausgebildet wurden, die dann – gemäß der Rational-Choice-Theorie – umgesetzt werden. Es reicht die Annahme einer inneren Richtschnur und Bewertungsinstanz, die auch unintendiert sich anbietende Chancen erkennt und zu nutzen versteht, wie Dorothees Fall dies veranschaulicht.

<sup>26</sup> Allerdings sollte dahinter weniger die Absicht vermutet werden, Berufsfindungsprozesse zu beschleunigen, als vielmehr die Nachwuchsförderung angesichts realen und antizipierten Fachkräftemangels in manchen Berufen und Studienfächern zu optimieren. Im gleichen Sinne ist die Entscheidung der Kultusminister von Baden-Württemberg und Sachsen zu interpretieren, dem Unterricht in Naturwissenschaften gegenüber dem gesellschaftswissenschaftlichen Bereich einen größeren Stellenwert (d. h. Stundenumfang) beizumessen und die Wahlmöglichkeiten in der Sekundarstufe drastisch zu beschränken.

<sup>27</sup> Vgl. Seitz (2006), Tully (2006)

Zukunft führen können. Sein Neigungsprofil würde zwar im Ausbildungssystem anschlussfähig sein, allerdings scheinen Widerstände zu existieren, die entsprechende Richtung einzuschlagen.<sup>28</sup> Eine soziologische Analyse kann hier nicht weiter vordringen. Allerdings markiert das Hinzutreten weiterer, entscheidungs- und motivationshemmender psychischer Faktoren den Punkt, wo verlängerte Berufsfindungsprozesse in eine Verlaufskurve umschlagen können. Im positiven Fall gewinnt der junge Erwachsene im Verlauf seiner (vor-)beruflichen Sozialisation ein subjektiv klares und verfügbares Neigungsprofil, Orientierungs- und Entscheidungskompetenz, um nach einer Phase von ‚Fehlentscheidungen‘ oder ‚Ausprobieren‘ zu einem wenn auch vorübergehenden Commitment mit der festen Absicht der Vollendung des begonnenen Weges zu kommen. Bleibt dies aus oder gehen vorhandene Kompetenzen im Zuge von Erfahrungen des Scheiterns oder mangelnder Selbstwirksamkeit verloren, ist die Grundlage für eine subjektbezogene, autonome Lebensgestaltung gefährdet. Es mangelt an der Fähigkeit, die gegebenen Möglichkeiten im Bildungssystem für sich zu entdecken und zu nutzen. Die Chancen auf Selbstbestimmung schwinden umso mehr, je mehr sich Freiheitsgrade aufgrund institutioneller Regelungen im Hochschulwesen und seitens der Sozialgesetzgebung reduzieren.

### 8.3 Spezifika des ostdeutschen Sozialisationskontextes

Angesichts einer fehlenden Vergleichsgruppe können nur einige Überlegungen zum spezifischen Einfluss des Transformationsprozesses auf die Genese verlängerter Berufsfindungsprozesse angestellt werden. Er zeigt sich womöglich weniger im tatsächlichen Verlauf als vielmehr im normativen Gerüst der Lebensplanung der Jugendlichen. Vor allem bei jenen, die keinem akademischen Elternhaus entstammen, ist die Orientierung am ‚Normalmodell‘ des Lebensverlaufs sehr ausgeprägt, wurde subjektiv ein problemloser Übergang ins Erwachsenenleben anvisiert, auch ohne dass dies mit konkreten Berufszielen verbunden gewesen ist. Ein Normallebensverlauf stellt für einen Teil der Befragten einen Wert an sich dar, ist die unhinterfragte normative Folie, vor der sie ihren Ausbildungsverlauf wie ihre gegenwärtige Situation beurteilen. Am deutlichsten wird dies bei Clara, Wibke und Gabor, die ihr Unbehagen gegenüber dem verzögerten Ausbildungsverlauf artikulieren und sehr gern längst in irgendeiner Form ‚fertig‘ ausgebildet wären. Bei Elisa begründet ebenfalls das Streben nach einem ‚normalen‘ Leben mit Erwerbsarbeit und Familie die stringente Arbeitsmarktorientierung. Davon heben sich diejenigen ab, deren Eltern selbst akademische Berufe ergriffen haben bzw. die in Großstädten (Berlin, Dresden) aufgewachsen sind. Als Orientierungsrahmen kann die ‚Normalbiografie‘ auch hier im Hintergrund wirksam sein, nur kommt dies nicht explizit zur Sprache; ebenso wenig werden entstandene Verzögerungen im Ausbildungsverlauf an sich negativ bewertet. Linda erachtet eine gewisse Phase des Ausprobierens generell für ‚normal‘, und Dorothee schämt sich eher für die Blauäugigkeit ihres Bewältigungshandelns zu Beginn ihres Berufsfindungsprozesses und nicht für dessen diskontinuierlichen Verlauf. Im Gegenteil, trotz zweier Rückschläge verfolgte sie stringent einen einmal gefundenen Weg, entwickelte weder einen Alternativplan noch entschloss sie sich in einer Kurzschlussreaktion für einen verfügbaren Studiengang. Damit ist es durchaus möglich, dass herkunftsbedingte Unterschiede, d. h. hier die relevante Differenz zwischen Stadt und Land, einen signifikanten Einfluss auf die individuellen Bewältigungsstile haben, aufgrund divergierender Normalitätsvorstellungen und darin implementierten Spielräumen für Ausbildungsepisoden.

---

<sup>28</sup> Auch Clara und Susanna weisen Persönlichkeitsstrukturen auf, die das erfolgreiche Abschließen von Berufswahlprozessen eher erschwert. Weniger Findungsprozesse als vielmehr die Umsetzung und Konstanz der Motivation sind hier problematisch.

Wie zu erwarten war, spielt die Sicherheitsorientierung seitens der Eltern für die Berufsfindung der Jugendlichen eine große Rolle. Sie ist als rationale Strategie zu interpretieren, für die Heranwachsenden die Integration in den Arbeitsmarkt und damit die Gesellschaft unter den Bedingungen transformationsbedingter Knappheit an Ausbildungs- und Arbeitsplätzen zu erleichtern. Inwiefern dies jedoch auf eine spezifisch ostdeutsche Prägung zurückzuführen ist, kann nicht näher bestimmt werden, da diese Strategien sich nur in nicht-akademischen Elternhäusern zeigte, bzw. nur dort durchsetzen konnte. So oder so spricht sie von einer Unkenntnis der Verwertungschancen von Bildungstiteln. Umgekehrt ist, gegen die ursprüngliche Erwartung, die geografische Mobilität der Befragten doch eher eingeschränkt, was aber auch von einer günstigen Lehrstellensituation für Abiturienten zeugt. Denn all jene, die vor dem Studium eine betriebliche Berufsausbildung absolvierten, konnten dies innerhalb der Herkunftsregion tun (Franziska ausgenommen, auch wenn die Distanz zwischen Elternhaus und Ausbildungsstätte nicht sonderlich groß war) und mussten erst für den Studienbeginn größere Mobilität zeigen. Doch auch hier wurden überwiegend nächstliegende Universitäten gewählt (Dorothee und Peter ausgenommen). Keiner der Befragten berichtet, jemals mit dem Gedanken gespielt zu haben, die Ausbildung in westdeutschen Bundesländern fortzusetzen. Allerdings ist diese dezidierte Heimatverbundenheit, die vielfach auch explizit zur Sprache kam, sicherlich kein spezifisch ostdeutsches Phänomen. So sind die transformationsbedingten Sozialisationsumstände der hier Befragten am deutlichsten in den biografischen Brüchen ihrer Eltern und der damit sich öffnenden Distanz zwischen diesen beiden Generationen zu finden. Einerseits drückt sich darin eine typische Konstellation von Bildungsaufsteigern aus, welche die durch ihr Abitur und das begonnene Hochschulstudium aufgebaute Distanzierung vom Herkunftsmilieu aushalten müssen. Andererseits ist die Erfahrung stark fragmentierter Erwerbsbiografien, wie dies bei einigen Elternteilen der Fall war (aufgrund der Entwertung von Berufsqualifikationen in der Textilbranche, des Militärdienstes etc.), sicherlich am ehesten spezifisch ostdeutsch.

#### **8.4 Konsequenzen für die Berufsvorbereitung und Berufsberatung**

Solange Berufsfindungsprozesse innerhalb des strukturell vorgegebenen und institutionell legitimierten Möglichkeitsrahmens ablaufen, besteht kaum Anlass zu einer Intensivierung therapeutischer oder beratender Angebote. Die Interviews haben im Gegenteil gezeigt, dass bestehende Angebote bei weitem nicht ausgeschöpft werden. Es wurde vielmehr deutlich, dass verlängerte Berufsfindungsverläufe in einem gesellschaftlichen Strukturzusammenhang erwartbar und in gewissen Grenzen normal sind, wenn individuelle Präferenzen die wichtigsten Entscheidungskriterien darstellen. Unter der Normativität neigungsbezogener Berufswahl bleibt die Berufsfindung eng mit der individuellen Persönlichkeitsfindung und der Identitätsentwicklung verwoben – je zögerlicher und komplizierter diese sich gestaltet, umso größer ist die Gefahr diskontinuierlicher Ausbildungsverläufe.

Das Anliegen, Diskontinuität in Berufsfindungsprozessen wie in Erwerbsbiografien als gesellschaftliche Normalität auszuweisen, folgt der Absicht einem übertriebenen Interventionismus entgegenzuwirken. Für einen Rückzug berufsberatender Angebote und Leistungen soll damit aber nicht plädiert werden. Wo Beratung notwendig ist, soll sie verfügbar und zielführend sein. Vor allem die intensive psychosoziale Studienberatung des Studentenwerks war den wenigsten Befragten bekannt. Statt dessen müsste es Aufgabe aller Beratungsstellen sein, fortexistierende Defizite in der Berufsfindung, Entscheidungsfähigkeit oder intrinsischer Motivierung möglichst frühzeitig zu erkennen und mit den Betroffenen zu bearbeiten. Wenn sie nicht von selbst den Weg in die Beratung finden, greift deren Einfluss erst ex post an den Grenzen des strukturell vorgegebenen Möglichkeitsraums, bei Limitierung noch offen ste-

hender Optionen. Allerdings dürfen die Grenzen der Leistungsfähigkeit von Berufsberatung und Berufsvorbereitung nicht aus dem Blick geraten. Probleme im Entwickeln von Berufsideen, im Identifizieren individueller Interessen, Kompetenzen und Fähigkeiten können zwar mittels Berufsberatung angegangen werden – wie nachhaltig darauf fußende Entscheidungen allerdings sind, hängt von weiteren, nicht-beeinflussbaren Faktoren ab (Ausbildungssituation, Beziehungsqualität zu Kommilitonen, Kollegen, Vorgesetzten, Ausbildungs- oder Studieninhalte, Leistungsniveau). Die Interviews haben deutlich gemacht, inwiefern die direkte Auseinandersetzung bzw. das konkrete Erleben von Studium, Ausbildung oder Berufsalltag dynamisierend auf den Berufsfindungsprozess gewirkt haben. Inwieweit eine Berufswahl ‚richtig‘ ist, kann am ehesten mittels praktischer Erfahrungen in diesem Berufsfeld eruiert werden. Und hiermit eröffnet sich das eigentliche Feld pädagogischer Interventionsmöglichkeiten. Seit längerem zeigen sich auf dem Feld der Integration von Berufsorientierung in die Schule erhebliche Fortschritte – vor allem Absolventen der Haupt- und Realschulen erfahren intensive Bemühungen, sie fit für den Ausbildungsmarkt zu machen.<sup>29</sup> Angesichts der wiederholten Klagen hinsichtlich mangelnder Ausbildungsreife und innerbetrieblicher Problemen fachlicher wie persönlicher Art auf Seiten der Auszubildenden, scheint dies offenbar weiterhin dringend notwendig zu sein.<sup>30</sup> Bei dieser Gruppe steht dabei nicht nur die Bemühung den Fachkräftemangel zu beheben im Vordergrund, sondern mindestens ebenso dringlich die Prävention vor Dauererwerbslosigkeit oder dauerhaft prekärer Erwerbstätigkeit und Abrutschen in bzw. Verfestigung von Armutslagen. Berufsfindungsprozesse von Abiturienten sind meist weniger dramatisch; sie müssen sich in aller Regel nicht ‚strecken‘, um den Leistungsanforderungen im Berufssystem gerecht zu werden. Aber sie müssen ‚ihren‘ Weg finden. Wird dabei ein früher Eintritt in die Erwerbstätigkeit als politisch-gesellschaftliches Ziel angesehen, greift es zu kurz, die Verbleibschancen mittels Kürzung der Regelstudienzeit, Vorverlagerung des ersten berufsqualifizierenden Abschlusses nach einem sechssemestrigen Bachelorstudium zu verringern, ohne den Jugendlichen die Chance der Beschleunigung ihrer (vor-)beruflichen Sozialisation zu geben. Und das heißt auch hier: Integration der Berufsvorbereitung in den Lehrplan an den Gymnasien – und zwar nicht rein theoretisch, sondern möglichst mit der Schaffung von Gelegenheiten, konkrete Erfahrungen mit Studienfächern und Berufsfeldern zu sammeln.<sup>31</sup> Hierbei ist es jedoch wichtig, nicht nur auf den wirtschaftlichen Bedarf und aktuelle Trendberufe zu schauen, sondern vor allem auch die stark nachgefragten geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächer im Blick zu behalten – weder um die Schüler besonders dafür zu ermutigen noch abzuschrecken, wohl aber um ihnen die Chance einer realistischen Einschätzung dieser Studiengänge, entsprechender Berufsfelder sowie Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten zu geben. Schüler sollten bereits in den letzten Schuljahren die Berufsfindung als für sie wichtige und aktuelle Aufgabe wahrnehmen und entsprechend in den Stand versetzt werden, diese altersgemäß anzugehen. Eine derartige intensivere Inklusion der Berufsorientierung in die Abiturjahrgänge würde u. U. mit bisherigen Lehrplänen und dem verfügbaren Zeitbudget im Unterricht wie in der Freizeit der Schüler kollidieren – vor allen in jenen Bundesländern, die erst kürzlich auf das 8-jährige Gymnasium umgestellt haben. Die angestrebte Erleichterung der Berufsfindung, eine schnelle Berufsausbildung und früher Berufseinstieg sind damit abhängig vom politischen Willen, die Bedingungen zu ihrer Realisierung zu schaffen. Allein die rechtlichen Regelungen und damit die institutionellen Rahmenbedingungen zu verändern wird nicht ausreichen, wie sich dies im starken Interesse für die Masterstudiengänge schon

---

<sup>29</sup> Vgl. <http://www.sueddeutsche.de/jobkarriere/373/508517/text/4/print.html>

<sup>30</sup> Vgl. <http://www.derwesten.de/nachrichten/Unternehmen-muessen-Azubis-oft-zur-Nachhilfe-schicken-id2829915.html>

<sup>31</sup> Der Berufswahlpass ist dafür ein sehr guter Ansatzpunkt. Vgl. [http://berufswahlpass-sachsen.de/pages/ueberblick\\_pass.html](http://berufswahlpass-sachsen.de/pages/ueberblick_pass.html)

abzeichnet. Insofern ist die weitere Erforschung der Nachhaltigkeit von Bildungs- und Berufswahlentscheidung dringend erforderlich. Nur so kann die soziale Wirksamkeit neuer institutioneller Regelungen evaluiert werden, da der Eigensinnigkeit sozialer Praxis wie der Kontingenz individueller Entwicklung Rechnung zu tragen ist.

## 8.5 Methodische Reflexionen

Abschließend ist noch einmal auf den Erkenntnisgewinn der in dieser Arbeit kombinierten Forschungsmethoden zu sprechen zu kommen. Er muss als gering angesehen werden, da, entgegen der zu Beginn der Arbeit gehegten Vermutung, die professionellen Berufsberater nur begrenzt Expertenstatus für verlängerte Berufsfindungsprozesse genießen. Untersuchungsgegenstand und professionelle Beobachter verfehlen sich eher. Schon in der Auswertung der Experteninterviews wurde deutlich, dass diese wenig zum Verständnis verlängerter Berufsfindungsprozesse beitragen konnten. Und die Einzelinterviews zeigten wiederum, wie allein eine Längsschnittperspektive diese Verläufe überhaupt in den Blick bekommen kann. Berufs- wie Studienberater verfügen daher in der Regel über keinen privilegierten Zugang zu diesem Ausschnitt sozialer Realität, da ein Ratsuchender selten mehrfach die Beratung aufsucht und sich hier kein der Psychotherapie vergleichbares Setting herausbilden kann. Allein die psychosozial ausgerichtete Studienberatung beinhaltet den Beratungsansatz wie die entsprechenden Kompetenzen, um u. U. diese Verlaufsperspektive beobachten zu können, da sie stärker auf psychologische Probleme der Studenten zugeschnitten ist. Alle anderen Beratungsformen, vor allem jene der Arbeitsagentur, verbleiben an der Oberfläche von praktisch relevantem Entscheidungswissen oder Orientierungsschwierigkeiten und können zur psychosozialen Dimension von Beratungsbedürftigkeit nicht durchdringen. Umgekehrt und zur Verteidigung der Berufsberater ist festzustellen, dass die Betroffenen von Berufsfindungsschwierigkeiten nur in einem verschwindend geringen Prozentsatz überhaupt um professionelle Hilfe nachsuchen; und dies umso seltener, je stärker die Probleme in Persönlichkeit und Charakter verwurzelt sind. Keiner der hier Befragten hat sich an die psychosoziale Studienberatung gewandt, einigen war diese sogar völlig unbekannt. Insofern besteht der Ertrag der Methodenkombination hauptsächlich in der Aufdeckung dieser Disparitäten.

Der Vorteil einer heuristischen Forschungsstrategie bestand in der Enthaltbarkeit gegenüber dezidierten Vorannahmen über den Untersuchungsgegenstand. Die formulierten Vorverständnisse dienten der sukzessiven Anreicherung mit empirisch gewonnenen Ergebnissen, und der theoretische Rahmen wurde bewusst so weit gefasst, um dem Gegenstand den nötigen Raum zur Entfaltung zu geben. So konnten disparate Berufsfindungsverläufe erhoben werden, aus denen sich wiederum das ihnen Gemeinsame gewinnen ließ, wie auch die Grenzen dieses inneren Kerns des Untersuchungsgegenstandes bestimmt werden konnten (ohne dass der Facettenreichtum derartiger Ausbildungsbiografien vollständig erfasst wäre). In seinem kausalen Bedingungsgefüge eingeordnet wie in typische Verläufe aufgeschlüsselt, ist damit eine Basis für weitere Forschung geschaffen. Besonders die Abgrenzung zu diskontinuierlichen Berufskarrieren wurde akzentuiert, bedeutender wäre jedoch, beide Phänomene im Rahmen einer Lebensverlaufsforschung zusammenhängend zu betrachten. Indem Erwerbskarrieren auf den Berufsfindungsprozess bezogen werden, könnten Abhängigkeitsverhältnisse, kohärente Entwicklungen wie auch Kontingenzen und Brüche im Lebensverlauf besser aufgezeigt werden. Die zu Beginn dieses Kapitels skizzierten Strukturveränderungen in den Studienbedingungen wie den Möglichkeiten beruflicher Weiterbildung legen es weiterhin nahe, die darin ablaufenden Berufsfindungsprozesse neu zu erfassen, um die soziale Wirksamkeit politischer Entscheidungen und strukturell-institutioneller Re-

formen evaluieren zu können. Hier böten sich regionale Panelstudien an, die einen Vergleich regional-spezifischer Sozialisationskontexte erlauben und gleichzeitig über die zeitliche Nähe von Berufswahlentscheidungen und Befragungszeitpunkten umfangreicher und detaillierter erfassen. Das gilt vor allem hinsichtlich seiner kausalen Bestimmtheit, da diese mittels retrospektiver Befragung nur ansatzweise zu erfassen ist. Ebenso ließe sich der Nexus zwischen schulischer Sozialisation und Berufsfindung nicht nur hinsichtlich konkret berufsorientierender Maßnahmen beobachten, sondern auch inwieweit erstere nicht gegenläufig zur Entwicklung von Berufswahlreife und Ausbildungsfähigkeit wirkt. Ulrike Popp macht deutlich, wie sehr der auf Auswendiglernen und Abfragung konkreten Faktenwissens zentrierte Unterricht extrinsische Lehrmotive bei den Schüler begünstigt und Identitätsentwicklungsprozesse dadurch behindert, dass eine intensive, identitätsrelevante Auseinandersetzung mit dem Lernstoff kaum gefördert wird und nicht notwendig ist. So bleiben Lerninhalte mitunter in permanenter innerer Halbdistanz zur Schüleridentität und Subjektivität, als tatsächlich selbst ein Sozialisationsfaktor zu sein, von dem wichtige Impulse für die Berufswahl ausgehen können.<sup>32</sup>

\* \* \*

Diese Arbeit hatte sich die Beschreibung und Erklärung verlängerter Berufsfindungsprozesse bzw. die Aufhellung auftretender Schwierigkeiten der Berufswahl zum Ziel gesetzt. Entgegen ursprünglicher Vorannahmen offenbart sich in diesen Verläufen nur in Ausnahmefällen eine Facette sozialer Desintegration, müssen diskontinuierliche Berufsfindungsprozesse als strukturell angelegte Lebensverläufe und damit in gewissem Rahmen als normal angesehen werden. Normalität zunächst in dem Sinne, dass Varianten der Individualentwicklung beschrieben wurden, denen zwar nicht die Mehrheit wohl aber eine relevante Minderheit der jungen Erwachsenen zuzurechnen sind (wie die Daten zum Studienabbruch und zu Mehrfachausbildungen belegen). Normalität aber auch in dem Sinne, dass es sich um keine anomischen Biografieerläufe handelt und Berufswahlsituationen nur sehr begrenzt als anomisch angesichts der Fülle von Ausbildungsmöglichkeiten für Abiturienten zu bezeichnen sind. Denn Berufswahlfähigkeit, Entscheidungskompetenz und zielführende Orientierung bezüglich der Möglichkeiten im Ausbildungssystem sind zur Vermeidung von anomischem Stress nicht zwingend erforderlich. Das Bildungssystem ist, zumindest vor der Einführung des Bachelor-Master-Systems, daraufhin angelegt, diese Kompetenzen während eines begrenzten Zeitraumes innerhalb von Bildungsgängen zu erwerben. Damit wird nicht negiert, dass die subjektive Unsicherheit und Ratlosigkeit über die individuelle berufliche Zukunft im Anschluss an das Abitur nicht als emotional sehr belastend erlebt werden kann. Nur hat diese anfängliche Berufswahlunreife keine sozial desintegrativen Effekte, wenn sie während des Ausbildungsprozesses aufgeholt wird, sondern führt am ehesten zu sozialer Benachteiligung im Vergleich zu den Altersgenossen, die den Berufswahlprozess schneller durchlaufen. Es wird somit ein Vergesellschaftungsmechanismus und Sozialisationsregime beleuchtet, in welchem Selbstorganisation im vorgegebenen Rahmen strukturell-institutioneller Regelungen entscheidendes Regulativ von Lebensverläufen ist. „Die Frage des Hineinwachsens in die Gesellschaft wird jetzt nicht mehr so sehr über den Fokus Sozialintegration, sondern über das Prinzip Selbstorganisation gestellt“.<sup>33</sup> Institutionalisierte Individualisierung ist an die Stelle institutionalisierter kollektiv geteilter, verbindlicher Lebenslaufmuster getreten. Diese fungieren noch als Grobstruktur der Lebensplanung, zerfasern jedoch in der sozialen Wirklichkeit vielfältigster Arrangements von Erwerbsarbeit, Familie und Freizeit. Wer über die per Studienreife erworbene Eintrittskarte in weiten Horizont sozialer Selbstverwirklichungsangebote verfügt, erlebt wie das ‚Wählen-Können‘ untrennbar mit dem ‚Gestalten-Müssen‘

---

<sup>32</sup> Popp (2007)

<sup>33</sup> Böhnisch/Lenz et al. (2009): 56

verbunden ist. Bis auf einzelne Ausnahmen haben alle Befragten dieses Credo des „neuen kulturellen Modells“ oder der „Erlebnisgesellschaft“ internalisiert. Und es konnte gezeigt werden, dass Entscheidungs- und Gestaltungsfähigkeit hinsichtlich einer effizienten und Nebenfolgen armen biografischen Lebensbewältigung zwar dienlich, bezüglich der sozialen Integration, der Sicherstellung von Handlungsfähigkeit und sozialer Anerkennung aber nicht zwingend erforderlich ist, da zahlreiche, von der Entscheidungszumutung entlastende Mechanismen zur Verfügung stehen. Wichtiger für die subjektive und biografische Bedeutung der Berufsfindungsprozesse ist, ob innerhalb des strukturell vorgegebenen Rahmens ein (zumindest temporär) zufriedenstellendes Commitment erreicht werden kann bzw. die Ressourcen (materieller wie psychischer und sozialer Natur) verfügbar sind, dieses auch darüber hinaus längerfristig gegen größere Widerstände anzustreben. An dem Punkt, wo sich der singuläre Lebensverlauf dem institutionalisierten, sozialstaatlich kontrollierten sozialen Curriculum widersetzt, gewinnen die Fragen nach ihrer sozialen Integriertheit, ihrer institutionellen wie lebensweltlichen Akzeptanz und ihrer Riskiertheit eine größere Relevanz.

## Literaturverzeichnis

- Abels, Heinz (2006): *Identität*. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.
- Abels, Heinz; Honig, Michael-Sebastian; Saake, Irmhild; Weymann, Ansgar (2008): *Lebensphasen*. Eine Einführung. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.
- Adler, Frank (1992): *Zur Rekonstruktion des DDR-Realsozialismus*. Strukturmerkmale - Erosion - Zusammenbruch. In: Thomas, Michael (Hg.): *Abbruch und Aufbruch*. Sozialwissenschaften im Transformationsprozeß. Akademie Verlag, Berlin, S. 36–59.
- Alheit, Peter; Dausien, Bettina (2009): *Bildungsprozesse über die Lebensspanne*. Zur Politik und Theorie lebenslangen Lernens. In: Tippelt, Rudolf; Schmidt, Bernhard (Hg.): *Handbuch Bildungsforschung*. 2. Aufl. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S. 713–736.
- Allmendinger, Jutta; Leibfried, Stephan (2006): *Bildungsarmut*. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, H. 44-45, S. 32–38.
- Angermüller, Johannes (2008): *Postmoderne: Zwischen Repräsentationskrise und Entdifferenzierung*. In: Moebius, Stephan; Reckwitz, Andreas (Hg.): *Poststrukturalistische Sozialwissenschaften*. Suhrkamp, Frankfurt/Main, S. 245–262.
- Arnold, Helmut; Böhnisch, Lothar; Schröer, Wolfgang (2005): *Sozialpädagogische Beschäftigungsförderung*. Lebensbewältigung und Kompetenzentwicklung im Jugend- und jungen Erwachsenenalter. In: Arnold, Helmut; Böhnisch, Lothar; Schröer, Wolfgang (Hg.): *Sozialpädagogische Beschäftigungsförderung*. Lebensbewältigung und Kompetenzentwicklung im Jugend- und jungen Erwachsenenalter. Juventa, Weinheim & München, S. 9–118.
- Autorengruppe Bildungsberichterstattung (2008): *Bildung in Deutschland 2008*. Bertelsmann, Gütersloh.
- Baethge, Martin (1986): *Individualisierung als Hoffnung und Verhängnis. Aporien und Paradoxien der Adoleszenz in spätbürgerlichen Gesellschaften oder: die Bedrohung von Subjektivität*. In: Lindner, Rolf; Wiebe, Hans-Hermann (Hg.): *Verborgen im Licht*. Neues zur Jugendfrage. Syndikat Autoren- und Verlagsgesellschaft, Frankfurt/Main, S. 98–123.
- Baethge, Martin (1989): *Jugend - Postadoleszenz in der nachindustriellen Gesellschaft*. In: Markefka, Manfred; Nave-Herz, Rosemarie (Hg.): *Handbuch der Familien- und Jugendforschung* Bd. 2 Jugendforschung. Luchterhand, Neuwied, S. 155–166.
- Baethge, Martin (1991): *Arbeit, Vergesellschaftung, Identität - Zur zunehmenden normativen Subjektivierung der Arbeit*. In: *Soziale Welt*, Jg. 42, H. 1, S. 6–19.
- Baethge, Martin (1994): *Arbeit und Identität*. In: Beck, Ulrich; Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hg.): *Risikante Freiheiten*. Suhrkamp, Frankfurt/Main, S. 245–263.
- Baethge, Martin (2001): *Beruf - Ende oder Transformation eines erfolgreichen Ausbildungskonzepts*. In: Kurtz, Thomas (Hg.): *Aspekte des Berufs in der Moderne*. Leske + Budrich, Opladen, S. 39–68.
- Baethge, Martin; Baethge-Kinsky, Volker (1998): *Jenseits von Beruf und Beruflichkeit*. Neue Formen von Arbeitsorganisation und Beschäftigung und ihre Bedeutung für eine zentrale Kategorie gesellschaftlicher Integration. In: *Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung*, Jg. 31, H. 3, S. 461–472.
- Baethge, Martin; Solga, Heike; Wieck, Markus (2007): *Berufsbildung im Umbruch*. Signale eines überfälligen Aufbruchs. Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn.
- Balke, Friedrich (2003): *Der Zwang zum Habitus*. Bourdieus Festschreibung des "subjektiven Faktors". In: Link, Jürgen; Loer, Thomas; Neuendorff, Hartmut (Hg.): "Normalität" im Diskursnetz soziologischer Begriffe. Synchron Verlag, Heidelberg, S. 135–150.
- Bauman, Zygmunt (1992): *Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit*. Junius, Hamburg.
- Beck, Ulrich (1983): *Jenseits von Stand und Klasse*. Soziale Ungleichheit, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer sozialer Formationen und Identitäten. In: Kreckel, Reinhard (Hg.): *Soziale Ungleichheiten*. Verlag Otto Schwartz & Co., Göttingen, (Sonderband der Sozialen Welt, 2), S. 35–74.
- Beck, Ulrich (1986): *Risikogesellschaft*. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- Beck, Ulrich (1993a): *Auflösung der Gesellschaft*. Theorie gesellschaftlicher Individualisierung revisited. In: Lenzen, Dieter (Hg.): *Verbindungen*. Vorträge anlässlich der Ehrenpromotion von Klaus Mollenhauer. Deutscher Studienverlag, Weinheim, S. 63–80.
- Beck, Ulrich (1993b): *Die Erfindung des Politischen*. Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- Beck, Ulrich (1994): *Jenseits von Stand und Klasse*. Individualisierung. In: Beck, Ulrich; Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hg.): *Risikante Freiheiten*. Suhrkamp, Frankfurt/Main, S. 43–60.
- Beck, Ulrich (1996a): *Das Zeitalter der Nebenfolgen und die Politisierung der Moderne*. In: Beck, Ulrich; Giddens, Anthony; Lash, Scott (Hg.): *Reflexive Modernisierung*. Eine Kontroverse, Frankfurt/Main. Suhrkamp, S. 19–112.



- Beck, Ulrich (1996b): *Wissen oder Nicht-Wissen? Zwei Perspektiven „reflexiver Modernisierung“*. In: Beck, Ulrich; Giddens, Anthony; Lash, Scott (Hg.): *Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse*, Frankfurt/Main. Suhrkamp, S. 289–315.
- Beck, Ulrich (2000a): *Die postnationale Gesellschaft und ihre Feinde*. In: Assheuer, Thomas; Perger, Werner A. (Hg.): *Was wird aus der Demokratie*. Leske + Budrich, Opladen, S. 35–50.
- Beck, Ulrich (2000b): *Wohin führt der Weg, der mit dem Ende der Vollbeschäftigungsgesellschaft beginnt*. In: Beck, Ulrich (Hg.): *Die Zukunft von Arbeit und Demokratie*. Suhrkamp, Frankfurt/Main, S. 7–66.
- Beck, Ulrich (2001): *Das Zeitalter des „eigenen Lebens“*. Individualisierung als „paradoxe Sozialstruktur“ und andere offene Fragen. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, H. 29, S. 3–6.
- Beck, Ulrich (2002): *Macht und Gegenmacht im globalen Zeitalter*. Neue weltpolitische Ökonomie. Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- Beck, Ulrich (2005): *Europäisierung - Soziologie für das 21. Jahrhundert*. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, H. 34-35, S. 3–11.
- Beck, Ulrich (2007): *Tragische Individualisierung*. Laudatio auf Richard Sennett anlässlich der Verleihung des Hegel-Preises in Stuttgart. In: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, Jg. 52, H. 5, S. 577–584.
- Beck, Ulrich; Beck-Gernsheim, Elisabeth (1990): *Das ganz normale Chaos der Liebe*. Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- Beck, Ulrich; Bonß, Wolfgang; Lau, Christoph (2001): *Theorie reflexiver Modernisierung – Fragestellungen, Hypothesen, Forschungsprogramme*. In: Beck, Ulrich; Bonß, Wolfgang (Hg.): *Die Modernisierung der Moderne*. Suhrkamp, Frankfurt/Main, S. 11–62.
- Beck, Ulrich; Bonß, Wolfgang; Lau, Christoph (2004): *Entgrenzung erzwingt Entscheidung: Was ist neu an der Theorie der reflexiven Modernisierung*. In: Beck, Ulrich; Lau, Christoph (Hg.): *Entgrenzung und Entscheidung*. Suhrkamp, Frankfurt/Main, S. 13–64.
- Beck, Ulrich; Brater, Michael; Daheim, Hansjürgen (1980): *Soziologie der Arbeit und Berufe*. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg.
- Beck, Ulrich; Brater, Michael; Wegener, Bernd (1979): *Berufswahl und Berufszuweisung*. Zur sozialen Verwandtschaft von Ausbildungsberufen. Campus Verlag, Frankfurt/Main & New York.
- Beck, Ulrich; Lau, Christoph (Hg.) (2004): *Entgrenzung und Entscheidung*. Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- Beck, Ulrich; Lau, Christoph (2005): *Theorie und Empirie der Theorie der reflexiven Modernisierung*. In: *Soziale Welt*, H. 2-3, S. 107–135.
- Beinke, Lothar (Hg.) (2002): *Familie und Berufswahl*. Verlag K. H. Bock, Bad Honnef.
- Beinke, Lothar (2004): *Berufswahl und Familie*. In: *Bildung und Erziehung*, Jg. 57, H. 2, S. 231–241.
- Beinke, Lothar (2006): *Berufswahl und ihre Rahmenbedingungen*. Entscheidungen im Netzwerk der Interessen. Peter Lang Verlag, Frankfurt/Main.
- Berg, Christa (1991): *Familie, Kindheit, Jugend*. In: Berg, Christa (Hg.): *Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte*. Bd. IV. 1870 - 1918, Von der Reichsgründung bis zum Ende des Ersten Weltkriegs. Verlag C. H. Beck, München, S. 91–146.
- Berger, Peter A.; Konietzka, Dirk; Michailow, Matthias (2001): *Beruf, soziale Ungleichheit und Individualisierung*. In: Kurtz, Thomas (Hg.): *Aspekte des Berufs in der Moderne*. Leske + Budrich, Opladen, S. 209–238.
- Berger, Peter L.; Luckmann, Thomas (1980): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*. Fischer Verlag, Frankfurt/Main.
- Berth, Hendrik; Förster, Peter; Brähler, Elmar; Balck, Friedrich; Stöbel-Richter, Yve (2010): *Erfahrungen ostdeutscher Jugendlicher auf dem Weg vom DDR- zum Bundesbürger*. Ergebnisse aus 20 Jahren Sächsische Längsschnittstudie. In: Busch, Michael; Jeskow, Jens; Stutz, Rüdiger (Hg.): *Zwischen Prekarisierung und Protest. Die Lebenslagen und Generationsbilder von Jugendlichen in Ost und West*. Transcript Verlag, Bielefeld, S. 175–194.
- Biersack, Wolfgang; Kettner, Anja; Reinberg, Alexander; Schreyer, Franziska (2008): *Gut positioniert, gefragt und bald sehr knapp*. Akademiker/innen auf dem Arbeitsmarkt. In: IAB-Kurzbericht, H. 18. Online verfügbar unter <http://doku.iab.de/kurzber/2008/kb1808.pdf>, zuletzt geprüft am 11. März 2010.
- Bilden, Helga (1998): *Das Individuum - ein dynamisches Selbst vielfältiger Teilselbste*. Zur Pluralität in Individuum und Gesellschaft. In: Keupp, Heiner; Höfer, Renate (Hg.): *Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung*. 2. Aufl. Suhrkamp, Frankfurt/Main, S. 227–249.
- Bittlingmayer, Uwe H. (2005): *„Wissensgesellschaft“ als Wille und Vorstellung*. UVK Verlagsgesellschaft, Konstanz.
- Bittlingmayer, Uwe H.; Bauer, Ulrich (2004): *Ungleichheit in der „Wissensgesellschaft“*. *Zeitdiagnose zwischen naturalisierter Technikentwicklung und invisibilisiertem Klassenkampf*. In: *Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen*, Jg. 2, H. 17, S. 50–65.
- Blancke, Susanne; Roth, Christian; Schmid, Josef (2001): *„Employability“ - Sicherung der eigenen Beschäftigungschancen*. Skizze einer neuen Strategie der beruflichen Qualifizierung. In: *Sowi - Sozialwissenschaftliche Information*, H. 4, S. 78–81.
- Blos, Peter (1980): *Der zweite Individuierungs-Prozeß der Adoleszenz*. In: Döbert, Rainer; Habermas, Jürgen; Nunner-Winkler, Gertrud (Hg.): *Entwicklung des Ich*. 2. Aufl. Verlag Anton Hain Meisenheim, Königstein/Ts., S. 179–196.

- Blossfeld, Hans-Peter; Hofäcker, Dirk; Hofmeister, Heather; Kurz, Karin (2008): *Globalisierung, Flexibilisierung und der Wandel von Lebensläufen in modernen Gesellschaften*. In: Szydlik, Marc (Hg.): *Flexibilisierung. Folgen für Arbeit und Familie*. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S. 23–45.
- Blossfeld, Hans-Peter; Hofäcker, Dirk; Raab, Marcel; Ruland, Michael; Buchholz, Sandra (2009): *Globalisierungsprozesse in modernen Gesellschaften*. Theoretische Grundlagen, empirische Erfassung und Auswirkungen auf individuelle Lebensverlaufmuster. In: Pfau-Effinger, Birgit; Sakač Magdalenic, Slađana; Wolf, Christof (Hg.): *International vergleichende Sozialforschung. Ansätze und Messkonzepte unter den Bedingungen der Globalisierung*. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S. 19–39.
- Boes, Andreas; Pfeiffer, Sabine (2006): *Thesen zur Informatisierung der Arbeit. Neue Qualität der Entwicklung, neue Perspektiven für die Arbeitsforschung*. In: Dunkel, Wolfgang; Sauer, Dieter (Hg.): *Von der Allgegenwart der verschwindenden Arbeit. Neue Herausforderungen für die Arbeitsforschung*. Edition Sigma, Rainer Bohn Verlag, Berlin, S. 31–44.
- Bogner, A.; Menz, Wolfgang (2005): *Das theoriegenerierende Experteninterview. Erkenntnisinteresse, Wissensformen, Interaktion*. In: Bogner, Alexander; Littig, Beate; Menz, Wolfgang (Hg.): *Das Experteninterview*. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S. 33–70.
- Bohleber, Werner (1993): *Seelische Integrationsprozesse in der Spätadoleszenz*. In: Leuzinger-Bohleber, Monika; Mahler, Eugen (Hg.): *Phantasie und Realität in der Spätadoleszenz*. Westdeutscher Verlag, Opladen, S. 49–63.
- Böhnisch, Lothar (1994): *Gespaltene Normalität. Lebensbewältigung und Sozialpädagogik an den Grenzen der Wohlfahrtsgesellschaft*. Juventa, Weinheim & München.
- Böhnisch, Lothar (1997): *Sozialpädagogik der Lebensalter*. Eine Einführung. Juventa, Weinheim & München.
- Böhnisch, Lothar; Lenz, Karl; Schröer, Wolfgang (2009): *Sozialisation und Bewältigung*. Eine Einführung in die Sozialisationstheorie der zweiten Moderne. Juventa, Weinheim & München.
- Böhnisch, Lothar; Schröer, Wolfgang (2002): *Soziale Benachteiligung und Kompetenzentwicklung*. In: Adamski, Manfred (Hg.): *Auf dem Weg zu einer neuen Lernkultur. Kompetenzentwicklung 2002*. Waxmann, Münster, S. 199–228.
- Bolder, Axel (2009): *Arbeit, Qualifikation und Kompetenzen*. In: Tippelt, Rudolf; Schmidt, Bernhard (Hg.): *Handbuch Bildungsforschung*. 2. Aufl. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S. 813–844.
- Bonß, Wolfgang (1999): *Wie normal sind Erwerbsverläufe*. In: Lamnek, Siegfried; Luedtke, Jens (Hg.): *Der Sozialstaat zwischen ‚Markt‘ und ‚Hedonismus‘*. Leske + Budrich, Opladen, S. 213–230.
- Bonß, Wolfgang (2001): *Vergesellschaftung über Arbeit oder: Gegenwart und Zukunft der Arbeitsgesellschaft*. In: Berger, Peter A.; Konietzka, Dirk (Hg.): *Die Erwerbsgesellschaft. Neue Ungleichheiten und Unsicherheiten*. Leske + Budrich, Opladen, S. 331–357.
- Bortz, Jürgen; Döring, Nicola (2006): *Forschungsmethoden und Evaluation*. Für Human- und Sozialwissenschaftler. Springer Medizin Verlag, Heidelberg.
- Bosch, Gerhard (2000): *Entgrenzung der Erwerbsarbeit - Lösen sich die Grenzen zwischen Erwerbsarbeit und Nichterwerbsarbeit auf*. In: Minssen, Heiner (Hg.): *Begrenzte Entgrenzungen. Wandlungen von Organisation und Arbeit*. Edition Sigma, Rainer Bohn Verlag, Berlin, S. 249–268.
- Bourdieu, Pierre (1983): *Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital*. In: Kreckel, Reinhard (Hg.): *Soziale Ungleichheiten*. Verlag Otto Schwartz & Co., Göttingen (Sonderband der Sozialen Welt, 2), S. 183–196.
- Bourdieu, Pierre (1990): *Die biographische Illusion*. In: BIOS, Jg. 3, H. 1, S. 75–81.
- Bourdieu, Pierre (1993): *Sozialer Sinn*. Kritik der theoretischen Vernunft. Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- Bourdieu, Pierre; Wacquant, Luc (1996): *Reflexive Anthropologie*. Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- Brandstädter, Jochen; Lindenberger, U. (Hg.) (2007): *Entwicklungspsychologie der Lebensspanne*. Kohlhammer Verlag, Stuttgart.
- Bremer, Helmut (2007): *Soziale Milieus, Habitus und Lernen*. Zur sozialen Selektivität des Bildungswesens am Beispiel der Weiterbildung. Juventa, Weinheim & München.
- Breuer, Franz (2000): *Qualitative Methoden zur Untersuchung von Biographien, Interaktionen und lebensweltlichen Kontexten: Die Entwicklung eines Forschungsstils*. In: Forum Qualitative Sozialforschung, Jg. 2, H. 1.
- Breuer, Franz (2003): *Subjektivität der sozialwissenschaftlichen Erkenntnistätigkeit und ihre Reflexion: Epistemologische Fenster, methodische Umsetzungen*. In: Forum Qualitative Sozialforschung, Jg. 5, H. 4.
- Briedis, Kolja (2007): *Übergänge und Erfahrungen nach dem Hochschulabschluss*. Ergebnisse der HIS-Absolventenbefragung des Jahrgangs 2005, Hannover. (HIS: Forum Hochschule, 13/2007).
- Brinkmann, Christian; Wiedemann, Eberhard (1994): *Zu den psychosozialen Folgen der Arbeitslosigkeit in den neuen Bundesländern*. In: Aus Politik und Zeitgeschichte (APUZ), H. 16, S. 16–27.
- Brock, Dietmar (1991): *Übergangsforschung*. In: Brock, Dietmar; Hantsche, Brigitte; Kühnlein, Gertrud; Meulemann, Heiner; Schober, Karen (Hg.): *Übergänge in den Beruf. Zwischenbilanz zum Forschungsstand*. Juventa, Weinheim & München, S. 9–28.
- Bröckling, Ulrich (2002): *Jeder könnte, aber nicht alle können*. Konturen des unternehmerischen Selbst. Online verfügbar unter <http://eurozine.com/pdf/2002-10-02-broeckling-de.pdf>, zuletzt geprüft am 25.11.08.

- Bröckling, Ulrich (2007): *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*. Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- Brose, Hans-Georg (2003): *Die Subversion der Institution. Über Riesters Rente, lebenslanges Lernen und andere Kleinigkeiten*. In: Allmendinger, Jutta (Hg.): *Entstaatlichung und soziale Sicherheit*. Verhandlungen des 31. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Leipzig 2002. Leske + Budrich, Opladen, S. 583–603.
- Bruder, Klaus-Jürgen (1999): *Das postmoderne Subjekt*. In: Leu, Hans-Rudolf; Krappmann, Lothar (Hg.): *Zwischen Autonomie und Verbundenheit. Bedingungen und Formen der Behauptung von Subjektivität*. Suhrkamp, Frankfurt/Main, S. 49–76.
- Büchel, Felix; Helberger, Christof (1995): *Bildungsnachfrage als Versicherungsstrategie. Der Effekt eines zusätzlich erworbenen Lehrabschlusses auf die beruflichen Startchancen von Hochschulabsolventen*. In: *Mitteilungen der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung*, Jg. 1, H. 28, S. 89–108.
- Buchmann, Marlis (1989): *Die Dynamik von Standardisierung und Individualisierung im Lebenslauf*. Der Übertritt ins Erwachsenenalter im sozialen Wandel fortgeschrittener Industriegesellschaften. In: Weymann, Ansgar (Hg.): *Handlungsspielräume*. Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart, S. 89–108.
- Bude, Heinz (1998): *Lebenskonstruktionen als Gegenstand der Biographieforschung*. In: Jüttemann, Gert; Thomae, Hans (Hg.): *Biographische Methoden in den Humanwissenschaften*. Beltz, Psychologie Verlags Union, Weinheim, S. 247–258.
- Bühler, Caroline (2007): *Zwischen Flexibilität und Resignation. Berufliche Identität junger Erwachsener*. In: Mansel, Jürgen; Kahlert, Heike (Hg.): *Arbeit und Identität im Jugendalter. die Auswirkungen der gesellschaftlichen Strukturkrise auf Sozialisation*. Juventa, Weinheim & München, S. 33–49.
- Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung (2006): *Die wirtschaftliche und soziale Lage der Studierenden in der Bundesrepublik Deutschland 2006*. 18. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks, Bonn.
- Bundeszentrale für politische Bildung (2008a): *Arbeitslose und Arbeitslosenquote*. Online verfügbar unter <http://www.bpb.de/files/C8S1T1.pdf>, zuletzt geprüft am 10. März 2010.
- Bundeszentrale für politische Bildung (2008b): *Dauer der Arbeitslosigkeit*. Online verfügbar unter <http://www.bpb.de/files/PA56EP.pdf>, zuletzt geprüft am 10. März 2010.
- Bundeszentrale für politische Bildung (2008c): *Zugang und Abgang an Arbeitslosen*. Online verfügbar unter <http://www.bpb.de/files/HWT5K4.pdf>, zuletzt geprüft am 10. März 2010.
- Bürgel, Tanja (2004a): *Die friedlichen 89er-Revolutionäre und ihre skeptischen Kinder*. Erfahrungsgeschichtliche Befunde zu einer Generationsdifferenz in Ostdeutschland. In: Bürgel, Tanja; Niethammer, Lutz; Stutz, Rüdiger (Hg.): *Erfahrungsräume und Erwartungshorizonte im ostdeutschen Generationenumbruch*. *Mitteilungen des SFB 580 (Heft 12)*, S. 19–30.
- Bürgel, Tanja (2004b): *Mauerfall-Kinder*. Wie orientieren sich junge Ostdeutsche 15 Jahre nach der Wende. In: *Berliner Debatte Initial*, Jg. 15, H. 4, S. 16–25.
- Bürgel, Tanja (2006): *Ausprägungen einer „prekären Jugendgeneration“ im Osten Deutschlands*. Zum Generationenselbstverständnis der 20-25jährigen Deutschen im Ost-West-Vergleich. In: Bürgel, Tanja (Hg.): *Generationen in den Umbrüchen postkommunistischer Gesellschaften. Erfahrungstransfers und Differenzen vor dem Generationenwechsel in Russland und Ostdeutschland*. *Mitteilungen des SFB 580 (Nr. 20)*, S. 167–184.
- Burkart, Günter (1993a): *Eine Gesellschaft von nicht-autonomen biographischen Bastlerinnen und Bastlern*. Antwort auf Beck/Beck-Gernsheim. In: *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 22, H. 3, S. 188–191.
- Burkart, Günter (1993b): *Individualisierung und Elternschaft - Das Beispiel USA*. In: *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 22, S. 159–177.
- Busch, Hans-Joachim (2003): *Subjektivität in der spätmodernen Gesellschaft*. Einige theoretische Bestimmungen und zeitdiagnostische Einschätzungen. In: Birnbaumer, Andrea; Steinhardt, Gerald (Hg.): *Der flexibilisierte Mensch. Subjektivität und Solidarität im Wandel*. Asanger Verlag, Heidelberg und Kröning, S. 58–73.
- Butterwegge, Christoph; Lösch, Bettina; Ptak, Ralf (Hg.) (2008): *Kritik des Neoliberalismus*. 2., verbesserte Auflage. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.
- Castel, Robert (2009): *Die Wiederkehr der sozialen Unsicherheit*. In: Castel, Robert; Dörre, Klaus (Hg.): *Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts*. Campus, Frankfurt/Main & New York, S. 21–34.
- Castel, Robert; Dörre, Klaus (2009): *Einleitung*. In: Castel, Robert; Dörre, Klaus (Hg.): *Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts*. Campus, Frankfurt/Main & New York, S. 11–20.
- Cornelißen, Waltraud; Gille, Martina; Knothe, Holger; Meier, Petra; Queisser, Hannelore; Stürzer, Monika (2002): *Junge Frauen - Junge Männer. Daten zur Lebensführung und Chancengleichheit*. Leske + Budrich, Opladen.
- Corsten, Michael (1998): *Die Kultivierung beruflicher Handlungsstile*. Einbettung, Nutzung und Gestaltung von Berufskompetenzen. Campus Verlag, Frankfurt/Main & New York.
- Corsten, Michael (2006): *Die gesellschaftliche Relevanz beruflicher Bildung im Spiegel von Sozialisationsstudien*. In: *Zeitschrift für Berufs- und Wirtschaftspädagogik*, Jg. Band 102, H. 3, S. 391–404.

- Daheim, Hansjürgen; Schönbauer, Günther (1993): *Soziologie der Arbeitsgesellschaft. Grundzüge und Wandlungstendenzen der Erwerbsarbeit*. Juventa, Weinheim & München.
- Deutsches Jugendinstitut (Hg.) (1988): *Berufseinstieg heute*. Problemlagen und Forschungsstand zum Übergang Jugendlicher in Arbeit und Beruf. DJI Verlag Deutsches Jugendinstitut, München.
- Deutschmann, Christoph (2002): *Postindustrielle Industriosociologie*. Theoretische Grundlagen, Arbeitsverhältnisse und soziale Identitäten. Juventa, Weinheim & München.
- Dimbath, Oliver (2003): *Entscheidungen in der individualisierten Gesellschaft*. Eine empirische Untersuchung zur Berufswahl in der fortgeschrittenen Moderne. Westdeutscher Verlag, Wiesbaden.
- Dimbath, Oliver (2007): *Spaß als Paravent*. Analysen zur Handlungsbegründung in der Berufswahl. In: Göttlich, Udo; Müller, Renate; Rhein, Stefanie; Calmbach, Marc (Hg.): *Arbeit, Politik und Religion in Jugendkulturen*. Engagement und Vergnügen. Juventa, Weinheim & München, S. 225–238.
- Döbert, Rainer; Nunner-Winkler, Gertrud (1975): *Adoleszenzkrise und Identitätsbildung. Psychische und soziale Aspekte des Jugendalters in modernen Gesellschaften*. Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- Doerry, Martin (1986): *Übergangsmenschen*. Die Mentalität der Wilhelminer und die Krise des Kaiserreichs. Juventa, Weinheim & München.
- Dohnanyi, Klaus von; Most, Edgar (2004): *Kurskorrektur des Aufbau Ost*. Bericht des Gesprächskreises Ost der Bundesregierung. Online verfügbar unter <http://www.bpb.de/files/YPE3LF.pdf>, zuletzt aktualisiert am 21.11.2009.
- Dörre, Klaus; Lessenich, Stephan; Rosa, Hartmut (2009): *Soziologie Kapitalismus Kritik*. Eine Debatte. Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- Dostal, Werner (2002): *Beruflichkeit in der Wissensgesellschaft*. In: Wingens, Markus; Sackmann, Reinhold (Hg.): *Bildung und Beruf*. Juventa, Weinheim und München, S. 177–194.
- Dundler, Agnes; Müller, Dana (2006): *Ein Leben ohne Arbeitslosigkeit - nur noch Fiktion*. In: IAB-Kurzbericht, H. 27.
- Ehrenberg, Andre (2004): *Das erschöpfte Selbst: Depression und Gesellschaft in der Gegenwart*. Campus Verlag, Frankfurt/Main.
- Eickelpasch, Rolf; Rademacher, Claudia (1997): *Postindustrielle Gesellschaft*. In: Kneer, Georg; Nassehi, Armin; Schroer, Markus (Hg.): *Soziologische Gesellschaftsbegriffe: Konzepte moderner Zeitdiagnosen*. Wilhelm Fink Verlag, München, S. 205–227.
- Eickelpasch, Rolf; Rademacher, Claudia (2004): *Identität*. Transcript Verlag, Bielefeld.
- Eisenstadt, Shmuel N. (1965): *Altersgruppen und Sozialstruktur*. In: Friedenburg, Ludwig von (Hg.): *Jugend in der modernen Gesellschaft*. Kiepenheuer & Witsch, Köln & Berlin, S. 49–82.
- Elias, Norbert (1987): *Die Gesellschaft der Individuen*. Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- Engler, Wolfgang (2002): *Die Ostdeutschen als Avantgarde*. Aufbau Verlag, Berlin.
- Engstler, Heribert (1998): *Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik Bd. 3*. 3. Aufl. Bände. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Bonn.
- Engstler, Heribert; Menning, Sonja (2003): *Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik*. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Bonn.
- Erdheim, Mario (2000): *Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit*. Eine Einführung in den ethnopsychanalytischen Prozeß. Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- Erikson, Erik H. (1971): *Einsicht und Verantwortung. Die Rolle des Ethischen in der Psychoanalyse*. Fischer Verlag, Frankfurt/Main.
- Erikson, Erik H. (1973): *Identität und Lebenszyklus*. Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- Esser, Hartmut (2000): *Soziologie. Spezielle Grundlagen*. Bd. 5: Institutionen. Campus Verlag, Frankfurt/Main.
- Europäische Union (2006): *Empfehlung des Europäischen Parlaments und Rates vom 18. Dezember 2006 zu Schlüsselkompetenzen für lebensbegleitendes Lernen*. Amtsblatt der Europäische Union L 394/13, vom 30.12.2006.
- Fahrenberg, Jochen (2002): *Psychologische Interpretation*. Biographien, Texte, Tests. Verlag Hans Huber, Bern.
- Fend, Helmut (1991): *Identitätsentwicklung in der Adoleszenz*. Lebensentwürfe, Selbstfindung und Weltaneignung in beruflichen, familiären und politisch-weltanschaulichen Bereichen. Huber, Bern.
- Fend, Helmut (1996): *Sozialgeschichte des Aufwachsens*. Bedingungen des Aufwachsens und Jugendgestalten im zwanzigsten Jahrhundert. 3. Aufl. Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- Fend, Helmut (2009): *Was die Eltern ihren Kindern mitgeben*. Generationen aus Sicht der Erziehungswissenschaft. In: Künemund, Harald; Szydlik, Marc (Hg.): *Generationen. Multidisziplinäre Perspektiven*. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S. 81–104.
- Ferchhoff, Wilfried (2001): *Jugend und Beruf*. In: Kurtz, Thomas (Hg.): *Aspekte des Berufs in der Moderne*. Leske + Budrich, Opladen, S. 93–122.
- Ferchhoff, Wilfried (2007): *Jugend und Jugendkulturen im 21. Jahrhundert. Lebensstile und Lebensformen*. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.
- Ferchland, Rainer; Ullrich, Renate (2000): *Junge Alte in den neuen Bundesländern - eine Generation in der Krise*. In: Kudera, Werner; Voß, Günther G. (Hg.): *Lebensführung und Gesellschaft. Beiträge zu Konzept und Empirie alltäglicher Lebensführung*. Leske + Budrich, Opladen, S. 237–253.

- Fischer, Arthur (2000): *Jugendliche im Osten - Jugendliche im Westen*. In: Jugendwerk der Deutschen Shell (Hg.): Jugend 2000. 13. Shell-Jugendstudie. Leske + Budrich, Opladen, S. 283–304.
- Fischer-Rosenthal, Wolfram (1999): *Melancholie der Identität und dezentrierte biographische Selbstbeschreibung*. Anmerkungen zu einem langen Abschied aus der selbstverschuldeten Zentriertheit des Subjekts. In: BIOS, Jg. 12, H. 2, S. 143–168.
- Fischer-Rosenthal, Wolfram; Rosenthal, Gabriele (1997): *Narrationsanalyse biographischer Selbstpräsentation*. In: Hitzler, Ronald; Honer, Anne (Hg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung. Leske + Budrich, Opladen, S. 133–164.
- Fläig, Berthold B.; Meyer, Thomas; Ueltzhöffer, Jörg (1993): *Alltagsästhetik und politische Kultur*. Zur ästhetischen Dimension politischer Bildung und politischer Kommunikation. Dietz, Bonn.
- Flick, Uwe (2000): *Konstruktion und Rekonstruktion*. Methodologische Überlegungen zur Fallrekonstruktion. In: Kraimer, Klaus (Hg.): Die Fallrekonstruktion. Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung. Suhrkamp, Frankfurt/Main, S. 179–200.
- Flick, Uwe (2005): *Triangulation. Eine Einführung*. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.
- Flick, Uwe (2007): *Qualitative Sozialforschung*. Eine Einführung. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg.
- Förster, Peter (2003): *Junge Ostdeutsche heute: doppelt enttäuscht*. Ergebnisse einer Längsschnittstudien zum Mentalitätswandel zwischen 1987 und 2002. In: Aus Politik und Zeitgeschichte (APUZ), H. 15, S. 6–17.
- Freud, Sigmund (1992): *Das Ich und das Es*. Metapsychologische Schriften. Fischer Verlag, Frankfurt/Main.
- Friedenburg, Ludwig von (1965): *Zum Verhältnis von Jugend und Gesellschaft*. In: Friedenburg, Ludwig von (Hg.): Jugend in der modernen Gesellschaft. Kiepenheuer & Witsch, Köln & Berlin, S. 176–190.
- Friedrich, Walter (1997): *Zur Mentalität der ostdeutschen Jugendlichen*. In: Schlegel, Uta; Förster, Peter (Hg.): Ostdeutsche Jugendliche. Vom DDR-Bürger zum Bundesbürger. Leske + Budrich, Opladen, S. 39–51.
- Fromm, Erich (1993): *Die Furcht vor der Freiheit*. Deutscher Taschenbuch Verlag, München
- Fuchs-Heinritz, Werner (2005): *Biographische Forschung*. Eine Einführung in Praxis und Methoden. 3. Aufl. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.
- Fuchs-Heinritz, Werner; Krüger, Heinz-Hermann; Ecarius, Jutta (1990): *Feste Fahrpläne durch die Jugendphase*. In: Du Bois-Reymond, Manuela; Oechsle, Mechthild (Hg.): Neue Jugendbiographien? Zum Strukturwandel der Jugendphase. Leske + Budrich, Opladen, S. 25–40.
- Fuhrer, Urs; Marx, Alexandra; Holländer, Antje; Möbes, Janine (2000): *Selbstbildentwicklung in Kindheit und Jugend*. In: Greve, Werner (Hg.): Psychologie des Selbst. Beltz Psychologie Verlags Union, Weinheim, S. 39–57.
- Gebhard, Gunther; Heim, Timo; Rehberg, Karl-Siegbert (Hg.) (2007): *Realität der Klassengesellschaft - Klassengesellschaft als Realität*. MV Wissenschaft, Münster.
- Gehlen, Arnold (1986): *Urmensch und Spätkultur*. Philosophische Ergebnisse und Aussagen. 5. Aufl. Aula Verlag, Wiesbaden.
- Geißler, Rainer (1998): *Das mehrfache Ende der Klassengesellschaft*. Diagnosen sozialstrukturellen Wandels. In: Friedrichs, Jürgen; Lepsius, M. Rainer; Mayer, Karl Ulrich (Hg.): Die Diagnosefähigkeit der Soziologie. Westdeutscher Verlag, Opladen (Sonderheft der KZfSS, Nr. 38), S. 207–235.
- Geißler, Rainer (2006): *Die Sozialstruktur Deutschlands*. Zur gesellschaftlichen Entwicklung mit einer Bilanz zur Vereinigung. 4. Aufl. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.
- Gensicke, Thomas (1998): *Die neuen Bundesbürger*. Eine Transformation ohne Integration. Westdeutscher Verlag, Opladen/Wiesbaden.
- Georg, Werner; Sattel, Ulrike (2006): *Berufliche Bildung, Arbeitsmarkt und Beschäftigung*. In: Arnold, Rolf; Lipsmeyer, Antonius (Hg.): Handbuch der Berufsbildung. 2. Aufl. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S. 125–154.
- Giddens, Anthony (1995): *Konsequenzen der Moderne*. Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- Giddens, Anthony (1996): *Leben in einer posttraditionalen Gesellschaft*. In: Beck, Ulrich; Giddens, Anthony; Lash, Scott (Hg.): Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse, Frankfurt/Main. Suhrkamp, S. 113–194.
- Gille, Martina (2006): *Werte, Geschlechtsrollenorientierung und Lebensentwürfe*. In: Gille, Martina; Sardei-Biermann, Sabine; Gaiser, Wolfgang; Rijke, Johann de (Hg.): Jugendliche und junge Erwachsene in Deutschland. Lebensverhältnisse, Werte und gesellschaftliche Beteiligung 12- bis 29-Jähriger. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S. 131–212.
- Gillis, John R. (1994): *Geschichte der Jugend*. Wilhelm Heyne Verlag, München.
- Gläser, Jochen; Laudel, Grit (2006): *Experteninterviews und qualitative Inhaltsanalyse*. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.
- Gottschall, Karin; Betzelt, Sigrid (2005): *Flexible Bindungen - prekäre Balancen*. Ein neues Erwerbsmuster bei hochqualifizierten Alleindienstleistern. In: Kronauer, Martin; Linne, Gudrun (Hg.): Flexicurity. Die Suche nach Sicherheit in der Flexibilität. Edition Sigma, Rainer Bohn Verlag, Berlin, S. 275–294.
- Gottschall, Karin; Voß, Günther G. (Hg.) (2005): *Entgrenzung von Arbeit und Leben*. Zum Wandel von Erwerbstätigkeit und Privatsphäre im Alltag. Rainer Hampp Verlag, München und Mering.
- Greß, Rosemarie (1995): *Die Ehe - Eine überholte Lebensform*. Dr. Kovac Verlag, Hamburg.

- Greve, Werner (2000): *Das erwachsene Selbst*. In: Greve, Werner (Hg.): *Psychologie des Selbst*. Beltz, Psychologie Verlags Union, Weinheim, S. 96–114.
- Griepentrog, Martin (2001): *Qual der Wahl oder Perspektivlosigkeit? Berufswahl und Berufsberatung in der dritten industriellen Revolution*. In: Mansel, Jürgen; Schweins, Wolfgang; Ulbrich-Herrmann, Matthias (Hg.): *Zukunftsperspektiven Jugendlicher. Wirtschaftliche und sozialer Entwicklungen als Herausforderungen und Bedrohung für die Lebensplanung*. Juventa, Weinheim & München, S. 117–128.
- Griesbach, Heinz; Lewin, Kurt; Heublein, Ulrich; Sommer, Dieter (1998): *Studienabbruch - Typologie und Möglichkeiten der Abbruchquotenbestimmung*. In: HIS-Kurzinformation, H. 5.
- Groß, Martin (2008): *Klassen, Schichten, Mobilität*. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.
- Großkopf, Steffen (2005): *"Ausbildungsfähigkeit": vom Begriffsdschungel zur Realität jugendlicher Lebenswelten*. In: *Sozial extra*, Jg. 29, H. 5, S. 6–11.
- Grundmann, Matthias; Bittlingmayer, Uwe H.; Dravenau, Daniel; Groh-Samberg, Olaf (2004): *Bildung als Privileg und Fluch - zum Zusammenhang zwischen lebensweltlichen und institutionalisierten Bildungsprozessen*. In: Becker, Rolf; Lauterbach, Wolfgang (Hg.): *Bildung als Privileg. Erklärungen und Befunde zu den Ursachen der Bildungsungleichheit*. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S. 43–70.
- Grundmann, Matthias; Groh-Samberg, Olaf; Bittlingmayer, Uwe H.; Bauer, Ulrich (2003): *Milieuspezifische Bildungsstrategien in Familie und Gleichaltrigengruppe*. In: *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft*, Jg. 6, H. 1, S. 25–45.
- Grünert, Holle (2000): *Bildungs- und Ausbildungspolitik in Ostdeutschland*. Erfolgreiches Krisenmanagement, aber geringe Strategiefähigkeit. In: Lutz, Burkart; Grünert, Holle; Steiner, Christine (Hg.): *Bildung und Beschäftigung in Ostdeutschland Band 1*. Berliner Debatte Wissenschaftsverlag, Berlin, S. 147–198.
- Habermas, Jürgen (1976): *Zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus*. Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- Habermas, Jürgen (1981): *Theorie kommunikativen Handelns*. 2 Bde. Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- Hafeneger, Benno (2005): *Kulturelle Modernisierungen in der jungen Generation*. In: Hafeneger, Benno (Hg.): *Subjekt Diagnosen. Subjekt, Modernisierung und Bildung*. Wochenschau-Verlag, Schwabach/Ts., S. 158–192.
- Hannover, Bettina (2000): *Das kontextabhängige Selbst oder warum sich unser Selbst mit dem sozialen Kontext verändert*. In: Greve, Werner (Hg.): *Psychologie des Selbst*. Beltz Psychologie Verlags Union, Weinheim, S. 239–254.
- Harney, Klaus (2006): *Erwachsene in der Berufsbildung*. In: Arnold, Rolf; Lipsmeyer, Antonius (Hg.): *Handbuch der Berufsbildung*. 2. Aufl. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S. 85–94.
- Hartmann, Michael (2004): *Elitesozioologie*. Eine Einführung. Campus Verlag, Frankfurt/Main.
- Hauss, Friedrich; Land, Rainer; Willisich, Andreas (2006): *Umbau der Agrarverfassung und Zerfall der ländlichen Gesellschaft*. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte (APUZ)*, H. 37, S. 31–38.
- Heidbrink, Ludger (2007): *Der Kampf des Bürgers gegen sich selbst*. Antinomien moderner Kulturkritik. In: Wirkus, Bernd (Hg.): *Die kulturelle Moderne zwischen Demokratie und Diktatur. Die Weimarer Republik und danach*. Universitätsverlagsgesellschaft, Konstanz, S. 153–176.
- Heine, Christoph; Spangenberg, Heike; Willich, Julia (2007): *Informationsbedarf, Informationsangebote und Schwierigkeiten bei der Studien- und Berufswahl*. Studienberechtigte 2006 ein halbes Jahr vor dem Erwerb der Hochschulreife. Hochschul-Informationszentrum, Hannover. (HIS: Forum Hochschule, 12). Online verfügbar unter [http://www.his.de/pdf/pub\\_fh/fh-200712.pdf](http://www.his.de/pdf/pub_fh/fh-200712.pdf), zuletzt geprüft am 24.06.2009.
- Heinz, Walter R. (1988): *Übergangsforschung*. Überlegungen zur Theorie und Methodik. In: Deutsches Jugendinstitut (Hg.): *Berufseinstieg heute. Problemlagen und Forschungsstand zum Übergang Jugendlicher in Arbeit und Beruf*. DJI Verlag Deutsches Jugendinstitut, München, S. 9–30.
- Heinz, Walter R. (1995): *Arbeit, Beruf und Lebenslauf*. Eine Einführung in die berufliche Sozialisation. Juventa, Weinheim & München.
- Heinz, Walter R. (1996): *Berufsverläufe im Transformationsprozeß*. In: Hormuth, Stefan E.; Heinz, Walter R.; Kornadt, Hans-Joachim; Sydow, Hubert; Trommsdorff, Gisela (Hg.): *Individuelle Entwicklung, Bildung und Berufsverläufe*. Leske + Budrich, Opladen, S. 273–328.
- Heinz, Walter R. (2000): *Selbstsozialisation im Lebenslauf*. Umriss einer Theorie biographischen Handelns. In: Hoerning, Erika M. (Hg.): *Biographische Sozialisation*. Lucius & Lucius, Stuttgart, S. 165–186.
- Heinz, Walter R. (2008): *Ausbildung, Arbeit und Beruf*. In: Silbereisen, Rainer K.; Hasselhorn, Marcus (Hg.): *Entwicklungspsychologie des Jugendalters*. Hogrefe Verlag für Psychologie, Göttingen (Enzyklopädie der Psychologie, Bd. 5), S. 255–292.
- Heinze, Thomas (1992): *Qualitative Sozialforschung*. Erfahrungen, Probleme und Perspektiven. 2. Aufl. Westdeutscher Verlag, Opladen.
- Heitmeyer, Wilhelm (1993): *Die Bielefelder Rechtsextremismus-Studie*. Erste Langzeituntersuchung zur politischen Sozialisation männlicher Jugendlicher. 2. Aufl. Juventa, Weinheim.
- Heitmeyer, Wilhelm (Hg.) (1997): *Was treibt die Gesellschaft auseinander*. Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- Helsper, Werner (1991): *Das imaginäre Selbst der Adoleszenz: Der Jugendliche zwischen Subjektentfaltung und dem Ende des Selbst*. In: Helsper, Werner (Hg.): *Jugend zwischen Moderne und Postmoderne*. Leske + Budrich, Opladen, S. 73–94.

- Helsper, Werner (Hg.) (1991): *Jugend zwischen Moderne und Postmoderne*. Leske + Budrich, Opladen.
- Herrmann, Ulrich (1982): *Was heißt ‚Jugend‘*. Jugendkonzeptionen in der deutschen Sozialgeschichte. In: Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg (Hg.): *Jugend - Jugendprobleme - Jugendprotest*. Kohlhammer Verlag, Stuttgart, S. 11–27.
- Heublein, Ulrich; Schmelzer, Roland; Sommer, Dieter (2005): *Studienabbruchstudie 2005*. Die Studienabbrecherquoten in den Fächergruppen und Studienbereichen der Universitäten und Fachhochschulen. Hochschul-Informationszentrum, Hannover. (Kurzinformation, 1).
- Heublein, Ulrich; Spangenberg, Heike; Sommer, Dieter (2003): *Ursachen für den Studienabbruch*, Hochschulinformationssystem Hannover.
- Hill, Paul B.; Kopp, Johannes (2004): *Familiensoziologie*. Grundlagen und theoretische Perspektiven. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.
- Hille, Barbara (1977): *Berufswahl und Berufslenkung in der DDR*. In: Jaide, Walter; Hille, Barbara (Hg.): *Jugend im doppelten Deutschland*. Westdeutscher Verlag, Opladen, S. 26–49.
- Hillebrandt, Frank (1999): *Exklusionsindividualität*. Moderne Gesellschaftsstruktur und die soziale Konstruktion des Menschen. Leske + Budrich, Opladen.
- Hillmert, Steffen (2002): *Stabilität und Wandel des „deutschen Modells“: Lebensverläufe im Übergang zwischen Schule und Beruf*. In: Wingens, Markus; Sackmann, Reinhold (Hg.): *Bildung und Beruf*. Juventa, Weinheim und München, S. 65–83.
- Hillmert, Steffen (2004): *Berufseinstieg in Krisenzeiten: Ausbildungs- und Arbeitsmarktchancen in den 1980er und 1990er Jahren*. In: Hillmert, Steffen; Mayer, Karl Ulrich (Hg.): *Geboren 1964 und 1971. Neuere Untersuchungen zu Ausbildungs- und Berufschancen in Westdeutschland*. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S. 23–38.
- Hillmert, Steffen (2009): *Bildung und Lebensverlauf - Bildung im Lebensverlauf*. In: Becker, Rolf (Hg.): *Lehrbuch der Bildungssoziologie*. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S. 215–238.
- Hirsch, Rainer; Roth, Roland (1986): *Das neue Gesicht des Kapitalismus*. Vom Fordismus zum Post-Fordismus. VAS, Hamburg.
- Hirschi, Andreas (2008): *Die Rolle der Berufswahlbereitschaft für eine erfolgreiche Berufswahl*. In: Läge, Damian; Hirschi, Andreas (Hg.): *Berufliche Übergänge*. Psychologische Grundlagen der Berufs-, Studien- und Laufbahnberatung. Lit-Verlag, Münster, S. 155–172.
- Hitzler, Ronald (1994): *Bastelexistenz*. Über subjektive Konsequenzen der Individualisierung. In: Beck, Ulrich; Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hg.): *Risikante Freiheiten*. Suhrkamp, Frankfurt/Main, S. 307–315.
- Hochschulrektorenkonferenz (2008): *Statistische Daten zur Einführung von Bachelor- und Masterstudiengängen - Sommersemester 2008*. Online verfügbar unter [www.hrk.de](http://www.hrk.de), zuletzt geprüft am 26.01.2010.
- Hoerning, Erika M. (1995): *Institution und Biographie - Die Ordnung des Lebens*. In: Hoerning, Erika M.; Corsten, Michael (Hg.): *Institution und Biographie*. Die Ordnung des Lebens. Centaurus Verlagsgesellschaft, Pfaffenweiler, S. 15–25.
- Honneth, Axel (2010): *Das Ich im Wir*. Studien zur Anerkennungstheorie. Suhrkamp, Frankfurt/Main
- Honneth, Axel (2003): *Objektbeziehungstheorie und postmoderne Identität*. Über das vermeintliche Veralten der Psychoanalyse. In: Honneth, Alex: *Unsichtbarkeit*. Stationen einer Theorie der Intersubjektivität, Suhrkamp, Frankfurt/Main. S. 138–161.
- Horkheimer, Max; Adorno, Theodor W. (1944): *Dialektik der Aufklärung*, Frankfurt/Main. Suhrkamp, 1997 (Adorno Gesammelte Schriften, Bd. 3).
- Hörning, Karl H.; Winter, Rainer (Hg.) (1999): *Widerspenstige Kulturen*. Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- Hörz, Peter F. N.; Richter, Marcus (2010): *Verfleißigung Ost*. Ostdeutsche Arbeitnehmer als Avantgarde der totalverzweckten Gesellschaft. In: Busch, Michael; Jeskow, Jens; Stutz, Rüdiger (Hg.): *Zwischen Prekarisierung und Protest*. Die Lebenslagen und Generationsbilder von Jugendlichen in Ost und West. Transcript Verlag, Bielefeld, S. 351–370.
- Hradil, Stefan (1987): *Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft*. Von Klassen und Schichten zu Lagen und Milieus. Leske + Budrich, Opladen.
- Hradil, Stefan (1990): *Postmoderne Sozialstruktur? Zur empirischen Relevanz einer modernen Theorie sozialen Wandels*. In: Berger, Peter A.; Hradil, Stefan (Hg.): *Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile*. Verlag Otto Schwartz & Co., Göttingen (Sonderband der Sozialen Welt, 7), S. 125–150.
- Hradil, Stefan (1992): *Alte Begriffe und neue Strukturen*. Die Milieu-, Subkultur- und Lebensstilforschung der 80er Jahre. In: Hradil, Stefan (Hg.): *Zwischen Bewusstsein und Sein: Die Vermittlung ‚objektiver‘ und ‚subjektiver‘ Lebensweisen*. Leske + Budrich, Opladen, S. 15–55.
- Hradil, Stefan (1995): *Die Modernisierung des Denkens*. Zukunftspotentiale und ‚Altlasten‘ in Ostdeutschland. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte (APUZ)*, H. 20, S. 3–15.
- Huber, Ludwig (1998): *Sozialisation in der Hochschule*. In: Hurrelmann, Klaus; Ulich, Dieter (Hg.): *Handbuch der Sozialisationsforschung*. 5. Aufl. Beltz Psychologie Verlags Union, Weinheim & Basel, S. 417–442.

- Huinink, Johannes; Konietzka, Dirk (2007): *Familiensoziologie*. Eine Einführung. Campus Verlag, Frankfurt/Main.
- Huinink, Johannes; Schröder, Torsten (2008): *Skizzen zu einer Theorie des Lebenslaufs*. In: Diekmann, Andreas; Eichner, Klaus; Schmidt, Peter; Voss, Thomas (Hg.): *Rational Choice: Theoretische Analysen und empirische Resultate*. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S. 291–308.
- Hurrelmann, Klaus (1998): *Einführung in die Sozialisationstheorie*. Über den Zusammenhang von Sozialstruktur und Persönlichkeit. 6. Aufl. Beltz Verlag, Weinheim & Basel.
- Hurrelmann, Klaus (2003): *Der entstrukturierte Lebenslauf*. In: Zeitschrift für die Soziologie der Erziehung und Sozialisation, Jg. 23, H. 2, S. 115–126.
- Hurrelmann, Klaus (2004): *Lebensphase Jugend*. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung. 7. Aufl. Juventa, Weinheim & München.
- Hurrelmann, Klaus; Albert, Mathias; Quenzel, Gudrun; Langness, Anja (2006): *Eine pragmatische Generation unter Druck*. Einführung in die Shell-Jugendstudie 2006. In: Jugendwerk der Deutschen Shell (Hg.): *Jugend 2006. Eine pragmatische Generation unter Druck*. Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn, S. 31–48.
- Inglehart, Ronald (1998): *Modernisierung und Postmodernisierung*. Kultureller, wirtschaftlicher und politischer Wandel in 43 Gesellschaften. Campus, Frankfurt/Main.
- Jacob, Marita (2004): *Mehrfachausbildungen in Deutschland*. Karriere, Collage, Kompensation. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.
- Jacobi, Jolande (1985): *Psychologie des Selbst bei C.G. Jung und H. Kohut*. Verlag J. Pfeiffer, München.
- Jaide, Walter (1961): *Die Berufswahl*. Eine Untersuchung über die Voraussetzungen und Motive der Berufswahl bei Jugendlichen von heute. Juventa, München.
- Jaide, Walter (1977): *Berufsfindung und Berufswahl*. Voraussetzungen, Entwicklungen und Komponenten der (ersten) Berufseinmündung. In: Seifert, Karl H.; Eckhardt, Hans-Henning; Jaide, Walter (Hg.): *Handbuch der Berufspsychologie*. Hogrefe Verlag für Psychologie, Göttingen, S. 280–344.
- Jesse, Eckhard (Hg.) (2008): *Neues Deutschland*. Eine Bilanz der deutschen Wiedervereinigung. Nomos, Baden-Baden.
- John, Rene (1999): *Die unpolitischen Bürger*. In: Zoll, Rainer (Hg.): *Ostdeutsche Biographien*. Lebenswelt im Umbruch. Suhrkamp, Frankfurt/Main, S. 88–100.
- Jost, Gerhard (2005): *Radikaler Konstruktivismus - ein Potential für die Biographieforschung*. In: Völter, Bettina; Dausien, Bettina; Lutz, Helma; Rosenthal, Gabriele (Hg.): *Biographieforschung im Diskurs*. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S. 213–227.
- Jugendwerk der Deutschen Shell (Hg.) (1997): *Jugend '97*. Zukunftsperspektiven, Gesellschaftliches Engagement, Politische Orientierungen. Leske + Budrich, Opladen.
- Jugendwerk der Deutschen Shell (Hg.) (2002): *Jugend 2002*. 14. Shell-Jugendstudie. Unter Mitarbeit von Klaus Hurrelmann und Matthias Albert. Fischer Verlag, Frankfurt/Main.
- Jugendwerk der Deutschen Shell (Hg.) (2006): *Jugend 2006. Eine pragmatische Generation unter Druck*. Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn.
- Jung, Carl Gustav (1998): *Die Beziehungen zwischen dem Ich und dem Unbewussten*. 6. Aufl. Deutscher Taschenbuch Verlag, München.
- Jung, Carl Gustav (2001): *Seelenprobleme der Gegenwart*. Deutscher Taschenbuch Verlag, München.
- Junge, Matthias (1995): *Forever Young*. Junge Erwachsene in Ost- und Westdeutschland. Leske + Budrich, Opladen.
- Junge, Matthias (1998): *Subjektivierung der Vergesellschaftung und die Moralisierung der Soziologie*. In: Friedrichs, Jürgen (Hg.): *Die Individualisierungs-These*. Leske + Budrich, Opladen/Wiesbaden, S. 49–64.
- Junge, Matthias (2000): *Ambivalente Gesellschaftlichkeit*. Die Modernisierung der Vergesellschaftung und die Ordnungen der Ambivalenzbewältigung. Leske und Budrich, Opladen.
- Junge, Matthias (2002): *Individualisierung*. Campus Verlag, Frankfurt/Main & New York.
- Junge, Matthias (2004a): *Scheitern: Ein unausgearbeitetes Konzept soziologischer Theoriebildung und ein Vorschlag zu seiner Konzeptionalisierung*. In: Junge, Matthias; Lechner, Götz (Hg.): *Scheitern. Aspekte eines sozialen Phänomens*. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S. 15–32.
- Junge, Matthias (2004b): *Sozialisationstheorien vor dem Hintergrund von Modernisierung, Individualisierung und Postmodernisierung*. In: Hoffmann, Dagmar; Merckens, Hans (Hg.): *Jugendsoziologische Sozialisationsforschung. Impulse für die Jugendforschung*. Juventa, Weinheim & München, S. 35–50.
- Junge, Matthias (2005): *Zygmunt Bauman*. In: Kaesler, Dirk (Hg.): *Aktuelle Theorien der Soziologie*. Von Shmuel N. Eisenstadt bis zur Postmoderne. Verlag C. H. Beck, München, S. 64–80.
- Junge, Matthias (2007): *Zygmunt Bauman Soziologie zwischen Postmoderne, Ethik und Gegenwartsdiagnose*. 2. Aufl. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.
- Kassner, Karsten; Wassermann, Petra (2005): *Nicht überall, wo Methode draufsteht, ist auch Methode drin*. Zur Problematik der Fundierung von ExpertInneninterviews. In: Bogner, Alexander; Littig, Beate; Menz, Wolfgang (Hg.): *Das Experteninterview*. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S. 95–112.



- Keupp, Heiner (2005): *Die Reflexive Modernisierung von Identitätskonstruktionen: Wie heute Identität geschaffen wird*. In: Hafenecker, Benno (Hg.): *Subjekt Diagnosen. Subjekt, Modernisierung und Bildung*. Wochenschau-Verlag, Schwabach/Ts., S. 60–94.
- Keupp, Heiner (2007a): *Normalität und Abweichung*. Vortrag bei der 6. Bundesweiten Fachtagung Erlebnispädagogik am 06. – 08. September 2007 in Freiburg. Online verfügbar unter [http://www.ipp-muenchen.de/texte/keupp\\_normal\\_2\\_freiburg\\_07.pdf](http://www.ipp-muenchen.de/texte/keupp_normal_2_freiburg_07.pdf), zuletzt geprüft am 26.02.2010.
- Keupp, Heiner (2007b): *Wege aus einer erschöpften Gesellschaft*. Anregungen zu der Tagung „Depression und Gesellschaft - Wege aus der Erschöpfung“ der Evangelischen Akademie Tutzing in Rothenburg o. d. Tauber am 25. März 2007. Online verfügbar unter [http://www.ipp-muenchen.de/texte/keupp\\_wege\\_07.pdf](http://www.ipp-muenchen.de/texte/keupp_wege_07.pdf), zuletzt geprüft am 01. März 2010.
- Keupp, Heiner (2007c): *Wege aus einer erschöpften Gesellschaft*. Eine Empowermentperspektive. Online verfügbar unter [http://www.virgil.at/fileadmin/user\\_upload/downloads/keupp.pdf](http://www.virgil.at/fileadmin/user_upload/downloads/keupp.pdf), zuletzt geprüft am 01. März 2010.
- Keupp, Heiner (2008): *(Keine) Zeit für die Liebe ?!* Partnerschaft in der Rush-Hour des Lebens. Vortrag bei der Tagung „40 Jahre für gelingende Beziehungen“ am 17. April 2008 in Linz. Online verfügbar unter [http://www.ipp-muenchen.de/texte/keupp\\_linz\\_08.pdf](http://www.ipp-muenchen.de/texte/keupp_linz_08.pdf), zuletzt geprüft am 01. März 2010.
- Keupp, Heiner (2009): *Die (Un-)Möglichkeit, Erwachsen zu werden*. Ergebnisse der Jugendgesundheitsforschung. Vortrag bei der Tagung „Denn sie wissen nicht, was sie tun“. Jugendliche zwischen Autonomie und Verführbarkeit“. Online verfügbar unter [http://www.evangelische-akademie.de/admin/projects/akademie/pdf/material/094444\\_243.%20Keupp](http://www.evangelische-akademie.de/admin/projects/akademie/pdf/material/094444_243.%20Keupp), zuletzt geprüft am 03. März 2010.
- Keupp, Heiner et al (1999): *Identitätskonstruktionen. das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne*. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg.
- Kirchhöfer, Dieter (2004): *Der Tätigkeitsansatz der kulturhistorischen Schule und die Veränderungen in der Jugendphase*. In: Merckens, Hans; Zinnecker, Jürgen (Hg.): *Jahrbuch Jugendforschung*. 4. Ausgabe 2004. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S. 152–176.
- Kirsch, Bärbel; Tuyet Vo Thi Anh (1996): *Problemlernen und Problembewältigung beim Übergang von der Schule zur Hochschule*. In: Lompscher, Joachim; Mandl, Heinz (Hg.): *Lehr- und Lernprobleme im Studium. Bedingungen und Veränderungsmöglichkeiten*. Verlag Hans Huber, Bern, S. 185–208.
- Kirsten, Barbara (2007): *Prädikatoren einer Studienwahlentscheidung*. Die Entwicklung eines Studienwahlmodells auf Basis der „Theory of Circumscription an Compromise“ nach Gottfredson (1981). Online verfügbar unter <http://elpub.bib.uni-wuppertal.de/edocs/dokumente/fbg/psychologie/diss2007/kirsten/dg0702.pdf>, zuletzt geprüft am 02. März 2010.
- Klages, Helmut (1998): *Werte und Wertewandel*. In: Schäfers, Bernhard; Zapf, Wolfgang (Hg.): *Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands*. Leske + Budrich, Opladen, S. 698–709.
- Klages, Helmut; Gensicke, Thomas (1994): *Spannungsfelder des Wertewandels*. Von der spontanen Entwicklung von Selbstentfaltungswerten zu deren Integration. In: Seibert, Norbert; Serve, Helmut J. (Hg.): *Bildung und Erziehung an der Schwelle zum dritten Jahrtausend. Multidisziplinäre Aspekte, Analysen, Positionen, Perspektiven*. PimS-Verlag GmbH, München, S. 674–695.
- Klages, Helmut u. a. (1984): *Wertorientierungen im Wandel. Rückblick, Gegenwartsanalyse, Prognosen*. Campus Verlag, Frankfurt/Main & New York.
- Klein, Thomas; Lengerer, Andrea; Uzelac, Michaela (2002): *Partnerschaftliche Lebensformen im internationalen Vergleich*. In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, Jg. 27, H. 3, S. 359–379.
- Kleining, Gerhard (1995): *Lehrbuch entdeckende Sozialforschung*. 3. Aufl. Beltz Psychologie Verlags Union, Weinheim.
- Kleining, Gerhard (2005): *The Qualitative-Heuristic Approach to Theory*. In: Gürtler, Leo; Kiegelmann, Mechthild; Huber, Günter L. (Hg.): *Areas of Qualitative Psychology - Special Focus on Design*. Verlag Ingeborg Huber, Tübingen, S. 27–34.
- Knauf, Helene; Oechsle, Mechthild (2006): *Berufsfindung im Prozess: Wie tragfähig ist die Studien- und Berufswahl*. IFF Info 31, Bielefeld. Online verfügbar unter [http://www.berufsorientierungslebensplanung.de/pdf/Berufsfindung%20im%20Prozess\\_IFF%20Info%20Endversion.pdf](http://www.berufsorientierungslebensplanung.de/pdf/Berufsfindung%20im%20Prozess_IFF%20Info%20Endversion.pdf), zuletzt geprüft am 10.12.2008.
- Knauf, Helene; Oechsle, Mechthild (2007): *Berufsfindungsprozesse von Abiturientinnen und Abiturienten im Kontext schulischer Angebote zur Berufsorientierung*. In: Kahlert, Heike; Mansel, Jürgen (Hg.): *Bildung und Berufsorientierung*. Juventa, Weinheim & München, S. 143–162.
- Kneer, Georg (1997): *Zivilgesellschaft*. In: Kneer, Georg; Nassehi, Armin; Schroer, Markus (Hg.): *Soziologische Gesellschaftsbegriffe: Konzepte moderner Zeitdiagnosen*. Wilhelm Fink Verlag, München, S. 228–251.
- Knoblauch, Hubert (2005): *Wissenssoziologie*. UVK Verlagsgesellschaft, Konstanz.
- Knuth, Matthias (1998): *Von der Lebensstellung zur nachhaltigen Beschäftigungsfähigkeit*. Sind wir auf dem Weg zum Hochgeschwindigkeitsarbeitsmarkt. In: Bosch, Gerhard (Hg.): *Zukunft der Erwerbsarbeit. Strategien für Arbeit und Umwelt*. Campus Verlag, Frankfurt/Main & New York, S. 300–331.

- Koch, Dieter (2003): *Studienabbruch - Kein Stoff für eine Tragödie*. Eine Analyse der Studienabbrüche an der HWP auf dem Hintergrund aktueller Ergebnisse der Studienabbruchforschung., Hamburg. (Sozialökonomischer Text, Nr. 98).
- Koch, Frank T. (2007): „*Humankapital*“ und *Beschäftigung im Schatten der großen Städte*. In: Woderich, Rolf (Hg.): Im Osten nichts Neues. Strukturwandel in peripheren Räumen. Lit Verlag, Berlin, S. 141–178.
- Kocka, Jürgen (1995): *Europäisches Muster und deutscher Fall*. In: Kocka, Jürgen (Hg.): Bürgertum im 19. Jahrhundert. Band 1: Einheit und Vielfalt Europas. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, S. 9–75.
- Kohli, Martin (1975): *Die berufliche Laufbahn*. In: Lange, Elmar; Büschges, Günter (Hg.): Aspekte der Berufswahl in der modernen Gesellschaft. Aspekte-Verlag, Frankfurt/Main, S. 129–169.
- Kohli, Martin (1985): *Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente*. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 1, H. 37, S. 1–29.
- Kohli, Martin (1986): *Gesellschaftszeit und Lebenszeit. Der Lebenslauf im Strukturwandel der Moderne*. In: Berger, Peter A. (Hg.): Die Moderne - Kontinuitäten und Zäsuren. Verlag Otto Schwartz & Co., Göttingen, Bd. 1986, S. 183–208.
- Kohli, Martin (1988): *Normalbiographie und Individualität: Zur institutionellen Dynamik des gegenwärtigen Lebenslaufregimes*. In: Brose, Hans-Georg; Hildenbrand, Bruno (Hg.): Vom Ende des Individuums zum Individuum ohne Ende. Leske + Budrich, Opladen, S. 33–53.
- Kohli, Martin (1989): *Institutionalisierung und Individualisierung der Erwerbsbiographie*. Aktuelle Veränderungstendenzen und ihre Folgen. In: Brock, Dietmar; Leu, Hans-Rudolf; Preiß, Christine; Vetter, Hans-Rolf (Hg.): Subjektivität im gesellschaftlichen Wandel. Umbrüche im beruflichen Sozialisationsprozeß. DJI Verlag Deutsches Jugendinstitut, München, S. 249–278.
- Kohli, Martin (1994a): *Die DDR als Arbeitsgesellschaft*. Arbeit, Lebenslauf und soziale Differenzierung. In: Kaelble, Hartmut; Kocka, Jürgen; Zwahr, Hartmut (Hg.): Sozialgeschichte der DDR. Klett-Cotta, Stuttgart, S. 31–61.
- Kohli, Martin (1994b): *Institutionalisierung und Individualisierung der Erwerbsbiographie*. In: Beck, Ulrich; Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hg.): Riskante Freiheiten. Suhrkamp, Frankfurt/Main, S. 219–244.
- Kohli, Martin (2003): *Der institutionalisierte Lebenslauf: ein Blick zurück und nach vorn*. In: Allmendinger, Jutta (Hg.): Entstaatlichung und soziale Sicherheit. Verhandlungen des 31. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Leipzig 2002. Leske + Budrich, Opladen, S. 525–545.
- Kokemohr, Rainer; Marotzki, Winfried (1989): *Biographien in komplexen Institutionen*. Bd. 1, Studentenbiographien. Peter Lang Verlag, Frankfurt/Main.
- Kollmorgen, Raj (2003): *Das Ende Ostdeutschlands*. Zeiten und Perspektiven eines Forschungsgegenstandes. In: Berliner Debatte Initial, Jg. 14, H. 2, S. 4–18.
- Kollmorgen, Raj (2005): *Ostdeutschland*. Beobachtungen einer Übergangs- und Teilgesellschaft. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.
- Konietzka, Dirk (1998): *Langfristige Wandlungstendenzen im Übergang von der Schule in den Beruf*. In: Soziale Welt, Jg. 49, H. 1, S. 107–134.
- Konietzka, Dirk (2002): *Die soziale Differenzierung der Übergangsmuster in den Beruf*. Die ‚zweite Schwelle‘ im Vergleich der Berufseinstiegskohorten 1976-1999. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 54, H. 4, S. 645–673.
- Konietzka, Dirk (2010): *Zeiten des Übergangs*. Sozialer Wandel des Übergangs in das Erwachsenenalter. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.
- Konietzka, Dirk; Huinink, Johannes (2003): *Die De-Standardisierung einer Statuspassage*. Zum Wandel des Auszugs aus dem Elternhaus und des Übergangs in das Erwachsenenalter in Westdeutschland. In: Soziale Welt, Jg. 54, S. 285–312.
- Konietzka, Dirk; Seibert, Holger (2001): *Erosion eines Übergangsregimes*. Die Arbeitslosigkeit nach der Berufsausbildung und ihre Folgen für den Berufseinstieg – ein Vergleich der Berufseinstiegskohorten 1976-1995. In: Berger, Peter A.; Konietzka, Dirk (Hg.): Die Erwerbsgesellschaft. Neue Ungleichheiten und Unsicherheiten. Leske + Budrich, Opladen, S. 65–94.
- König, Hans-Dieter (2007): *Tiefenhermeneutik*. In: Flick, Uwe; Kardorff, Ernst von; Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg, S. 556–568.
- Konsortium Bildungsberichterstattung (2006): *Bildung in Deutschland*. Ein indikatorengestützter Bericht mit einer Analyse zu Bildung und Migration. Bertelsmann, Gütersloh.
- Koppetsch, Cornelia (2006): *Kreativsein als Subjektideal und Lebensentwurf*: Zum Wandel beruflicher Integration im neuen Kapitalismus - das Beispiel der Werbeberufe. In: Rehberg, Karl-Siegbert (Hg.): Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede. Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München. Campus, Frankfurt/Main, S. 677–692.
- Körner, Gabriele (2006): *Berufswahl, Lebensentwurf und Geschlecht*. In: Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien, Jg. 24, H. 2-3, S. 141–157.

- Kraemer, Klaus (2003): *Prekäre Erwerbsarbeit - Ursache gesellschaftlicher Desintegration*. In: Allmendinger, Jutta (Hg.): Entstaatlichung und soziale Sicherheit. Verhandlungen des 31. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Leipzig 2002. Leske + Budrich, Opladen, S. 661–676.
- Kraemer, Klaus (2008): *Alles Prekär? Die Prekarisierungsdebatte auf dem soziologischen Prüfstand*. In: Eickelpasch, Rolf; Lobato, Philipp Ramos; Rademacher, Claudia (Hg.): Metamorphosen des Kapitalismus - und seiner Kritik. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S. 104–116.
- Kraimer, Klaus (2000): *Die Fallrekonstruktion*. Bezüge, Konzepte, Perspektiven. In: Kraimer, Klaus (Hg.): Die Fallrekonstruktion. Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung. Suhrkamp, Frankfurt/Main, S. 23–57.
- Kratzer, Nick; Sauer, Dieter (2005): *Entgrenzung von Arbeit: Konzept, Thesen Befunde*. In: Gottschall, Karin; Voß, Günther G. (Hg.): Entgrenzung von Arbeit und Leben. Zum Wandel von Erwerbstätigkeit und Privatsphäre im Alltag. Rainer Hampp Verlag, München und Mering, S. 87–123.
- Krauskopf, Dina (2007): *Die Jugend und der Untergang des psychosozialen Moratoriums*. In: Overwien, Bernd (Hg.): Von sozialen Subjekten. Kinder und Jugendliche in verschiedenen Welten. IKO - Verlag für Interkulturelle Kommunikation, Frankfurt/Main & London, S. 81–96.
- Kreutz, Henrik (Hg.) (1988): *Pragmatische Soziologie*. Beiträge zur wissenschaftlichen Diagnose und praktischen Lösung gesellschaftlicher Gegenwartsprobleme. Leske + Budrich, Opladen.
- Kron, Thomas (2002): *Individualisierung - allgemeine Tendenzen und der deutsche Sonderweg*. In: Schimank, Uwe; Volkmann, Ute (Hg.): Soziologische Gegenwartsdiagnosen II. Leske + Budrich, Opladen/Wiesbaden, Bd. 2, S. 257–290.
- Kronauer, Martin (1999): *Marginalisierung und Ausgrenzung durch Arbeitsplatzverlust*. Für eine neue Diskussion des Verhältnisses von Verzeitlichung und Verfestigung der Arbeitslosigkeit. In: Lamnek, Siegfried; Luedtke, Jens (Hg.): Der Sozialstaat zwischen ‚Markt‘ und ‚Hedonismus‘. Leske + Budrich, Opladen, S. 231–243.
- Kruse, Wilfried; Paul-Kohlhoff, Angela (1987): *Jugendliche: Orientierungslos im Wandel von Ausbildung und Beschäftigung*. Orientierung und Verarbeitungsweisen beim Übergang in Ausbildung und Beschäftigung. In: Weymann, Ansgar (Hg.): Bildung und Beschäftigung. Verlag Otto Schwartz & Co., Göttingen (Soziale Welt Sonderband, 5), S. 121–139.
- Kudera, Werner (2000): *Lebenslauf, Biographie, Lebensführung*. In: Kudera, Werner; Voß, Günther G. (Hg.): Lebensführung und Gesellschaft. Beiträge zu Konzept und Empirie alltäglicher Lebensführung. Leske + Budrich, Opladen, S. 85–105.
- Kühnel, Wolfgang (1990): *Der Lebenszusammenhang DDR-Jugendlicher im Spannungsfeld von institutioneller Verregelung und alltagskultureller Modernisierung*. In: Burkart, Günter (Hg.): Sozialisation im Sozialismus. Lebensbedingungen in der DDR im Umbruch (1. Beiheft der ZSE), S. 105–113.
- Kuhnke, Ralf (1997): *Wertewandel bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Ostdeutschland*. In: Sydow, Hubert (Hg.): Entwicklung und Sozialisation von Jugendlichen vor und nach der Vereinigung Deutschlands. Leske + Budrich, Opladen, S. 115–158.
- Küstners, Ivonne (2006): *Narrative Interviews*. Grundlagen und Anwendungen. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.
- Kutscha, Günter (1991): *Übergangsforschung - Zu einem neuen Forschungsbereich*. In: Beck, Klaus; Kell, Adolf (Hg.): Bilanz der Bildungsforschung. Deutscher Studienverlag, Weinheim, S. 113–155.
- Lafargue, Paul: *Das Recht auf Faulheit*. Online verfügbar unter <http://www.wildcat-www.de/material/m003lafa.htm>, zuletzt geprüft am 16.02.2010.
- Lamnek, Siegfried (1995): *Qualitative Sozialforschung*. Bd. 1 Methodologie. Beltz Psychologie Verlags Union, München.
- Lamnek, Siegfried (2005): *Qualitative Sozialforschung*. Lehrbuch. 4. Aufl. Beltz Psychologie Verlags Union, Weinheim & Basel.
- Lange, Andreas (2003): *Theorieentwicklung in der Jugendforschung durch Konzeptimport*. Heuristische Perspektiven des Ansatzes „Alltägliche Lebensführung“. In: Mansel, Jürgen; Griese, H. M. (Hg.): Theoriedefizite der Jugendforschung. Standortbestimmung und Perspektiven. Juventa, Weinheim & München, S. 102–118.
- Lauterbach, Wolfgang; Weil, Mareike (2008): *Mehrfachausbildungen und die Folgen für die Erwerbstätigkeit. Oder: Wer ist am erfolgreichsten*. In: Szydlik, Marc (Hg.): Flexibilisierung. Folgen für Arbeit und Familie. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S. 68–92.
- Lenz, Karl (2005): *Romantische Liebe - Fortdauer und Niedergang*. In: Tanner, Klaus (Hg.): ‚Liebe‘ im Wandel der Zeiten. Kulturwissenschaftliche Perspektiven. Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig, S. 237–260.
- Liebau, Eckart (2006): *Der Störenfried*. Warum Pädagogen Bourdieu nicht mögen. In: Friebertshäuser, Barbara; Rieger-Ladich, Markus; Wigger, Lothar (Hg.): Reflexive Erziehungswissenschaft. Forschungsperspektiven im Anschluss an Pierre Bourdieu. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S. 41–58.
- Liebau, Eckart; Huber, Ludwig (1985): *Die Kulturen der Fächer*. In: Neue Sammlung. Zeitschrift für Erziehung und Gesellschaft, Jg. 25, H. 3, S. 314–339.

- Liebel, Manfred (1974): *Jugend als Gegenstand bürgerlicher Soziologie*. In: Lessing, Helmut; Liebel, Manfred (Hg.): Jugend in der Klassengesellschaft. Marxistische Jugendforschung und antikapitalistische Jugendarbeit. Juventa, München, S. 39–59.
- Lindenberger, Ulmann; Schaefer, Sabine (2008): *Erwachsenenalter und Alter*. In: Oerter, Rolf; Montada, Leo (Hg.): Entwicklungspsychologie. 6. Aufl. Beltz Psychologie Verlags Union, Weinheim & Basel, S. 366–410.
- Lindner, Bernd (1997): *Sozialisation und politische Kultur junger Ostdeutscher vor und nach der Wende*. Ein generationsspezifisches Analysemodell. In: Schlegel, Uta; Förster, Peter (Hg.): Ostdeutsche Jugendliche. Vom DDR-Bürger zum Bundesbürger. Leske + Budrich, Opladen, S. 23–38.
- Link, Jürgen (1998): *Von der ‚Macht der Norm‘ zum ‚flexiblen Normalismus‘*. In: Jurt, Josef (Hg.): Zeitgenössische französische Denker. Eine Bilanz. Rombach, Freiburg im Breisgau, S. 251–268.
- Link, Jürgen (2006): *Versuch über den Normalismus*. Wie Normalität produziert wird. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.
- Linsen, Ruth; Leven, Ingo; Hurrelmann, Klaus (2002): *Wachsende Ungleichheit der Zukunftschancen*. Familie, Schule und Freizeit als jugendliche Lebenswelten. In: Jugendwerk der Deutschen Shell (Hg.): Jugend 2002. 14. Shell-Jugendstudie. Fischer Verlag, Frankfurt/Main, S. 53–90.
- Luhmann, Niklas (1989): *Individuum, Individualität, Individualismus*. In: Luhmann, Niklas: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Bd. 3, Frankfurt/Main. Suhrkamp, S. 149–258.
- Luhmann, Niklas (2005a): *Die Form „Person“*. In: Luhmann, Niklas: Soziologische Aufklärung Bd. 6. Die Soziologie und der Mensch. 2. Aufl., VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S. 137–148.
- Luhmann, Niklas (2005b): *Intersubjektivität oder Kommunikation: Unterschiedliche Ausgangspunkte soziologischer Theoriebildung*. In: Luhmann, Niklas: Soziologische Aufklärung Bd. 6. Die Soziologie und der Mensch. 2. Aufl., VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S. 162–179.
- Maasen, Sabine (2006): *Hirnforscher als Neurosoziologen*. Eine Debatte zum freien Willen im Feuilleton. In: Reichertz, Jo; Zaboura, Nadja (Hg.): Akteur Gehirn oder das vermeintliche Ende des handelnden Subjekts. Eine Kontroverse. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S. 287–303.
- Machowecz, Martin; Pollmer, Cornelius; Schirmer, Stefan (2009): *Die Kinder der Freiheit*. In: Die Zeit, Ausgabe 46 5. November 2009. Online verfügbar unter <http://www.zeit.de/2009/46/S-DDR-Jugend?page=all>, zuletzt geprüft am 26.02.2010.
- Mansel, Jürgen; Hurrelmann, Klaus (2003): *Jugendforschung und Sozialisationstheorie*. Über Möglichkeiten und Grenzen der Lebensgestaltung im Jugendalter. In: Mansel, Jürgen; Griesse, H. M. (Hg.): Theoriedefizite der Jugendforschung. Standortbestimmung und Perspektiven. Juventa, Weinheim & München, S. 75–90.
- Mansel, Jürgen; Kahlert, Heike (2007): *Arbeit und Identität im Jugendalter vor dem Hintergrund der Strukturkrise*. Ein Überblick zum Stand der Forschung. In: Mansel, Jürgen; Kahlert, Heike (Hg.): Arbeit und Identität im Jugendalter. Die Auswirkungen der gesellschaftlichen Strukturkrise auf Sozialisation. Juventa, Weinheim & München, S. 7–32.
- Manske, Alexandra (2006): *Vom Umgang mit Instabilitäten: Wie WebWorker ihre soziale Lage bearbeiten*. In: Rehberg, Karl-Siebert (Hg.): Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede. Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München. Campus, Frankfurt/Main, S. 693–709.
- Marcuse, Herbert (1967): *Der eindimensionale Mensch*. Luchterhand, Neuwied und Berlin.
- Marotzki, Winfried (2007): *Qualitative Biographieforschung*. In: Flick, Uwe; Kardorff, Ernst von; Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg, S. 175–186.
- Matthes, Joachim (1983): *Krise der Arbeitsgesellschaft*. Verhandlungen des 21. Deutschen Soziologentages in Bamberg 1982. Campus Verlag, Frankfurt/Main.
- Mayer, Karl Ulrich (1989): *Lebensverläufe und sozialer Wandel*. Anmerkungen zu einem Forschungsprogramm. In: Mayer, Karl Ulrich (Hg.): Lebensverläufe und sozialer Wandel. Westdeutscher Verlag, Opladen (Sonderheft der KZfSS, Nr. 31), S. 7–21.
- Mayer, Karl Ulrich (1990): *Lebensverläufe und sozialer Wandel*. Westdeutscher Verlag, Opladen.
- Mayer, Karl Ulrich (1995): *Gesellschaftlicher Wandel, Kohortenungleichheit und Lebensverläufe*. In: Berger, Peter A.; Sopp, Peter (Hg.): Sozialstruktur und Lebenslauf. Leske + Budrich, Opladen, S. 27–48.
- Mayer, Karl Ulrich (1996): *Lebensverläufe und gesellschaftlicher Wandel*. Eine Theoriekritik und eine Analyse zum Zusammenhang von Bildungs- und Geburtenentwicklung. In: Behrens, Johann; Voges, Wolfgang (Hg.): Kritische Übergänge. Statuspassagen und sozialpolitische Institutionalisierung. Campus Verlag, Frankfurt/Main & New York, S. 43–72.
- Mayer, Karl Ulrich (2000): *Arbeit und Wissen: Die Zukunft von Bildung und Beruf*. In: Kocka, Jürgen; Offe, Claus (Hg.): Geschichte und Zukunft der Arbeit. Campus Verlag, Frankfurt/Main & New York, S. 383–409.
- Mayer, Karl Ulrich (2004): *Unordnung und frühes Leid? Bildungs- und Berufsverläufe in den 1980er und 1990er Jahren*. In: Hillmert, Steffen; Mayer, Karl Ulrich (Hg.): Geboren 1964 und 1971. Neuere Untersuchungen zu Ausbildungs- und Berufschancen in Westdeutschland. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S. 201–214.

- Mayer, Karl Ulrich; Hillmert, Steffen (2004): *Neue Flexibilitäten oder blockierte Gesellschaft*. Sozialstruktur und Lebensverläufe in Deutschland 1960–2000. In: Kecskes, Robert; Wagner, Michael; Wolf, Christof (Hg.): *Angewandte Soziologie*. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S. 129–158.
- Mayer, Karl Ulrich; Müller, Walter (1989): *Lebensverläufe im Wohlfahrtsstaat*. In: Weymann, Ansgar (Hg.): *Handlungsspielräume*. Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart, S. 41–60.
- Mayring, Philipp (2003): *Qualitative Inhaltsanalyse*. Grundlagen und Techniken. 8. Aufl. Beltz Verlag, Weinheim & Basel.
- Mayring, Philipp (2007): *Qualitative Inhaltsanalyse*. In: Flick, Uwe; Kardorff, Ernst von; Steinke, Ines (Hg.): *Qualitative Forschung*. Ein Handbuch. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg, S. 468–474.
- Merkel, Ina (1999): *Utopie und Bedürfnis*. Die Geschichte der Konsumkultur in der DDR. Böhlau, Köln & Berlin.
- Merkle, Tanja; Wippermann, Carsten (2008): *Eltern unter Druck*. Selbstverständnisse, Befindlichkeiten und Bedürfnisse von Eltern in verschiedenen Lebenswelten. Borchard, Michael; Henry-Huthmacher, Christine (Hg.). Lucius & Lucius, Stuttgart.
- Mertens, Dieter; Parmentier, Klaus (1988): *Zwei Schwellen - acht Problembereiche*. Grundzüge eines Diskussions- und Aktionsrahmens zu den Beziehungen zwischen Bildungs- und Beschäftigungssystem. In: Mertens, D. (Hg.): *Konzepte der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung*. Eine Forschungsinventur des IAB. 3. Aufl. Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Nürnberg,, S. 467–490.
- Mertens, Wolfgang (2005): *Psychoanalyse*. Grundlagen, Behandlungstechnik und Anwendung. 6. Aufl. Kohlhammer Verlag, Stuttgart.
- Mertens, Wolfgang; Obrist, Willy; Schlopp, Heinz (1999): *Was Freud und Jung nicht zu hoffen wagten...* Tiefenpsychologie als Grundlage der Humanwissenschaften. Psychosozial-Verlag, Göttingen.
- Meuser, Michael (1999): *Subjektive Perspektiven, habituelle Dispositionen und konjunktive Erfahrungen*. Wissenssoziologie zwischen Schütz, Bourdieu und Mannheim. In: Hitzler, Ronald; Reichertz, Jo; Schroer, Markus (Hg.): *Hermeneutische Wissenssoziologie*. Standpunkte zur Theorie der Interpretation. UVK Verlagsgesellschaft, Konstanz, S. 121–146.
- Meuser, Michael; Nagel, Ulrike (2005): *ExpertInneninterviews - vielfach erprobt, wenig bedacht*. Ein Beitrag zur qualitativen Methodendiskussion. In: Bogner, Alexander; Littig, Beate; Menz, Wolfgang (Hg.): *Das Experteninterview*. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S. 71–94.
- Michailow, Matthias (1994): *Lebensstilsemantik*. Soziale Ungleichheit und Formationsbildung in der Kulturgesellschaft. In: Mörth, Ingo; Fröhlich, Gert (Hg.): *Das symbolische Kapital der Lebensstile*. Zur Kulturosoziologie der Moderne nach Pierre Bourdieu. Campus Verlag, Frankfurt/Main & New York, S. 107–128.
- Michalitsch, Gabriele (2006): *Die neoliberale Domestizierung des Subjekts*. Von den Leidenschaften zum Kalkül. Campus Verlag, Frankfurt/Main.
- Middendorff, Ernst (2008): *Studieren mit Kind*. Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF), Bonn & Berlin.
- Mikl-Horke, Gertraude (1999): *Historische Soziologie der Wirtschaft*. R. Oldenbourg Verlag, München.
- Mikl-Horke, Gertraude (2007): *Industrie- und Arbeitssoziologie*. 6. Aufl. R. Oldenbourg Verlag, München.
- Minssen, Heiner (Hg.) (2000): *Begrenzte Entgrenzungen*. Wandlungen von Organisation und Arbeit. Edition Sigma, Rainer Bohn Verlag, Berlin.
- Montada, Leo (2002a): *Die geistige Entwicklung aus Sicht Jean Piagets*. In: Oerter, Rolf; Montada, Leo (Hg.): *Entwicklungspsychologie*. 5. Aufl. Beltz Psychologie Verlags Union, Weinheim & Basel, S. 418–442.
- Montada, Leo (2002b): *Moralische Entwicklung und moralische Sozialisation*. In: Oerter, Rolf; Montada, Leo (Hg.): *Entwicklungspsychologie*. 5. Aufl. Beltz Psychologie Verlags Union, Weinheim & Basel, S. 619–647.
- Moser, Klaus; Schmook, Renate (2006): *Berufliche und organisationale Sozialisation*. In: Schuler, Heinz (Hg.): *Lehrbuch der Personalpsychologie*. 2. Aufl. Hogrefe Verlag für Psychologie, Göttingen, S. 231–254.
- Müller, Christian (2007): *Neoliberalismus und Freiheit - Zum sozialetischen Anliegen der Ordo-Schule*. In: ORDO - Jahrbuch für die Ordnung von Wirtschaft und Gesellschaft, Jg. 58, S. 99–108.
- Müller, Dagmar; Hofmann, Michael; Rink, Dieter (1997): *Diachrone Analysen von Lebensweisen in den neuen Bundesländern*. Zum historischen und transformationsbedingten Wandel der sozialen Milieus in Ostdeutschland. In: Hradil, Stefan; Pankoke, Eckart (Hg.): *Aufstieg für alle*. Leske + Budrich, Opladen, S. 237–320.
- Müller, Dana (2008): *Der Traum einer kontinuierlichen Beschäftigung - Erwerbsunterbrechungen bei Männern und Frauen*. In: Szydlik, Marc (Hg.): *Flexibilisierung*. Folgen für Arbeit und Familie. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S. 47–67.
- Müller, Hans-Peter (1992): *Sozialstruktur und Lebensstile*. Der neuere theoretische Diskurs über soziale Ungleichheit. Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- Müller, Walter (2001): *Zum Verhältnis von Bildung und Beruf in Deutschland*. Entkopplung oder zunehmende Strukturierung. In: Berger, Peter A.; Konietzka, Dirk (Hg.): *Die Erwerbsgesellschaft*. Neue Ungleichheiten und Unsicherheiten. Leske + Budrich, Opladen, S. 29–64.
- Müller, Walter; Gangl, Markus; Scherer, Stefanie (2002): *Übergangsstrukturen zwischen Bildung und Beschäftigung*. In: Wingens, Markus; Sackmann, Reinhold (Hg.): *Bildung und Beruf*. Juventa, Weinheim und München, S. 39–64.

- Müller-Hartmann, Irene (1992): *Soziale Lagen, soziale Risiken und ihre Bewältigung in den neuen Bundesländern*. In: Berliner Journal für Soziologie, Jg. 2, H. 3, S. 303–318.
- Müller-Schneider, Thomas (1998): *Subjektivität und innengerichtete Modernisierung*. Erlebniskultur in der Metamorphose. In: Hillebrandt, Frank; Kneer, Georg; Kraemer, Klaus (Hg.): Verlust der Sicherheit. Lebensstile zwischen Multioptionalität und Knappheit. Westdeutscher Verlag, Opladen/Wiesbaden, S. 137–157.
- Münchmeier, Richard (1997): *Die Lebenslage junger Menschen*. In: Jugendwerk der Deutschen Shell (Hg.): Jugend '97. Zukunftsperspektiven, Gesellschaftliches Engagement, Politische Orientierungen. Leske + Budrich, Opladen, S. 277–302.
- Mutz, Gert; Sing, Dorit (2001): *Soziale Integration durch Bürgerarbeit oder bürgerschaftliches Engagement*. In: Berger, Peter A.; Konietzka, Dirk (Hg.): Die Erwerbsgesellschaft. Neue Ungleichheiten und Unsicherheiten. Leske + Budrich, Opladen, S. 357–379.
- Nassehi, Armin (1994): *Die Form der Biographie*. Theoretische Überlegungen zur Biographieforschung in methodologischer Absicht. In: BIOS, Jg. 7, H. 1, S. 46–63.
- Nave-Herz, Rosemarie (2002): *Kontinuität und Wandel der Familie in Deutschland : eine zeitgeschichtliche Analyse*. Lucius & Lucius, Stuttgart.
- Neckel, Sighard; Dröge, Klaus (2002): *Die Verdienste und ihr Preis: Leistungen in der Marktgesellschaft*. In: Honneth, Alex (Hg.): Befreiung aus der Mündigkeit. Paradoxien des gegenwärtigen Kapitalismus. Campus Verlag, Frankfurt/Main, S. 93–116.
- Nissen, Ulrike; Keddi, Barbara; Pfeil, Patricia (2003): *Berufsfindungsprozesse von Mädchen und jungen Frauen*. Erklärungsansätze und empirische Befunde. Leske + Budrich, Opladen.
- Nittel, Dieter (2006): *Das Erwachsenenalter aus Sicht der Biographieforschung*. In: Krüger, Heinz-Hermann; Marotzki, Winfried (Hg.): Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S. 317–340.
- Noelle-Neumann, Elisabeth; Petersen, Thomas (2001): *Zeitenwende. Der Wertewandel 30 Jahre später*. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, H. 29, S. 15–22.
- Nollmann, Gerd (2006): *Das neuronale Korrelat und Max Webers Konzept der soziologischen Kausalerklärung*. Warum die Neurowissenschaft keine Konkurrentin der Soziologie ist. In: Reichertz, Jo; Zaboura, Nadja (Hg.): Akteur Gehirn oder das vermeintliche Ende des handelnden Subjekts. Eine Kontroverse. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S. 61–78.
- Oechsle, Mechthild (1990): *Von der Selbstverleugnung zur Selbstverwirklichung – ein neues kulturelles Modell*. In: Du Bois-Reymond, Manuela; Oechsle, Mechthild (Hg.): Neue Jugendbiographien? Zum Strukturwandel der Jugendphase. Leske + Budrich, Opladen, S. 155–173.
- Oehme, Andreas (2007): *Übergänge in Arbeit*. Kompetenzentwicklung, Aneignung und Bewältigung in der entgrenzten Arbeitsgesellschaft. Schneider Verlag Hohengehren, Baltmannsweiler.
- Oehme, Andreas; Schröer, Wolfgang (2008): *Never Young - oder warum das junge Erwachsenenalter nicht nur vom Ende her gedacht werden kann*. In: Galuske, Michael; Rietzke, Tim (Hg.): Lebensalter und soziale Arbeit: Bd. 4. Junges Erwachsenenalter. Schneider Verlag Hohengehren, Baltmannsweiler, S. 202–215.
- Oerter, Rolf; Montada, Leo (Hg.) (2008): *Entwicklungspsychologie*. 6. Aufl. Beltz Psychologie Verlags Union, Weinheim & Basel.
- Oesterdiekhoff, Georg W (2001): *Soziale Strukturen, sozialer Wandel und Wertewandel das Theoriemodell von Ronald Inglehart in der Diskussion seiner Grundlagen*. In: Oesterdiekhoff, Georg W; Jegelka, Norbert (Hg.): Werte und Wertewandel in westlichen Gesellschaften. Resultate und Perspektiven der Sozialwissenschaften. Leske + Budrich, Opladen, S. 41–54.
- Oevermann, Ulrich (1993): *Die objektive Hermeneutik als unverzichtbare methodologische Grundlage für die Analyse von Subjektivität*. Zugleich eine Kritik der Tiefenhermeneutik. In: Junge, Thomas; Müller-Doohm, Stefan (Hg.): ‚Wirklichkeit‘ im Deutungsprozeß. Verstehen und Methoden in den Kulturwissenschaften. Suhrkamp, Frankfurt/Main & New York, S. 106–190.
- Olk, Thomas; Strikker, Frank (1990): *Jugend und Arbeit*. Individualisierungs- und Flexibilisierungstendenzen in der Statuspassage Schule/Arbeitswelt. In: Heitmeyer, Wilhelm; Olk, Thomas (Hg.): Individualisierung von Jugend. gesellschaftliche Prozesse, subjektive Verarbeitungsformen, jugendpolitische Konsequenzen. Juventa, Weinheim & München, S. 159–194.
- Oram, Melanie (2007): *Der Studien- und Berufswahlprozess*. Zur subjektiven Rekonstruktion einer biographischen Entscheidung. Tectum Verlag, Marburg.
- Osterland, Martin (1990): *„Normalbiographie“ und „Normalarbeitsverhältnis“*. In: Berger, Peter A.; Hradil, Stefan (Hg.): Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile. Verlag Otto Schwartz & Co., Göttingen (Sonderband der Sozialen Welt, 7), S. 351–362.
- Ostermann, Patrick; Rehberg, Karl-Siegbert; Voigt, Karen (2006): *Transformationsprozesse im Kulturbereich*. Eine vergleichende Studie zum ‚Dritten System‘ in Mittel- und Osteuropa. Leipziger Universitätsverlag, Leipzig.

- Pätzold, Günter (2008): *Übergang Schule - Berufsausbildung*. In: Helsper, Werner (Hg.): Handbuch der Schulforschung. 2. Aufl. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S. 593–610.
- Peukert, Richard (2005): *Familien im sozialen Wandel*. 6. Aufl. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.
- Pinquart, Martin; Silbereisen, Rainer K. (2000): 159-194. In: Greve, Werner (Hg.): Psychologie des Selbst. Beltz, Psychologie Verlags Union, Weinheim, S. 75–95.
- Plato, Alexander von (1991): *Oral History als Erfahrungswissenschaft*. Zum Stand der ‚mündlichen Geschichte‘. In: BIOS, Jg. 4, H. 1, S. 96–119.
- Pohlentz, Phillip; Tinsner, Karen (2004): *Bestimmungsgrößen des Studienabbruchs*. Eine empirische Untersuchung zu Ursachen und Verantwortlichkeiten. Universität Potsdam.
- Pollack, Detlef (1992): *Sozialstruktur und Mentalität in Ostdeutschland*. In: Meyer, Hansgünter (Hg.): Soziologie in Deutschland und die Transformation großer gesellschaftlicher Systeme. Verhandlungen des Soziologentages in Leipzig 1991. Akademie Verlag, Berlin, S. 272–285.
- Pollack, Detlef (2000): *Wirtschaftlicher, sozialer und mentaler Wandel in Ostdeutschland*. Eine Bilanz nach zehn Jahren. In: Aus Politik und Zeitgeschichte (APUZ), H. 40, S. 13–21.
- Pollack, Detlef; Pickel, Gert (1998): *Die ostdeutsche Identität – Erbe des DDR-Sozialismus oder Produkt der Wiedervereinigung*. In: Aus Politik und Zeitgeschichte (APUZ), H. 41-42, S. 9–23.
- Pongratz, Hans J.; Voß, Günther G. (2000): *Vom Arbeitnehmer zum Arbeitskraftunternehmer – Zur Entgrenzung der Ware Arbeitskraft*. In: Minssen, Heiner (Hg.): Begrenzte Entgrenzungen. Wandlungen von Organisation und Arbeit. Edition Sigma, Rainer Bohn Verlag, Berlin, S. 225–248.
- Popp, Ulrike (2007): *Widersprüche zwischen schulischer Sozialisation und jugendlichen Identitätskonstruktionen*. Zur „Identitätskrise“ der Schule. In: Kahlert, Heike; Mansel, Jürgen (Hg.): Bildung und Berufsorientierung. Juventa, Weinheim & München, S. 19–35.
- Preißer, Rüdiger (2003): *Zur Reproduktion sozialer Ungleichheit durch Bildungsentscheidungen*. Ein Beitrag zum Verhältnis von Sozialstruktur und individuellem Handeln. Deutsches Institut für Erwachsenenbildung, Bonn.
- Raab, Erich (1997): *Jugend sucht Arbeit*. Eine Längsschnittuntersuchung zum Berufseinstieg Jugendlicher in der Bundesrepublik Deutschland. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, H. 25, S. 3–12.
- Raab, Erich; Rademacher, Herrmann (1996): *Verlängerte Suche und Berufswahl mit Vorbehalt*. Neue Handlungsstrategien Jugendlicher beim Berufseinstieg. In: Schober, Karen; Gaworek, Maria (Hg.): Berufswahl: Sozialisations- und Selektionsprozesse an der ersten Schwelle. Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Nürnberg, S. 127–136.
- Rausch, T. (1999): *Von der DDR-Sozialisation zum neuen kulturellen Modell*. In: Zoll, Rainer (Hg.): Ostdeutsche Biographien. Lebenswelt im Umbruch. Suhrkamp, Frankfurt/Main, S. 370–378.
- Reckwitz, Andreas (2008): *Moderne: Der Kampf um die Öffnung und Schließung von Kontingenzen*. In: Moebius, Stephan; Reckwitz, Andreas (Hg.): Poststrukturalistische Sozialwissenschaften. Suhrkamp, Frankfurt/Main, S. 226–244.
- Reese-Schäfer, Walter (2007): *Das überforderte Selbst*. Globalisierungsdruck und Verantwortungslast. merus verlag, Hamburg.
- Rehberg, Karl-Siegbert (1979): *Rationales Handeln als großbürgerliches Aktionsmodell*. Thesen zu einigen handlungstheoretischen Implikationen der „Soziologischen Grundbegriffe“ Max Webers. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 31, H. 2, S. 199–236.
- Rehberg, Karl-Siegbert (1990): *Eine Grundlagentheorie der Institutionen: Arnold Gehlen*. Mit systematischen Schlussfolgerungen für eine kritische Institutionentheorie. In: Göhler, Gerhard; Lenk, Kurt; Schmalz-Bruns, Rainer (Hg.): Die Rationalität politischer Institutionen. Interdisziplinäre Perspektiven. Nomos, Baden-Baden, S. 115–144.
- Rehberg, Karl-Siegbert (1994): *Kulturwissenschaft und Handlungsbegrifflichkeit: Anthropologische Überlegungen zum Zusammenhang von Handlung und Ordnung in der Soziologie Max Webers*. In: Wagner, Gerhard; Zipprian, Heinz (Hg.): Max Webers Wissenschaftslehre: Interpretation und Kritik. Suhrkamp, Frankfurt/Main, S. 602–661.
- Rehberg, Karl-Siegbert (2003): *Normalitätsfiktion als institutioneller Mechanismus*. In: Link, Jürgen; Loer, Thomas; Neuendorff, Hartmut (Hg.): ‚Normalität‘ im Diskursnetz soziologischer Begriffe. Synchron Verlag, Heidelberg, S. 163–182.
- Rehberg, Karl-Siegbert (2006): *Ost-West*. In: Lessenich, Stephan; Nullmeier, Frank (Hg.): Deutschland - eine gesplante Gesellschaft. Campus Verlag, Frankfurt/Main, S. 209–233.
- Rehberg, Karl-Siegbert (Hg.) (2008): *Die Natur der Gesellschaft*. Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006. Campus Verlag, Frankfurt/Main & New York.
- Reichertz, Jo (2006): *Akteur Gehirn - oder das vermeintliche Ende des sinnhaft handelnden und kommunizierenden Subjekts*. In: Reichertz, Jo; Zaboura, Nadja (Hg.): Akteur Gehirn oder das vermeintliche Ende des handelnden Subjekts. Eine Kontroverse. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S. 7–15.
- Reichertz, Jo (2007): *Abduktion, Deduktion und Induktion in der qualitativen Forschung*. In: Flick, Uwe; Kardorff, Ernst von; Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg, S. 276–285.

- Reinberg, Alexander; Hummel, Markus (2005): *Vertrauter Befund: Höhere Bildung schützt auch in der Krise vor Arbeitslosigkeit*, Nürnberg. (IAB Kurzbericht, 9/2005). Online verfügbar unter <http://doku.iab.de/kurzber/2005/kb0905.pdf>, zuletzt geprüft am 16.11.2009.
- Reinders, Heinz (2003): *Jugendtypen*. Ansätze zu einer differentiellen Theorie der Adoleszenz. Leske + Budrich, Opladen.
- Renn, Joachim (2002): *Selbstbehauptung*. In: Straub, Jürgen; Renn, Joachim (Hg.): *Transitorische Identität. Zum Prozesscharakter des modernen Selbst*. Campus Verlag, Frankfurt/Main & New York, S. 238–266.
- Richter, Götz (1999): *Soziale Bindungen zwischen System und Lebenswelt*. Solidarische Integration im VEB der DDR. UVK Verlagsgesellschaft, Konstanz.
- Rosa, Hartmut (2009): *Kapitalismus als Dynamisierungsspirale - Soziologie als Gesellschaftskritik*. In: Dörre, Klaus; Lessenich, Stephan; Rosa, Hartmut (Hg.): *Soziologie Kapitalismus Kritik. Eine Debatte*. Suhrkamp, Frankfurt/Main, S. 87–125.
- Rosenthal, Gabriele (1995): *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte*. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Campus Verlag, Frankfurt/M. & New York.
- Rosenthal, Gabriele (2005): *Interpretative Sozialforschung*. Eine Einführung. Juventa, Weinheim & München.
- Rosenthal, Gabriele; Fischer-Rosenthal, Wolfram (2007): *Analyse narrativ-biographischer Interviews*. In: Flick, Uwe; Kardorff, Ernst von; Steinke, Ines (Hg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg, S. 456–467.
- Roth, Gerhard (2003): *Fühlen, Denken, Handeln*. Wie das Gehirn unser Verhalten steuert. Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- Roth, Gerhard (2008): *Homo neurobiologicus - ein neues Menschenbild*. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, H. 44-45, S. 6–12.
- Sackmann, Reinhold (2007): *Lebenslaufanalyse und Biografieforchung. eine Einführung*. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.
- Sackmann, Reinhold; Wingers, Markus (2001): *Theoretische Konzepte des Lebenslaufs: Übergang, Sequenz und Verlauf*. In: Sackmann, Reinhold; Wingers, Markus (Hg.): *Strukturen des Lebenslaufs. Übergang - Sequenz - Verlauf*. Juventa, Weinheim & München, S. 17–50.
- Schäfer, Thomas; Völter, Bettina (2005): *Subjekt-Positionen. Michel Foucault und die Biografieforchung*. In: Völter, Bettina; Dausien, Bettina; Lutz, Helma; Rosenthal, Gabriele (Hg.): *Biografieforchung im Diskurs*. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S. 161–185.
- Schäfers, Bernhard (1996): *Ambivalenzen des Einigungsprozesses: Integration und Differenzierung*. In: *Gegenwartskunde*, H. 1, S. 113–143.
- Schäfers, Bernhard (2004): *Lebensphase Jugend*. 7. Aufl. Juventa, Weinheim & München.
- Scharmann, Theodor (1956): *Arbeit und Beruf*. Eine soziologische und psychologische Untersuchung über die heutige Berufssituation. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen.
- Scheller, Grit (2005): *Die Wende als Individualisierungsschub*. Umfang, Richtung und Verlauf des Individualisierungsprozesses in Ostdeutschland. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.
- Scheller, Percy; Spangenberg, Heike; Willich, Julia (2007): *Veränderungen von Ausbildungs- und Tätigkeitsmotiven Jugendlicher zwischen 1980 und 2002*. In: Kahlert, Heike; Mansel, Jürgen (Hg.): *Bildung und Berufsorientierung*. Juventa, Weinheim & München, S. 119–142.
- Schelsky, Helmut (1957): *Die skeptische Generation*. Eine Geschichte der deutschen Jugend, Eugen Diederichs Verlag, 1963, Düsseldorf.
- Schelsky, Helmut (1972): *Die Bedeutung des Berufs in der modernen Gesellschaft*. In: Luckmann, Thomas; Sprondel, Walter M. (Hg.): *Berufssoziologie*. Kiepenheuer & Witsch, Köln, S. 25–35.
- Scherger, Simone (2007): *Destandardisierung, Differenzierung, Individualisierung westdeutsche Lebensläufe im Wandel*. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.
- Scherr, Albert (2000): *Individualisierung - Moderne - Postmoderne*. Eine Auseinandersetzung mit dem Individualisierungstheorem in der Perspektive eines kritischen Postmodernismus. In: Kron, Thomas (Hg.): *Individualisierung und soziologische Theorie*. Leske + Budrich, Opladen, S. 185–202.
- Scherr, Albert (2004): *Selbstsozialisation in der polykontextualen Gesellschaft*. In: Hoffmann, Dagmar; Merckens, Hans (Hg.): *Jugendsoziologische Sozialisationsforschung. Impulse für die Jugendforschung*. Juventa, Weinheim & München, S. 221–237.
- Schiener, Jürgen (2006): *Bildungserträge in der Erwerbgesellshaft*. Analysen zur Karrieremobilität. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.
- Schildt, Axel (1993): *Von der Not der Jugend zur Teenager-Kultur: Aufwachsen in den 50er Jahren*. In: Schildt, Axel; Sywottek, Arnold (Hg.): *Modernisierung im Wiederaufbau. Die westdeutsche Gesellschaft der 50er Jahre*. Verlag J. H. W. Dietz Nachf., Bonn, S. 335–348.
- Schildt, Axel (2000): *Materieller Wohlstand – pragmatische Politik – kulturelle Umbrüche*. Die 60er Jahre in der Bundesrepublik. In: Schildt, Axel; Siegfried, Detlef; Lammers, Karl C. (Hg.): *Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften*. Hans Christians Verlag, Hamburg, S. 21–53.



- Schimank, Uwe (2000): *Handeln und Strukturen*. Einführung in die akteurtheoretische Soziologie. Juventa, Weinheim & München.
- Schimank, Uwe (2002): *Das zwiespältige Individuum*. Zum Person-Gesellschaft-Arrangement der Moderne. Leske + Budrich, Opladen.
- Schimank, Uwe (2005): *Die Entscheidungsgesellschaft*. Komplexität und Rationalität der Moderne. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.
- Schimank, Uwe; Volkmann, Ute (Hg.) (2007): *Soziologische Gegenwartsanalysen I*. Eine Bestandsaufnahme. 2. Aufl. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.
- Schlemmer, Elisabeth; Gerstberger, Herbert (Hg.) (2008): *Ausbildungsfähigkeit im Spannungsfeld zwischen Wissenschaft, Politik und Praxis*. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.
- Schlücker, Karin (2008): *Vom Text zum Wissen*. Positionen und Probleme quantitativer Forschung. UVK Verlagsgesellschaft, Konstanz.
- Schmeiser, Martin (2006): *Von der "äußeren" zur "inneren" Strukturierung des Lebenslaufs*. Eine Strukturgeschichte. In: BIOS, Jg. 19, H. 1, S. 51–92.
- Schmeling, Dirk (1995): *Kindheit und Jugend in der DDR*. Lebenslagen und Strukturen. In: Bolz, Alexander; Griese, Hartmut M. (Hg.): *Deutsch-deutsche Jugendforschung*. Theoretische und empirische Studien zur Lage der Jugend aus ostdeutscher Sicht. Juventa, Weinheim & München, S. 44–66.
- Schmid Noerr, Gunselin (2004): *Emanzipation des Subjekts - von sich selbst*. Pädagogisches Handeln angesichts der Paradoxien der Moderne. In: Zeitschrift für Kritische Theorie, Jg. 10, H. 18-19, S. 7–27.
- Schmidt, Steffen (2010): *Génération Précaire - Ambivalenz und Reichweite einer neuen Selbstzuschreibung*. In: Busch, Michael; Jeskow, Jens; Stutz, Rüdiger (Hg.): *Zwischen Prekarisierung und Protest*. Die Lebenslagen und Generationenbilder von Jugendlichen in Ost und West. Transcript Verlag, Bielefeld, S. 75–100.
- Schmitt, Christina (2009): *Was soll bloß aus mir werden*. Spiegel Online. Online verfügbar unter <http://www.spiegel.de/schulspiegel/abi/0,1518,615040,00.html>, zuletzt geprüft am 26.02.2010.
- Schnitzer, Klaus; Isserstedt, Wolfgang; Müßig-Trapp, Peter; Schreiber, Jochen (1998): *Das soziale Bild der Studentenschaft in der Bundesrepublik Deutschland*. 15. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks durchgeführt durch das Hochschul-Informationssystem. Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF), Bonn.
- Schölling, Markus (2005): *Soziale Herkunft, Lebensstil und Studienfachwahl: Eine Typologie*. Peter Lang Verlag, Frankfurt/Main.
- Schöneberger, Klaus (2007): *Widerständigkeit der Biographie*. Zu den Grenzen der Entgrenzung neuer Konzepte alltäglicher Lebensführung im Übergang von fordistischen zum postfordistischen Arbeitsparadigma. In: Seifert, Manfred; Götz, Irene; Huber, Birgit (Hg.): *Flexible Biographien*. Horizonte und Brüche im Arbeitsleben der Gegenwart. Campus Verlag, Frankfurt/Main & New York, S. 63–96.
- Schrage, Dominik (2009): *Die Verfügbarkeit der Dinge*. Eine historische Soziologie des Konsums. Campus Verlag, Frankfurt/Main.
- Schreiber, Marc (2008): *Ausbildungs- und Berufswahl als Entscheidung*. Vier verschiedene Entscheidungsstile und deren Zusammenhang mit einer erfolgreichen Ausbildungs- und Berufswahl bei Jugendlichen. In: Läge, Damian; Hirschi, Andreas (Hg.): *Berufliche Übergänge*. Psychologische Grundlagen der Berufs-, Studien- und Laufbahnberatung. Lit-Verlag, Münster, S. 173–188.
- Schroeder, Klaus (1990): *Identität, Individualität und psychische Befindlichkeit des DDR-Bürgers im Umbruch*. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie, Jg. 1. Beiheft, S. 163-176
- Schroeder, Klaus (2000): *Der Preis der Einheit*. Carl Hanser Verlag, München.
- Schroeder, Klaus (2006): *Die veränderte Republik*. Deutschland nach der Wiedervereinigung. Bayrische Landeszentrale für politische Bildungsarbeit, München.
- Schroer, Markus (1994): *Soziologie und Zeitdiagnose: Moderne oder Postmoderne*. In: Kneer, Georg; Kraemer, Klaus; Nassehi, Armin (Hg.): *Soziologie*. Zugänge zur Gesellschaft. Theorie, Geschichten, Methoden. Lit Verlag, Münster; Hamburg, Bd. 1, S. 225–246.
- Schroer, Markus (2001): *Das Individuum der Gesellschaft*. Synchrone und diachrone Theorieperspektiven. Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- Schröer, Wolfgang (2004): *Befreiung aus dem Moratorium*. Zur Entgrenzung von Jugend. In: Lenz, Karl; Schefold, Wolfgang; Schröer, Wolfgang (Hg.): *Entgrenzte Lebensbewältigung*. Jugend, Geschlecht und Jugendhilfe. Juventa, Weinheim & München, S. 19–74.
- Schubarth, Wilfried; Speck, Karsten (2010): *Zwischen Annäherung und Spaltung*. Soziale Probleme ostdeutscher Jugendlicher im Ost-West-Vergleich. In: Busch, Michael; Jeskow, Jens; Stutz, Rüdiger (Hg.): *Zwischen Prekarisierung und Protest*. Die Lebenslagen und Generationenbilder von Jugendlichen in Ost und West. Transcript Verlag, Bielefeld, S. 155–174.
- Schultheis, Franz (2005): *Gesellschaft mit begrenzter Haftung*. Zumutungen und Leiden im deutschen Alltag. UVK Verlagsgesellschaft, Konstanz.

- Schulze, Gerhard (2005): *Die Erlebnisgesellschaft*. Kultursoziologie der Gegenwart. 2. Aufl. einer Neuauflage. Campus Verlag, Frankfurt/Main & New York.
- Schütze, Fritz (1983): *Prozessstrukturen des Lebenslaufs*. In: Matthes, Joachim; Pfeifenberger, Arno; Stosberg, Manfred (Hg.): *Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive*. Kolloquium am Sozialwissenschaftlichen Forschungszentrum der Universität Nürnberg. 2. Aufl. Verlag der Nürnberger Forschungsvereinigung e. V., Nürnberg, S. 67–156.
- Schütze, Fritz (1984): *Kognitive Figuren des autobiographischen Stehgreiferzählens*. In: Kohli, Martin; Robert, Gunther (Hg.): *Biographie und soziale Wirklichkeit*. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven. Verlag J. B. Metzlar, Stuttgart, S. 78–117.
- Schütze, Fritz (2006): *Verlaufskurve des Erleidens als Forschungsgegenstand der interpretativen Soziologie*. In: Krüger, Heinz-Hermann; Marotzki, Winfried (Hg.): *Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung*. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S. 205–238.
- Segert, Astrid; Zierke, Irene (1997): *Sozialstruktur und Milieuerfahrungen*. Aspekte des alltagskulturellen Wandels in Ostdeutschland. Westdeutscher Verlag, Opladen.
- Seifert, Karl H. (1977): *Theorien der Berufswahl und der beruflichen Entwicklung*. In: Seifert, Karl H.; Eckhardt, Hans-Henning; Jaide, Walter (Hg.): *Handbuch der Berufspsychologie*. Hogrefe, Verlag für Psychologie, Göttingen, S. 171–279.
- Seitz, Klaus (2006): *Lernen in einer globalisierten Gesellschaft*. In: Rauschenbach, Thomas; Sass, Erich (Hg.): *Informelles Lernen im Jugendalter*. Vernachlässigte Dimensionen der Bildungsdebatte. Juventa, Weinheim & München, S. 63–91.
- Sennett, Richard (1998): *Der flexible Mensch*. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Siedler Verlag, Berlin.
- Simmel, Georg (1989): *Philosophie des Geldes*. Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- Simmel, Georg (1992): *Soziologie*. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- Simmel, Georg (1993): *Das Problem des Stiles*. In: Simmel, Georg: Aufsätze und Abhandlungen 1901-1908 Bd. II (GSG, Bd. 8), Suhrkamp, Frankfurt/Main, S. 374–384.
- Simmel, Georg (1995a): *Die Großstädte und das Geistesleben*. In: Simmel, Georg: Aufsätze und Abhandlungen 1901-1908 Bd.1 (GSG, Bd. 7), Frankfurt/Main. Suhrkamp, S. 116–131.
- Simmel, Georg (1995b): *Philosophie der Mode*. In: Simmel, Georg: Gesamtausgabe Bd. 10, Suhrkamp, Frankfurt/Main, S. 7-38
- Simmel, Georg (1996): *Der Begriff und die Tragödie der Kultur*. In: Simmel, Georg: Hauptprobleme der Philosophie, Philosophische Kultur, (GSG, Bd. 14), Suhrkamp, Frankfurt/Main,, S. 385–416.
- Singer, Wolf (2003): *Ein neues Menschenbild*. Gespräche über Hirnforschung. Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- Soeffner, Hans-Georg; Hitzler, Ronald (1994): *Hermeneutik als Haltung und Handlung*. Über methodisch kontrolliertes Verstehen. In: Schröder, Norbert (Hg.): *Interpretative Sozialforschung*. Auf dem Weg zu einer hermeneutischen Wissenssoziologie. Westdeutscher Verlag, Opladen, S. 310–327.
- Solga, Heike (2004a): *Ausgrenzungsgefahren trotz Integration - Die Übergangsbio grafien von Jugendlichen ohne Schulabschluss*. In: Hillmert, Steffen; Mayer, Karl Ulrich (Hg.): *Geboren 1964 und 1971*. Neuere Untersuchungen zu Ausbildungs- und Berufschancen in Westdeutschland. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S. 39–63.
- Solga, Heike (2004b): *Das Scheitern gering qualifizierter Jugendlicher an den Normalisierungspflichten moderner Bildungsgesellschaften*. In: Junge, Matthias; Lechner, Götz (Hg.): *Scheitern*. Aspekte eines sozialen Phänomens. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S. 97–121.
- Solga, Heike (2009): *Bildungsarmut und Ausbildungslosigkeit in der Bildungs- und Wissensgesellschaft*. In: Becker, Rolf (Hg.): *Lehrbuch der Bildungssoziologie*. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S. 395–432.
- Solms, Mark (2006): *Sigmund Freud heute*. Eine neurowissenschaftliche Perspektive auf die Psychoanalyse. In: *Psyche*. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen, Jg. 60, S. 829–859.
- Statistisches Bundesamt (2006): *Datenreport 2006*. Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn.
- Statistisches Bundesamt (2008): *Datenreport 2008*. Ein Sozialbericht für die Bundesrepublik Deutschland. Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn.
- Stegmann, Heinz (1988): *Jugend beim Übergang in Arbeit und Beruf*. In: Deutsches Jugendinstitut (Hg.): *Berufseinstieg heute*. Problemlagen und Forschungsstand zum Übergang Jugendlicher in Arbeit und Beruf. DJI Verlag Deutsches Jugendinstitut, München, S. 43–74.
- Steinbach, Anja; Nauck, Bernhard (2004): *Intergenerationelle Transmission von kulturellem Kapital in Migrantenfamilien*. In: *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft*, Jg. 7, H. 1, S. 20–32.
- Steiner, Christine (1997): *„Schuster bleib bei deinen Leisten!“ Berufliche Mobilität im ostdeutschen Transformationsprozeß*. In: Schenk, Sabine (Hg.): *Ostdeutsche Erwerbsverläufe zwischen Kontinuität und Wandel*. Leske + Budrich, Opladen, S. 113–152.

- Steiner, Christine (2005): *Bildungsentscheidungen als sozialer Prozess*. Eine Untersuchung in ostdeutschen Familien. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.
- Steinke, Ines (2007): *Gütekriterien qualitativer Forschung*. In: Flick, Uwe; Kardorff, Ernst von; Steinke, Ines (Hg.): *Qualitative Forschung*. Ein Handbuch. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg, S. 319–331.
- Straub, Jürgen (2000): *Identität als psychologisches Deutungskonzept*. In: Greve, Werner (Hg.): *Psychologie des Selbst*. Beltz Psychologie Verlags Union, Weinheim, S. 279–301.
- Straub, Jürgen (2004): *Identität*. In: Jaeger, Friedrich; Liebsch, Burkhard (Hg.): *Handbuch der Kulturwissenschaften*, Bd. 1. Grundlagen und Schlüsselbegriffe. Verlag J. B. Metzlar, Stuttgart, S. 277–303.
- Straub, Jürgen; Renn, Joachim (2002): *Transitorische Identität*. Der Prozesscharakter des modernen Selbst. In: Straub, Jürgen; Renn, Joachim (Hg.): *Transitorische Identität. Zum Prozesscharakter des modernen Selbst*. Campus Verlag, Frankfurt/Main & New York, S. 10–31.
- Struck, Olaf (2006): *Flexibilität und Sicherheit*. Empirische Befunde, theoretische Konzepte und institutionelle Gestaltung von Beschäftigungsstabilität. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.
- Stuhlmann, Karin (2009): *Die Realisierung von Berufswünschen*. Durch die Identitätsentwicklung vorhersagbar. In: Fend, Helmut; Berger, Fred; Grob, Urs (Hg.): *Lebensverläufe, Lebensbewältigung, Lebensglück*. Ergebnisse der Life-Studie. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S. 73–100.
- Sturma, Dieter (Hg.) (2006): *Philosophie und Neurowissenschaften*. Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Tenbruck, Friedrich H. (1965): *Moderne Jugend als soziale Gruppe*. In: Friedenborg, Ludwig von (Hg.): *Jugend in der modernen Gesellschaft*. Kiepenheuer & Witsch, Köln & Berlin, S. 87–98.
- Thalman-Hereth, Karin (2001): *Jugend zwischen Früh und Spät – die „sophisticated generation“*. Asanger Verlag, Heidelberg.
- Thomas, R. (1986): *Jugend und Gesellschaft in der DDR*. In: Bearns, Barbara (Hg.): *Die DDR in Deutschland*. Verlag Wissenschaft und Politik, Köln, S. 59–78.
- Tillmann, Klaus-Jürgen (2007): *Sozialisation*. Eine Einführung in den Zusammenhang von Gesellschaft, Institution und Subjektwerdung. 15. Aufl. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg.
- Titz, Christoph (2009): *Ziemlich planlos vor der Reifepfung*. Spiegel Online. Online verfügbar unter <http://www.spiegel.de/schulspiegel/abi/0,1518,620908,00.html>, zuletzt geprüft am 26.02.2010.
- Tosana, Simone; Faulstich-Wieland, Hannelore (2005): *Bildungsgänge jenseits der Normalbiographie*. In: Schenk, Barbara (Hg.): *Bausteine einer Bildungsgangtheorie*. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S. 145–158.
- Treppenhauer, Andreas (1991): *Psychoanalyse*. In: Flick, Uwe; Kardorff, Ernst von; Rosenstiel, Lutz von; Wolff, Stephan (Hg.): *Handbuch Qualitative Sozialforschung*. Psychologie Verlags Union, München .
- Tully, Claus J. (Hg.) (2006): *Lernen in flexibilisierten Welten*. Wie sich das Lernen der Jugend verändert. Juventa, Weinheim & München (Jugendforschung).
- Turrini, Heinz; Schilling, Michael (1997): *Auf dem Weg in die Zukunft*. Studien- und Berufswahl als persönlicher Entscheidungsprozeß vor dem Hintergrund zunehmender Beschäftigungsprobleme und beschleunigtem gesellschaftlichen Wandel. In: Turrini, Heinz; Schilling, Michael (Hg.): *Wi(e)der die studentischen Probleme*. Bundesministerium für Wissenschaft und Verkehr, Wien .
- Turrini, Heinz; Schilling, Michael (Hg.) (1997): *Wi(e)der die studentischen Probleme*. Bundesministerium für Wissenschaft und Verkehr, Wien.
- van Dyk, Silke; Lessenich, Stephan (2008): *Unsichere Zeiten*. Die paradoxe „Wiederkehr“ der Unsicherheit. In: *Mittelweg* 36, Jg. 17, H. 5, S. 13–45.
- Vester, Heinz-Georg (1993): *Soziologie der Postmoderne*. Quintessenz Verlag, München.
- Vester, Michael (1998): *Was wurde aus dem Proletariat? Das mehrfache Ende des Klassenkonflikts: Prognosen sozialstrukturellen Wandels*. In: Friedrichs, Jürgen; Lepsius, M. Rainer; Mayer, Karl Ulrich (Hg.): *Die Diagnosefähigkeit der Soziologie*. Westdeutscher Verlag, Opladen (Sonderheft der KzfSS, Nr. 38), S. 164–206.
- Vester, Michael (2004): *Die Illusion der Bildungsexpansion*. Bildungsöffnungen und soziale Segregation in der Bundesrepublik. In: Engler, Stefanie; Kraus, Bettina (Hg.): *Das kulturelle Kapital und die Macht der Klassenstrukturen*. Sozialstrukturelle Verschiebungen und Wandlungsprozesse des Habitus. Juventa, Weinheim & München .
- Vester, Michael (2006): *Die gefesselte Wissensgesellschaft*. In: Bittlingmayer, Uwe H.; Bauer, Ulrich (Hg.): *Die ‚Wissensgesellschaft‘*. Mythos, Ideologie oder Realität. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S. 172–222.
- Vester, Michael; Hofmann, Michael; Zierke, Irene (1995): *Soziale Milieus in Ostdeutschland*. Bund Verlag, Köln.
- Vester, Michael; Oertzen, Richard von; Geiling, Heiko; Hermann, Thomas; Müller, Dagmar (2001): *Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel*. Zwischen Integration und Ausgrenzung. Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- Vetter, Hans-Rolf (1989): *Überforderung von Lebensläufen*. Zur Problematik steigender ökonomischer und sozialpolitischer Rationalitätskriterien aus erwerbsbiographischer Sicht. In: Brock, Dietmar; Leu, Hans-Rudolf; Preiß, Christine; Vetter, Hans-Rolf (Hg.): *Subjektivität im gesellschaftlichen Wandel*. Umbrüche im beruflichen Sozialisationsprozeß. DJI Verlag Deutsches Jugendinstitut, München, S. 279–316.
- Vogel, Berthold (2000): *Die Spuren der Arbeitslosigkeit - der Verlust der Erwerbsarbeit im Umbruch der ostdeutschen Gesellschaft*. In: Esser, Hartmut (Hg.): *Der Wandel nach der Wende*. Westdeutscher Verlag, Opladen, S. 215–236.

- Vogel, Berthold (2008): *Prekarität und Prekariat - Signalwörter neuer Ungleichheit*. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, H. 33-34, S. 12–18.
- Voß, Günther G. (1997): *Beruf und alltägliche Lebensführung – zwei subjektnahe Instanzen der Vermittlung von Individuum und Gesellschaft*. In: Voß, Günther G.; Pongratz, Hans J. (Hg.): *Subjektorientierte Soziologie*. Leske + Budrich, Opladen, S. 201–222.
- Voß, Günther G. (2001): *Auf dem Weg zum Individualberuf*. Zur Beruflichkeit des Arbeitskraftunternehmers. In: Kurtz, Thomas (Hg.): *Aspekte des Berufs in der Moderne*. Leske + Budrich, Opladen, S. 287–314.
- Wagner, Christine; Sydow, Hubert (1996): *Entwicklung und Sozialisation von Jugendlichen vor und nach der Vereinigung Deutschlands*. In: Hormuth, Stefan E.; Heinz, Walter R.; Kornadt, Hans-Joachim; Sydow, Hubert; Trommsdorff, Gisela (Hg.): *Individuelle Entwicklung, Bildung und Berufsverläufe*, Opladen. Leske + Budrich, S. 79–140.
- Wahler, Peter (1997): *Berufliche Sozialisation in der Leistungsgesellschaft*. Centaurus Verlagsgesellschaft, Pfaffenweiler.
- Wahler, Peter; Witzel, Andreas (1996): *Berufswahl – ein Vermittlungsprozeß zwischen Biographie und Chancenstruktur*. In: Schober, Karen; Gaworek, Maria (Hg.): *Berufswahl: Sozialisations- und Selektionsprozesse an der ersten Schwelle*. Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Nürnberg, S. 9–36.
- Walter, Sybille; Walther, Andreas (2007): *"Context matters": Anforderungen, Risiken und Spielräume im deutschen Übergangssystem*. In: Stauber, Barbara; Pohl, Axel; Walther, Andreas (Hg.): *Subjektorientierte Übergangsforschung. Rekonstruktion und Unterstützung biographischer Übergänge junger Erwachsener*. Juventa, Weinheim & München, S. 65–96.
- Walter, Sybille; Walther, Andreas; Pohl, Axel (2007): *"Du wirst echt in eine Schublade gesteckt..."*. Junge Frauen und Männer im Übergangssystem zwischen Wahlbiographie und Cooling Out. In: Stauber, Barbara; Pohl, Axel; Walther, Andreas (Hg.): *Subjektorientierte Übergangsforschung. Rekonstruktion und Unterstützung biographischer Übergänge junger Erwachsener*. Juventa, Weinheim & München, S. 97–126.
- Walther, Andreas (2008): *Die Entdeckung des jungen Erwachsenen: Eine neue Lebensphase oder die Entstandardisierung des Lebenslaufs*. In: Galuske, Michael; Rietzke, Tim (Hg.): *Lebensalter und soziale Arbeit: Bd. 4. Junges Erwachsenenalter*. Schneider Verlag Hohengehren, Baltmannsweiler, S. 10–35.
- Walther, Andreas; Stauber, Barbara (2007): *Übergänge in Lebenslauf und Biographie*. In: Stauber, Barbara; Pohl, Axel; Walther, Andreas (Hg.): *Subjektorientierte Übergangsforschung. Rekonstruktion und Unterstützung biographischer Übergänge junger Erwachsener*. Juventa, Weinheim & München, S. 19–40.
- Waschkuhn, Arno (1998): *Demokratietheorien*. Politiktheoretische und ideengeschichtliche Grundzüge. R. Oldenbourg Verlag, München.
- Weber, Max (1972): *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*. Studienausg., 5. Aufl. / bes. von Johannes Winkelmann. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen.
- Weber, Max (1988a): *Die Protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*. In: Weber, Max: *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie Bd. 1*, Tübingen. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), S. 17–206.
- Weber, Max (1988b): *Wissenschaft als Beruf*. In: Weber, Max: *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. 7. Aufl., Tübingen. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) .
- Wehler, Hans-Ulrich (1995): *Deutsche Gesellschaftsgeschichte Bd. 3*. Von der „Deutschen Doppelrevolution“ bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs, 1848-1914. Verlag C. H. Beck, München.
- Wehler, Hans-Ulrich (2000): *Die Zielutopie der „Bürgerlichen Gesellschaft“ und die „Zivilgesellschaft“ heute*. In: Lundgreen, Peter (Hg.): *Sozial- und Kulturgeschichte des Bürgertums*. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, S. 85–92.
- Wehler, Hans-Ulrich (2003): *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*. Bd. 4: Vom Beginn des Ersten Weltkriegs bis zur Gründung der beiden deutschen Staaten. Verlag C. H. Beck, München.
- Wehler, Hans-Ulrich (2008): *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*. Bd. 5: Bundesrepublik und DDR 1949-1990. Verlag C. H. Beck, München.
- Weil, Mareike; Lauterbach, Wolfgang (2009): *Von der Schule in den Beruf*. In: Becker, Rolf (Hg.): *Lehrbuch der Bildungssoziologie*. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S. 321–356.
- Welzer, Harald (1993): *Transitionen*. Zur Sozialpsychologie biographischer Wandlungsprozesse. Edition Diskurs, Tübingen.
- Wensierski, Hans-Jürgen von (2008): *Berufsorientierende Jugendbildung – Jugendbildung zwischen Sozialpädagogik, Schule und Arbeitswelt*. In: *Diskurs. Kindheits- und Jugendforschung*, H. 2, S. 149–161.
- Weymann, Ansgar (Hg.) (1989): *Handlungsspielräume*. Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart.
- Wiarda, Jan-Martin (2006): *Ängstliche Gewinner*. In: *Die Zeit*, Ausgabe 19, 5. Mai 2006.
- Wiarda, Jan-Martin (2007): *Ratlose Abiturienten*. In: *Die Zeit*, Ausgabe 37, 6. September 2007.
- Wieland, Clemens; Lexis, Ulrike (2005): *„Qualitätsmanagement in der Schule“*. *Das Projekt „Siegel berufswahl- und ausbildungsfreundliche Schule“ als Einstieg in die Qualitätsentwicklung*. In: *Unterricht Wirtschaft*, Jg. 6, H. 23, S. 52–58.

- Wieland, Dirk (2004): *Die Grenzen der Individualisierung*. Sozialstrukturanalyse zwischen objektivem Sein und subjektivem Bewusstsein. Leske + Budrich, Opladen.
- Witthaus, Udo (1996): *Barrieren und Widersprüche zwischen Ausbildung und Beschäftigung*. Zur (Un-)Möglichkeit der Einlösung arbeitsinhaltlicher Interessen und Ansprüche. In: Mansel, Jürgen; Klocke, Andreas (Hg.): *Jugend von heute*. Selbstanspruch, Stigma und Wirklichkeit. Juventa, Weinheim & München, S. 107–128.
- Witzel, Andreas (1985): *Das problemzentrierte Interview*. In: Jüttemann, Gert (Hg.): *Qualitative Forschung in der Psychologie*. Beltz Verlag, Weinheim & Basel, S. 227–256.
- Woderich, Rolf (1992a): *Mentalitäten im Land der kleinen Leute*. In: Thomas, Michael (Hg.): *Abbruch und Aufbruch*. Sozialwissenschaften im Transformationsprozeß. Akademie Verlag, Berlin, S. 76–92.
- Woderich, Rolf (1992b): *Mentalitäten zwischen Anpassung und Eigensinn*. In: *Deutschlandarchiv*, Jg. 25, H. 1, S. 21–32.
- Wohlrab-Sahr, Monika (1992a): *Biographische Unsicherheit*. Implikationen der "Modernisierung der Moderne". In: *Soziale Welt*, Jg. 43, H. 2, S. 216–237.
- Wohlrab-Sahr, Monika (1992b): *Institutionalisierung oder Individualisierung des Lebenslaufs*. Anmerkungen zu einer festgefahrenen Debatte. In: *BIOS*, Jg. 5, H. 1, S. 1–19.
- Wohlrab-Sahr, Monika (1998): *Konversion als Re-Sozialisation*. In: *Zeitschrift für die Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, Jg. 18, H. 4, S. 373–388.
- Wohlrab-Sahr, Monika (1999): *Biographieforschung jenseits des Konstruktivismus*. In: *Soziale Welt*, Jg. 50, H. 4, S. 483–494.
- Wohlrab-Sahr, Monika (2002): *Prozessstrukturen, Lebenskonstruktionen, biographische Diskurse*. Positionen im Feld soziologischer Biographieforschung und mögliche Anschlüsse nach außen. In: *BIOS*, Jg. 15, H. 1, S. 4–23.
- Wohlrab-Sahr, Monika (2006): *Die Realität des Subjekts*. Überlegungen zu einer Theorie biographischer Identität. In: Keupp, Heiner; Hohl, Joachim (Hg.): *Subjektdiskurse im gesellschaftlichen Wandel*. Zur Theorie des Subjekts in der Spätmoderne. Transcript Verlag, Bielefeld, S. 75–96.
- Wolf, Ernest S. (1998): *Theorie und Praxis der psychoanalytischen Selbstpsychologie*. Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Zaretsky, Eli (2006): *Freuds Jahrhundert*. Die Geschichte der Psychoanalyse. 1. Aufl. Zsolnay, Wien.
- Ziehe, Thomas (1979): *Der Wunsch, sich selbst lieben zu können*. Zur Zunahme narzisstischen Leidensdrucks bei der jungen Generation – ein neuer Sozialisationstyp. In: *Neue Sammlung*. Zeitschrift für Erziehung und Gesellschaft, Jg. 19, H. 1, S. 70–83.
- Ziehe, Thomas (2005): *"Post-Enttraditionalisierung"*. Beobachtungen zu einer veränderten Stimmungslage heutiger Jugendlicher. In: *Kursiv*. Journal für politische Bildung, H. 4, S. 64–75.
- Zilbersheid, Uri (1999): *Jenseits der Arbeit*. Der vergessene sozialistische Traum von Marx, Fromm und Marcuse. Peter Lang Verlag, Frankfurt/M.
- Zinn, Jens (2006): *Biographische (Un-)Sicherheit in der Moderne*. Zum Wandel von Selbstbindung und Widerständigkeit in Alltagstheorien und biographischer Forschung. In: *Sozialer Sinn*, Jg. 7, H. 2, S. 301–326.
- Zinn, Jens; Eßer, Felicitas (2003): *Die Herstellung biographischer Sicherheit in der reflexiven Moderne*. In: *BIOS*, Jg. 16, H. 1, S. 46–63.
- Zinnecker, Jürgen (1982): *Jugend 1981: Portrait einer Generation*. In: *Jugendwerk der Deutschen Shell* (Hg.): *Jugend '81*. Leske + Budrich, Opladen, S. 80–122.
- Zinnecker, Jürgen (1987): *Jugendkultur 1940-1985*. Leske + Budrich, Opladen.
- Zinnecker, Jürgen (2003a): *„Das Problem der Generationen“*. Überlegungen zu Karl Mannheims kanonischem Text. In: Reulecke, Jürgen (Hg.): *Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert*. R. Oldenbourg Verlag, München, S. 33–59.
- Zinnecker, Jürgen (2003b): *Jugend als Moratorium*. Essay zur Geschichte und Bedeutung eines Forschungskonzepts. In: Reinders, Heinz; Wild, Elke (Hg.): *Jugendzeit - Time Out*. Zur Ausgestaltung des Jugendalters als Moratorium. Leske + Budrich, Opladen, S. 37–64.
- Zoll, Rainer (1992): *Der soziokulturelle Wandel in der Bundesrepublik*. In: Zoll, Rainer (Hg.): *Ein neues kulturelles Modell*. Zum soziokulturellen Wandel in Gesellschaften Westeuropas und Nordamerikas. Westdeutscher Verlag, Opladen, S. 11–22.
- Zoll, Rainer (1999a): *Lebenswelt im Umbruch*. In: Zoll, Rainer (Hg.): *Ostdeutsche Biographien*. Lebenswelt im Umbruch. Suhrkamp, Frankfurt/Main, S. 320–329.
- Zoll, Rainer (1999b): *Zur Lebenswelt der DDR*. In: Zoll, Rainer (Hg.): *Ostdeutsche Biographien*. Lebenswelt im Umbruch. Suhrkamp, Frankfurt/Main, S. 248–254.